Computer im Alltag – Computer als Alltag
Erzählstrategien und biographische Deutungen im Veralltäglichungsprozess von Technik

Dissertation
Zur Erlangung der Würde
des Doktors der Philosophie

der Universität Hamburg

vorgelegt von

Gerrit Herlyn

aus Hamburg

Hamburg 2008

1. Gutachter: Prof. Dr. Thomas Hengartner
2. Gutachter: PD Dr. Hans Joachim Schröder

Tag der mündlichen Prüfung: 27.2. 2008

Woher weht der Wind von morgen,
wozu wird das Ding gebaut?
Wonach schreit der Mensch von heute,
wer hat mein Gehirn geklaut? ,

Ich frage Leute auf der Straße,
in der U-Bahn, im Büro,
alle woll'n Computer haben,
keiner weiß genau wieso.

Gib mir Parallelschnittstellen,
64-Bit-Prozessor,
Fortram, Logo, CPU
und VisiCalc und RAM-Modul.

Interslip und Floppy Chip,
Pershing II und Apple Panic,
sind die Russen unsre Feinde,
ach, die Welt ist so verwirrend!

Kann ich morgen nicht mehr leben
ohne Personalcomputer?
Kann ich meine Blumen nicht mehr
ohne den Computer gießen?

Kann ich keine Suppe kochen
ohne LCD-Display,
und wenn ich meine Socken wasche,
brauche ich ein Interface?

Woll'n die Russen uns vernichten,
oder sind die Amis schuld?
Crazy Shoot Out, Space Invaders,
Snack Attack und Roach Hotel.

Von allen Dingen auf der Erde,
die es gibt und geben darf,
weiß ich eines völlig sicher,
was war es gleich, grad wußt ich's noch?

Papi, schenk mir einen Computer!
Hilfe für die ganze Familie!
Liebling, nimm die Rüstungsspirale!
Tanz den Gummitwist!

Ausschnitt aus dem Stück „Tanz den Gummitwist!“ der deutschen Pop-Gruppe „Der Plan“, 1983

Inhaltsverzeichnis

1.	Einleitung	1
1.1.	Kultur, Alltag und die Informationsgesellschaft	1
1.2.	Gang der Argumentation	3
2.	Technik im Alltag – Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Perspektiven	6
2.1.	Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Zugänge zur Alltagskultur Fragen an den Alltag – den Alltag befragen (9) • Alltag(shandeln) – Akteure als Konsumenten (14)	6
2.2.	Technikvolkskunde: Technik-Fragen der Alltagskulturforschung Zur Veralltäglichung von Technik (22) • Alltagswissen – den technischen Alltag ordnen (29) • Computer(technik) als nicht-menschliche(s) Wesen (33) • Exkurs: Deutungsmotive in der Computergeschichte (37)	19
3.	Methodisches Vorgehen: Zum Forschungsprojekt „Technik als biographische Erfahrung“ Samplebildung (41) • Interviewführung (42) • Zur Transkription der Interviews (44) • Zur Frage der Interviewauswertung (45)	41
4.	Biographische Dimensionen der Computerdeutung Rhetorische Figuren als Näherungsoption (49) • Technischer Wandel als biographische Herausforderung (52) • Erzählstrategien – wie über Technik sprechen (55) • Beschreiben und Berichten (57) • Erzählen (58) • Argumentieren (60) • Erklären (63) • Zur Gliederung der Interviewauswertungen (66)	49
4.1.	Biographie und technischer Wandel: Technikgeschichte im rekonstruktiven Erzählen und Erinnern	68
4.1.1.	Sieben exemplarische Analysen zum Computer in der biographischen Erzählung	71
4.1.1.1.	Lutz Adamczyk – Zukunftsperspektiven in der Informationsgesellschaft	71
4.1.1.2.	Paula Weichold – Computer- und Technikablehnung als Kulturkritik	76
4.1.1.3.	Paul Gerkens – Praktisches Wissen und alltäglicher Expertenstatus	80
4.1.1.4.	Doris Kramer – Digitalisierung als dauerhafte Herausforderung am Arbeitsplatz	84
4.1.1.5.	Renate Drews – Fehlende Computererfahrungen und der Versuch, aufzuholen	90
4.1.1.6.	Volker Ueberberg – Das entwertete Expertenwissen	95

4.1.1.7. Friedrich Preusler – technischer Wandel als ambivalente Erfahrung 103

4.1.2. Computeraneignungen in der biographischen Erinnerung 109
Aneignung als individuelle Erfolgsgeschichte (110) • Technische Innovationen als biographische Herausforderung (116) • Computer als Erinnerungsobjekte (120) • Aneignungserinnerungen – Der erste Computer (123) • y2k - Das kurze (kollektive) Gedächtnis der Informationsgesellschaft (129)

4.1.3. Zusammenfassung 135

4.2. Erfahrungsdimensionen – Erfahrungen deuten 138
Technikforschung als Erfahrungsgeschichte (138)

4.2.1. Der Computer am Arbeitsplatz 140
Technischer Wandel als Arbeitserfahrung (143) • Wahrnehmen und Bewerten (156) • Schreiben im (Arbeits)alltag: von der Schreibmaschine zum Computer (165) • Müde Augen – Gesundheitliche Folgen des Computerumgangs (171)

4.2.2. Der Computer im sozialen Nahbereich 173
Der Computer als Familienmitglied (173) • Lernsituationen - Inverse Techniksozialisation (183) • Computer in Beziehungen – Beziehungsarrangements im technisierten Alltag (185) • Machtverhältnisse und Technikwissen in Beziehungen (189)

4.2.3. Computerspiele – Virtuelle Welten als Alltagserfahrung 194

4.2.4. Der Computer als Kommunikationsmedium 208
Erweiterung des kommunikativen Repertoires (210) • Informationsmanagement (215)

4.2.5. Erfahrungen der Dynamik des technischen Wandels 220

4.2.6. Zusammenfassung 224

4.3. Mensch-Maschine-Interaktion – Deutungsfiguren des nicht-menschlichen Wesens 226

4.3.1. Interaktionen – Charakterisierungen des virtuellen Gegenüber 230
4.3.1.1. Anthropormophisierungen – das nicht-menschliche Wesen Computer „lebt“ 230

4.3.1.2.	Der Zeitverschlinger	233
4.3.1.3	Sucht und Verführung: Technik und Moral (1)	238
4.3.2	Umgangsstrategien	243
4.3.2.1.	Das praktische Wissen	243
4.3.2.2.	Komplexität reduzieren (müssen) – Computerumgang als unvollständige Erfahrung	248
4.3.2.3.	Nullen und Einsen – Technik erklären können	251
4.3.2.4.	„Schuld“ und Verantwortung - Technik und Moral (2)	255
4.3.3.	Kritik am und soziale Folgen des Computereinsatzes	257
4.3.3.1.	Kritik des Technikeinsatzes: die scheinbare Rationalität	257
4.3.3.2.	Mensch und Computertechnik als Antagonismus	260
4.3.3.3.	Ängste vor dem Computer	265
4.3.3.4.	Virtualität und Real Life – Verlust des Körperlichen	268
4.3.3.5.	(Computer-)technischer Wandel überholt die Menschen	271
4.3.3.6.	Datensicherheit und Überwachungsängste – Vorsicht und Kontrolle	274
4.3.4.	Grenzen der Versprachlichung	281
4.3.5	Zusammenfassung	282
4.4.	Deutungen als Orientierung: der Computer als soziale „Difference Engine“	284
4.4.1.	Generationenvorstellungen als Orientierung	286
4.4.2.	Computerfreaks – die soziale Ambivalenz der Expertenwissens	294
4.4.3.	Computer vs. Kinder – Medienwirkung im Alltag	299
4.4.4.	Orientierungen und Bewertungen in Bezug auf den (computer-) technischen Wandel	304
4.4.5.	Geschlechterbilder	309
4.4.6.	Computer als Bestandteil des Technikverständnisses	313
4.4.7.	Zusammenfassung	317
5.	Schlussfolgerungen	320
5.1.	Über Technik sprechen – Technikumgang im Alltag als kommunikative Leistung	321
5.2.	Technik-Biographien - Der Computer als biographische Herausforderung	322
5.3.	Erzählstrategien – rhetorische Figuren des Technikumgangs	323
5.4.	Alltagswissen über Technik: Differenzieren, Orientieren, Bewerten	325
5.5.	Perspektiven der Veralltäglichung	326
6.	Literaturverzeichnis	327

1. Einleitung

1. 1. Kultur, Alltag und die Informationsgesellschaft

Bei den Versuchen, unsere kulturelle Gegenwart in prägnanten Begriffen zusammenzufassen, spielt die Computertechnologie als Leitbild eine zentrale Rolle. Informationsgesellschaft, Wissensgesellschaft, Byte-Gesellschaft, digitalisierter Alltag, Wissensrevolution, vernetzte Welt und Netzwerkgesellschaft, „Generation@“ oder globales Dorf sind Schlagworte, mit denen der Wandel begrifflich erfasst werden soll, den die vielfältigen Entwicklungen rund um den Computer bewirkt haben.[1] Kultur, Gesellschaft und Alltag werden dabei mit der Größe Informationstechnik in Beziehung gesetzt und so wird die Computertechnik als zentrales Moment und Charakteristikum einer durch beschleunigten technisch bedingten Wandel, allgegenwärtige Kommunikations- und Informationsmöglichkeiten, Vernetzung und Globalisierung gekennzeichneten Gegenwart ausgemacht.

Eine Vielzahl diffuser Bilder – von Schreckensvisionen bis hin zum Computer als wichtigem Baustein zukünftiger Entwicklungen – prägen diese Vorstellungen und die technische Innovation wird begleitet von phobischen und euphorischen Vorstellungen. Dabei sind Computer und digitale Maschinen heute längst permanente Begleiter in unserem Alltag, sei es in offensichtlicher Form als zentrale Geräte der Büroinfrastruktur, als „versteckte“ Mikrochips in Geldautomaten, Haushaltsgeräten und Autos oder abstrakt und fast schon unwirklich im Daten-Dschungel des Kommunikationsmediums Internet. Die Technik hat dabei in unterschiedlicher Weise den Alltag durchwirkt und durchdrungen, grundlegende Bereiche unserer Kultur und sozialen Umwelt wie nahezu alle Bereiche der Arbeitswelt, Gestaltungsweisen der Freizeit, aber etwa auch kulturelle „Kerne“ wie etwa Vorstellungen des Gedächtnisses verändert. Mit mitunter rasantem Tempo sind Computer Teil eines Veralltäglichungsprozesses, in dem diese in den vergangenen zwanzig bis dreißig Jahren zum selbstverständlichen und in vielen Nutzungszusammenhängen unhinterfragten technischen Gebrauchsobjekt geworden sind.

Für die am gelebten und erfahrenen Alltag interessierte Kulturwissenschaft Volkskunde eröffnet sich mit der Frage nach dem Veralltäglichungsprozess des Computers eine wichtige Forschungsperspektive, die bisher bestenfalls in Ansätzen erschlossen ist. In seiner „Einführung in die Europäische Ethnologie“ stellte Wolfgang Kaschuba zu Recht fest, dass die volkskundliche Beschäftigung mit neuen Medien und mit den damit einhergehenden veränderten Kommunikations- und Technikbedingungen weitgehend ausgeblieben ist. „Bis auf wenige Pionierstudien ist diese »Dingwelt« des modernen oder postmodernen Alltags und seiner Technik- und Wissenssysteme

[1] Die Liste ließe sich um weitere Schlagworte erweitern. So hat Achim Bühl in seinem Versuch die virtuelle Gesellschaft soziologisch zu bestimmen, weitere zentrale Metaphern wie etwa Daten-Autobahn, Cyberspace, digitale Stadt oder globales Dorf untersucht. Bühl, Achim: Die virtuelle Gesellschaft. Ökonomie, Politik und Kultur im Zeichen des Cyberspace. Opladen 1997. S. 15ff.

kulturwissenschaftlich noch nicht erschlossen. Ethnologische Dissertationen erscheinen inzwischen zwar im Internet, aber die hinter diesem Medium stehende Kommunikationsidee wie -technologie selbst wird bisher kaum reflektiert."[2] Umfangreichere empirisch ausgerichtete Studien, die sich mit diesen Veralltäglichungsprozessen auseinandersetzen sind bisher weitgehend ausgeblieben. So wird zwar inzwischen vieles, was digital hergestellt wird, als Schlüsselsymbol kulturellen Wandels verstanden und als volkskundliche Quelle betrachtet.[3] Am subjektiven Erfahren ausgerichtete Fragen, wie etwa die nach der lebensgeschichtlichen Verarbeitung des technischen Wandels, danach welche alltagskulturellen Anforderungen und Lösungsstrategien entstehen und jeweils in den Alltag integriert werden, oder wie Erfahrungen einer „inneren Technisierung" bewältigt werden, wurden bisher empirisch jedoch kaum gestellt.[4]

Anhand des Beispiels des Computers sollen zu diesem aufgeworfenen Problemkomplex mit der vorliegenden Studie erste Antworten und Anregungen gegeben werden. Empirische Basis sind dabei die im Verlaufe des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekts „Kultur, Alltag und Wandel der Technik im Spiegel biographischer Erfahrungen der Gegenwart" geführten Interviewgespräche.[5] In den hier erhobenen 94 biographischen Interviews wurden Großstadtbewohner, die in einem weiten Sinne Dienstleistungsmilieus angehören, nach ihren Erfahrungen, Erinnerungen, Bewertungen und Verständnissen der sie umgebenden Technik befragt. In dieser offenen Form der biographischen Selbstthematisierung zeigte sich, dass die geschilderten Erfahrungen, die den Computer betreffen, in nahezu allen Interviews eine besonders relevante Stellung einnahmen. Diese Technik hat auch im alltäglichen Bewusstsein eine „Leitbildfunktion", wie der Techniksoziologe Karl-Heinz Hörning dies formuliert:

---

2 Kaschuba, Wolfgang: Einführung in die Europäische Ethnologie. München 1999. S. 234.

3 Vgl. z.B.: Bahl, Anke: Zwischen On- und Offline. Identität und Selbstdarstellung im Internet. Münster 1997; Schneider, Ingo: Erzählen im Internet. Aspekte kommunikativer Kultur im Zeitalter des Computers. In: Fabula 37 (1996). S.8-27; Schwibbe, Gudrun / Spieker, Ira: Virtuelle Friedhöfe. In: Zeitschrift für Volkskunde 95 (1999). S.220-245; Todtenhaupt, Anja: Die Cyberspace-Kultur. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung NF 32 (1997). S. 105-122.

4 Hengartner, Thomas: Zur „Kultürlichkeit" von Technik. Ansätze kulturwissenschaftlicher Technikforschung. In: Schweizerische Akademie der Geisteswissenschaften (Hg.): Technikforschung zwischen Reflexion und Dokumentation. Referate der Herbsttagung im November 2003. Bern 2005. S. 39-57, hier S. 41. Eine Ausnahme stellt das von 1999 bis 2001 durchgeführte Forschungsprojekt „Alltagsbeziehungen und Internet" dar. Vgl. hierzu Schönberger, Klaus: Neue Online-KommunikationspartnerInnen? Qualitative und quantitative Zugänge. In: Reips, Ulf-Dietrich (Hg.): Current Internet Science. Trends, Techniques, Results. Aktuelle Online-Forschung. Trends, Techniken, Ergebnisse. November 1999. [http://www.dgof.de/tband/99/inhalt.html]; Schönberger, Klaus: Internet und Netzkommunikation im sozialen Nahbereich. Anmerkungen zum langen Arm des „real life". In: forum medienethik 2/2000: Netzwelten, Menschenwelten, Lebenswelten. Kommunikationskultur im Zeichen von Multimedia, S. 33-42.

5 Schröder, Hans Joachim: Technikerfahrung im biographischen Erzählen. Projektbericht. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung 13 (2000). S. 262-284.

> „Im Verlauf derartiger Umbrüche gewinnen bestimmte Objekte paradigmatische Qualitäten, wie etwa der »Computer«, der eingefleischte Praktiken nachhaltig erschütterte und zum provozierenden Bezugspunkt einer Vielfalt von Sprach-, Sprech-, Denk- und Handlungsformen wurde. Dabei wurde der Computer in der Alltagspraxis weniger wegen seiner technischen Eigenschaften zum Modell, vielmehr avancierte er zum Vehikel zahlreicher Rearrangements und Redefinitionen auch in unserer Antwort auf die äußeren Eigenschaften der Dinge selbst“.[6]

Ein Weg, Einblicke in den Prozess der Veralltäglichung von Technik zu gewinnen, ist es, einen erfahrungsgeschichtlichen Zugang mit Methoden der Biographie- und Erzählforschung zu beschreiten. Die Selbstthematisierung der Akteure gibt Hinweise darauf, wie die Integration der Technik in den Alltag gelingt, welche Konflikte und Auseinandersetzungen dabei auftreten, aber auch, welche biographischen Arrangements mit der Technik eingegangen werden – in einem weiteren Sinne: welches kulturelle Bewusstsein von der Technik sich dabei zeigt. Dabei sind Computer und Technik eben nicht nur in der künstlichen Situation des vom Kulturwissenschaftler geführten Interviews Gesprächsthema, die Aushandlung kulturell „richtiger“ und „falscher“ bzw. akzeptierter und nicht akzeptierter Umgangsweisen findet zumeist über alltägliche Kommunikationssituationen statt. In Lehr- und Lernsituationen, beim Umgang mit Störungen und Problemen oder in ganz „normalen“ sozialen Situationen der Computernutzung ist das Sprechen über oder auch mit dem Computer geübte kulturelle Praxis, die sich in den am Alltagsgespräch orientierten Interviews vielfach auf ausgesprochen plastische Art und Weise zeigt.

1.2. Gang der Argumentation

Für die Frage nach der Veralltäglichung des Computers wird zunächst der Alltagsbegriff in seinem volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Zuschnitt problematisiert. Als Zugang plädiere ich für einen vom Subjekt und von subjektiven Äußerungen gedachten Zugang zur Alltagskultur und für einen Alltagsbegriff, dessen inhaltliche Füllung und theoretische und methodologische Implikationen immer wieder reflektiert werden müssen, um nicht den Gefahren einer Verkürzung im empirischen Forschungsprozess zu erliegen. Das hieraus folgende Problem der kulturwissenschaftlichen Deutung und Rekonstruktion kulturellen Handelns wird anhand einer Gegenüberstellung von Pierre Bourdieus Habitus-Begriff und den Überlegungen Michel de Certeaus zur „Kunst des Handelns“ diskutiert. Die damit verbundene Frage der Verortung der Akteure bzw. Subjekte zwischen „Struktur“ und „Prozess“, zwischen „Eigensinn“ und „Kontingenz“ lässt sich als (alltags-) kulturwissenschaftlich zentrales theoretisches Problem auffassen.[7]

---

[6] Hörning, Karl-Heinz: Kulturelle Kollisionen. Die Soziologie vor neuen Aufgaben. In: Ders. / Winter, Rainer (Hg.): Widerspenstige Kulturen: Cultural Studies als Herausforderung. Frankfurt a.M. 1999. S. 84-115, hier S. 104.

[7] Reckwitz, Andreas: Zur Transformation der Kulturtheorien. Weilerswist 2000.

In einem anschließenden theoretischen Abschnitt werden die kulturwissenschaftlichen Überlegungen zur Technik bzw. zur Frage der Technik im Alltag systematisiert und somit die Grundannahmen für die Auswertung der Interviews dargestellt. Mit Blick auf den Computer wird zunächst versucht, die Veralltäglichungsperspektive darzustellen, die in der wechselseitigen Beeinflussung von technischen Entwicklungen als historische Prozesse und deren Rezeption, Gestaltung, Nutzung und Deutung durch die Alltagshandelnden zu begreifen ist. Wenn es um die alltägliche Bestimmung des technischen Gegenübers Computer in den Interviewmaterialien geht, sind vor allem die auf Bruno Latour zurückgehenden Überlegungen zum sozialen Charakter technischer Artefakte wichtig. Die aus der Akteur-Netzwerk-Theorie gewonnenen Einsichten zu den „nicht-menschlichen Wesen“ gewinnen gerade bei der komplexen Computertechnik im alltäglichen Umgang an Bedeutung.

Ein dritter Zugang, der vor allem an die Wichtigkeit der kommunikativen Aufarbeitung und der Sinn- und Bedeutungszuschreibungen zu Technik anschließt, ist der des Technikwissens, mit dem die alltägliche und in den Interviewmaterialien sichtbare sprachliche Verhandlung von Technikerfahrungen gefasst werden kann. Im Rahmen eines knappen Exkurses werden die sonst in dieser Arbeit vernachlässigten allgemeineren Computerbilder behandelt. Anhand von vier Beispielen, die auch in den Interviews in vergleichbarer Form aufgegriffen werden, wird deren Wirkmächtigkeit illustriert.

Im folgenden Abschnitt werden die im Projektverlauf erarbeiteten und angewandten methodischen Überlegungen zur Samplebildung, zur Interviewführung, zur Transkription von Interviews und zur Auswertung qualitativer Interviews dargestellt.

In den vier Hauptkapiteln folgt die Auswertung der aus dem Interviewmaterial gewonnenen so genannten „rhetorischen Figuren“ der Technikdeutung, mit denen ich die alltagskulturelle Dimension der versprachlichten und kommunizierten Technikerfahrungen zu fassen versuche. Die kulturellen Dimensionen der Computertechnik werden so vor allem über sprachliche Orientierungen und Verarbeitungsstrategien in der alltäglichen Deutung und Ordnung der Technik und der Technikerfahrungen sichtbar und systematisierbar. Die Auswertung beginnt dabei mit den erfahrungs- und biographienäheren Dimensionen und endet bei den allgemeineren, abstrakteren und erfahrungsferneren Bedeutungszuschreibungen.

Im ersten der vier Hauptkapitel stehen beispielhafte Einblicke in die biographische Verarbeitung des technik-kulturellen Wandels im Mittelpunkt. Die Omnipräsenz des technischen Artefakts Computer zeigt sich darin, dass in einem breiten Sprektrum unterschiedlicher Biographien diesem jeweils eine – wenn auch sehr unterschiedliche – Bedeutung zugewiesen wird. Dies wird zunächst an sieben exemplarischen Biographien verdeutlicht, in denen der „Computeranteil“ auf sehr unterschiedliche Weise, abhängig von Alter, Geschlecht, beruflicher Situation und geäußerter Techniknähe zum Tragen kommt. Allgemeiner wird die biographische Dimension anhand der individuell sichtbaren Erinnerungskultur „rund um den Computer“ deutlich,

die sich in den je individuellen Positionierungen mit oder gegenüber den computertechnischen Entwicklungen zeigt.

Im folgenden Abschnitt stehen die unterschiedlichen Erfahrungsbereiche im Mittelpunkt, in denen konkrete Umgangsweisen mit der Computertechnik thematisiert werden. Computer*erfahrungen* prägen Arbeit und Freizeit, sie verändern grundlegend Kommunikations- und Informationsmöglichkeiten. Dabei stellt sich die Frage, wie diese Erfahrungen verarbeitet und versprachlicht werden, wie das Verhältnis zwischen Mensch und Technik im Alltag mit Sinn versehen wird. Die Integration von Computertätigkeiten in das nahe soziale Umfeld – etwa Familie oder Partnerschaft – wird beispielsweise ausführlich thematisiert und verweist so auf die Intergrationsleistungen und -anforderungen, denen sich die Nutzer und Nutzerinnen stellen müssen. Zwei weitere Felder, an denen das alltägliche Reflektieren über den technischen Wandel einsetzt bzw. einsetzen muss, stehen in Zusammenhang mit den neuen Kommunikationsmöglichkeiten durch das Internet und dem Computer als Medium der Freizeitgestaltung, also dem Bereich der Computerspiele.

Im dritten Abschnitt steht die Deutung der sozialen Qualitäten des Computers im Mittelpunkt. Die alltäglichen Herausforderungen und Zumutungen des Computers, zusammenfassbar im Schlagwort der Mensch-Maschine-Interaktion, werden in den Interviewgesprächen in immer wieder vergleichbaren Sprachbildern interpretiert. Dabei wird deutlich, dass diese als sprachliche Strategien und Argumentationen zu verstehen sind, die dem Computer die Züge eines „nicht-menschlichen Wesens“ verleihen. Diesem, auf diese Art und Weise mit verschiedenen Charaktereigenschaften ausgestattet, ist mit bestimmten Umgangsstrategien zu begegnen. Gleichzeitig werden so aber auch die alltäglichen, mit einer Kritik am Technikeinsatz verbundenen Alltagsdeutungen sichtbar, die den Wunsch nach der Rückgewinnung der Macht der menschlichen Akteure ausdrücken.

In einem vierten und letzten Teil steht schließlich das Orientierungswissen über Computer im Mittelpunkt. Hier werden Fragen danach gestellt, wie der Computer als soziale und kulturelle „Difference Engine“ im Alltag funktioniert. In den Interviews werden – mehr oder minder explizit – Bilder der Nutzer über soziale und kulturelle Differenzen deutlich. So erweisen sich etwa Vergleiche und Verallgemeinerungen über generationell bedingte Gebrauchsunterschiede von Computern als ausgesprochen wichtige Orientierungspunkte. Andere Felder, in denen dieses Orientierungswissen durchscheint, beziehen sich etwa auf die alltägliche Konstruktion von Technikexperten oder die Einschätzung der Medienwirkung von Computern auf Kinder und Jugendliche. Sichtbar werden so vor allem die diskursiv verhandelten Bedeutungszuschreibungen zum Computer im Veralltäglichungsprozess.

2. Technik im Alltag – Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Perspektiven

2.1. Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Zugänge zur Alltagskultur

Für die Frage nach der Technik im Alltag, nach der Veralltäglichung von Technik, danach wie die Präsenz des Technischen erforschbar und beschreibbar ist und welche Rückwirkungen sie auf das Leben der Menschen hat, ist zunächst der Zugang über den in der volkskundlichen Kulturwissenschaft zentralen Begriff des Alltags sinnvoll. Alltags(kultur) ist gegenwärtig für die „kognitive Identität der Volkskunde“ gewissermaßen die gemeinsame Klammer.[8] Dabei ist nicht immer eindeutig geklärt, wie Alltag und Alltage kulturwissenschaftlich zu fassen sind und ob mit diesem zentralen, aber eben auch problematischen Zugang nicht vor allem auch eine verführerische „Trope“ im wissenschaftlichen Schreiben verbunden ist.[9]

Mit Blick auf die im Mittelpunkt dieser Arbeit stehenden Selbstthematisierungen möchte ich zum ersten dafür plädieren, die Alltagsperspektive im Sinne eines empirischen Zugriffs mit einen Zugang über die handelnden Subjekte zu suchen. Zum zweiten gilt es, die theoretischen und methodischen Implikationen dieses Zugangs als immanente Voraussetzungen im volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Arbeiten zu reflektieren: Alltag mit Ueli Gyr sowohl als Gegenstandsbereich als auch als Perspektive für die Volkskunde zu verstehen und so einen Zugang zum Alltag zu umreißen, der über subjektive Deutungen und Bedeutungen, über kulturelle Praxen und Erfahrungen plausibel wird und in dem kulturelle Prozesse in ihrer Historizität und Geschichtlichkeit gedeutet werden:

> „Eine solche [Perspektive] bietet meiner Meinung nach noch immer die Alltagskultur. Debatten über die Problematik von Alltagskonzepten hin oder her: Alltagskultur umschreibt einen Gegenstandsbereich wie eine Perspektive, mit Arbeitsalltag keinesfalls identisch. Alltag meint einen ganzheitlichen Erfahrungsraum, geprägt von einer besonderen Art von Erfahrungen, Handlungen und Wissensbeständen. Alltag und Lebenswelt gehören zusammen, sie formieren »eingeschränkte Umwelt« mit routinisierter Alltäglichkeit in überlieferten Ordnungen.“ [10]

---

[8] Lindner, Rolf: Zur kognitiven Identität der Volkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 90 (1987). S. 1-19. Eine problematische Sonderposition in der Volkskunde nimmt gegenwärtig Martin Scharfe ein, der mit kritischem Blick auf das Alltagskulturparadigma und die damit verbundene empirischen Orientierung schreibt: „Jedenfalls hat sich das Paradigma Alltag – als eine deskriptive Vorstellung – lähmend herabgesenkt und offenbar so manche reflexive Anstrengung erstickt“. Scharfe, Martin: Menschenwerk. Erkundungen über Kultur. Köln / Weimar / Wien 2002. S. 6.

[9] Zur Reflexion und Dynamik von Tropen in der Fachgeschichte der Volkskunde, vgl. Maase, Kaspar: Volkskundliches Sprechen als symbolische Praxis oder: Stimmen der Volkskundler in Tropen. In: Brednich, Rolf Wilhelm / Schmitt, Heinz (Hg.): Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. Münster u.a. 1997. S. 387-398.

[10] Gyr, Ueli: Kulturale Alltäglichkeit in gesellschaftlichen Mikrobereichen. Standpunkte und Elemente der Konsensdebatte. In: Burckhardt-Seebass, Christine (Hg.): Zwischen den Stühlen fest im Sattel. Eine Diskussion um Zentrum, Perspektiven und Verbindungen des Faches Volkskunde. Göttingen 1997. S.13-19, hier S.15.

Carola Lipp hat 1993 – den damaligen Diskussionsstand problematisierend – ein Ende des Alltagskulturforschungsparadigmas vorhergesagt.[11] Es scheint sich allerdings abzuzeichnen, dass Alltag als zentrale volkskundliche Kategorie sich nicht in diese bekannte Abfolge von Theorie-, Begriffs- und Themenkonjunkturen einordnen lässt. Vielmehr ist dieser Begriff für die disparaten volkskundlichen Forschungsbereiche nach wie vor als verbindender perspektivischer Bezugspunkt zentral. Trotzdem muss für den gegenwärtigen Diskussionsstand festgehalten werden, dass theoretische und methodologische Arbeiten über die mit der volkskundlichen Grundkategorie Alltag verbundenen Implikationen und Konsequenzen in den letzten Jahren eher spärlich geblieben sind, was angesichts der interdisziplinär geführten Diskussion im Zusammenhang mit dem Cultural Turn in den Geistes- und Sozialwissenschaften durchaus erstaunlich ist.[12]

Um die mit dem Alltagskonzept verbundene grundlegende Neuorientierung und Perspektivverschiebung innerhalb der Volkskunde nachzuvollziehen, ist ein knapper Blick in die Fachgeschichte sinnvoll. Die Hinwendung der Volkskunde zum Alltag als einem zentralen Begriff setzte parallel mit dem „Abschied vom Volksleben“ und der Um- und Neuorientierung der Volkskunde in den wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Umbrüchen der späten 1960er und frühen 1970er Jahre ein. Folgt man Carola Lipp, drangen zunächst zwei Alltagskonzepte in die volkskundliche Fachdiskussion ein. Zum ersten die der phänomenologischen Soziologie entlehnten Alltagsbegriffe, in denen der Alltag die unhinterfragte Wirklichkeit der jeweiligen Lebenswelt darstellt.[13] Zum zweiten Ansätze, die – angelehnt an die „Kritik des Alltagslebens“ von Henri Lefèbvre – den Alltag als kritische Größe einführen wollten.[14] Alltag wurde in diesem marxistisch geprägten Sinne verstanden als das zu erduldende Schicksal breiter Massen der Bevölkerung. Diese nun einsetzende Kritik am regressiven Charakter des Alltagslebens war vor allem auch als Abkehr von den Romantisierungen und Vorstellungen einer Volkskultur als idealisierter Alltagskultur der älteren Volkskunde zu verstehen.[15]

---

[11] Lipp, Carola: Alltagskulturforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. Aufstieg und Niedergang eines interdisziplinären Forschungskonzepts. In: Zeitschrift für Volkskunde 89 (1993). S. 1-33.

[12] Dies spiegelt sich etwa in den Aufsatzthemen in den zentralen deutschsprachigen Fachzeitschriften der Volkskunde seit der Mitte der 1990er Jahre wider, etwa in den vorwiegend an Sachthemen orientierten Schwerpunkten der Zeitschrift für Volkskunde.

[13] Lipp, wie Anm. 11, S. 5.

[14] Lefèbvre, Henri: Kritik des Alltagslebens. München 1975.

[15] Jeggle, Utz: Alltag. In: Bausinger, Hermann / Jeggle, Utz / Korff, Gottfried / Scharfe, Martin (Hg.): Grundzüge der Volkskunde. 4. Aufl. Darmstadt 1999. S. 81-126, hier S. 92. In ähnlicher Weise – nämlich als Begrifflichkeit, die einen kritischen Blick ermöglicht – wird der Alltagsbegriff von Ina-Maria Greverus in „Kultur und Alltagswelt“ definiert. Greverus, Ina-Maria: Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie. Frankfurt a.M. 1987. S 93f.

Mit den Paradigmenwechseln zur Alltagsforschung waren bestimmte Themenkonjunkturen verbunden, denen sich die Volkskunde öffnete und anschloss und so gleichzeitig eine disziplinäre Öffnung hin zu einer „Soziologisierung, Historisierung und Ethnologisierung“ der Volkskunde bedeuteten.[16] In der nun boomenden Arbeiterkulturforschung etwa trafen sich Volkskundler und Sozialhistoriker in den 1970er und frühen 1980er Jahren mit einem durch die Alltagsperspektive geteilten „Blick von unten“, verbunden mit einer bisweilen starken Identifikation mit dem neuen Forschungsfeld und dessen Protagonisten.[17]

Ebenfalls auf die Problematiken der Alltagskulturforschung zurückblickend, differenzierte Konrad Köstlin zwei Zugänge. Zum einen war dies der Alltagsblick als von außen an die beforschte Kultur herangetragene Kategorie. Hier wurde im Sinne bestimmter volkskundlicher Schulen Alltag und Festtag gegenübergestellt und für diese Alltags-Definition „Art und Häufigkeit der Realisierung“ als Kriterium herangezogen.[18] Dem gegenüber stellt Köstlin das aus der emischen Perspektive operierende, den Alltag bestimmter Lebenswelten beschreibende Verständnis von Alltag. Köstlin exemplifiziert die damit verbundene Problematik am Beispiel der Átánya-Studien von Edith Fel und Tamás Hofer, deren eindrückliche Schilderung im ethnographischen Präsens einer „ethnomethodologischen Indifferenz entspricht, die, egal ob »richtig« oder »falsch« gehandelt wird, einfach das »wie« des Handelns akzeptiert und die apriorisch schon festliegende Funktionalität eines Systems bewundernd wahrnimmt“.[19] Der alleinige Zugriff auf die Alltags-Logik der beforschten Kultur hat zur Folge, dass das strukturelle Umfeld, dass Fragen von „normensetzender Herrschaft und Modernisierung“ unberücksichtigt bleiben. Der historisierende Blick der Volkskunde auf den Alltag hätte auch – so eine weitere Kritik Köstlins – zu einer Aufwertung von Banalitäten (dies als die andere Seite des kulturwissenschaftlichen Verstehens des Alltags) geführt.[20]

Insgesamt ist, trotz der unterschiedlichen aufgezeigten Perspektiven und Problemstellungen mit der Etablierung des Alltagsbegriffs der Versuch verbunden, „Normalitäten“, das Gewöhnliche und das Gewohnte in den Blick zu bekommen, diesem eine große Relevanz und Aussagekraft beizumessen und letztlich so über die Alltagsperspektive einen verstehenden „Schlüssel“ zur Kultur zu erhalten. Damit ist

---

16 Lipp, wie Anm. 11, S. 14.

17 Ebd., S. 18ff. Dieser Boom der Arbeiterkulturforschung lässt sich an der ausgesprochen großen Resonanz auf die frühen Tagungen der neu gegründeten Kommission für Arbeiterkulturforschung innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde ablesen. Z.B.: Lehmann, Albrecht (Hg.): Studien zur Arbeiterkultur. Münster 1984.

18 Köstlin, Konrad: Der Alltag und das ethnographische Präsens. In: Ethnologia Europaea 21 (1991). S. 71-84, hier S. 74f.

19 Ebd.

20 Köstlin, Konrad: Der Tod der Neugier, oder auch: Erbe – Last und Chance. In: Zeitschrift für Volkskunde 91 (1995). S. 47-64, hier S. 54.

auch die Annahme verbunden, verborgene Strukturen (etwa im Sinne von Goffmans „Hinterbühnen“) zu entdecken, diese sichtbar, beschreibbar und erklärbar zu machen und so angemessene Analysen von alltagskulturellen Phänomenen in einem übergeordneten Sinne zu liefern bzw. gesellschaftliche und kulturelle Phänomene über ihre alltägliche Dimension zu erschließen.[21]

Durch die postulierte Nähe der Alltagsforschung zu ihrem Sujet wird eine wissenschaftliche Perspektive eingefordert und angenommen, die „realistischer“ und näher am sozialen und kulturellen Geschehen ist, und sich dadurch in der Lage sieht, angemessene Beschreibungen und Deutungen zu liefern: Alltagskultur ist letztlich so immer über das Konkrete zu beschreiben und erfordert in diesem Sinne einen empirischen Zugang zu kulturellen Phänomenen. Gleichzeitig ist – etwa auf der Ebene der Themen- und Quellenwahl – das Problem der Überinterpretation und zu starken Aufwertung von einzelnen Alltagsphänomenen zu beachten.[22]

Der notwendigerweise offene Charakter des Alltagsbegriffs legt somit eine Reflexion der transportierten impliziten Bedeutungen nahe und (nicht nur) aber auch eine Selbstreflexivität des Alltagsforschers in seiner besonderen Rolle, da er selbst Bestandteil des Alltags ist.[23] Reflexionsbedürftig sind dabei immer auch die Ausschnitte und Teilbereiche des Alltags, auf die die Forschungsperspektive gerichtet wird, ist doch erkenntnistheoretisch und methodisch eine unbegrenzte Menge an Fragen und Zugängen möglich.

Fragen an den Alltag – den Alltag befragen

Der in dieser Arbeit gewählte Zugang über subjektive Äußerungen zur Alltagskultur, über Thematisierungen und Selbstthematisierungen ist meiner Einschätzung nach für eine volkskundlich-kulturwissenschaftliche Perspektive zentral.[24] Vor allem mit der

---

21 Goffman, Erving: Wir spielen alle Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München 1991.

22 Lawrence Grossberg formuliert dies aus Sicht der Cultural Studies so: „Gleichzeitig setzt die akademische Forschung der Populärkultur auf eine Verdrängung des Banalen zugunsten der Ökonomie des Schriftlichen. Um diesen Widersprüchen zu entgehen, erfindet die Theorie das Gewöhnliche neu als etwas Anderes. Das Andere, so behauptet die Theorie, ist immer schon durch die Geschichte, durch die Macht unterdrückt, doch als neu erfunden kann es durch die Theorie in den Diskurs zurückgeholt werden.“ Grossberg, Larwence: Alltag. In: Hügel, Hans-Otto (Hg.): Handbuch populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen. Stuttgart / Weimar 2004. S. 103-109, hier S. 108.

23 Jeggle, wie Anm. 15, S. 87.

24 Sehr prägnant hat Christine Oldörp dies in einer Auseinandersetzung mit dem Alltagsbegriff in der Volkskunde zusammengefasst: „Alltag ist Kultur im Modus des Subjektiven“. Oldörp, Christine: Alltag mit verfließenden Rändern. In: Vokus. Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Schriften 13 (2/2001). S. 74-101, hier S. 76. Die Einforderung von Reflexivität wurde in den Ethnowissenschaften als Postulat vor allem auf das methodische Vorgehen bezogen, seltener auf den Umgang mit Theorien oder die Auswahl von Themen. Vgl. hierzu etwa die Beiträge im Sammelband des Forums qualitative Sozialforschung: Roth, Wolff-Michael / Breuer, Franz / Mruck, Katja (Hg.): Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess. Mai 2003. [http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs-d/inhalt2-03-d.htm].

Versprachlichung alltäglicher Begebenheiten werden Aushandlungsprozesse von Bedeutungen erkennbar und beschreibbar. So lassen sich etwa über einen möglichst offenen biographischen Ansatz Bezugspunkte und Schwerpunkte erkennen, die von den Interviewten gesetzt werden. Ebenfalls werden so Selbstverortungen deutlich, die Art und Weise, wie sich soziale Akteure selbst als Handelnde und Deutende ihres Alltags beschreiben und wie Sinn kommunikativ hergestellt wird.

Im Allgemeinen werden in qualitativen sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschungen soziographische Gruppen zusammengestellt, bei denen vergleichbare Eigenschaften der Beforschten angenommen werden (beispielsweise räumlich, sozial, generationell). Dies geschieht nicht zuletzt deshalb, da Aussagereichweiten aufgrund der mit den aufwändigen qualitativen Verfahren verbundenen kleinen Samples als wenig umfassend angesehen werden. Bei der Frage nach der Veralltäglichung von umfassenden alltagskulturellen Phänomenen, von denen die meisten Mitglieder einer Kultur „betroffen“ sind und die einen hohen Durchdringungsgrad haben, wie es etwa für die Technik im Alltag gilt, ist es sinnvoll, diese zumeist mit engführenden Hypothesen verbundenen Vorgehensweisen aufzubrechen und Samples, Fragestellungen und Vorgehensweisen offener zu gestalten. So ist im Forschungsprozess immer wieder neu zu fragen und zu reflektieren, inwieweit die getroffenen Hypothesen und Differenzierungen der Alltagskultur zutreffen. Den Fragen nach verbindenden und trennenden Deutungen, danach, wie es die Mitglieder einer Kultur schaffen, sich aus Anforderungen und Möglichkeiten „selbst Bedeutungsgewebe“ zu stricken und vor allem, wie diese Bedeutungsgewebe als verständliche und verbindliche Größen in der Kultur vorhanden sind, sollte sich so mit einer größtmöglichen Offenheit angenähert werden.[25]

Die in dieser Arbeit angelegte Frage nach der Veralltäglichung von Technik am Beispiel des Computers setzt hier an: aufzuzeigen, wie Differenzen entstehen und gedeutet werden, aber auch wie „geteilter Sinn“ bei der Integration eines neuen kulturellen Elements in den Alltag entsteht. Ziel ist es dabei weniger, Differenzierungen im Sinne idealtypischer soziokultureller Gruppen zu beschreiben, sondern vielmehr kulturelle Handlungen und Bedeutungen in Abhängigkeit vorhandener und sich im Alltag herstellender Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu analysieren.[26] Daraus

---

[25] Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M. 1983. S. 9.

[26] Im Bereich der sozialwissenschaftlichen Forschung zur Computerthematik lässt sich die mit dieser Vorannahme verbundene Problematik etwa an der Studie „Jugendliche Computerfans“ verdeutlichen. Bestimmte kulturelle und soziale Praxen werden im hypothetischen Zugang zum Forschungsfeld mit äußeren soziographischen Merkmalen verknüpft und somit – mitunter auch verzerrend – festgeschrieben. Konkret heißt dies etwa, dass die intensive Computernutzung und die Identifikation mit dem Computer an männliche Jugendliche geknüpft wird. Alltägliche Brechungen und Reflexionen von Bildern und Stereotypen geraten so aus dem Blick des wissenschaftlichen Interpreten. Noller, Peter / Paul, Gerd: Jugendliche Computerfans. Selbstbilder und Lebensentwürfe – eine empirische Untersuchung. Frankfurt a.M. / New York 1991. Ähnlich musste auch der Soziologe Achim Bühl im

ergibt sich so etwas wie eine kulturwissenschaftliche Relativität der Differenzen, wenn deutlich wird, wie Alltagserfahrungen – etwa der omnipräsente technische Wandel – Bestandteil der Alltagskultur werden, dabei aber in höchst komplexen wechselseitigen Verhältnissen, Prozessen und Abhängigkeiten vorhanden sind. Diese Mehrdimensionalität von Erfahrungen, Interpretationen und Bedeutungen im Alltag ist mit Blick auf die Veralltäglichung von Technik immer zu berücksichtigen. Darauf, dass in den Ethnowissenschaften die Gefahr immanent ist, Kulturen als Ganzes zu denken und Forschungsfelder eben auch in diesem Sinne zu konstruieren und zu bevorzugen, ist etwa von Rolf Lindner hingewiesen worden.[27] Dies lässt sich analog zu einem weiten und vor allem auf das Prozessuale ausgerichteten Kulturbegriff beschreiben, wie er in der Volkskunde von Gottfried Korff und Ina-Maria Greverus eingefordert wurde.[28]

Ein geeigneter methodischer Zugang, um die alltägliche Dimension von sozialen und kulturellen Differenzen zu analysieren, ist über Verfahren der Biographieforschung möglich. Hier werden subjektive Bewertungen und Bedeutungszuschreibungen in relativ offener und idealerweise wenig vorstrukturierter Art in der Erhebung deutlich und so lässt sich aussagekräftiges Quellenmaterial im Spannungsfeld zwischen individueller Erfahrung und kulturellen Bedeutungen erhalten, indem die handelnden Akteure ihren Alltag selbst zum Sprechen bringen.

Als letztlich kaum lösbares Grundproblem bleibt jedoch, wieviel und welche Differenzierungen in der kulturanalytischen Betrachung der erhobenen Materialien vollzogen werden, wie angemessene Typenbildungen und Parametrisierungen zu leisten sind, wie das Verhältnis von Einzelfall und Verallgemeinerung gelöst werden kann. Gerade etwa bei der Frage nach der Technik-Kultur lässt sich dies bei der Quellenauswahl aufzeigen, die sich mit einem ganzen Spektrum kulturwissenschaftlicher Methoden angehen ließe und so zu durchaus unterschiedlichen Ergebnissen und Schlussfolgerungen führen würde.[29] Die Auswahl von Materialien der Alltagskulturforschung und deren Interpretation ist schwerlich in

---

Fazit einer groß angelegten Studie zu Computerstilen feststellen, dass die getroffenen Vorannahmen in Bezug auf Typen und Gruppen sich stark relativierten: „Allerdings existiert der vermutete »Internet-Typ« nicht, da offensichtlich die Veralltäglichung dieses Mediums im Kontext des World Wide Web bereits derart fortgeschritten ist, dass sich äußerst heterogene Nutzungsstile herausgebildet haben." Bühl, Achim: Computerstile. Vom individuellen Umgang mit dem PC im Alltag. Wiesbaden 1999. S. 415.

27 Lindner, Rolf: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde 99 (2003). S. 177-188.

28 Korff, Gottfried: Kultur. In: Bausinger, Hermann / Jeggle, Utz / Korff, Gottfried / Scharfe, Martin (Hg.): Grundzüge der Volkskunde. 4. Auflage, Darmstadt 1999; Greverus, Ina-Maria: Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie. Frankfurt a.M. 1987.

29 Uta Rosenfeld hat mit Blick auf die kulturwissenschaftliche Technikforschung die Frage der Quellenvielfalt und das daraus resultierende Problem der Quellenauswahl behandelt: Rosenfeld, Uta: »Auto, Leben und mehr«. Alltäglichkeit und Genuss von Automobilität. In: Hengartner, Thomas / Rolshoven, Johanna (Hg.): Technik - Kultur. Formen der Veralltäglichung von Technik - Technisches als Alltag. Zürich 1998. S. 143-181.

Gänze systematisierbar. Unter dieser Prämisse gewinnt aber die Reflexion des Forschervorgehens umso mehr an Bedeutung.

Mit der bewussten Auswahl eines Samples und Forschungsvorgehens, in dem Hypothesenannahmen a priori kaum angestrebt wurden, sondern vielmehr ein heterogenes Spektrum an Personen befragt wurde, sowie den im Projekt „Technik als biographische Erfahrung“ bewusst am Alltagsgespräch orientierten, biographischen Interviews wird deutlich, wie sehr die kommunikative Aneignung und Verarbeitung von Technik im Alltag nicht nur in der „künstlichen“ Situation der Interviewerhebung vorhanden ist, sondern sich alltagssprachliche und alltagsweltliche kommunikative Muster hier äußern und wiederholen. Dass, was sich in den von Thomas Luckmann beschriebenen „kommunikativen Gattungen“ als wichtiges Moment des Alltags bzw. der Alltagskommunikation manifestiert, gilt gerade in Bezug auf Technikerfahrungen, wenn das „Problem der Handlungsbeschreibung schon längst dem »Mann auf der Straße« gestellt (...) ist und von ihm mehr oder minder erfolgreich gelöst worden“ ist.[30] Hierzu gehören die von den Alltagsakteuren benutzten „Erfahrungsschemata“, die als subjektiver Wissensvorrat allgegenwärtig sind und sich vor allem in den rekonstruktiven Gattungen der Alltagskommunikation zeigen: „Rekonstruktionen (...) sind gerade für die Bewältigung der Alltagswirklichkeit von besonderer Wichtigkeit“.[31]

Bereits aus der Ausführlichkeit der Thematisierung der Technikerfahrungen in den Interviews wird deutlich, wie sehr der Veralltäglichungsprozess und der Technikumgang vor allem über die kommunikative Aneignung von und die Auseinandersetzungen mit Technik zu begreifen sind. Zudem zeigt sich so, wie intersubjektiv gültige Kommunikationsformen eingesetzt werden und entstehen. So äußerten viele Interviewte nach dem Gespräch ihre Überraschung darüber, dass sie so ausführlich über ihre Technikerfahrungen sprechen konnten.

Die kommunikative Verarbeitung des technischen Wandels ist als kulturelle Praxis wichtiger Bestandteil der Alltagskultur, Technikumgang ist nicht per se selbstverständlich und alltäglich, sondern muss erst dazu gemacht werden.[32] Die alltägliche Reflexion und Versprachlichung von Technikerfahrungen ist zwar sehr weitgehend, jedoch stößt die Forscherperspektive auch an Grenzen, wie Brigitta Schmidt-Lauber dies am Beispiel der Selbsthematisierungen zum Themenfeld „Gemütlichkeit“ aufgezeigt hat. Diese Grenzen der Versprachlichung begründet sie vor allem mit der „Monochromie“, als dem Bereich des wenig bewussten und kaum

---

[30] Luckmann, Thomas: Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. In: Neidhart, Friedhelm / Lepsius, Rainer M. / Weiss, Johannes (Hg.): Kultur und Gesellschaft 1986. S. 191-211, hier S. 197f. (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderband 27).

[31] Ebd., S. 200.

[32] Wobei hier anzumerken ist, dass bestimmte technische Artefakte eher zum Kommunizieren und Erzählen anregten - wie etwa der erlebnisintensive Computer - als andere, deren technischer Umgang im Alltag unreflektierter verläuft.

reflektierten im Alltag[33]. Auch in Bezug auf Technik lassen sich Bereiche nennen, die sich in dieser Art und Weise der alltäglichen Thematisierung entziehen (wie etwa das Telefon oder Haushaltstechnik), die also weitgehend unbemerkt und unreflektiert Bestandteil des Alltags geworden sind. Hieraus folgend sollte auch die Problemstellung Teil des Reflexionsprozesses sein, die Ronald Hitzler als Problem der doppelten Übersetzung in Interviewerhebungen kennzeichnet; also den Umstand, dass Erfahrungen und Erlebnisse sowohl vom Interviewten als auch vom wissenschaftlichen Interpreten gedeutet und übersetzt werden müssen.[34]

Eine weitere Problemstellung im Zusammenhang der biographischen Interviews als alltagskulturwissenschaftliche Quelle ist mit der interpretativen Wende in der Feldforschung verbunden.[35] Hier stellt sich die Anforderung der Reflexion der Methoden im Hinblick auf die Problematisierung der eigenen Erkenntnisse, darauf wie sich „objektivierbare" kulturelle Tatsachen durch die Abhängigkeit von Erhebungssituationen, Fragestellungen oder Forscherpersönlichkeit relativieren und wie diese Umstände in die Dokumentation von Forschungsergebnissen eingebunden werden müssen. Damit rückt auch das Problem der Repräsentation in den Blickpunkt, das, was im Rahmen der Writing Culture-Debatten zunächst in den Ethnowissenschaften in Hinblick auf die Reflexion wissenschaftlichen Schreibens und Konstruierens diskutiert wurde.[36] Dies hängt zusammen mit den Schwierigkeiten des Übersetzungsprozesses wahrgenommener und beforschter Alltagswelten in eine wissenschaftliche Sprache und der Forderung nach Selbstreflexion und Berücksichtigung der Subjektivität des Forschenden im eigenen Arbeiten und Schreiben. Eine der Konsequenzen sollte es sein, die Beforschten in angemessener Art und Weise im wissenschaftlichen Text zu berücksichtigen. Für den Umgang mit narrativen oder biographischen Interviews heißt dies im Kontext dieser Arbeit, die interviewten Personen als individuelle Sprecher zu erhalten und die Interpretation des Gesprochenen in erkennbarem Zusammenhang mit der Person zu belassen. Forderungen, die im Zuge der „Dialogischen Anthropologie" erhoben wurden, sind

---

[33] Schmidt-Lauber, Brigitta: Grenzen der Narratologie. Alltagskultur(forschung) jenseits des Erzählens. In: Hengartner, Thomas / Dies. (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Berlin / Hamburg 2005. S. 145-164; Schmidt-Lauber, Brigitta: Gemütlichkeit. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Frankfurt a.M. / New York 2003.

[34] Hitzler, Ronald: Verstehen: Alltagspraxis und wissenschaftliches Programm. In: Jung, Thomas / Müller-Doohm, Stefan (Hg.): „Wirklichkeit" im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M. 1993. S. 223-240.

[35] Für die Volkskunde etwa die Beiträge in Jeggle, Utz (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse. Tübingen 1984; Löffler, Klara: Zurechtgerückt. Der Zweite Weltkrieg als biographischer Stoff. Berlin 1999.

[36] Bachmann-Medick, Doris: „Writing Culture" - ein Diskurs zwischen Ethnologie und Literaturwissenschaft. In: KEA - Zeitschrift für Kulturwissenschaft 4 (1992). S.1-20; Berg, Eberhard / Fuchs, Martin (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a. M. 1993.

insofern zu berücksichtigen, dass in Interviewprojekten erhobene Aussagen angemessen repräsentiert werden. Dies ist allein schon deshalb wichtig, da die Interpretation durch den Leser durchaus eine andere und genauso berechtigte sein kann als die des wissenschaftlichen Autors.[37]

Alltag(shandeln) – Akteure als Konsumenten

Eine weitere für die Alltagskulturforschung zentrale Frage ist mit den Handlungspotentialen und -möglichkeiten verbunden, die den Alltagshandelnden durch ihre kultur- und sozialwissenschaftlichen Interpreten zugestanden werden.[38] Was gegenwärtig etwa in der (kulturwissenschaftlich orientierten) Soziologie unter Schlagworten wie „practice turn“ oder „doing culture“ diskutiert wird und insgesamt mit einer Rückkehr der Akteure verbunden ist, steht in Zusammenhang mit der kulturwissenschaftlichen Wende in den Sozialwissenschaften.[39]

Besonders virulent wird dies für die Frage der Technik- und der Mediennutzung, wenn man etwa den Nachhall der Kulturindustrie-These in der Medienforschung und den technikdeterministischen Positionen in Technikphilosophie und -soziologie betrachtet und deren eher zögerliches Aufbrechen im Zuge der Rezeption der Cultural Studies, bzw. eines zaghaften Cultural Turns in der Technikforschung.[40] Auch für die Technikgeschichte wird dies als Grundkonflikt zwischen Sozialkonstruktivismus und Technikdeterminismus beschrieben.[41] Als Grundprobleme bei der Frage nach der Veralltäglichung von Technik bleiben die vom wissenschaftlichen Standpunkt aus den Akteuren zugestandenen Handlungspotentiale in einer (auch von Technik)

---

[37] Tedlock, Dennis: Fragen zur dialogischen Anthropologie. In: Berg, Eberhard / Fuchs, Martin (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a. M. 1993. S. 269–287. Ob die Aufnahme der mit der Writing-Culture-Debatte verbundenen forschungsethischen Positionen tatsächlich nachhaltig das wissenschaftliche Schreiben und Arbeiten verändert haben oder ob es nicht eher im Sinne einer moralischen Akzeptanz und Kenntnisnahme rezipiert wurde, wäre für die Ethnowissenschaften durchaus eine aufschlussreiche, empirisch zu überprüfende Frage.

[38] Reckwitz, Andreas: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie 32 (2003). S. 282-301.

[39] Hörning, Karl-Heinz / Reuter, Julia (Hg.): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld 2004.

[40] Beide Perspektiven sind in dem von Karl-Heinz Hörning und Rainer Winter herausgegebenen Band „Widerspenstige Kulturen“ vereint, in dem sowohl zentrale Texte der englischen Cultural Studies als auch Standpunkte der deutschsprachigen Kultursoziologie zu Medien- und Technikfragen enthalten sind. Hörning, Karl-Heinz / Winter, Rainer (Hg.): Widerspenstige Kulturen: Cultural Studies als Herausforderung. Frankfurt a.M. 1999. Vor allem die Arbeiten zum Umgang mit Medienprodukten der Cultural Studies haben hier ein breit rezipiertes begriffliches Instrumentarium zur Verfügung gestellt, mit dem die aktive bzw. kreative Seite der Mediennutzung betont wurde. Zu denken ist hier etwa an das Encoding/Decoding-Modell Stuart Halls oder der Verweis auf polysemische Lesarten von Medientexten. Hall, Stuart: Kodieren/Dekodieren. In: Bromley, Roger / Götlich, Udo / Winter, Carsten (Hg.): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung. Lüneburg 1999. S. 92-110.

[41] König, Wolfgang: Technikgeschichte. In: Ropohl, Günter (Hg.): Erträge der interdisziplinären Technikforschung: eine Bilanz nach 20 Jahren. Berlin 2001. S. 231-243, hier S. 236.

strukturierten Welt und die Frage nach der Erforschbarkeit kulturellen Handelns bzw. dessen kulturwissenschaftlicher Analyse.[42]

Mit Blick auf Michel de Certeaus „Kunst des Handelns“ und Pierre Bourdieus „Die feinen Unterschiede“ soll dies im Folgenden beispielhaft diskutiert und problematisiert werden. Die Logik alltagskulturellen Handelns wird in beiden kulturwissenschaftlichen Klassikern in einem umfassenden theoretischen (und bei Bourdieu auch empirischen) Sinne beantwortet. Mit der Gegenüberstellung des letztlich an einem Klassenbegriff orientierten Verständnisses der alltagskulturellen Praxen bei Bourdieu und einem dynamischen und konkret am Handeln ansetzenden Verständnis bei de Certeau ist eine hinreichende Problematisierung dieses Spannungsfeldes möglich, die als Ausgangspunkt gerade für die Frage nach der alltäglichen Dimension des Technik- bzw. Computerumgangs geeignet ist. In den Übersetzungen und Interpretationen des Technikumgangs in den Interviews werden gerade die Spielräume und Möglichkeiten, aber auch die *Sach*-Zwänge, denen die Techniknutzer unterworfen sind, thematisiert.

In der „Kunst des Handelns“ stellt Michel de Certeau Verbraucher und deren Konsum, den er als „unsichtbare Produktion“ begreift, in den Mittelpunkt einer alltagskulturellen Betrachtung. Mit diesem Zugang entgeht er einem vorschnellen Determinismus, ohne gesellschaftliche Verhältnisse aus dem Blick zu verlieren. Mit der Definition des Konsumbegriffs kommen kulturelle Praxen als Umgangsweisen in den Blick, deren Bedeutung vor allem auch in technisierten Gesellschaften zunimmt:

> „Das Gegenstück zur rationalisierten, expansiven, aber auch zentralisierten, lautstarken und spektakulären Produktion ist eine *andere* Produktion, die als »Konsum« bezeichnet wird: diese ist listenreich und verstreut, aber sie breitet sich überall aus, lautlos und fast unsichtbar, denn sie äußert sich nicht durch eigene Produkte, sondern in der Umgangsweise mit den Produkten, die von einer herrschenden ökonomischen Ordnung aufgezwungen werden.“[43]

Der Umgang mit Systemen und die Bindung an (auch technische bzw-. technik-kulturelle) Strukturen befördert jene Künste des Handelns, die von de Certeau als „Coups“ und „Listen“ bezeichnet werden und die – wenn man die Ebene alltäglicher Techniknutzung betritt – sichtbar werden und mit denen sich die Spielräume und kreativen Potentiale im Umgang mit Technik aufzeigen lassen:[44]

---

[42] So ist es nicht erstaunlich, dass sowohl Karl-Heinz Hörning als auch Andreas Reckwitz programmatisch aus soziologischer Sicht jenen empirischen Zugang fordern, der im Sinne einer kulturwissenschaftlichen Technikforschung grundsätzlich die Voraussetzung für die Annäherung an Technik im Alltag darstellt. Hörning, Karl-Heinz: Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens. Weilerswist 2001. S. 45; Hörning, Kulturelle Kollisionen, wie Anm. 6, S. 113; Reckwitz, Grundelemente einer Theorie, wie Anm. 38. S. 298.

[43] Certeau, Michel de: Kunst des Handelns. Berlin 1988, S.13.

[44] Ein erstes knappes aber eindrückliches Beispiel für diese Umdeutung und Umnutzung ist einem der Interviews mit einer 74-jährigen pensionierten Apothekenangestellten entnommen. Die eigentlich von ihr im Interview formulierte Ablehnung von Walkmen aufgrund der damit verbundenen sozialen Isolierung wird in einer konkreten Nutzungssituation – nämlich im Krankenhaus – von ihr umgedreht,

„Auf einer anderen Ebene stellt es den Status des Individuums in den technischen Systemen in Frage, dass das subjektive Engagement im Maße ihrer technokratischen Expansion schwindet. Immer mehr eingeengt und immer weniger berücksichtigt von diesen engmaschigen Systemen, löst sich das Individuum von ihnen, ohne ihnen entkommen zu können; es bleibt ihm nur, sie zu überlisten, »Coups zu landen« und in den elektronisierten und informatisierten Riesenstädten auf die »Kunst« von früheren Jägern oder Landleuten zurückzugreifen.“[45]

Kulturelles Handeln wird dabei analog zur sprachwissenschaftlichen Unterscheidung von Sprechakt und Sprachsystem verstanden. Ziel dabei ist es, die Handlungsweisen von Konsumenten in „ihrem“ Alltag aufzuschlüsseln und kulturanalytisch zu verstehen. Grundlegende Unterscheidung für Handlungsmodelle sind „Strategien“ und „Taktiken“, mit denen in erster Linie das Verhältnis zwischen strukturierten Vorgaben und gegenläufigen Handlungsaktivitäten beschrieben wird, auf die sich die Alltagshandelnden beziehen bzw. beziehen müssen. Mit Strategien fasst de Certeau dabei

„eine Berechnung von Kräfteverhältnissen, die in dem Augenblick möglich wird, wo ein mit Macht und Willenskraft ausgestattetes Subjekt (ein Eigentümer, ein Unternehmen, eine Stadt, eine wissenschaftliche Institution) von einer „Umgebung“ abgelöst werden kann. Sie setzt einen Ort voraus, der als etwas Eigenes umschrieben werden kann und der somit als Basis für die Organisierung seiner Beziehungen zu einer bestimmten Außenwelt (Konkurrenten, Gegner, ein Klientel, Forschungs-»Ziel“ oder »Gegenstand«) dienen kann. Die politische, ökonomische oder wissenschaftliche Rationalität hat sich auf der Grundlage dieses strategischen Modells gebildet.“[46]

Die Kunst des Handelns zeigt sich schließlich in den Taktiken, worunter jene „Alltagspraktiken“ gefasst werden, die „Erfolge der Schwachen gegenüber den »Stärkeren« sind, (...) gelungene Streiche, vielfältige Simulationen, schöne Kunstgriffe.“ Im Gegensatz zu den Strategien bleiben sie jedoch ortlos, flüchtig und auf sich selbst bezogen: „Gerade weil sie keinen Ort hat, bleibt die Taktik von der Zeit abhängig.“[47]

Alltag und alltägliches Handeln als zentraler Bezugspunkt de Certeaus wird also über die immer wieder neu zu vollziehenden Handlungen seiner Akteure begriffen. Die

---

um selbst „Ruhe“ zu haben. Der ursprünglich gedachte Sinn der Technik, Musik hören, wird so in eigensinniger Weise umgedeutet: „Mit den Walkmännern, das sind alles so Dinge, mir gefällt es überhaupt nicht, wobei ich einen Walkman immer mit ins Krankenhaus nehme, das muss ich gestehen, auch wenn ich gar keine Disc, eh, keine Kassette drin habe. Um mich abzuschirmen vor Leuten, die nebenan im Bett liegen und einem pausenlos die Familiengeschichte erzählen, da ist das eine wunderbare Sache, sie liegen im Bett, haben die Kopfhörer auf und tun, als könnten sie nichts hören.“

[45] De Certeau, Kunst des Handelns. Berlin 1988. S. 13.

[46] Ebd., S.23.

[47] Ebd.

sozialen Akteure werden zu Konsumenten, die sich in einer kreativen und doch kontingenten Weise mit der sie umgebenden Umwelt auseinandersetzen müssen.

Gerade mit Blick auf die Volkskunde bietet es sich an, de Certeaus Überlegungen zum alltäglichen Handeln denjenigen von Pierre Bourdieu gegenüberzustellen. Den rezeptionsrelevanten Begrifflichkeiten Bourdieus, mit denen ebenfalls eine Deutung der Ordnung und Logik alltagskulturellen Handelns ermöglicht wird, fehlen gerade jene subversiven Taktiken, mit denen de Certeau den Akteuren Handlungskompetenzen zugesteht.[48] Mit der Rückbindung von kulturellen Praktiken an – letztlich statische – Klassenmodelle in der Vorstellung eines von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital geprägten Habitus gelingt es zwar, alltägliches Handeln und Denken sehr umfassend in einem kultursoziologischen Sinne zu verorten und zusammenzufassen, letztlich bleiben die Subjekte als Alltagshandelnde aber Opfer sozialer und kultureller Umstände.[49] Gerade mit Blick darauf, wie sich mit Bourdieu Alltagskultur *in Gänze* betrachten lässt, lohnt es sich, die zentralen Begriffe knapp näher zu betrachten. Schlüsselfunktion hat der Habitus-Begriff, den Bourdieu wie folgt füllt:

> „Als System generativer Schemata von Praxis, das auf systematische Weise die einer Klassenlage inhärenten Zwänge und Freiräume wie auch die konstitutive Differenz der Position wiedergibt, erfaßt der Habitus die lagespezifischen Differenzen in Gestalt von Unterschieden zwischen klassifizierten und klassifizierenden Praxisformen (als Produkte des Habitus unter Zugrundelegung von Unterscheidungsprinzipien, die ihrerseits Produkt jener Differenzen, diesen objektiv angeglichen sind und sie deshalb auch tendenziell als natürliche auffassen).“[50]

Differente Lebensstile werden so zu Produkten des Habitus, des inkorporierten Wissens um die eigene kulturell-gesellschaftliche Verortung und erfahren dadurch sowohl wissenschaftlich als auch alltagsbezogen eine Bedeutungsaufwertung. Gleichzeitig ist der Habitus gewissermaßen als eine unnachgiebige Handlungsanleitung den Akteuren mitgegeben. Ein weiterer Effekt ist, dass alltägliche kulturelle Praxen und Zeichen so in ihrer Bedeutung aufgeladen und zum Träger distinktiver Zeichen werden, nicht nur in Bezug auf einen wie auch immer zu

---

[48] Dies gilt vor allem mit Blick auf Bourdieus Hauptwerk: Bourdieu. Pierre: Die feinen Unterschiede. Zur Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M. 1987.

[49] Gerade wenn es um den Gebrauch von Dingen und Artefakten im Alltag geht, erinnert vieles in der Logik Bourdieus an die in der Volkskunde der 1920er Jahre diskutierten Thesen Hans Naumanns vom gesunkenen Kulturgut. So heißt es bei Bourdieu etwa: „Wer an die Existenz einer »Kultur der unteren Klassen« glaubt – schon diese Wortzusammenstellung bleibt unwillkürlich dem herrschenden Kulturbegriff verhaftet –, der wird bei näherer Betrachtung nichts als lose Fragmente einer mehr oder weniger alten Gelehrtenkultur auffinden (...), die gewiß in Abhängigkeit von den Prinzipien des Klassenhabitus ausgewählt und reinterpretiert und in dessen unitäre Weltsicht integriert wurden; aber er wird nicht die Gegenkultur antreffen, die er sucht.“ Bourdieu, Die feinen Unterschiede, wie Anm. 48, S. 617. Naumann, Hans: Grundzüge der deutschen Volkskunde. In: Lutz, Gerhard (Hg.): Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme. Berlin 1958. S. 102-107.

[50] Bourdieu, Die feinen Unterschiede, wie Anm. 48, S. 279.

definierenden Kontext, sondern zwangsläufig auch auf einen von den Akteuren nicht durchschauten gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang.

Mit de Certeaus „Kunst des Handelns“ bleiben die kulturellen Bezugspunkte in Bewegung, etwa um im Sinne der von Gisela Welz beschriebenen „Moving Targets“ bewegliche Punkte eines ethnowissenschaftlichen Zugriffs zu erhalten.[51] Nicht nur im alltäglichen Handeln, sondern auch in der wissenschaftlichen Betrachtung und Systematisierung sind diese nicht als Fixpunkte auszumachen, wie etwa Bourdieus a priori definierte Klassen- und Geschmackslagen dies nahelegen, sondern in ihrer Relevanz immer wieder neu zu befragen. Mit dem offenen Blick auf die Kunst des Handelns (und des Deutens) wird die analytische Differenzierung des Alltags komplexer, sie ist aber auch bedeutend näher an den Akteuren und berücksichtigt vor allem auch die Sichtweisen der Akteure.

Gerade die Frage nach Technik im Alltag ist dazu geeignet, einfache sozial- oder kulturwissenschaftliche Kategorien wie Schicht- oder Generationenzugehörigkeit zu problematisieren. Mit Blick auf die Techniknutzung treten andere, subtiler wirkende Hierarchien, die weicher und beweglicher und analytisch schwerer zu fassen sind, in den Vordergrund. Das *Spiel* mit den Möglichkeiten, aber auch das alltägliche Erkennen von Optionen sind wichtige Elemente des Handelns der Akteure, andere – aber eben empirisch auch zu ermittelnde – können in den Vordergrund treten. Dieses Aufbrechen als Element alltäglichen Technikumgangs lässt sich mit einem Beispiel aus den Interviewmaterialien aufzeigen. Eine 36-Jährige Interviewte (vgl. ausführlich S. 232) beschreibt in einem betont „männlichen“ Habitus ihren Computerumgang in ihrer Position als leitende Angestellte. Ihre eher schroffe Beschreibung und Wortwahl belegen dies, gleichzeitig verweist sie aber auf den durchaus kenntnisreichen Umgang mit alltäglichen Vorstellungen von Geschlechterunterschieden in Bezug auf Techniknutzung. Das heißt nicht, dass die entsprechenden Bilder außer Kraft gesetzt werden, aber die Brüche und Spielräume verweisen auf die Strategien und Taktiken im alltäglichen Handeln und Deuten.

Die Kunst des Handelns, auch hier ist de Certeau zu folgen, zeigt sich vor allem auch in den sprachlichen Äußerungen und kommunikativen Taktiken der Technikdeutung und des Technikumgangs. Bei der Aushandlung von Technik im Alltag werden etwa anhand anekdotischer Erzählungen über Technik die Taktiken vor allem auch als alltagsnaher Weg, sich den Anforderungen von Technik im Sinne eines Systems zu widersetzen oder mit Technik umzugehen, deutlich. Die ironischen Schilderungen des Scheiterns der langwierigen Einführung des papierlosen Büros in einer Hamburger Verwaltung (vgl. S. 158ff) sind als ein erstes Beispiel für die taktische Rückeroberung menschlicher Handlungs- und Deutungsperspektiven in einem übermächtig erscheinenden technischen System zu verstehen.

---

[51] Welz, Gisela: Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck. In: Zeitschrift für Volkskunde 94 (1998). S. 177-194.

Ein weiterer wichtiger Aspekt, der mit de Certeaus Ansatz gewinnnbringend betrachtet werden kann und der für die Veralltäglichung von Technik zentral ist, ist die Frage nach der kulturellen Dynamik und nach dem kulturellen Wandel. Mit Sicht auf die Handlungsinterpretationen der Techniknutzer werden diese in ihrer Dynamik fassbarer.

2.2. Technikvolkskunde: Technik-Fragen der Alltagskulturforschung

Trotz der großen Bedeutung, die die technische Durchdringung des Alltags zumindest seit der Industrialisierung erreicht hat, spielte die Beschäftigung mit diesem Themenkomplex in der volkskundlichen Fachgeschichte lange keine größere Rolle. Die auffällige Abstinenz volkskundlicher Arbeiten zur Technikforschung liegt – obwohl die damit zusammenhängenden Phänomene für volkskundliche Leitfragen nach kulturellem Wandel und Alltagskultur wichtig sind – eng in der Geschichte des Faches begründet, mit der oftmals rückwärts gewandten Fokussierung auf die bäuerliche Kultur und dem postulierten Gegensatz dieser idealisierten Welt zur Industriemoderne.[52]

In seiner umfangreichen 1997 erschienenen Studie „Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte“ hat Stefan Beck diese volkskundliche Zurückhaltung kritisch aufgearbeitet.[53] Die Technikfeindlichkeit war in den erkenntnistheoretischen Vorannahmen der älteren volkskundlichen Forschungen angelegt. Grundsätzlicher überwunden wurde diese erst in der Nachkriegszeit, vor allem durch Hermann Bausingers Auseinandersetzung mit der „Volkskultur in der technischen Welt“ und dem hierin thematisierten Aufbrechen der den volkskundlichen Diskurs bestimmenden Dichtotomisierung von (technisierter) moderner Zivilisation und traditioneller Volkskultur.[54] Bausinger zeigte hier, wie räumliche, soziale und kulturelle Expansionen, schon früh für ein Aufbrechen traditioneller Volkskulturen sorgte, dass aber gleichzeitig auch Technik im Sinne einer „Natürlichkeit der Technik“ in ländliche Lebenswelten eingepasst wurde. Weitere Arbeiten, in denen jene Revision älterer Vorstellungen von Kontinuität, von Volkskultur als dem (verklärten) Gegenüber des technischen Fortschritts und der Bruch mit der latent vorhandenen Dichotomisierung von (technisierter) Zivilisation und Kultur in der Nachkriegszeit stattfand, waren von Ulrich Bentzien („Das Eindringen der Technik in die Lebenswelt der mecklenburgischen Landbevölkerung“), Rudolf Braun („Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland)“) und Wilhelm Breprohl („Industrievolk im Wandel von der agraren zur industriellen Daseinsform dargestellt am Ruhrgebiet“).[55] Die Vernachlässigung des Technikthemas blieb allerdings trotz dieser Ansätze weiterhin

---

[52] Hengartner, Thomas / Rolshoven, Johanna: Technik - Kultur - Alltag. In: Dies. (Hg.): Technikkultur. Formen der Veralltäglichung von Technik - Technisches als Alltag. Zürich 1998. S. 17-49, hier S. 17f.

[53] Beck, Stefan: Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte. Berlin 1997. (= Zeithorizonte, Bd. 4).

[54] Bausinger, Hermann: Volkskultur in der technischen Welt. 2. Aufl., Frankfurt a.M. / New York 1986.

[55] Beck, Umgang mit Technik, wie Anm. 53, S. 31

bestehen, als in anderen Feldern längst der „Abschied vom Volksleben“ eingesetzt hatte.[56] Eine breitere volkskundliche Diskussion setzte erst wieder mit dem Volkskunde-Kongress des Jahres 1981 („Umgang mit Sachen“) und vor allem dem des Jahres 1991 („Der industrialisierte Mensch“) ein.[57]

Mit Blick auf die volkskundlichen Verkürzungen, die vor allem in der verkürzenden Sachkulturforschungsperspektive begründet waren, plädierte Stefan Beck unter breiter Berücksichtigung der interdisziplinären und internationalen Fachliteratur zu Technikforschung – vor allem der Techniksoziologie und der Technikphilosophie – für ein praxistheoretisches Modell, das sowohl die so genannten kon-text- als auch ko-textbezogenen Aspekte des Technikumgangs integrieren und eine angemessene volkskundlich-kulturwissenschaftliche Annäherung an den Umgang mit Technik ermöglichen soll.[58] In die Modellbildung soll dabei eine Perspektive integriert werden, die Technik als Struktur und Techniknutzer als handelnde Akteure angemessen verortet. Unter Berücksichtigung verschiedener Wechselwirkungen soll Technik kulturanalytisch sowohl als Orientierungskomplex als auch als Nutzungskomplex gefasst werden. Unter Orientierungskomplex fallen dabei die Dimensionen von Technik als „»objektives«, materielles Konstrukt“, als „raum- und zeitkonstituierendes Dispositiv“ und „als symbolische und diskursive Ordnung“.[59] Damit soll eine Spannbreite abgedeckt sein, die sowohl die Einbindung der Technik-Nutzer in sozio-technische Systeme als auch die Rückwirkungen technisierter Welten auf Raum- und Zeitvorstellungen berücksichtigt, und schließlich die Diskurse, in denen sich machtvolle Technikstile ausbilden, einschließt. Technik als Nutzungskomplex zu analysieren, heißt in diesem Sinne zunächst „Technik als Tat-Sache“ zu begreifen, also den Versuch, sowohl den oft routinisiert ablaufenden Technikumgang als auch die nicht-intendierten, kreativen Umgangs- und Aneigungsweisen in den Blick zu nehmen.[60] Mit einem dingbezogenem Blick auf technische Artefakte stellt sich die Frage, wie sich der körperlich-sinnliche Umgang mit Technik in der technisch geprägten Selbst- und Welterfahrung spiegelt. Schließlich soll Technik als imaginäres Konstrukt begriffen werden, in dem die diskursiven Aushandlungsprozesse der Techniknutzung kulturanalytisch berücksichtigt werden. Becks Problematisierungen berühren vor allem die Frage, welche Handlungs- und Deutungsspielräume den Techniknutzern auf der einen Seite und welche Eigendynamiken Technik und Technikentwicklungen auf der

---

56 Tübinger Vereinigung für Volkskunde (Hg.): Abschied vom Volksleben. Tübingen 1970. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen).

57 Dauskardt, Michael / Gerndt, Helge (Hg.): Der industrialisierte Mensch. Vorträge des 28. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Hagen vom 7. - 11. Oktober 1991. Münster 1993; Köstlin, Konrad (Hg.): Umgang mit Sachen: zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs / 23. Deutscher Volkskunde-Kongress in Regensburg vom 6. - 11. Oktober 1981. Regensburg 1983.

58 Beck, Umgang mit Technik, wie Anm. 53, S. 347ff.

59 Ebd., S. 349.

60 Ebd.

anderen Seite aus Sicht der kulturwissenschaftlichen Technikforschung zugestanden werden.[61]

In einer weiteren grundlegenden Auseinandersetzung mit Technik in der Volkskunde haben Thomas Hengartner und Johanna Rolshoven 1998 mit Blick auf Hermann Bausingers Diktum von der Natürlichkeit der Technik herausgestellt, dass es sich viel mehr um eine „Kultürlichkeit" der Technik handelt.[62] Betont werden hierbei forschungsperspektivisch die „weichen" Seiten des Technikumgangs als kulturwissenschaftliche Zugriffsmöglichkeit in Abkehr von den „harten Artefakten", aber auch in Abkehr von dichotomen Vorstellungen von Technik und Kultur. So entsteht eine Möglichkeit, den von Technik beeinflussten alltagskulturellen Wandel zu fassen:

> „Eine »Kultürlichkeit«, die miteinschließt, dass sich Technik tiefgreifend auf Alltagshandlungen aus- bzw. auf sie einwirkt, indem sie – zum Beispiel – Ernähren, Fortbewegen, Kommunizieren in ihren Voraussetzungen, Möglichkeiten, Einschätzungen und Realisierungen grundlegend verändert. (...) Eine »Kultürlichkeit« schließlich, die sich in neuen, grundlegend veränderten zeitlichen, räumlichen und sozialen Vorstellungs-, Machbarkeits- oder Kommunikationshorizonten äußert."[63]

Dies führt dazu, dass die technisierte Alltagskultur über Verhältnisse zu analysieren ist, die über Einstellungen zur Technik zwischen Phobie und Euphorie, zwischen Ablehnung und Akzeptanz anzusiedeln ist. Der auch technisch bedingte kulturelle Wandel lässt sich über Veralltäglichungsprozesse beschreiben, die technische Artefakte in ihrer Einbindung in die „gewöhnliche und gewohnte Umwelt" durchlaufen.[64] „Den Wechselwirkungen zwischen technisch grundierten Erfahrungen und dem Alltagshandeln in einer zunehmend komplexeren Welt mit heterogenen Wertehorizonten, Lebensstilen und Sinnkonstruktionen" gilt es dabei die Aufmerksamkeit zuzuwenden.[65] Gleichzeitig soll dies eine Perspektive sein, die die „strukturellen Ungleichheitsverhältnisse hinsichtlich der Nutzungsmöglichkeiten von Technologie und die Ethnozentrismen ihrer Erforschung nicht aus den Augen verliert".[66]

Anschließend an die volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Überlegungen von Stefan Beck sowie Thomas Hegartner und Johanna Rolshoven halte ich als Perspektive für empirische Zugänge zur Frage der Technik-Kultur im Alltag folgende Aspekte für

---

[61] Wie schwierig es letztlich ist, das komplexe Annahmengeflecht im Sinne einer Programmatik empirisch umzusetzen, wird in dem von Beck 2000 herausgegebenen Band „Technogene Nähe" daran deutlich, dass die theoretischen Überlegungen letztlich unberücksichtigt bleiben bzw. implizit mit einfließen. Beck, Stefan (Hg.): Technogene Nähe. Ethnographische Studien zur Mediennutzung im Alltag. Münster 2000.

[62] Hengartner / Rolshoven: Technik - Kultur – Alltag, wie Anm. 52, S. 36.

[63] Ebd.

[64] Bausinger, Volkskultur in der technischen Welt, wie Anm. 54, S. 32.

[65] Hengartner / Rolshoven: Technik - Kultur – Alltag wie Anm. 52, S. 36.

[66] Ebd., S. 48.

zentral: Ausgangspunkt sollten subjektive Erfahrungen der Techniknutzung sein, in denen die Aushandlung von Technikbedeutungen, aber der Eigensinn der Techniknutzer in ihrer Kultur deutlich werden; auch um gängigen Makroperspektiven auf den technischen Fortschritt und der Linearität von technischen Erfolgsgeschichten eine relativierende, angemessenere Kulturperspektive an die Seite zu stellen.

Mit Blick auf das Thema Computertechnik als biographische Erfahrung und den subjektorientierten Perspektiven stelle ich im Folgenden drei Zugänge zur Frage der Technik im Alltag vor, die als zentrale Voraussetzungen für die Auswertung der Interviews zu verstehen sind. Zunächst ist dies die Veralltäglichungsperspektive, also die Frage, welche Prozesse und welche sozialen und kulturellen Begleiterscheinungen den Weg der Technik in den Alltag begleiten, wie sich die wechselseitigen Einflüsse zwischen technischen Neuerungen und deren Rezeption im Alltag ausformen und beschreiben lassen. Zweitens ist es die Frage danach, wie Alltagsakteure Wissensbestände in Bezug auf Technik thematisieren, wie Orientierung in einer sich permanent wandelnden, technischen Umwelt hergestellt wird und hergestellt werden kann. Als dritte Perspektive ist es schließlich die Frage nach dem sozialen Charakter der Technik, die sich vor allem im Anschluss an Bruno Latours Überlegungen zum Verhältnis Mensch und Technik in sozio-technischen Systemen diskutieren lässt. Diese ist für die Deutung der Computererfahrungen in den Interviews besonders wichtig, da die Interaktionen hier ein wesentliches Element bilden.

Zur Veralltäglichung von Technik

Mit dem Begriff der Veralltäglichung von Technik ist zunächst das komplexe Zusammenspiel angerissen, in dem technische Innovationen und ihre ökonomischen Verbreitungsmöglichkeiten auf soziale und kulturelle Aushandlungsprozesse treffen, durch die im Alltag der Nutzer Sinngebungen und Bedeutungszuschreibungen hergestellt werden.[67] Aus Sicht einer kulturwissenschaftlichen Technikforschung stehen damit Fragen im Vordergrund, wie sich Technikbewertungen und -bedeutungen herausbilden und alltagswirksam konstituieren, wie sich soziale und kulturelle Alltagspraxen im Zusammen- und Wechselspiel mit Technik verändern, aber auch wie Technikgestaltung und -entwicklung ein Ergebnis kultureller Prozesse ist.

Vor allem mit dem alltagskulturwissenschaftlichen Blick auf den Veralltäglichungsprozess von Technik sind dabei allzu lineare Vorstellungen einer Technikentwicklung zu problematisieren. Gerade wenn die Akteursperspektive ernst genommen wird, gerät in den Blick, wie bei den dauerhaften Aushandlungsprozessen durchaus auch gegenläufige Interessen im Sinne der „Kunst des Handelns“ erkennbar sind. Gerade Umdeutungen und Neubewertungen, aber auch die Ablehnung

[67] In der Soziologie wurde der Begriff der Veralltäglichung von Max Weber eingeführt, der damit die Durchsetzung bestimmter religiöser Vorstellungen beschrieb. Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Tübingen 1980 [1921]. S. 142ff.

technischer Innovationen durch Konsumenten verweisen auf die hier besonders spürbaren, wirksamen sozialen und kulturellen Kräfte.[68]

Die von Bausinger beschriebenen „Etappen der Aneignung“ rücken mit der Veralltäglichungsperspektive auch die Erfahrungsseite der Technik in den Vordergrund, die anders gelagert ist als vom Artefakt und der Technik-Innovation ausgehende technikgeschichtliche Zugänge und die als Perspektive, Aneignungs- und Umgangsweisen als kulturelle Praxen einschließt.[69] Diese verweisen aber auch auf das enge Verhältnis zwischen technischem und kulturellem Wandel, wenn bestimmte kulturelle Phänomene mit den jeweils zeittypischen, technischen Innovationen zusammengedacht werden. „Technik-Spiralen“ sind hier ein plastisches Sprachbild, mit dem Ingo Braun jene unaufhaltsam erscheinenden Dynamiken der technischen Entwicklung und der schnellen und schneller werdenden Rezeption im Alltag zu fassen versucht.[70]

In dieser akteurszentrierten Sichtweise bedeutet Veralltäglichung auch, dass mit jeder technischen Innovation die Frage neu zu beantworten ist, ob und wie diese Technik in den je eigenen Alltag zugelassen und integriert wird.[71] Wobei es mit zunehmender Verbreitung und Durchdringung eben auch schwieriger wird, sich einer Technik und ihrer Nutzung zu entziehen bzw. dies zunehmend zu einer für das soziale Umfeld zu begründenden, bewussten Haltung werden muss.[72] Die jeweilige Innovationsbereitschaft und die Verteilung der je eigenen Ressourcen auf bestimmte technische Artefakte und deren Abhängigkeit von biographischen, generationellen und sozialen Faktoren ist dabei zu berücksichtigen.

---

[68] Dass sich etwa - trotz der erstaunlich früh vorhandenen technischen Möglichkeit und der beabsichtigten Durchsetzung durch Telekommunikationsunternehmen - das Bildtelefon als alltägliches Kommunikationsmedium nicht durchgesetzt hat, ist hierfür ein plausibles Beispiel. Vgl. Flessner, Bernd: Fernsprechen als Fernsehen. Die Entwicklung des Bildtelefons und der Bildtelefonprojekte der Deutschen Reichspost. In: Ders. / Bräunlein, Jürgen (Hg.): Der sprechende Knochen. Perspektiven von Telefonkulturen. Würzburg 2000. S. 29-46. Dass es sich hier um einen argumentativen „Wiedergänger“ handelt, zeigen die wiederkehrenden Versuche auf diesem Gebiet: „Arcor orakelt: »Videotelefonie wird ein Blockbuster«“. Spiegel-online.de [htttp///www.spiegel.de/netzwelt/technologie/0,1518.337482,00.html], 20.1. 2005.

[69] Bausinger, Hermann: Technik im Alltag. Etappen der Aneignung. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981). S. 227-242, hier S. 239.

[70] Braun, Ingo: Technik-Spiralen. Vergleichende Studien zur Technik im Alltag. Berlin 1993.

[71] In seiner Studie „Die Erscheinung des Rundfunks“ hat Carsten Lenk exemplarisch die Veralltäglichung einer Technik am Beispiel des Radios in der Frühphase aufgezeigt. Ihm gelingt es, trennscharf die gesellschaftlichen Akteure zu benennen und zu analysieren. Dies ist durchaus vergleichbar mit der Veralltäglichung des Computers, wenn am Beginn eine Bastler- und Technikmentalität initiierend wirkte, die eigentlichen Medieninhalte noch zurücktraten und erst in folgenden Entwicklungen die Bedienung der Geräte so vereinfacht wurde, dass breite Nutzerschichten zu Radiohörern wurden. Lenk, Carsten: Die Erscheinung des Rundfunks. Einführung und Nutzung eines Mediums 1923-1932. Opladen 1997.

[72] Dies wird vor allem in der in Abschnitt 4.1.1.2. vorgestellten Biographie von Paula Weichhold deutlich, deren Ablehnung des Computers sich in ihrem sozialen Umfeld als zunehmend schwierig erweist. Gleichzeitig müssen von ihr dramatische und drastische Argumente benannt werden, um die weitgehende Ablehung zu legitimieren.

Für die kulturelle Dimension der Technik ist wichtig, dass Ablehnung, Indifferenz oder Zustimmung in einem mehr oder minder deutlichen Verhältnis zum vorhandenen biographischen Entwurf und dem damit zusammenhängenden Selbstbild stehen. Orientiert sich das Selbstbild stärker an gesellschaftlich-kulturellen Wertvorstellungen, die etwa auf wirtschaftlichen Erfolg und Modernität zielen, findet sich grundsätzlich eine positivere Einstellung zu Technik und technischem Wandel. Mit sozialen Berufen ist häufig eine grundlegende Skepsis gegenüber zu starkem Technikeinsatz verbunden, der Computer steht symbolisch hier häufig – auch wenn eigene Erfahrungen thematisiert werden – für Aspekte, die für das eigene Leben als gültige, positiv konnotierte Werte abgelehnt werden. Diese biographische Dimension der Einordnung, Positionierung und Bewertung mit oder gegenüber dem Computer zeigt sich in den biographischen Beispielen in Abschnitt 4.1.1.

Der Veralltäglichungsprozess spiegelt sich in den Interviews auch als Reflexion technikgeschichtlicher Entwicklungen, sei es nun allgemein als Staunen über den schnellen Wechsel immer wieder neuer Produkte oder konkret im Erinnern an den Erstkontakt mit neuen Techniken, die privat angeschafft oder beruflich kennen gelernt wurden.[73] Mit Blick auf den Computer werden so Verbreitungsschübe und deren rückblickende Verarbeitung deutlich. Die öfter geäußerten Erinnerungen an den C64 wären hierfür ein Beispiel. Hier ist es auch sinnvoll, aus Sicht der Alltagskulturforschung Technikgeschichte und Veralltäglichungsperspektive zu entkoppeln. Auch wenn sich die Geschichte der elektronischen Computer bis in die 1920er Jahre zurückverfolgen lässt, beginnt der erste breitere Kontakt der Bevölkerung mit Computern frühestens in den 1960er Jahren.[74] Aus Sicht der Veralltäglichungsperspektive beginnt die Geschichte des Computers als individuell verfügbares und preisgünstiges technisches Artefakt mit den ersten Personal Computern erst Mitte der 1970er Jahre.[75]

Bezogen auf den Computer kann eine „Etappe der Aneignung“ im Veralltäglichungsprozess etwa anhand des Heimcomputerbooms in den frühen 1980er Jahren aufgezeigt werden. Dieser wurde an verschiedenen Stellen in den Interviews genannt, wenn es um Erinnerungen an den Erstkontakt mit Computertechnik ging. Über diese Rekonstruktion von Technikerfahrungen können Einblicke in den Veralltäglichungsprozess gewonnen werden. Dabei lässt sich so etwas wie ein technikgeschichtliches Bewusstsein im Alltag beobachten. So gibt es im Allgemeinen

---

[73] Ein Beispiel für ein kollektives Ereignis, das in engem Zusammenhang mit der privaten Seite der Medien- und Technikgeschichte steht, ist die Mondlandung 1969. Sie wurde mehrfach als Grund für den ersten Kauf eines Fernsehapparates genannt. Gleichzeitig ist dieses medial vermittelte Weltereignis Bestandteil der Erinnerungen in Familien.

[74] Hashagen, Ulf: Vom Elektronengehirn zum PC und zurück. Eine kurze Geschichte des Computers. In: Österreich, Christopher / Losse, Vera (Hg.): Immer wieder Neues. Wie verändern Erfindungen die Kommunikation. Heidelberg 2002. S. 91-102, hier S. 94f. (= Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation, Bd. 15).

[75] Ebd.

sehr differenzierte Vorstellungen über (computer-)technische Entwicklungen oder technische Sprünge, die etwa an bestimmten Leistungsmerkmalen festgemacht werden, aber auch daran, ob eine technische Anschaffung jeweils für den Alltagsnutzer (zumindest im Privatbereich) wirtschaftlich machbar war. Kulturwissenschaftlich muss dabei berücksichtigt werden, dass es sich bei der Veralltäglichung von Technik nicht um eine geradlinige Erfolgsgeschichte handelt, sondern dass auch Misserfolge, unplanmäßige Nutzungen oder von den Konsumenten abgelehnte Angebote dazu gehören und dadurch erst den Weg der Technik in den Alltag komplettieren. Am Beispiel des C64 zeigt sich dieser Aspekt daran, dass es sich im rückblickenden Bewusstsein der Benutzer um einen Computer handelte, der technisch so schwach war, dass er nur zum Spielen benutzt werden konnte und so im Kontrast – und nicht als adäquater Vorläufer – zu später bekannten Computerstandards gesehen wurde. Wichtige Stationen in der Technik- und Produktgeschichte sind zwar als Basisinformationen zu berücksichtigen, aber nur ein Baustein für die Frage der Veralltäglichung.[76] Typisch für diese Einführungsphasen ist auch das diskursive Umfeld, in dem mit Zukunftsentwürfen zwischen Technikphobie und Technikeuphorie polarisiert wird und in dem die alltäglichen Nutzungsmöglichkeiten sich noch im Aushandlungsprozess befinden.[77] Diese Bilder finden sich als vereinfachende Alltagsorientierungen und Technikbewertungen in den Interviews wieder.

An einer weiteren Etappe der Aneignung lässt sich die Veralltäglichungsperspektive weiter ausdifferenzieren. Gerade im Rückblick erstaunt die schnelle Akzeptanz und Integration des Computers in den Alltag, also das schnelle Veralltäglichungstempo. Vor allem das Beispiel Internet-Nutzung und E-Mail-Kommunikation steht für den tief greifenden Wandlungsprozess durch neue Technik und die schnell erfolgte Eingliederung dieser Informationstechnik in den Alltag.

Die wechselseitigen Einflüsse lassen sich hier besonders gut aufzeigen. Zunächst spielte die Seite der technischen Innovation eine große Rolle. Erste Datenübertragungen wurden vom amerikanischen Verteidigungsministerium bereits ab den 1950er Jahren benutzt, das so genannte ARPANet. Das FTP (File Transfer Protocol), mit dem E-Mail-Kommunikation ermöglicht wurde, kam bereits 1971 dazu.[78]

---

[76] Wichtig sind hier etwa der erste IBM-PC, der 1977 auf den Markt kam oder der erste Apple-Computer (1978), die am Beginn jener Entwicklung stehen, die den Einzug des Computers auch in den privaten Alltag markieren. Kammer, Manfred: Geschichte der Digitalmedien. In: Schanze, Helmut (Hg.): Handbuch der Mediengeschichte. Stuttgart 2001. S. 519-553, hier S. 527.

[77] Pintev, Tina Maria: Technik-Bilder. Formen der Bewertung moderner Kommunikationstechnologien. Hamburg 2000 (unveröffentlichte Magisterarbeit, Institut für Volkskunde, Universität Hamburg); Pintev, Tina Maria: Technik-Bilder. Formen der Bewertung moderner Kommunikationstechnologien. In: Vokus. Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Schriften 10 (2/2000). S. 47-60.

[78] Schenk, Michael / Stark, Birgit / Wolf, Malthe: Die Ausbreitung von Computer und Internet in der Gesellschaft. In: Österreich, Christopher / Losse, Vera (Hg.): Immer wieder Neues. Wie verändern Erfindungen die Kommunikation. Heidelberg 2002. S. 125-134, hier S. 129f. (= Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation, Bd. 15).

In den 1980er Jahren waren es vor allem so genannte Computerfreaks und Hacker, die etwa mit selbstgebauten Modems die Möglichkeiten der Datenübertragung über das Telefonnetz ausloteten und die bestehenden Telefonkabelnetze für die Datenübertragung benutzten.[79] Ab 1990 stand schließlich mit dem World Wide Web eine relativ einfach zu bedienende Software zur Verfügung (anders als etwa die nur von kleinen Spezialistenkreisen benutzten Mailbox-Systeme der 1980er Jahre), die eine breitere Nutzung dieser Technologie ermöglichte.[80] Genauso entscheidend für die Erfolgsgeschichte ist aber eben auch, dass sich das Internet so nutzen ließ und lässt, dass aus Sicht der Nutzer ein sinnvoller Umgang und eine sinnvolle Integration in den Alltag möglich ist – dieser Sinn allerdings immer wieder hergestellt werden muss. Begleitet von wechselseitigen Schüben und Stadien, in denen zunächst eine eher technische Avantgarde oder Personen mit bestimmten innovations- oder wissensorientierten Lebens(stil)entwürfen sich die Technik aneigneten, über eine allgemeine Verbreitung führte dies zu einer hohen Sättigungsdichte und Selbstverständlichkeit, bei der die Teilnahme am Kommunikationssystem Internet im Alltag vielfach erwartet wird.[81] Das Verneinen einer E-Mail-Adresse ist inzwischen in vielen Zusammenhängen ähnlich suspekt und sozial schädlich wie keinen Telefonanschluss zu besitzen, ein Internetauftritt eines Unternehmens nahezu so selbstverständlich wie ein Eintrag im Branchenbuch. Diese schnelle Verbreitung lässt sich auch mit statistischem Material belegen. So waren 1997 erst 9% der Bevölkerung in Deutschland mit dem Internet in Berührung gekommen, 2002, also nur fünf Jahre später, waren dies bereits 49.8%.[82]

Gleichzeitig bietet gerade das Internet reichlich Beispiele für Umnutzungen und Taktiken der Konsumenten, dafür wie sich Technik in einem überraschenden Sinne durch eigensinnige Schwerpunktsetzungen der Konsumenten entwickelt hat, beispielhaft genannt sei hier die Verlegung sozialer Beziehungen ins Internet (Chat-Räume, Online-Rollenspiele, virtuelle Formen der Partnersuche), der Bereich der Online-Erotik oder auch durchaus erstaunliche Erfolgsgeschichten wie die der Online-Auktionshäuser.[83] Im Kontext der Veralltäglichungsperspektive gehören hierzu

---

[79] Plastisch deutlich wird dies etwa über die informative Internetseite des Chaos Computer Club, auf der Bauanleitungen und frühe Zeitungsberichte aus den 1980er Jahren dokumentiert sind. Diese alternative Welt der Datenübertragung zeigt sich etwa in den einfach gehaltenen Bastelanleitungen für ein Modem. Chaos Computer Club Hamburg (Hrsg.): Die Hackerbibel Teil 1. Lörrach 1985. [http://www.chscene.ch/ccc/habi1/], 12.1. 2005.

[80] Arns, Inke: Netzkulturen. Hamburg 2002.

[81] Entscheidende Qualitätssprünge im Veralltäglichungsprozess des Internet sind sicherlich mit dem großen, vor allem auch wirtschaftlichen Boom der Jahre 1999 und 2000 verbunden.

[82] Schenk, Michael / Stark, Birgit / Wolf, Malthe: Die Ausbreitung von Computer und Internet, wie Anm. 78, S. 132. Ähnlich dokumentieren dies auch die inzwischen regelmäßig erhobenen Studien des Statistischen Bundesamtes zur Informationsgesellschaft. Ausstattung privater Haushalte mit Informations- und Kommunikationstechnik. Ergebnis der Einkommens- und Verbrauchsstichprobe 1998 und 2003 [http://www.destatis.de/basis/d/evs/budtab6.php] 12.2. 2005.

[83] Anhand des Themas der privaten Internetnutzung am Arbeitsplatz habe ich mich mit diesen Spielräumen taktischer Nutzungen auseinandergesetzt: Herlyn, Gerrit: Die andere Seite der

allerdings auch Angebote und Nutzungsmöglichkeiten, denen kein – und dies nicht nur im wirtschaftlichen Sinne – Erfolg beschieden war.

Thomas Hengartners Perspektive auf die Veralltäglichung des Telefons rückt die Rückwirkung auf und Einwirkung durch und mit der neuen Technik auf alltägliche Praxen in den Vordergrund.

> „Der Anschluss an das Telephonnetz bedeutet mehr als den blossen Erwerb eines technischen Gegenstandes, er bedeutet auch in hohem Maße Anschluss an die Gegebenheiten einer neuen Zeit: Eingebundensein in (immer größere) Netzwerke, Erreich- und Verfügbarkeit, Determination von Außen ebenso wie die Etablierung neuer Kommunikationsformen, die Umgestaltung von Sozialwelten und Mustern der Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen, aber auch persönlicher Ausdrucks- und Lebensformen.“[84]

Ähnlich ließe sich dies auch für die neuerlich veränderten Kommunikationsbedingungen durch das Internet formulieren. Offenbar gibt es also eine Art der Zwangsläufigkeit der Auseinandersetzung mit technischen Neuerungen, sofern sie einen gewissen Verbreitungsgrad erreicht haben. Dies lässt sich als sozialer und kultureller Druck der technischen Anpassung im Veralltäglichungsprozess verstehen. Hierzu gehört die Übernahme bestimmter Verhaltensmuster, wie z. B. bei der E-Mail-Kommunikation das regelmäßige Abrufen, Lesen und Beantworten eingegangener E-Mails.

Dies führt perspektivisch auch zu der Frage, wie Technik den Alltag und dessen Gestaltung beeinflusst, im Kontext dieser Arbeit also vor allem, welche Bereiche der Computer(technik)erfahrungen in welcher Form thematisiert werden, wie sich die alltägliche Reflexion des techischen Wandels ausgestaltet, letztlich wie der Prozess der „inneren Technisierung“ beschrieben und kulturell gedeutet werden kann.[85]

Damit ist die Frage verbunden, wie der Computer in den Alltag integriert wird, ob dies im Sinne von Bausingers „unauffälliger Omnipräsenz des Technischen“ bzw. Martin Scharfes „eigentümlicher Spurlosigkeit des Fortschritts“ geschieht oder ob der Computer nicht vielmehr zur aktiven Auseinandersetzung herausfordert, in seinen Interaktionsqualitäten eben sehr präsent ist und es auch beim Nutzer bleibt. Es entstehen immer wieder neu zu lösende Aufgaben, wie die Integration des Computers in das jeweils individuelle Zeitmanagement.[86]

Informationsgesellschaft. Zur privaten Nutzung des Internet am Arbeitsplatz. In: Hirschfelder, Gunther / Huber, Birgit (Hg.): Die Virtualisierung der Arbeit. Zur Ethnographie neuer Arbeits- und Organisationsformen. Frankfurt a.M. / New York 2004. S. 273-288.

[84] Hengartner, Thomas: Telephon und Alltag. Strategien der Aneignung und des Umgangs mit der Telephonie. In: Ders/ Rolshoven, Johanna (Hg.): Technikkultur. Formen der Veralltäglichung von Technik - Technisches als Alltag. Zürich 1998. S.245-262, hier S. 261.

[85] Hengartner, Thomas: Zur „Kultürlichkeit“ von Technik, wie Anm. 4.

[86] Bausinger formuliert hierzu: „Mir scheint freilich, dass die für die Alltagskultur wesentlichste Veränderung in der unauffälligen Omnipräsenz des Technischen besteht. Inzwischen hat sich nicht nur die Zahl der Produkte überhaupt vervielfacht, sondern jedermann verfügt selber über einen kleinen

Zum Veralltäglichungsprozess des Computers gehört zunehmend auch der Einsatz der medialen Qualitäten. Diese zeigen sich vor allem auch darin, dass die technische Seite des Artefakts „Computer“ hinter der Anwendung verschwindet, Computer heute insgesamt weniger als Werkzeug oder (Rechen-)Maschine denn vielmehr als Kommunikations- und Informationsmedium wahrgenommen werden.[87] So ist der Ausdruck „Rechner“ als Bezeichnung für Computer inzwischen fast vollständig aus dem allgemeinen Sprachgebrauch verschwunden. Zudem ist die Gestaltung der Mensch-Maschine-Schnittstelle in der Entwicklung der Benutzer-Software und Betriebssysteme zunehmend enttechnisiert und vereinfacht worden.[88]

Nicht zuletzt rückt so auch eine Sichtweise in den Vordergrund, die sich mehr für die (Computer-)Technik als Medium interessiert und gerade unter der Perspektive der Veralltäglichung zunehmend wichtiger wird.[89] Dies ist insgesamt vor dem Hintergrund einer Entwicklung zu sehen, die sich mit Friedrich Krotz als „Mediatisierung des Alltags“[90] fassen lässt. Dieser Blick auf die Computertechnik verweist auf eine insgesamt veränderte Situation, die mit der zunehmenden Vernetzung und Verschmelzung von Medien untereinander verbunden ist, was auch auf die Mediennutzung zurückwirkt (Multimedia-Handys, Internet-Radio, Web-Seiten von Fernsehsendern) und als zunehmende Entgrenzung von Individual- und Massenmedien im Zuge der Digitalisierung von Medien verstanden werden kann. Das Verständnis der „Medien-Dispositive“, also der Versuch, Apparate (das technische Medium), Subjekte (den Mediennutzer) und Programme (also die Medieninhalte) in einem wechselseitigen Prozess kulturanalytisch zu trennen - wird so zu einer zunehmend komplexen Herausforderung.[91]

Maschinenpark und hat unmittelbar mit technischen Produkten zu tun. (...) Aber all das fällt nicht auf, es durchdringt den Alltag, es wird vom Alltäglichen verschlungen und absorbiert.“ Bausinger, Hermann: Technik im Alltag, wie Anm. 69, hier S.239; Scharfe, Martin: Utopie und Physik. Zum Lebensstil der Moderne. In: Dauskardt, Michael / Gerndt, Helge (Hg.): Der industrialisierte Mensch. Vorträge des 28. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Hagen vom 7.-11. Oktober 1991. Hagen 1993. S.73-90, hier S. 79.

87 Schelhowe, Heide: Das Medium aus der Maschine: zur Metarmorphose des Computers. Frankfurt a. M. / New York 1997. S. 9.

88 Diese Enttechnisierung lässt sich etwa daran zeigen, dass die Eingriffsmöglichkeiten und -anforderungen auf der „technischeren“ DOS-Ebene zunehmend verschwunden sind.

89 Z.B.: Manfred Faßler: Mediale Interaktion: Speicher, Individualität, Öffentlichkeit. München 1996.

90 Krotz, Friedrich: Die Mediatisierung kommunikativen Handelns: der Wandel von Alltag und sozialen Beziehungen, Kultur und Gesellschaft durch die Medien. Wiesbaden 2001.

91 Hickethier, Knut: Apparat – Dispositiv – Programm. Skizzen einer Programmtheorie am Beispiel des Fernsehens. In: Hickethier, Knut / Zielinski, Siegfried (Hg.): Medien/Kultur. Schnittstellen zwischen Medienpraxis und gesellschaftlicher Kommunikation. Berlin 1991. S. 421-447. In diesem Sinne lässt auch das Internet als Kommunikationsdispositiv verstehen: „Das Internet [ist] als neue Medientechnologie lediglich die konsequente Folge der Reproduzierbarkeit der eigenen Möglichkeit. (...) Dies ermöglicht den freiwilligen Anschluss des Selbst an ein komplexes Kommunikationssystem. Denn die stete Produktion von Kommunikation bewirkt die dauernde Anreizung der User/Innen zur medienvermittelten Anschlusskommunikation.“ Dorer, Johanna: Das Internet und die Genealogie des Kommunikationsdispositivs. Ein medientheoretischer Ansatz nach Foucault. In: Hepp, Andreas /

Mit der „Vielfalt der Nutzungsstile“ des „Individualisierungsmediums“ Internet sind auch forschungsperspektivische Probleme verbunden, wenn etwa die Nutzungsvielfalt kaum noch zu dokumentieren ist und auch Systematisierungen von Netzinhalten mit kurzen Halbwertzeiten und nicht mehr überschaubaren schriftlichen und audiovisuellen Quellen wie eine kaum mehr leistbare Arbeit erscheinen müssen.[92]

Alltagswissen – den technischen Alltag ordnen

Ein zweiter Zugang ergibt sich aus der Frage nach der alltäglichen Organisation und Bedeutung des Technikwissens. Die permanente Wandlung von Technik, die Akteure dazu herausfordert, das eigene Wissen zu aktualisieren, anzupassen, zu reflektieren oder auch zu hinterfragen bedeutet auf der Ebene der Techniknutzung und -deutung eine durchaus sehr konkrete Anforderung für die Akteure. In den Interviews wurde deutlich, dass die Orientierung herstellende Deutung des digitalen Alltags die Reflexion von Wissensbeständen als wichtigen Bestandteil einschließt. Angesichts der Heterogenität von möglichen Wissensbeständen konkretisiert sich dies für die Alltagshandelnden allerdings in immer wieder neu zu treffenden Entscheidungsprozessen, was in Alltagssituationen für den Technik- bzw. Computernutzer selbst notwendige und zu aktualisierende Wissensbestände sind.

Mit Blick auf wissenssoziologische Fragen plädiert der Technik-Soziologe Karl-Heinz Hörning hier für eine Kulturperspektive auf Wissen und Wissensbestände, die einhergeht mit einem Aufbrechen von starren Parametern in der kulturanalytischen Betrachtung des technisierten Alltags und so der Dynamik des digitalen Alltags gerecht wird:

> „Wenn der performative, praktische Charakter kulturellen Wissens betont wird, wenn Wissen nicht nur als strukturiertes explizierbares Normensystem, als Ausführung von Skripts, Schemata und dergleichen gefaßt wird, sondern vor allem als Können in der Alltagspraxis, dann stellen sich die Fragen nach Zugang, Kontrolle, Übertragung, Speicherung, Beglaubigung und Reproduzierbarkeit von Wissen ganz neu. Die »Landschaft« kultureller Wissensbestände erweist sich als erheblich disparater, »chaotischer«, als es die traditionelle Wissenssoziologie wahrhaben mochte.“[93]

Dabei ist dieses Wissen in seiner kulturellen Dimension – gerade wenn es um die alltäglichen Computer- und Technikerfahrungen geht – mit den Überlegungen Karl-

---

Winter, Rainer (Hg.): Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse, 2. Aufl., Opladen 1999. S. 295-306, hier S. 306.

92 Beck, Umgang mit Technik, wie Anm. 53, S. 224; Hengartner, Thomas: Volkskundliches Forschen im, mit dem und über das Internet. In: Göttsch, Silke / Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin / Hamburg 2001. S.187-211.

93 Hörning, Experten des Alltags, wie Anm. 42, S. 198.

Heinz Hörnings vor allem ein „praktisches Wissen“.[94] Dieses zielt auf das aktive Umgehen (aber eben nicht nur) mit Technik, auf den:

> „performativen Charakter des Wissens, das »ausgeübte Wissen«, das dem alltäglichen Handeln oft so viel Unschärfe vermittelt, das einen aber eben dadurch oft befähigt, die durch Unsicherheiten, Widersprüche und Überraschungen geprägte Praxis besser zu meistern“.[95]

Hiermit sind die Kontingenzen und Möglichkeiten, die komplexen und offenen Nutzungspotentiale angesprochen, die mit der Alltagstechnik Computer „mitgeliefert“ werden und die vielfach erst in kulturellen Praxen mit Sinn ausgestattet werden müssen.[96] Dieses notwendigerweise flexible und offene Wissen als grundlegende Voraussetzung lässt die Alltagsakteure zu „Experten des Alltags“ werden, die mit immer wieder unterschiedlichen Situationen umgehen müssen und dabei auf ein alltagspraktisches Wissen zurückgreifen. Diese Art von Kompetenz hat weniger mit dem theoretischen Durchdringen einer Technik als vielmehr mit einem anwendungsbezogenen Umgehen zu tun.[97] Die Rückübersetzung des technischen Handelns in eine Alltagslogik bzw. die Überführung in ein „Alltagswissen“ funktioniert gewissermaßen als kulturelle Absicherung.[98] Mit Blick auf die Interviews wird deutlich, wie sehr dieses Alltagswissen ein „Erfahrungswissen“ ist, in dem die subjektiven Verarbeitungen von selbst durchgeführten Tätigkeiten am Computer verallgemeinert und verortet werden.[99] Der Umgang mit und die Verhandlung von Technikwissen ist vielfach als kommunikative Leistung zu verstehen. Erst mit der Fähigkeit, eigene Kenntnisse zu versprachlichen und weiterzugeben, gewinnt das Wissen an sozialem Wert.

Alltage sind mit den technischen Innovationen und ihrer Veralltäglichung mehr und mehr Medien- und Technikalltage geworden.[100] Die Medien- und Technikangebote

---

94 Ebd.

95 Ebd., S. 234. Hörnings Argumentation ist dabei eng an eine „praxisbezogene Kulturauffassung“ gekoppelt, in der die „Vielfalt fortlaufender Praxisstile“ Berücksichtigung finden soll. Ebd., S. 223.

96 Dies wurde in den Interviews beispielsweise in den Beschreibungen der frühen Computererfahrungen daran deutlich, dass die Interviewten zunächst häufig nicht wussten, wofür der Computer konkret benutzt werden konnte, sich Kenntnisse und Praxen etwa erst über Computerspiele herauskristallisieren mussten.

97 Wie sehr diese Einschätzung in der Deutung der alltäglichen Computererfahrungen präsent ist, zeigt sich in der Betonung des praktischen Wissens durch die Interviewten. Vgl. ausführlich hierzu 4.3.2.1.

98 Berger, Peter L. / Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. 5. Aufl., Frankfurt a.M. 1996. S. 26ff.

99 Lindner, Rolf: „Lived Experience“. Über die kulturale Wende in den Kulturwissenschaften. In: Musner, Lutz / Wunberg, Gotthart / Lutter, Christina (Hg.): Cultural Turn. Zur Geschichte der Kulturwissenschaften. Wien 2001. S. 11-20, hier S. 12.

100 Gyr, Ueli: Medien und Alltag – Alltag in den Medien. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 95 (1999). S. 145-151; Lindner, Rolf: Kulturtransfer. Zum Verhältnis von Alltags-, Medien und

bieten verschiedenste Möglichkeiten der Ausgestaltung von Freizeit und liefern – als „kommunikative und thematische Ressource“ – Anreize für Alltagsgespräche.[101] Das Sprechen über Inhalte von Medien, der Austausch über oder die kommunikative Erschließung von Computerspielen wären hierfür erste Beispiele.[102] Auf die Bedeutung dieser Medienrekonstruktionen als wichtiger Bestandteil der Kommunikation in Familien hat Angela Keppler in ihrer Studie über Tischgespräche bereits aufmerksam gemacht.[103]

Durch die zunehmende Komplexität und Unübersichtlichkeit medialer, medienbezogener und medienvermittelter Wissensbestände ist allerdings auch eine gewisse Zwangsläufigkeit vorhanden, sich über Computer, Technik und Medien auszutauschen, um so „überlebenswichtige“ Orientierungen herzustellen. Dies wurde in den Interviewgesprächen etwa darin deutlich, dass immer wieder ausführliche Passagen notwendig waren, in denen bestimmtes Technikwissen erklärt werden musste, wenn es keine Übereinstimmungen in den (Alltags-)Wissensbeständen bei Interviewern und Interviewten gab, was als typische Erfahrung des Computerumgangs im Alltag zu verstehen ist.[104] Es gehört zu den geübten Alltagspraxen im Technikumgang, vereinfachende Erklärungen von technischen Abläufen in alltäglichen Kommunikationssituationen zu geben. Die in den Interviews deutlich werdende Umgangsstrategie, Lösungen bei Computerproblemen eher praktisch im Gespräch als theoretisch über Handbücher zu suchen, unterstreicht diesen Aspekt ebenfalls. Auch wenn der Begriff „geschwätzige Gesellschaft“ des Soziologen Hubert Knoblauch etwas pejorativ klingt, wird die damit verbundene Bedeutungszunahme kommunikativer Kompetenzen, die vor allem auch vor dem Hintergrund der Entwicklung der Kommunikationsmöglichkeiten im Alltag in den vergangenen zehn bis fünfzehn Jahren zusehen ist, deutlich.[105]

Ebenfalls zu betonen ist der wichtige Einfluss, den medial vermitteltes und diskursiv verhandeltes Wissen über Technik, über technischen Wandel hat. Dies wird als ganz

---

Wissenschaftskultur. In: Kaschuba, Wolfgang (Hg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie. Berlin 1995. S. 31-44.

[101] Bergmann, Jörg R.: Haustiere als kommunikative Ressource. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Kultur und Alltag, Göttingen 1988, S. 299-312. (= Sonderband 6 der Zeitschrift "Soziale Welt")

[102] Bausinger, Hermann: Alltag, Medien, Technik. In: Pross, Harry / Rath, Claus-Dieter (Hg.): Rituale der Medienkommunikation. Gänge durch den Medienalltag. Berlin 1983. S. 24-36.

[103] Keppler, Angela: Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien. Frankfurt a. M. 1994. S. 234ff.

[104] Ein erstes Beispiel hierfür ist dem Gespräch mit dem Interviewten Marcel Spieker entnommen. Im Gespräch geht es zunächst allgemein um E-Mail-Kommunikation. Um seine private Nutzung zu verdeutlichen, will er das sogenannte ICQ als Gesprächsthema einführen, ahnt allerdings, dass dies dem Interviewer Hans Joachim Schröder unbekannt sein dürfte. Der Ausspruch „Jetzt geht das los“ verweist auf die nun kommende, ihm schwer fallende Erklärung („jetzt geht das los. ICQ, sagt ihnen das was?“).

[105] Knoblauch, Hubert: Einleitung: kommunikative Lebenswelten und die Ethnographie einer „geschwätzigen Gesellschaft“. In: Ders. (Hg.): Kommunikative Lebenswelten. Zur Ethnographie einer geschwätzigen Gesellschaft. Konstanz 1996. S. 7-30.

reale Anforderung beispielsweise in den Argumentationen und geäußerten Meinungen der Interviewten deutlich, indem technisches Wissen und Technik-Kompetenzen als Alltagswissen versprachlicht werden. Ein angemessenes Wissen zu haben und bereit zu sein, dies zu aktualisieren, sind sehr reale Herausforderungen an die Alltagsakteure im Umgang mit Technik, und so wird vor allem auch die Fähigkeit, dieses Wissen in angemessener Form kommunizieren zu können zunehmend bedeutsam.

Dabei zeigt sich ein Alltagsbewusstsein vom Grad der Aufnahmebereitschaft von Technik, das gleichzeitig auch Vorstellungen darüber offenbart, wer über welches Technik-Wissen verfügen sollte. Ein Beispiel in Bezug auf Computer, an dem dies besonders deutlich wurde, war die Verhandlung von Wissen über das Internet. Ein diskursiv vermitteltes Wissen war auch bei den Interviewten präsent, die noch nicht mit dem neuen Medium in Kontakt gekommen waren. Dies wurde häufig mit der Position im Interview verknüpft, man müsste hier „aufholen“ und sich das entsprechende Wissen aneignen. Auf der biographischen Ebene verstärkt sich dies, wenn mit einem angestrebten Wissenserwerb im Computerbereich bestimmte Erwartungen verbunden sind, wie etwa mit besseren Perspektiven für die Berufslaufbahn.

In der Argumentation im Interview findet immer wieder ein Abgleich mit medienvermittelten Wissen statt, wenn die Alltagsakteure vor die Aufgabe gestellt werden, reflexiv sinnvolle Verknüpfungen zwischen eigenen Ansprüchen und dem Technikeinsatz zu konstruieren, etwa wenn überlegt und entschieden werden muss, ob, wann und in welcher Form eine technische Innovation in den eigenen Alltag integriert werden soll. An einem einfachen Beispiel wie etwa der Digitalkamera lassen sich diese unterschiedlichen Wissensbestandteile verdeutlichen:[106] Medial vermittelte Informationen (Berichte im Fernsehen, Zeitungen oder Internet), konkrete Alltagserfahrungen (Gerät bei technikbegeisterten Freunden kennen gelernt), Abgleich mit den eigenen Wünschen, Ansprüchen und Möglichkeiten (Preis, ist die Qualität der analogen Kamera für die eigenen Zwecke ausreichend?), medientechnische Erwartungen des eigenen Umfelds (digitale Fotos gehören mehr und mehr zum Bestand privater Fotographie, über das Internet verschickte Fotos werden zunehmend üblicher). All dies fügt sich insgesamt zu dem zusammen, was Rolf Lindner als „kulturelle Konstellationen“ bezeichnet hat.[107]

Dieses Alltagswissen verweist zudem auf die symbolischen Dimensionen von Technik, auf Zuschreibungen und Erwartungen, auf den Zusammenhang, der etwa zwischen dem Besitz bestimmter technischer Artefakte oder bestimmter Technikkompetenzen und Vorstellungen von gesellschaftlichem Status und Lebensstilentwürfen besteht.[108]

---

[106] Dieses wurde beispielsweise vom Interviewten Heiner Lamprecht thematisiert.

[107] Lindner, Rolf: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde 99 (2003). S. 177-188, hier S. 184f.

[108] Hörning, Karl-Heinz: Technik im Alltag und die Widersprüche des Alltäglichen. In: Joerges, Bernward (Hg.): Technik im Alltag. Frankfurt a.M. 1988. S. 51-94; Hörning, Karl Heinz: Technik und Symbol. In: Soziale Welt 36 (1985). S. 186-207.

Vor allem bei den Interviewpartnern, die sich selbst als weniger kompetent einschätzten, zeigte sich, dass es so etwas wie ein Ideal einer Informations- und Wissensgesellschaft gibt, an dem eigene Ansprüche orientiert werden müssen.

Mit Stefan Beck lässt sich diese zunehmende Anforderung der Subjekte an die Organisation von Wissensbeständen als „Wissensarbeit" mit „rekombinanten Praxen" fassen.[109] Diese Entwicklung ist ebenfalls Ergebnis einer Verwissenschaftlichung des Alltags. Auch wenn die Folgen nicht immer so dramatisch wie in Becks Beispiel der Gentechnik und deren Einfluss auf den Umgang mit vererbbaren Krankheiten ist, sind die Folgen für die Alltagshandelnden massiv, wenn konkurrierende Deutungs- und Erklärungsmuster von Technik einen Abgleich durch die Alltagshandelnden erfordern.[110]

Computer(technik) als nicht-menschliche(s) Wesen

Gerade für die Betrachtung des Computers in der Alltagskultur bieten die vom französischen Technik- und Wissenschaftsphilosophen Bruno Latour angestoßenen Überlegungen über den sozialen Charakter der Technik bzw. der technischen Artefakte hilfreiche Erklärungsansätze, wenn es um die alltägliche Dimension des Umgangs mit und Deutung von Computern geht.[111] Im Rahmen der Akteur-Netzwerk-Theorie und der Science and Technology Studies kritisierte er die häufig in der Technikforschung anzutreffende Grundannahme der analytischen Trennung von technischen Artefakten und den sie (in einem vorgegebenen Rahmen) nutzenden Menschen. In diesem Zusammenhang spricht er von einer „falschen Symmetrie von einander gegenüberstehenden Menschen und Objekten."[112] Schlussfolgerung im Sinne Latours muss sein, auch in der Technikforschung nicht nur eine Akteur-Orientiertheit als Prämisse zu etablieren, sondern ebenfalls die sich in der technisierten Welt festsetzenden „nicht-menschlichen Wesen" als sozio-technische Systeme zu begreifen. Diese haben als „technische Stellvertreter eine quasi soziale Rolle erobert, sie regeln, ordnen, überwachen auf subtile Weise."[113] Der machtvolle soziale Charakter, den technische Artefakte und Systeme annehmen, lässt sich so verstehend beschreiben.[114] Tatsächlich nehmen die ausführlichen Schilderungen der Mensch-Computer-Interaktion in den Interviews einen wichtigen Stellenwert ein. Der

---

[109] Beck, Stefan: Rekombinante Praxen. Wissensarbeit als Gegenstand der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 96 (2000) S. 218-246.

[110] Ebd., S. 232f.

[111] Herlyn, Gerrit: Der Computer, das nicht-menschliche Wesen? Zur Veralltäglichung einer komplexen Technik. In: Göttsch, Silke / Köhle-Hezinger, Christel (Hg.): Komplexe Welt – Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung. Münster u.a. 2003. S. 133-141.

[112] Latour, Bruno: Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften. Berlin 1996. S. 24.

[113] Ebd.

[114] Damit ist programmatisch zugleich die Abkehr von deterministischen Technikkonzeptionen eingeschlossen, die lange etwa die Technik-Soziologie mitbestimmt haben.

Thematisierungsbedarf ist durchaus als ein Beleg für die Erfahrung der enger werdenden quasi-sozialen Beziehungen zwischen Mensch und Computer zu sehen, dafür dass es „eine Ungewissheit [gibt], *einen tieferliegenden Zweifel an der Natur der Handlung*, auf ein ganzes Spektrum von Positionen in Versuchen, durch die ein *Akteur* definiert werden kann [kursiv im Original].“[115]

Latours Beispiele, anhand derer er die Wechselwirkungen und Einschreibungen von Handlungsanforderungen in technische Artefakte beschreibt, beziehen sich auf mechanisch funktionierende technische Artefakte, etwa Schlüsselanhänger und Sicherheitsgurte. Auf der Ebene der „Funktions- und Gestaltungsoffenheit des Computers“ wird die Wesenhaftigkeit technischer Artefakte anders deutlich, und die bei Latour mitunter schematisch wirkenden, in die technischen Artefakte eingeschriebenen „Texte“ sind auf der Ebene der komplexeren (und nutzungsoffeneren) Technik nicht mehr so deutlich vorhanden.[116] Die Einpassung der Technik und eben nicht nur der Umgang mit den Artefakten, sondern auch die kulturellen Praxen, Vorstellungen, moralischen Zuschreibungen und Emotionen in das soziale Gefüge des alltäglichen Handelns manifestiert sich dabei auf sehr unterschiedliche Weise. Die eingeschriebenen sozialen Merkmale sind im Fluss, Technik ist in der alltagkulturellen Dimension als Bewegung und als Ausloten von Bedeutungen beschreibbar, aber eben nicht mehr als eindeutig definierbares Artefakt. Mit der Computertechnik ist dieses Verhältnis zwischen der Technik und dem Sozialen noch enger geworden: zum einen aufgrund des erweiterten Spektrums an Anwendungsmöglichkeiten dieser Technik und zum anderen aufgrund des Umstandes, dass dieser seine Leistungen auf einer geistig-sprachlichen Ebene zeigt, wodurch die Technik in bislang nicht delegierbare menschliche Bereiche vordringt.[117] Von den verschiedenen Definitionsversuchen, die den „unaufhebbaren Zusammenhang von Technologie, Information, Medialität und Nutzung“ betonen, sei in diesem Zusammenhang der von Manfred Faßler aufgegriffen, der betont, dass die „Herstellung von *sozialen* Zusatzräumen“ mit Hilfe von informations- und kommunikationstechnologischen Prozessen entscheidendes Merkmal der Informationsgesellschaft ist.[118]

Das Verhältnis der Nutzer zu „ihrem“ Computer nimmt tatsächlich häufig den Charakter einer quasi-sozialen Beziehung an, was etwa durch anthropomorphisierende Zuschreibungen und Wesensmerkmale deutlich wird, die in den Interviews immer wieder formuliert wurden. Auch der Hinweis des Technik-Soziologen Werner Rammert, dass – anders als bei anderen technischen Artefakten – beim „Personal Computer

---

[115] Latour, Bruno: Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökonomie. Frankfurt a.M. 2001. S. 105.

[116] Rammert, Werner: Computerwelten – Alltagswelten. Von der Kontrastierung zur Variation eines Themas. In: Ders (Hg.): Computerwelten – Alltagswelten. Wie verändert der Computer die soziale Wirklichkeit? Opladen 1990. S. 13-26, hier S. 14.

[117] Schachtner, Christina: Die Technik und das Soziale. Begründung einer subjektivitätsorientierten Technikforschung. In: Dies. (Hg.): Technik und Subjektivität. Das Wechselverhältnis zwischen Mensch und Computer aus interdisziplinärer Sicht. Frankfurt a.M. 1997. S. 7-25, hier S. 15f.

[118] Faßler, Manfred: Was ist Kommunikation? München 1997. S. 126f.

Deutungen geschaffen werden, wozu sie zuhause sinnvoll genutzt werden können und sich Wissen und Kompetenzen darüber erst verbreiten [müssen], wie man mit diesem Gerät richtig umgeht", betont dies nochmals.[119] Die mitunter enge Bindung an den Computer wird auch darin deutlich, dass dieser – ähnlich wie ein Mobiltelefon – ein „persönliches" Medium ist.[120] In der technik-soziologischen Deutung hat dies auch die Funktion, mit der Undurchsichtigkeit des digitalen Gegenübers umzugehen: So wird „die Personalisierung (...) als ein »interpretatives Repertoire« eingesetzt, um die Intransparenz von Technologie und die damit verbundene Unsicherheit kommunikativ zu absorbieren (...). Das Verhalten des Artefakts wird in der Weise interpretiert, als ob dieses von »Wünschen«, »Absichten« und dergleichen geleitet ist."[121]

Beim Computer wird dieser zugeschriebene Subjektstatus besonders augenfällig in der von Latour betonten moralischen Position, die technische Artfakte zu sozialen macht. Hierzu gibt es im Interviewmaterial hinreichend Beispiele, wenn etwa die „Schuld"-Frage bei missglückter Techniknutzung zwischen Nutzer und Computer ausgehandelt und verteilt werden muss und so Moral zwischen Mensch und Technik verhandelt wird (vgl. hierzu die Abschnitte 4.3.1.3 und 4.3.2.4). Dabei werden mit dem Computer – anders als bei den einfachen Beispielen Latours, in denen die Rollen gewissermaßen klar verteilt sind – die wechselseitigen Beeinflussungen von menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren zunehmend komplexer und komplizierter, etwa in dem Sinne, dass die Technikgestaltung auch den menschlichen Nutzer-Akteuren möglich wird und die delegierte Moral also im Sinne Latours ein Stück weit ihren sicheren Halt verliert. Die eingeschriebenen „Texte" und „Skripte" werden mit dem Computer vielschichtiger, komplexer und unüberschaubarer, und aus der Latourschen Kette der moralischen Aushandlung von Techniknutzung und Bedeutungszuschreibung wird – um im Sprachbild zu bleiben – ein eher ein vieldimensionales Netz.[122]

Die Kopplung von Technikgestaltung und Technik(um)nutzung ist so im Sinne der Akteur-Netzwerk-Theorie der Versuch, diesen Prozess nachzuvollziehen: „Perspektivisch folgt der Beobachter [also der Technikforscher, G.H.] den Akteuren um herauszufinden, wie diese die unterschiedlichen Elemente definieren und in Verbindung bringen, mit denen sie ihre Welt aufbauen und erklären. Aus der anderen Perspektive folgt der Beobachter den Übersetzungen, durch die die Akteure definiert

---

[119] Rammert, Werner: Technik aus soziologischer Perspektive 2. Kultur – Innovation – Virtualität. Wiesbaden 2000. S. 93.

[120] Höflich, Joachim: Das Handy als „persönliches Medium". Zur Aneignung des Short Message System (SMS) durch Jugendliche. In: Kommunikation@Gesellschaft 2. [http://www.kommunikation-gesellschaft.de/]

[121] Braun, Holger: Soziologie der Hybriden. Über die Handlungsfähigkeit technischer Agenten. Technical University Technology Studies. Berlin 2000. S. 17.

[122] Latour, Der Berliner Schlüssel, wie Anm. 112, S.70ff.

werden."[123] Besonders augenfällig wird dies etwa in der Technikgestaltung, bei den gängigen Computerbetriebssystemen mit den sprachlichen und graphischen Analogien zu Schreibtisch(ordnungen) und -umgebungen oder in der Gestaltung von Benutzeroberflächen.[124]

Mit Latour ist auch das „schweigende" Einverständnis der Techniknutzer in die Delegation von Sozialem an nicht-menschliche Wesen verbunden. Dies wird etwa mit der selbstverständlichen Akzeptanz von Computerlösungen für bestimmte alltagsweltliche Problemstellungen deutlich.[125] Mit der „Einverleibung des Skripts (...) gibt [es] einen großen *Korpus* von Qualifikationen, die wir uns so gut eingeprägt oder einverleibt haben, dass die Vermittlung der schriftlichen Anleitungen überflüssig wird".[126] Das schnelle Einprägen und die Aneignung und Herausbildung von Techniknutzungsstilen ist – wie etwa im komplexen Prozess der Etablierung von Konventionen bei der Nutzung des Kommunikationsmediums E-Mail – gut zu beobachten: Analogien und Orientierungen aus der Schriftsprache und aus mündlichen Kommunikationsformen werden übernommen und müssen angepasst werden; dabei müssen neue Konventionen gefunden werden, wie es etwa die Unsicherheiten bei der Wahl der „richtigen" Anrede oder die Häufigkeit der angemessenen Antwortfrequenz zeigen. Letztlich steht dahinter aber doch eine zumeist schnelle Akzeptanz der neuen Umgangsformen.[127] Interaktive Programme, bei denen die Benutzer während der Ausführung Eingaben machen können, vermittelten den Nutzern zusätzlich das Gefühl, mit dem Computer zu kommunizieren und partnerschaftlich zusammenzuarbeiten.[128] Bewusst wird diese Delegation an technische Lösungen häufig erst im Störfall, wenn der Computer „abstürzt" oder im Arbeitsprozess ein schwer zu überwindendes digitales „Hindernis" auftaucht – Lösungen und Hilfen dann wieder über die Ebene der menschlichen Wesen gesucht werden müssen.

Ein weiterer Aspekt, der diese wesenhafte Dimension des Computers beschreibt, ist mit dem „Sprechen vor dem Computer" angerissen. Damit ist der Umstand gemeint, dass mit dem Computer in einem beziehungsartigen Sinne kommuniziert wird bzw. der

---

[123] Schulz-Schaeffer, Ingo: Akteur-Netzwerk-Theorie. Zur Koevolution von Gesellschaft, Natur und Technik. In: Weyer, Johannes (Hg.): Soziale Netzwerke. Konzepte und Methoden der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung. München u.a. 2000. S. 187-209, hier S. 198.

[124] Wobei mit dieser innovationsorientierten Perspektive in den STS auch, wie Sally Wyatt betont, die Gefahr verbunden sein kann, den Nutzer aus dem Blick zu verlieren. Wyatt, Sally: Understanding (Information and Communication) Technologies: Lessons from Science and Technology Studies. In: Schweizerische Akademie der Geisteswissenschaften (Hg.): Technikforschung zwischen Reflexion und Dokumentation. Referate der Herbsttagung im November 2003. Bern 2005. S. 27-37, hier S. 29.

[125] Latour, Der Berliner Schlüssel, wie Anm. 112, S. 79.

[126] Ebd., S. 81.

[127] Kleinberger Günther, Ulla / Thimm, Caja: Soziale Beziehungen und innerbetriebliche Kommunikation: Formen und Funktionen elektronischer Schriftlichkeit in Unternehmen. In: Thimm, Caja (Hg.): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet. Opladen 2000. S. 262-277.

[128] Friedewald, Michael: Der Computer als Werkzeug und Medium. Berlin / Diepholz 1999. (= Aachener Beiträge zur Wissenschafts- und Technikgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 3). S. 26.

Computer in alltägliche Kommunikationssituationen als Kommunikationspartner integriert wird und – etwa in Arbeitssituationen im Büro – kommunikativ integriert werden muss.[129]

Exkurs: Deutungsmotive in der Computergeschichte

Die inzwischen gut erforschte Technikgeschichte im Sinne einer Makroperspektive auf Technik wird innerhalb dieser Arbeit nur am Rande rezipiert, steht doch die subjektive Wahrnehmung und die Erfahrungsdimension von Technik im Mittelpunkt.[130] Als wichtiger Bezugspunkt für die (alltägliche) Deutung und die symbolische Dimension von Computern im Alltag sind allerdings bestimmte Bilder der sozialen und kulturellen Folgen der zunehmenden Informatisierung der Gesellschaft zu sehen. Im folgenden Abschnitt soll versucht werden, anhand einer kursorisch gehaltenen, knappen „Kulturanalyse populärer Medientexte“ schlaglichtartig einige zentrale Bilder der Kulturgeschichte des Computers herauszustellen, um zumindest grobe Züge des argumentativen Hintergrunds in den Erzählungen zu verdeutlichen. [131] Bemerkenswert dabei ist, dass diese Bilder und Deutungen durchaus lange wirken, angepasst lediglich an die gerade zentralen Technologien.

Vor allem in Abschnitt 4.4., wenn es um das Orientierungswissen und um die Deutungen der sozialen und kulturellen Folgen der Digitalisierung geht, zeigt sich diese Wirkmächtigkeit bestehender Bilder. Beispielsweise ist das alltägliche Sprechen über Technikexperten und die Medienwirkung von Computern bei Kindern von diesen diskursiven verallgemeinerten Einschätzungen stark beeinflusst.

- *Der Computer als Projektionsfläche für Zukunftsentwürfe*

Der Computer ist – zumindest in den letzten vierzig bis fünfzig Jahren – als Projektionsfläche und Leitbild techno-sozialer Veränderungen zu verstehen. Dies zeigt sich in der Konzentration und Antizipation der computertechnischen Projektionen in Zukunftsvisionen. Die Zukunftsbilder sind dabei in erster Linie Ausdruck einer kulturellen Gegenwart, bieten mit den technik-kritischen und technik-euphorischen ideologischen Hintergründen allerdings als Zeitspiegel wichtige Hinweise auf

---

[129] Habscheid, Stephan / Holly, Werner: Sprechen vor dem Computer. In: Boehnke, Klaus / Döring, Nicola (Hg.): Neue Medien im Alltag. Die Vielfalt individueller Nutzungsweisen. Lengerich 2001. S. 176-195; Hörning, Karl-Heinz / Dollhausen, Karin: Metamorphosen der Technik. Der Gestaltwandel des Computer in der organisatorischen Kommunikation. Opladen 1997.

[130] Vgl. zur Technikgeschichte des Computers etwa die Arbeit von Michael Friedewald, Der Computer als Werkzeug und Medium, wie Anm. 128; Wurster, Christian: Der Computer. Eine illustrierte Geschichte. Köln 2002.

[131] Köck, Christoph: Kulturanalyse populärer Medientexte. In: Göttsch, Silke / Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001. S. 301-320.

technikkulturelle Leitbilder.[132] Ein Beispiel für die frühe Rezeption des Computers in der Science Fiction ist etwa Stanley Kubricks Film „2001 – Odyssee im Weltraum“ von 1967. Die Figur des gewissermaßen sozial agierenden Computers „HAL“, der sich gegen seine Abschaltung wehrt und in seinen Interaktionen ausgesprochen „menschlich“ auftritt, avisiert die zukünftige Verschmelzung von Mensch und Technik.

- *Hacker, Freaks und Nerds – die Konstruktion von Computerexperten*

Zur Seite des Magischen gehört in der Betrachtung der Computerkultur die Konstruktion eines bestimmtes Menschentyps, der sich auf besondere Art und Weise in den Computer hineindenken kann und diesen „versteht“. In seinem 1977 erschienenen (computer-)kritischen Buch „Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft“ hat Joseph Weizenbaum dieses Bild bereits beschrieben. Mit dem Begriff des zwanghaften Programmieres kennzeichnete er jenes Bild des Technikers, der „mit tief eingesunkenen, brennenden Augen vor dem Bedienungspult sitzt, auf einer Liege neben dem Computer schläft, den Körper vernachlässigt und die Welt um sich herum vergisst“.[133] Dieses Bild des in anderen sozialen Zusammenhängen wenig erfolgreichen und in einer gewissermaßen hermetisch abgeschlossenen Computerwelt lebenden Mannes hat in diverse populäre Darstellungen Eingang gefunden. In der etwas abwertenden Bedeutung als „Nerd“ (engl. für Fachidiot, Langweiler, Sonderling, Streber, Schwachkopf) oder weniger negativ und mit mehr Bewunderung für die technischen Kompetenzen als Hacker.[134] Ähnlich ist aber bei beiden Bildern, dass der Erfolg im Technikumgang und das totale Verschmelzen mit dem Computer zu sozialen Nachteilen führt. Der Nerd wird, gewissermaßen als Konsequenz des dauernden Computerkonsums, in den Darstellungen mit negativ besetzten körperlichen Attributen gezeigt wie Brille, blasse Haut und fehlende physische Kraft.[135]

Die in den 1980er Jahren entstandene US-Fernsehserie „Ein Trio mit vier Fäusten“, in der neben zwei klassischen Detektivfiguren auch ein Computernerd zur Lösung der Fälle beiträgt, wäre ein Beispiel für diesen Soziyltypus. Ähnlich wirft der Roman „Microsklaven“ des „Generation X“-Autoren Douglas Coupland mit ironischen Seitenhieben einen ähnlichen Blick auf die Nerd-Kultur in einer dem Microsoft-Konzern nachempfundenen Softwarefirma.[136]

---

[132] Minois, Georges: Geschichte der Zukunft. Orakel Prophezeiungen Utopien Prognosen. Düsseldorf / Zürich 1998. S. 24; Herlyn, Gerrit: Technik-Utopien als Zeitspiegel. In: Vokus. Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Schriften 9/2 (1999). S. 114-127. [http:// www.-uni-hamburg.de/Wiss/FB/09/Volkskul/Texte/Vokus/1999-2/herlyn.html].

[133] Weizenbaum, Joseph: Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft. Frankfurt a.M. 1978. S. 161.

[134] Hajdu, Frank: Nerds - Mediale Figur, Stereotyp und sozialer Typus. Die Nerd-Konstruktion und ihre Rolle in der Gegenwartskultur. (unveröff. Magisterarbeit, Institut für Europäische Ethnologie, Berlin, 2004).

[135] de Bruyn, Max: Wie werde ich Bill Gates? Frankfurt a.M. 2000.

[136] Coupland, Douglas: Microsklaven [Roman]. Hamburg 1996.

Ähnlich, jedoch etwas positiver besetzt, sind die Hacker im populären Diskurs, aber auch hier steht ein grundsätzlich dem Computer „verfallener“ Sozialtyp im Vordergrund.[137] Die damit verbundene Konstruktion einer völlig eigenen Welt zwischen Genie und Wahnsinn ist populär nachbereit worden in „23 - Die Geschichte des Hackers Karl Koch“, in der der Protagonist sich so sehr in die virtuelle Welt begibt, dass ein Scheitern in der nicht-virtuellen Welt die Folge ist bzw. die Grenzen zwischen beiden Welten für ihn verschwimmen.[138]

- *Verselbständigung der Technik.*

Eine weitere wichtige Argumentationsfigur warnt vor der Verselbständigung der Technik und dem Kontrollverlust der Menschen. Sie findet sich in realen Beispielen, wie etwa Clifford Stolls Buch „Die Wüste Internet“, in dem dieser – wie Weizenbaum ist auch er selbst Programmierer – zum Warner vor den Gefahren einer unkontrollierten Vernetzung wurde. [139] Gleichzeitig ist dies auch ein wichtiges Motiv, das in populären Science und Social Fiction-Darstellungen immer wieder aufgegriffen wurde.

- *Computer veränderten Mensch und Menschenbilder*

Zum Kanon sozial- und kulturwissenschaftlicher Sichtweisen auf die vom Computer verursachten Veränderungen gehören Sherry Turkles Bestimmungen des Computers als „evokatorisches“ Objekt, das zu Affekten, Phantasien, Wertungen und zum Philosophieren immer wieder neu herausfordert. Der Computer als solcher wird im (permanenten) Arbeiten und Interagieren zum wichtigen Sozialpartner.[140] Zu dieser Dimension gehört auch der Diskurs um künstliche Intelligenz und die Frage, wann und ob Computer in ihren Leistungen den Menschen überholen.[141] Verdichtet wird dies im Begriff des Cyborgs, die Infragestellung der Unterscheidung von Mensch und Technik, wie sie etwa in dem berühmten Essay von Donna Haraway diskutiert wird.[142] Auch hier sind es populäre Darstellungen, wie etwa die Filmfigur des „Terminators“, der diese Faszination am besten illustriert.

---

[137] Gröndahl, Boris: Hacker. Hamburg 2000; Eckert, Roland: Auf digitalen Pfaden. Die Kulturen von Hackern, Programmierern, Crackern und Spielern. Opladen 1991.

[138] Schmid, Hans-Christian / Gutmann, Michael: 23 - Die Geschichte des Hackers Karl Koch. München 1999.

[139] Stoll, Clifford: Die Wüste Internet. Geisterfahrten auf der Datenautobahn. Frankfurt a.M. 1996.

[140] Turkle, Sherry: Die Wunschmaschine. Vom Entstehen der Computerkultur. Reinbek bei Hamburg 1986.

[141] Kurzweil, Ray: Homo S@piens. Leben im 21.Jahrhundert. Köln 1999. Kurzweil argumentiert in seinem Sachbuch so, dass die exponential steigende Leistung von Computerchips dazu führt, dass im Jahr 2029 für einen Preis von 1000$ Dollar eine Rechenleistung mit der Kraft von 1000 menschlichen Gehirnen erhältlich sein wird.

[142] Haraway, Donna: Ein Manifest für Cyborgs. Feminsmus im Streit mit den Technowissenschaften. In: Hammer, Carmen / Stiess, Immanuel (Hg.): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt a.M. / New York 1995, S. 33-72.

- *Soziale Folgen des Computerumgangs*

Ein ganzes Bündel an Motiven ist mit den sozialen Folgen der Digitalisierung verbunden. Hauptsächlich geht es um das Motiv, dass wertvolles soziales Leben durch die Digitalisierung Schaden nimmt und die Technik soziale Kontakte ersetzt bzw. Computer an die Stelle von Menschen treten würden. Diskutiert wird dies häufig an den Folgen des Technikkonsums für Kinder und Jugendliche. Von den vielen Beispielen dieser klassischen Kultur- und Zivilisationskritik als Medienkritik seien hier das „Verschwinden der Kindheit“ und „Wir amüsieren uns zu Tode“ des amerikanischen Bestsellerautors Neil Postman genannt.[143] Sie lassen sich als exemplarisch für die Gegenüberstellung von medienvermittelten und mediengeprägten Angeboten für Kinder und einem „reineren“, von Medien unbeeinflussten Aufwachsen sehen. Sie sind vor allem auch eine Reaktion auf den einsetzenden Video- und Computerspielboom der späten 1970er/1980er Jahre und ein typisches und prominentes Beispiel für die Seite einer kulturkritischen Computerbetrachtung.

Ein weiterer Aspekt, wenn es um die sozialen Folgen der intensiven Computernutzung geht, hat Nicola Döring anhand der Diskurse um die Vereinsamung von Computernutzern aufgearbeitet.[144] „Computernutzer entwickeln eine technikzentrierte oder maschinelle Persönlichkeit. Sie schätzen Technik mehr als ihre Mitmenschen und werden gefühllos, zweckrational und büßen ihre soziale Kompetenz ein. Computernutzer flüchten in eine fiktive Scheinwelt. Die Konzentration auf virtuelle Welten und Gemeinschaften führt zu Realitätsverlust.“[145] Die regelmäßig in Medien zu lesenden Berichte über extreme Fälle von Computer- oder Internetsucht verweisen in ähnlicher Weise auf die Warnung vor dem Kontrollverlust der Computernutzer gegenüber der Technik.

In den populären und wissenschaftlichen Diskursen um die Folgen des zunehmendem Computereinsatz lassen sich immer wieder ähnliche Argumentationsmuster finden, mit denen Kritik aber auch Zustimmung geäußert wird, und die als argumentative Reserve ebeso im alltäglichen Verhandeln von Computerbedeutungen sichtbar werden.

---

[143] Postman, Neil: Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie. Frankfurt a.M. 1985; Ders.: Das Verschwinden der Kindheit. Frankfurt a.M. 1987.

[144] Döring, Nicola: Einsam am Computer? Sozialpsychologische Aspekte der USENET Community. In Schönleber, Claus (Hg.): 2. Kieler Netztage. Kiel 1994. S. 7-38, hier S. 13.

[145] Ebd.

3. Methodisches Vorgehen: Zum Forschungsprojekt „Technik als biographische Erfahrung“

Zwischen April 1999 und April 2001 wurden im Verlauf des Projekts 94 Interviews zum Thema „Technik als biographische Erfahrung“ erhoben.[146] Hierbei wurde versucht, im Sinne der Biographieforschung Selbstthematisierungen des alltäglichen Umgangs mit Technik zu erfragen. Anders als in vergleichbaren qualitativen kultur- und sozialwissenschaftlichen Technikforschungen, die in aller Regel bereits im Vorwege mit starken Eingrenzungen, sei es über konkrete technische Artefakte oder das gewählte Sample, vorgehen, sollten in den durchgeführten Interviews die Technik-Bereiche von den Interviewten selbst bestimmt werden.[147] Zu dieser Konzeption gehörte es auch, in der Interviewerhebung Technikverständnis und Technikdefinition der Befragten zu berücksichtigen bzw. Thema werden zu lassen.[148]

Samplebildung

Ausgehend von der Annahme, dass Erfahrungen mit Technik omnipräsent und alltäglich sind und sich die Bedeutung klassischer Differenzierungsmerkmale so zumindest relativiert, wurde bewusst ein für qualitative Forschungen ausgesprochen breit gestreutes Sample gebildet. Innerhalb der Eingrenzung Großstadtbewohner in Dienstleistungsbereichen wurde eine gleichmäßige Altersverteilung der Interviewten zwischen 18 und 74 Jahren erreicht. Besonders mit Blick auf die Frage der „Technik-Generationen“[149] und die Frage nach „Technik und Geschlecht“ wurden gleichmäßige Streuungen angestrebt.[150] Für den ebenfalls wichtigen Parameter „Beruf“ wurde einerseits eine breite Streuung anvisiert, andererseits verschiedene Cluster mit bis zu sechs Interviewten gebildet, die einem gleichen oder ähnlichen Berufs- oder Tätigkeitssektor angehören oder angehörten. So finden sich etwa im Sample Schwerpunkte aus vermeintlich technikferneren Berufen und Tätigkeitsbereichen

---

[146] Ein Großteil der Interviews wurde von Hans Joachim Schröder (Jg. 1944, Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Projektleiter) geführt, weitere von Thomas Hengartner (Jg. 1960, Hochschullehrer, Projektleiter), Gerrit Herlyn (Jg. 1969, Wissenschaftlicher Mitarbeiter), Sandra Ruschmann (Jg. 1973, studentische Mitarbeiterin u.a. zuständig für den EDV-Bereich) und Gülna von Wichert (Jg. 1971, studentische Mitarbeiterin), in den Transkripten abgekürzt mit TH, GH, SR, HS, und GW; etwa ein Drittel der Gespräche wurde von jeweils zwei Interviewern durchgeführt. Die Transkription der Interviews wurde von Petra Fonteyne durchgeführt, später unterstützt von Maria Akingunsade.

[147] Z.B. Löchel, Elfriede: Inszenierungen einer Technik. Psychodynamik und Geschlechterdifferenz in der Beziehung zum Computer. Frankfurt a. M. / New York 1997; Flick, Psychologie des technisierten Alltags, wie Anm. 170; Noller, Peter / Paul, Gerd: Jugendliche Computerfans. Selbstbilder und Lebensentwürfe – eine empirische Untersuchung. Frankfurt a.M. / New York 1991.

[148] Schröder, Technikerfahrung im biographischen Erzählen, wie Anm. 5.

[149] Sackmann, Reinhold / Weymann, Ansgar: Die Technisierung des Alltags: Generationen und technische Innovationen. Frankfurt a.M. / New York 1994.

[150] Die in den Auswertungen benutzten Altersangaben beziehen sich jeweils auf den Zeitpunkt der Interviewerhebung.

(Ärzte, Apothekenangestellte und andere Berufe im medizinischen Bereich, selbständige Kleingewerbetreibende im Dienstleistungssektor, Lehrer, Abiturienten) und techniknäheren Berufen (Ingenieure, IuK-Berufe). Eine zusätzliche für die Biographieforschung wichtige Vergleichsperspektive wurde dadurch erzielt, dass in mehreren Fällen Ehepaare interviewt wurden, einmal eine vierköpfige Familie, sowie zwei Geschwisterpaare und so Einblicke in innerfamiliäre biographische Felder berührende Technik-Bereiche gelangen und Fragen des „Familiengedächtnisses“ in Bezug auf Technikerfahrungen berücksichtigt werden.[151] Eine Besonderheit im Sample stellen die interviewten sozial- und kulturwissenschaftlichen Technikforscher aus dem Universitätsbereich dar, mit denen ein professionell-reflexiver Blick auf Technikerfahrungen angestrebt wurde.[152] Zusätzlich haben sich die fünf Projektmitarbeiter gegenseitig interviewt, womit eine weitere Reflexionsebene zwischengeschaltet wurde.[153] Die Auswahl der Interviewpartner erfolgte über direkte Kontaktaufnahme an Arbeitsplätzen und mit einem darauf aufbauendem Schneeballsystem, sowie einer Auswahl von Interviewten aus dem weiteren Umfeld der Interviewer. Festzuhalten ist weiterhin, dass viele der Interviewten vor dem Hintergrund bestimmter Erwartungen ausgewählt wurden, die sich aus den vorab vorhandenen Informationen speiste (Techniknähe, Technikskepsis, Alter, Beruf) und häufig vor der Erwartung guter bzw. ergiebiger Gespräche zu sehen sind. Auch diese Vorannahmen sind in die Gestaltung der Interviews mit eingeflossen.

Interviewführung

Die Interviewführung lässt sich als offenes, narratives Verfahren kennzeichnen.[154] Es gab zwar am Beginn des Projektes einen ausführlichen Interviewleitfaden, der jedoch eher selten „abgefragt“ wurde. Vielmehr wurde bewusst versucht, die Gespräche in ihrer Dialogizität am Alltagsgespräch zu orientieren.[155] Die Interviewer haben sich dabei explizit nicht als „Technik-Experten“ verstanden, sondern als alltägliche Gesprächspartner.

---

[151] Keppler, Tischgespräche, wie Anm. 103, S. 162ff.

[152] Hier lässt sich bereits anmerken, dass sich auch bei den „Profis“ kein grundsätzlich anderes Sprechen über Technikerfahrungen feststellen ließ. Lediglich Verweise auf wissenschaftliche Literatur, mit denen eigene Erfahrungen argumentativ untermauert und abstrahiert wurden, deuten auf Unterschiede zu den anderen Interviewten.

[153] Auch hier zeigte es sich, dass bei aller Reflektiertheit und Durchdringung der Thematik die Alltagserfahrungen (und deren Thematisierung) nicht signifikant andere waren als die der anderen Interviewten.

[154] Schmidt-Lauber, Brigitta: Das Interview – oder die Kunst des Reden-Lassens; In: Göttsch, Silke / Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin / Hamburg 2001. S. 165-186.

[155] Um die Differenzierungen der gängigen Interviewtypen zu umgehen, spricht Heinz Bude von „sozialwissenschaftlich aufgeklärten Alltagsgesprächen“, Bude, Heinz: Lebenskonstruktionen als Gegenstand der Biographieforschung. In: Jüttemann, Gerd / Thomae, Hans (Hg.): Biographische Methoden in den Erfahrungswissenschaften. Weinheim 1998. S. 247-258, hier S. 247.

In den Gesprächen wurde versucht, der Frage nach der Biographiefähigkeit (und damit Erzählbarkeit) alltäglicher Technikerfahrungen näher zu kommen. Trotz der Offenheit der Gespräche wurden bestimmte Themenbereiche und Fragen dabei immer wieder angesprochen: z.B. Information und Kommunikation, Mobilität, Mediennutzung, Technik im Arbeitsalltag. Des Weiteren war die Frage nach dem Technikverständnis und der persönlichen Definition von Technik Bestandteil der Interviews; ebenso wie die Spuren der Technikerfahrungen in der Kindheit der Interviewten, etwa indem nach biographisch frühen oder prägenden Technikerlebnissen gefragt wurde.

Die inhaltlichen Schwerpunkte wurden – auch wenn bewusst Impulse zu einzelnen Themenbereichen von den Interviewern gegeben wurden – von den Gesprächspartnern selbst gesetzt. Dies hatte den Effekt, dass zwar sehr heterogene Interviews entstanden, aber so auch die Erzähl- und somit auch die Technikbereiche der Interviewten möglichst offen und unbeeinflusst repräsentiert sind. Angenommene Techniknähe bzw. Technikferne – etwa über den ausgeübten Beruf – hatten allerdings nicht zwangsläufig zur Folge, dass Interviewte ausführlich oder weniger ausführlich über Technikerfahrungen erzählten.[156] So war etwa ein 18-jähriger Abiturient trotz großen Engagements in Bezug auf Computer (selbständiges Programmieren, geplantes Informatikstudium) kaum in der Lage, ausführlichere Antworten auf die Interviewerfragen zu geben. Andere Interviewte waren wiederum sehr erstaunt, dass sie über das Thema Technik „stundenlang“ sprechen konnten, obwohl sie sich selbst als eher technikablehnend beschrieben.

So haben einige der Interviews mehr den Charakter eines klassischen Interviews mit deutlich erkennbaren Frage-Antwort-Strukturen, andere sind stärker im Sinne der Biographieforschung Interviews mit hohem Selbstbezug und langen Erzählpassagen, bei denen die Interviewer eher „Stichwortgeber“ sind. Eine dritte Art des Interviews ist schließlich eher gesprächsorientiert, wenn Interviewte und Interviewer sich gemeinsam über Technik-Themen unterhalten und austauschen, eine Art der Kommunikation, die relativ nahe an auch sonst geführten Alltagsgesprächen ist, bei denen ein technisches Thema im Mittelpunkt steht.[157] Die offene Interviewführung hatte auch zur Folge, dass sowohl lebensgeschichtliche Erfahrungen im Umgang mit Technik, die sehr weit zurückreichten, zur Sprache kamen als auch „tagesaktuelle“ Gesprächsthemen aus dem Technikbereich in die Interviews mit einflossen.

Im Sinne einer „fortgesetzten Selbstreflexivität im gesamten Forschungsprozess“ wurden zu den Interviews Feldforschungsprotokolle angefertigt, in denen die Erhebungssituation und die subjektiven Eindrücke der Interviewer in einer Datenbank

---

[156] Hiermit ist die Frage der Erzählerpersönlichkeit angerissen, die in der Volkskunde vor allem im Zusammenhang mit Volkserzählern und deren kunstvollem Erzählen diskutiert wurde.

[157] Es handelte sich um eine bewusste Entscheidung, dass die Interviewer sich selbst aktiver als in vergleichbaren Interviewverfahen in die Gespräche eingebracht haben. Schröder, Technikerfahrung im biographischen Erzählen, wie Anm. 5., S.145.

zeitnah festgehalten wurden.[158] Zusätzlich finden sich hier die soziographischen Daten der Interviewpartner. Vor allem über die Feldforschungsprotokolle ließen sich vom Interviewer wahrgenommene Besonderheiten, die sich aus der Reflexion der Situation ergaben, thematisieren. So sind etwa der mitunter große Generationsunterschied zwischen Interviewer und interviewter Person oder die unterschiedlichen Vorkenntnisse in Bezug auf Computer ein erstes das Gespräch beeinflussendes Kriterium.[159] Diese Unterschiede ließen teilweise ausführliche, aber eben auch sehr aufschlussreiche Erläuterungen in den Interviews notwendig werden.[160]

Als weitere methodische Grundproblematik bleibt dabei bestehen, dass einiges von den Interviewern konkret angesprochen und gefragt wurde, während andere Themen von den Interviewten selbst zur Sprache gebracht wurde.

Die Gespräche fanden in aller Regel bei den Interviewten zuhause statt, lediglich wenn dies nicht gewünscht wurde, wurden die Gespräche bei den Interviewenden oder am Arbeitsplatz der Interviewten geführt. In der Erhebungsphase fand zwischen den ProjektmitarbeiterInnen eine fortlaufende Diskussion über die Durchführung der Interviews und die Auswahl der Interviewpartner statt.

Die Interviews dauerten zwischen einer und viereinhalb Stunden und waren durchschnittlich ca. 2.1/4 Stunden lang. Neben den Einzelinterviews gab es zwei Gruppengespräche, an denen jeweils mehrere Interviewte aus einem Betrieb teilnahmen.

Zur Transkription der Interviews

Für die Verschriftlichung der Interviews wurde ein textorientiertes, auf gute Lesbarkeit zielendes Transkriptionsverfahren gewählt.[161] Der mündliche Charakter der Gespräche ist so erhalten geblieben, Satzbau und Wortwahl unverändert. Auf das grundlegende Problem des interpretativen Eingriffs im Übersetzungsprozess von gesprochener Sprache in einen schriftlichen Text bezogen, heißt dies, dass angestrebt wurde, in den Rohtranskripten einen angemessenen Kompromiss aus Genauigkeit (also etwa der

---

[158] Schröder, Hans Joachim: Technik als biographische Erfahrung. In: Vokus. Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Schriften 10/1 (2000), S. 41-77, hier S. 75. [http://www.uni-hamburg.de/volkskunde/Texte/Vokus/2000-1/technik.html.].

[159] Im Auswertungsteil wurde versucht, dies entsprechend zu berücksichtigen, etwa wenn Generations-, Geschlechter- oder Statusunterschiede oder Gemeinsamkeiten die Gesprächssituation offensichtlich beeinflusst haben. Das Gespräch zwischen gleichaltrigen Studierenden nimmt selbstredend einen anderen Charakter an, als eines, in dem große Unterschiede überbrückt werden müssen. Deutlich wurde etwa, dass die interviewten Schüler Hans Joachim Schröder eher einem Lehrer-Klientel zurechneten und die Art und Weise des Sprechens über Technik sich entsprechend daran orientierte.

[160] Mit diesem Aspekt, also der großen Bedeutung der Interviewsituation für das im Interview Erzählte, hat sich Klara Löffler in einem performanzanalytischen Ansatz beschäftigt: Löffler, Klara: Zurechtgerückt. Der Zweite Weltkrieg als biographischer Stoff. Berlin 1999. S. 79-97

[161] Schröder, Hans Joachim: Die gestohlenen Jahre: Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten. Tübingen 1992.

Berücksichtigung bedeutungstragender nicht-sprachlicher Äußerungen oder Pausen) und Lesbarkeit (also der Konzentration auf inhaltliche Aussagen) zu erreichen.

Für die in den folgenden Kapiteln zitierten und bearbeiteten Interviewausschnitte wurden Interviewpassagen so belassen, dass der Charakter der Gesprächssituation erkennbar bleibt. Dies soll vor allem durch ausführlichere Passagen, in denen der Zusammenhang der Aussagen und Erzählungen erhalten bleibt, erreicht werden, um so auch die Nachvollziehbarkeit der Auswertungen zu ermöglichen.[162] Längere Passagen, die mit Absätzen unterteilt sind, markieren Sinneinheiten. Dabei wurde versucht, dem Erzähl- bzw. Gesprächsfluss Rechnung zu tragen und Zwischenfragen der Interviewer einzubinden. Lediglich bei Interviewpassagen, die einen deutlichen Dialogcharakter haben, ist dies in den Darstellungen entsprechend übernommen worden. Gleichzeitig wird versucht, den Erzählkontext als wesentliches Moment für das jeweilige Interview-Verständnis zu berücksichtigen.[163] Kürzungen innerhalb der Passagen betreffen meist kurze Einwürfe oder Nachfragen der Interviewer und sind wie folgt (...) gekennzeichnet. Als wichtige Basisinformationen werden jeweils Alter und Beruf der Interviewten genannt. Alle Interviewten sind pseudonymisiert, Firmennamen soweit sie in engem Zusammenhang mit den Personen stehen, ebenfalls.

Nicht-sprachliche Äußerungen und erklärende oder kommentierende Einschübe sind mit eckigen Klammern [ ] gekennzeichnet, sprachliche Betonungen in wenigen Einzelfällen mit Unterstreichungen kenntlich gemacht, unterbrochene bzw. abgebrochene Sätze mit ... gekennzeichnet, im Interview wiedergegebene wörtliche Rede ist mit Doppelpfeilen (»«) markiert.

Insgesamt stand für die Auswertung ein Textkorpus zur Verfügung, in dem ca. 210 Stunden Gespräch dokumentiert sind. Die Original-Kassetten sind Bestandteil des Archivs für Alltägliches Erzählen am Institut für Volkskunde der Universität Hamburg.[164]

Zur Frage der Interviewauswertung

Zu den Kernproblemen der qualitativen kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschung gehört die Frage, wie aus großen Mengen heterogenen Interviewmaterials abstrahiert und verallgemeinert wird, wie, wenn das Primat einer induktiven Auswertung ernst genommen wird, kultur- bzw. sozialwissenschaftliche Aussagen getroffen werden

---

[162] Zu diesem Grundproblem der Darstellbarkeit qualitativer Interview-Materialien zwischen ausführlicher Dokumentation und zusammenfassender Auswertung, vgl. Schröder, Hans Joachim: Technik als biographische Erfahrung 1930 – 2000. Dokumentation und Analyse lebensgeschichtlicher Interviews. Zürich 2007. S. 24.

[163] Schmidt-Lauber, Brigitta: Das qualitative Interview oder die Kunst des Reden-Lassens. In: Göttsch, Silke / Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin / Hamburg 2001. S. 165-186 hier, S. 180.

[164] Schröder, Hans Joachim: Archiv für „Alltägliches Erzählen“ im Hamburger Institut für Volkskunde. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History. 1 (1988). S. 113-119.

können, die in ihrem zwangsweise interpretativen Moment trotzdem den Interviewpartnern und ihren Erzählungen gerecht werden können.[165]

Dem Ideal eines offenen Forschungsprozesses folgend wurden drei Verfahren angewandt, um inhaltliche Schwerpunkte aus den biographischen Materialien zu generieren. Zunächst wurde ein Schlagwortregister erstellt, in dem vor allem die in den Interviews thematisierten technischen Artefakte und Gesprächsinhalte gesammelt und (vorsichtig) systematisiert wurden. Mit dem Schlagwortregister war es möglich, einen Überblick über die thematischen Schwerpunkte der Erzählinhalte zu gewinnen. Der Bereich Computer erwies sich hier quantitativ und qualitativ als besonders bedeutend. So gab es nur fünf Interviews, in denen der Computer nicht thematisiert wurde.[166] In vielen der Interviews waren Aneignungs- und Umgangsgeschichten zum Computer hingegen ein zentraler Bereich in den geschilderten Technikerfahrungen.

Als zweiter Analyseschritt wurden die Interviews zu zwei- bis vierseitigen so genannten Themenprofilen verdichtet, in denen die wichtigsten Grundzüge der Interviews jeweils zusammengefasst sind. Argumentative Leitgedanken und zentrale Aspekte der Technik-Biographie der Interviewten sind hier über kurze Beispiele abrufbar. Mit den Themenprofilen ist es zudem möglich, Kernbereiche des jeweiligen Technikbildes und des Technikverständnisses sowie der thematischen Technikschwerpunkte in den biographischen Selbstdeutungen zu erfassen. Bei dem Versuch, die jeweiligen Technikverständnisse zu systematisieren, sind die Themenprofile eine wichtige analytische Hilfe.[167] Methodisch wurde mit diesem Analyseinstrument versucht, in angemessener Nähe zu den Interviewten zusammenfassende erste Interpretationen der Interviewmaterialien zu erhalten und übergeordnete Kategorien aus dem Interviewmaterial zu entwickeln.

Als dritter Schritt - dieser für die vorliegende Arbeit mit dem expliziten Fokus auf den Themenbereich Computer - wurden die thematisch im weitesten Sinne mit Computer verbundenen Interviewausschnitte extrahiert und im Sinne der Grounded Theory „offen

---

[165] Grundsätzlich ist hier Brigitta Schmidt-Laubers Einschätzung zuzustimmen, dass für volkskundliche Arbeiten eine „allgemeine, analytische Verfahrensweise“ wichtiger ist, als der Versuch Auswertungsverfahren theoretisch „wasserdicht“ machen zu wollen. Schmidt-Lauber, Das qualitative Interview, wie Anm. 163, S. 180.

[166] Hierbei handelt es sich um Intervewte, die aus Altersgründen und aufgrund der ausgeübten Tätigkeit nicht mehr im Beruf mit Computern zu tun hatten und bei denen auch nicht durch das nähere Umfeld eine Beschäftigung mit der Computerthematik angeregt wurde. Im einzelnen waren dies Frau Zaage, Jg. 1924, Rentnerin (ausgeübter Beruf Apothekenhelferin); Herr Kohlscheen, Jg.1924, Rentner (ausgeübter Beruf Postangestellter); Herr Pierow, Jg. 1939, Eisenbieger; Frau Pierow, Jg. 1939, Reinmachefrau und Herr Jensen, Jg. 1935, (Pastor). Gleichzeitig machten einige der älteren Interviewten andere biographisch wichtige Themen zu Schwerpunkten, so dass die Frage nach den Technikerfahrungen mitunter etwas in den Hintergrund geriet.

[167] Die Themenprofile wurden nach der Diskussion gemeinsamer Richtlinien von den studentischen Projektmitarbeitern und Mitarbeiteterinnen Katrin Dardemann, Johannes Müske, Anke Rees, Sandra Ruschmann und Gülna von Wichert erstellt.

kodiert“.[168] Hierbei wurde jeweils versucht, angemessene zusammenfassende Oberbegriffe für Interviewpassagen im Transkript zu finden und so einen thematischen Überblick über die Interviewinhalte zu gewinnen (z.B. „Generationendeutung“, „Sucht und Verführung“).

Die im weiteren Verlauf erarbeitete Darstellung der Auswertungen und theoretische Durchdringung geschieht so auf Grundlage der in den Interviews thematisierten Bereiche. Dabei wurde versucht, ein dichtes Netz von Kategorien der Technikdeutung zu bilden und sich wenig von einer zu starken Strukturierung durch bestehende Kategorien und Hypothesen leiten zu lassen.[169] Angesichts der Heterogenität der Interviews, sowohl was die Interviewten selbst als auch die Gesprächsverläufe angeht, waren vorhandene Überschneidungen und Ähnlichkeiten in der Deutung von Computern umso frappierender und aussagekräftiger. Dies wird vor allem in Abschnitt 4.3. deutlich, in dem die Mensch-Computer-Interaktion im Mittelpunkt steht und wo sich zu einem breiten Spektrum an Erfahrungen jeweils ähnliche alltagsweltliche Deutungen fanden. Ein wichtiger Aspekt bei der Interpretation der erhobenen Daten ist somit auch die reflexive Befragung der soziographischen Faktoren.[170]

Wichtig im Sinne des offenen Forschungsprozesses ist noch der Hinweis, dass alle Interviews in der Auswertung berücksichtigt worden sind. Mit Blick auf Erzählkontext und Heterogenität werden jedoch theoretische Aussagen und Verallgemeinerungen vorsichtig gehandhabt. Verbunden ist mit diesem Auswertungsverfahren die Absicht, letztlich alle thematisch relevanten Interviewausschnitte zum Computer zu berücksichtigen.

Ebenfalls zu berücksichtigen ist, dass die Interviews in einem genuinen zeitlichen Kontext erhoben wurden, so dass sich bei bestimmten Themen die „Tagesaktualität“ bemerkbar machte. Dies gilt etwa für die Einschätzungen zum Internet, dass – zumindest in der ersten Erhebungsphase – noch ungebremst optimistisch im öffentlichen Diskurs verhandelt wurde. Der in dieser Arbeit angelegte Blick auf den Veralltäglichungsprozess des Computers „endet“ also spätestens im Jahr 2001. Anzumerken ist hier allerdings, dass vieles in den Modi des Sprechens über

---

[168] Vgl. Flick, Uwe: Stationen des qualitativen Forschungsprozesses. In: Ders. u.a. (Hg.): Handbuch qualitative Forschung. München 1991. S. 163-176, hier S. Glaser, Barney / Strauss, Anselm S.: Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern u.a. 1998.

[169] Glaser / Strauss: Grounded Theory, wie Anm. 168, S. 47ff. Dieses „Netz“ in seiner Vielschichtigkeit sichtbar zu machen, ist zentraler Bestandteil des folgenden Auswertungsteils.

[170] Hier lassen sich die Unterschiede etwa zur Untersuchung von Uwe Flick aufzeigen, der seiner Arbeit über Computer im Alltag 27 Interviews zugrunde legte. Mit den Parametern Herkunft (Ost-, bzw. Westdeutschland, Frankreich), Beruf (Informatiker, Sozialwissenschaftler, Lehrer), sowie Geschlecht wurde versucht, dem weichen Erhebungsverfahren einen harten Hintergrund soziographischer Daten analytisch zuzuschalten, das zu verzerrten bzw. stereotypen Verkürzungen in der Interpretation der Interviews führen muss, wenn ein Interviewpartner letztlich für eine Berufsgruppe, eine Nationalkultur und ein ganzes Bündel zugeschriebener Wertvorstellungen steht. Flick, Uwe: Psychologie des technisierten Alltags. Soziale Konstruktion und Repräsentation technischen Wandels. Opladen 1996, S. 35ff.

Computer über die Tagesaktualität hinausgeht, auf allgemeinere Muster in der Wahrnehmung und Verarbeitung des technischen Wandels hindeutet.[171]

Die in den folgenden Abschnitten vorgestellten Auswertungen sind vor allem als Ergebnis dieser offenen, induktiven und reflexiven Auswertungspraxis zu verstehen. Beginnend mit der Auswahl des Schwerpunktthemas „Computer“ aus den Thematisierungen der Interviewten, sind die gewonnenen theoretischen Aussagen aus dem Interviewmaterial generiert. Aus der vergleichenden Analyse der einzelnen Passagen wurden die rhetorischen Figuren als Deutungsfiguren extrahiert.

[171] So sind die thematisierten Erfahrungen, etwa die Deutungen der Mensch-Maschine-Interaktion (4.3.) durchaus so grundlegend und verallgemeinerbar, dass sie über konkrete Einzelsituationen hinausgehen. Anderes, wie etwa die Generationendeutung, was den Umgang mit Computern und Technik angeht, lässt sich ebenfalls als kondensierte Deutungsmuster verstehen, die − zumindest in Teilen − unabhängig von der jeweiligen technischen Neuerung oder dem gerade aktuellen Stand der Technik im Alltag ihre Gültigkeit haben.

4. Biographische Dimensionen der Computerdeutung

Rhetorische Figuren als Näherungsoption

Die heterogenen und auf den ersten Blick sehr unterschiedlichen Erzählungen in den Interviews lassen immer wieder die Frage nach dem kulturellen „Gehalt“ auftreten, aus kulturwissenschaftlicher Sicht die Frage stellen, wie das individuelle Erleben und Empfinden von (Computer-)Technikerfahrungen auf einer übergeordneten Ebene zu deuten und zu verstehen ist und wie Verbindungen, Gemeinsamkeiten und Differenzen in ihrer kulturellen Dimension zu beschreiben und zu analysieren sind. Bei diesem Interpretationsprozess kommt es im Rahmen einer kulturwissenschaftlichen Bewusstseinsanalyse, so Albrecht Lehmann, „darauf an (...), allgemein verbreitete Ansichten in ihrer kulturellen Herkunft zu analysieren, d.h. konkret, jeweils nach dem Wechselspiel dieser Kulturmuster mit den eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungen zu fragen.“[172]

Leitfrage bei der kulturanalytischen Betrachtung und Auswertung der vorliegenden Interviewmaterialien sind im Folgenden die so genannten rhetorischen Figuren, die in der Deutung alltäglicher Technikerfahrungen in den Interviews als verbindendes Interpretationsmoment durchscheinen. Mit diesem Begriff beziehe ich mich zunächst auf die Überlegungen Michel de Certeaus, die er in die „Kunst des Handelns“ aufgeworfen hat. De Certeau übernahm aus den Sprachwissenschaften für das Verstehen (alltäglichen) kulturellen Handelns die Unterscheidung von Sprechakt und Sprachsystem aus der Linguistik.[173] Die analytische Trennung von „Taktiken“ und „Strategien“, mit denen vor allem das alltägliche Handeln, die Organisation von Alltagswissen und die Selbstdeutungen in alltäglichen Zusammenhängen zu fassen sind, ist für die mit den biographischen Interviews verbundenen Problem- und Fragestellungen der Auswertung ein hilfreiches und erklärendes Modell.[174] Die alltäglichen Auseinandersetzungen mit einer als Struktur oder System wirkenden technischen Welt und deren kulturellen Deutungen belassen den Nutzern Spielräume. Diese schließen als Reaktionen mitunter eigensinnige und widerständige kulturelle Praxen ein, es gehören aber auch die argumentativen Arrangements, die Einverständnis und Akzeptanz signalisieren, dazu. Die kulturellen Taktiken, die vor dem Hintergrund des erfahrenen technischen Wandels entworfen werden, stellen dabei Umdeutungen und Neubewertungen von technischen Artefakten und kulturellen Praxen im Umgang mit Technik dar. Die Aushandlungsprozesse von Bedeutungen werden so plastisch sichtbar und in ihrer kulturellen Logik deutlich, die Verarbeitungen von Technikerfahrungen werden in einer gewissen Breite deutlich und sichtbar.

---

[172] Lehmnann, Albrecht: Bewußtseinsanalyse. In: Ders. / Göttsch, Silke (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin / Hamburg 2001. S. 233-249, hier S. 241.

[173] De Certeau, Kunst des Handelns, wie Anm. 45, S. 19 und S. 25.

[174] Ebd., S. 21ff.

Die der Technik zugeschriebene Logik und die damit verbundenen *Sach*zwänge werden im alltäglichen Erleben und Deuten immer wieder brüchig, und die Richtung der Technik ist in der alltäglichen Deutung eben nicht so eindimensional, wie es etwa in technikdeterministischen Globaltheorien vermutet wurde.[175] Dabei gibt es, abhängig vom jeweiligen Hintergrund und Kontext der Interviewten, bestimmte Muster und Figuren im Erzählen und Sprechen, die sich wiederholen und ähneln, deren argumentativer Gehalt über das zunächst individuelle hinaus als kulturelle Absicherung und kultureller Gehalt verstanden werden kann. In Abhängigkeit von Lebensstil und Biographie sprechen aus den Interviews auch unterschiedliche beschreibbare Kommunikationsstile – nicht nur, aber auch in Bezug auf Technik –, derer sich die Menschen bedienen, um Technik zu deuten und sich selbst in Beziehung dazu zu setzen.

Ein Beispiel für so eine rhetorische Figur ist die Generationendeutung (vgl. hierzu 4.4.1.1.). Die wiederkehrende Erzählfigur von der generationellen Abhängigkeit von Computerkompetenzen („die Jüngeren können das am Computer viel besser“) enthält dabei sowohl eine Rechtfertigung des eigenen – möglicherweise als unzulänglich wahrgenommenen – Verhaltens als auch eine die technik-kulturelle Komplexität vereinfachende Orientierung, indem vom Einzelfall einer – hier ganzen Generation – eine technische und kulturelle Kompetenz im Computerumgang vermutet wird. Gleichzeitig wird so aber auch die allgemeine Akzeptanz deutlich, die sich bei bestimmten Deutungsbildern herausgebildet hat. Dabei sind die rhetorischen Figuren durchaus im Fluss, können von den Akteuren – um es mit de Certeau auszudrücken – aus Strategien Taktiken und aus Taktiken Strategien gemacht werden.[176]

Dieses mit der Beschreibung der rhetorischen Figuren verbundene, offene handlungs- und deutungsorientierte Auswertungsprinzip bietet den Vorteil, vorschnelle Typenbildungen zu vermeiden und relevante Parameter jeweils neu zu be- und hinterfragen. Die Hypothesenbildung erfolgt aus der Betrachtung des Materials, nicht aus einer a priori gesetzten steifen Kategorienbildung. Trotzdem werden so die Handlungen und deren Deutung in Relation zu den den Alltag mit bestimmenden Strukturen deutlich. So kann, um dies am bereits genannten Beispiel zu verdeutlichen, etwa gezeigt werden, dass die rhetorische Figur der Generationendeutung („Die Jüngeren können das viel besser“) im Interviewmaterial sehr heterogen vorhanden ist und sich nicht auf eine – wie auch immer definierte – *reale* ältere Generation beschränkt. Konkret äußert sich dies etwa so, dass die rhetorische Figur auch von einer 19-Jährigen im Gespräch angeführt wird, wenn sie die typischen Eigenschaften

---

[175] Zum Technikdeterminismus vgl. etwa: Degele, Nina: Einführung in die Techniksoziologie. München 2002. S. 28ff.

[176] Aus volkskundlicher Sicht hat Johannes Moser de Certeau auf die Handlungsmuster in einer sich im Wandel befindenden Bergbaugemeinde angewandt und dabei vor allem auch die Dynamiken des Handelns und die Umdeutungen der beteiligten Akteure herausgearbeitet. Moser, Johannes: @fterming. Wirtschaftsanthropologische Überlegungen zu Transformationsprozessen in einer Bergbaugemeinde in den Alpen. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 104 (2001). S. 137-162.

der Computergeneration bei den von ihr beobachteten jüngeren Schülern verortet und sich selbst so argumentativ entlastend einer älteren Generation – also einer mit einer notwendigen Distanz gegenüber Computern ausgestatteten Generation – zuschlägt.

Hintergrund dieser Auseinandersetzungen sind vielfach deutlich werdende „Alltags-Ideologien", die sich als Wertvorstellungen der je eigenen Sinnbildung in der alltäglichen Konstruktion und Rekonstruktion der Wirklichkeit, in die auch die Technikerfahrungen integriert werden müssen, verstanden werden können.[177] Dies wird daran deutlich, wenn vor dem Computer verbrachte Zeit als weniger sinnvoll eingeschätzt wird als mit anderen Menschen verbrachte – und dies im engen Zusammenhang mit Lebensentwurf und Wertmaßstäben steht.[178]

In diesem Zusammenhang ist ein weiterer wichtiger Aspekt für die rhetorischen Figuren zu nennen. Mit der kontextualisierenden Analyse der sprachlichen Muster der Deutung von Technikerfahrungen ist so eine gewisse Offenheit gewährt, die den alltäglichen Reflexionen Raum lässt und mit der keine sozialen Idealtypen, denen bestimmte kulturelle Praxen zugeordnet werden, konstruiert werden, sondern kulturelle Handlungen und deren Deutung jeweils neu kontextualisiert werden. Das Rekurrieren auf Bilder, Selbst- und Fremdpositionierungen ist dabei als Prozess, in dem Sinn immer wieder neu hergestellt werden muss zu begreifen.

Medien-, Technik- und Innovationsorientierungen gehören in bestimmten Milieus weniger zum Selbstverständnis als in anderen. Hier spielt vor allem der symbolische Gehalt einer Technik eine wichtige Rolle, die zugeschriebenen, aber immer auch im Wandel begriffenen Bedeutungen, die über das technische Artefakt hinausgehen und signalisieren, welche sozialen und kulturellen Vorannahmen mit dem jeweiligen Benutzer, dem Objekt und der Nutzung verbunden werden.[179] Ein Distinktionsgewinn durch Technikeinsatz kann eben nicht nur durch den Erwerb (und die dargestellte Kenntnis) der jeweils neuesten und symbolträchtigsten Technik (Preis, Ausstattung, Design, technische Features), sondern auch durch den Einsatz alter Technik (Oldtimer, C64-Ästhetik, Technik-Nostalgie) oder Technikverweigerung erzielt werden.[180]

Die in den Interviews deutlich werdenden Auseinandersetzungen mit dem technischen Wandel und dem Computer sind auch Gradmesser für die Veralltäglichung dieser Technik, wenn in den Rekonstruktionen die argumentativen Begleitumstände der Technisierung deutlich werden, etwa wenn die Interviewten eigene Erfahrungen

---

[177] Berger / Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, wie Anm. 98, S. 27f.

[178] Hörning, Karl-Heinz / Ahrens, Daniela / Gerhard, Anette: Zeitpraktiken. Experimentierfelder der Spätmoderne. Frankfurt a. M. 1997.

[179] Hörning, Karl-Heinz: Technik im Alltag und die Widersprüche des Alltäglichen. In: Joerges, Bernward (Hg.): Technik im Alltag. Frankfurt a.M. 1988. S. 51-94.

[180] Ein eindrückliches Beispiel hierfür ist sicherlich das Mobiltelefon, dessen am Anfang noch sehr exklusive öffentlich sichtbare Nutzung ein wirksames Status- und Distinktionsobjekt war. Herlyn, Gerrit: Die erreichbaren Abwesenden. Mobile Telefonie in der Schweiz. In: Stadelmann, Kurt / Hengartner, Thomas (Hg.): Telemagie. 150 Jahre Telekommunikation in der Schweiz. Zürich 2002. S. 170-198, hier S. 187.

deuten, verallgemeinern und in einen sinnvollen erzählerischen Zusammenhang stellen müssen. Die rhetorischen Figuren sind so ein Mittel, die komplexen Anforderungen des Alltagswissens zu organisieren.

Technischer Wandel als biographische Herausforderung

Die rhetorischen Figuren der Technikdeutungen stehen im Zusammenhang mit bzw. verweisen auf Lebensstilentwürfe und dauerhafte Identitätsarbeit als „Signum der Spätmoderne“.[181] Diese Perspektive rückt mit dem Zugang über die Biographien und die Selbstthematisierungen in den Vordergrund. Gerade das Moment dauerhaften technischen Wandels macht eine permanente Auseinandersetzung – vor allem mit der als Leitbildtechnologie fungierenden Computertechnik – notwendig. Fragen, wieviel und welche Technik die Akteure zulassen, welche Wissensbestände als sinnvoll und notwendig für die je eigenen Zielsetzungen – und seien diese noch so unterschiedlich – erachtet werden, müssen immer wieder neu gestellt und letztlich individuell oder individualisiert beantwortet werden. Die personalisierte und handlungsoffene Computertechnik führt so auf der einen Seite zu einer dauerhaften Auseinandersetzung, auf der anderen Seite werden bestimmte Nutzungen – mitunter sehr schnell – veralltäglicht und zu unhinterfragten Bestandteilen routinisierter Handlungs- und Denkabläufe. Auf der Ebene der Biographien bzw. der Reflexion im biographischen Interview wird dies als Zwang zur Auseinandersetzung mit und zur Integration von Technik in das eigene Leben sichtbar.

Vor dem Hintergrund einer sich ausdifferenzierenden Technik- und Medienwelt stellt sich daher die Frage, welche biographischen Konsequenzen dies hat, wie Identitätsbilder sich ändern und dargestellt werden.[182] Dass „die Möglichkeitsräume gewachsen“ und die Ansprüche an aktiv gestaltete Biographien gestiegen sind, hängt nicht zuletzt auch mit den Möglichkeiten eines geänderten Technik- und Medienalltags zusammen.[183] Die Erweiterung von Kommunikationsstilen und -partnern bietet reichhaltigste Chancen, sich – zumindest über Medien und Medieninhalte – zu informieren und über diese zu kommunizieren. Diese Erfahrungen wirken dabei gleichzeitig zurück auf Selbstbilder und Lebens(stil)entwürfe. Die zunehmend individualisierte und individualisierbare Technik und Techniknutzung wird dabei zum Bestandteil von Individualitätsentwürfen und Identitätsbildern; sei es im konkreten Umgehen und Aneignen von technischen Artefakten (hier ist das Mobiltelefon als dauerhafter Begleiter und personalisiertes Medium im Alltag ein gutes Beispiel) oder

---

[181] Keupp, Heiner. u.a.: Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg 1999. S. 28.

[182] Herlyn, Gerrit: Stabilisierende und destabilisierende Wirkungen alltäglicher Technikerfahrungen im Spiegel biographischer Selbstdeutungen. In: Institut für Wissenschafts- und Technikforschung (Hg.): Technik und Identität. Bielefeld 2002. S. 52-66. (http://archiv.ub.uni-bielefeld.de/kongresse/technikidentitaet/Herlyn.pdf).

[183] Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a. M. / New York 1993. S. 19.

stärker im Sinne eines Umgangs mit sich zunehmend ausdifferenzierenden Medieninhalten. Hier ist die Mediennutzung mit dem Internet ein Beispiel für die Individualisierung und Ausdifferenzierung medialer Angebote. Aber auch die Vervielfältigung der Programme in den klassischen Massenmedien zeigt, dass das Herstellen gemeinsamer Bezüge für die Mediennutzer schwieriger wird.[184]

Damit stellt sich verstärkt – mit dem Kultursoziologen Gerhard Schulze gesprochen – die Situation einer „kollektive[n] Kultivierung von Individualität" ein.[185] Individualität wird mehr und mehr zum Anspruch und zur Herausforderung für die Menschen in der Gegenwart:

> „Der moderne Mensch verfügt über einen Begriff für seine Besonderheit und glaubt sich in seiner Besonderheit zu erkennen. (...) Die Konsequenz ist eine neue Form der Individualitätsillusion. (...) Man braucht einige Distanz und Reflektiertheit, um das tägliche Spiel der Gleichsetzung von Massenhaftem und Individuellem überhaupt noch wahrzunehmen. Inzwischen steht für jeden Geschmack ein ausdifferenziertes Arsenal von Symbolen und Habitustypen zur Verfügung, die als »individuell« kodiert sind."[186]

Gerade für die Frage der Aneignung von Medien und Technik im Alltag wird dieser widersprüchliche Anspruch zunehmend wirksam, wenn massenhafte, kommerzielle Produkte dazu taugen sollen, zum unverwechselbaren Bestandteil eines auf das Individuelle zielenden Entwurfs des Selbst zu werden.

Auf der Ebene der biographischen Selbstthematisierungen zeigt sich dies mehr und mehr als ein „Identitätsmanagement", mit dem sich das aktive und prozessuale Handeln und Aushandeln von Bedeutungen beschreiben lässt.[187] Es wird eine „alltägliche Identitätsarbeit (...) als dynamische Reaktion auf das Zersplitterte der Welterfahrung" als „permanente Passungsarbeit zwischen inneren und äußeren Welten" notwendig.[188]

Gerade mit Blick auf den Zusammenhang von Biographie und Technik wird die Aufgabe für die Subjekte deutlich, einerseits im Sinne etwa der „Ich-Identität" (E.

---

[184] Hickethier, Knut: Einführung in die Medienwissenschaft. Stuttgart / Weimar 2003. S. 216.

[185] Schulze, Gerhard: Inszenierte Individualität – ein modernes Theater. In: van Dülmen, Richard (Hg.): Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln 2001. S. 557-580, hier S. 562.

[186] Ebd.

[187] Hettlage, Robert: Identitätsmanagement. Soziale Konstruktionsvorgänge zwischen Rahmung und Brechung. In: WeltTrends 15 (1997). S. 7-23. Mit ähnlichen Begriffszusammensetzungen wie Patchwork-Identität oder Identitäts-Bricolage werden die Versuche deutlich, die vielschichtigen Einflüsse auf die Identitätsbildungen in individualisierten, nachmodernen Gesellschaften begrifflich zu fassen, Fischer-Rosenthal, Wolfram: Melancholie der Identität und dezentrierte biographische Selbstbeschreibung. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung 12 (1999). S. 143-168; Greverus, Ina-Maria: Was sucht der Anthropologe in der Stadt? In: Dies. (Hg.): STADTgedanken aus und über Frankfurt am Main zum 1200. Geburtstag. Frankfurt a.M. 1994. S.11-74, hier S. 72.

[188] Keupp, Identitätskonstruktionen, wie Anm. 181, S. 30.

Erikson) konsistente Selbstbilder zu entwerfen, andererseits diese mit unterschiedlichen, flexiblen, weichen „Zutaten“ zu füllen und diese offen und flexibel zu halten.[189]

> „In den unterschiedlichen Formen des mündlichen autobiographischen Erzählens vollzieht sich eine fundamentale Sinnbildung, in der individuelle und kollektive Geschichte bewahrt, verdrängt und gestaltet wird. Je deutlicher allerdings Biographie als eine interpretative und interaktive Konstruktions- und Rekonstruktionsleistung aufgefaßt wird, desto eher kann dann auch Erzählen als ein Ausdruck dieser Subjektleistung verstanden werden, über die personale Identität dargestellt, ausgehandelt und stabilisiert wird.“[190]

Ein weiterer zu berücksichtigender Punkt stellt die „Biographisierung von Erleben und Handeln“ dar. [191] Ausgehend davon, dass „das Individuum sich fortlaufend thematisiert oder beiläufig im Alltag wie auch in außeralltäglichen Situationen seiner Selbigkeit durch Identifizierung bewußt wird, bzw. auch im Vollzug von Handlungen, in deren Thematik nicht das Ich oder Selbst intentionales Objekt ist“, rückt so die steigende Anforderung der Selbstbezüglichkeit und Sinngestaltung von Handlungen für die Handelnden in den Mittelpunkt.[192]

Mit diesen Annahmen wird es zunehmend relevanter, Biographien bzw. biographische Interviews unter dem Gesichtspunkt des „rhetorischen Konstrukts“ zu untersuchen und zu beschreiben, wie Hans-Christoph Koller dies vorschlägt. Vor allem der „Prozess der Sinnproduktion im autobiographischen Erzählen“ sollte als rhetorischer Prozess aufgefasst werden.[193] Bestimmte Modi der Selbstthematisierung werden im biographischen Erzählen dazu genutzt, „eine narrative Konstruktion von Kohärenz“ herzustellen.[194] Bei der Betrachtung der Interviewmaterialien zeigt sich, dass es eine biographische Zielgerichtetheit der Technikerzählungen als wichtige analytische Dimension zu fassen gilt.[195] Technik wird in diesem Sinne für die Darstellung von Biographien relevant: als zu integrierender Bestandteil, der so stark den Alltag

---

[189] Erikson, Erik H.: Identität und Lebenszyklus. 7. Aufl., Frankfurt a. M. 1981.

[190] Engelhardt, Michael von: Biographie und Identität. Die Rekonstruktion und Präsentation von Identität im mündlichen autobiographischen Erzählen. In: Sparn, Walter (Hg.): Wer schreibt meine Lebensgeschichte? Biographie, Autobiographie, Hagiographie und ihre Entstehungszusammenhänge. Gütersloh 1990. S.197-247, hier S. 197f.

[191] Brose, Hanns-Georg / Hildenbrand, Bruno: Biographisierung von Erleben und Handeln. In: Dies. (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen. S. 11-30.

[192] Bahrdt, Hans Paul: Identität und biographisches Bewußtsein. Soziologische Überlegungen zur Funktion des Erzählens aus dem eigenen Leben für die Gewinnung und Reproduktion von Identität. In: Brednich, Rolf-Wilhelm u.a. (Hg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Freiburg 1982. S.18-44.

[193] Koller, Hans-Christoph: Biographie als rhetorisches Konstrukt. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 6 (1993). S. 33-45, hier S. 37.

[194] Keupp, Identitätskonstruktionen, wie Anm. 181, S. 56f.

[195] Koller, Biographie als rhetorisches Konstrukt, wie Anm. 193, S. 43.

durchdrungen hat, wie dies die Computer nahe legen, dass diese Integration kaum noch umgangen werden kann. Dass was Gabriele Lucius-Hoene und Arnulf Deppermann mit Blick auf die Interpretation biographischer Interviews als „Positionierung“ herausgearbeitet haben, ist besonders für die Interpretation der Technikerfahrungen wichtig. Das Konzept der Positionierung

> „fokussiert diejenigen Aspekte sprachlicher Handlungen, mit denen ein Sprecher sich in einer Interaktion zu einer sozial bestimmbaren Person macht, eben eine bestimmte »Position« im sozialen Raum für sich in Anspruch nimmt und mit denen er dem Interaktionspartner zu verstehen gibt, wie er gesehen werden möchte (*Selbstpositionierung*). Mit einer solchen Selbstpositionierung ebenso wie mit Adressierungen des Interaktionspartners und auf ihn bezogenen Handlungen weist er diesem ebenso eine soziale Position zu und verdeutlicht ihm damit, wie er ihn sieht (*Fremdpositionierung*).“[196]

Vor allem vor dem Hintergrund der Ausdifferenzierung von und Zunahme an unterschiedlichen Technikangeboten wird deutlich, dass diese Kontingenzen auch im Sinne einer biographischen Orientierung zu lösen sind. Fragen des Technikeinsatzes (Modell, Marke, Nutzungszweck, Absicht) sind verknüpft mit erwünschten Positionierungen und somit mit den symbolischen Zuschreibungen an technische Artefakte und deren Nutzung.

Erzählstrategien – wie über Technik sprechen

Für die Analyse der rhetorischen Figuren der Technikdeutungen ist es notwendig, detailliert die sprachlichen Mittel, mit denen das Sprechen über Technik funktioniert und mit denen Technik im Alltag mit Sinn versehen wird, zu analysieren. Verbunden ist dies mit der Frage, welche Mittel beim Sprechen über Technik – konkret in den Interviews, vor allem beim Rekonstruieren von Technikerfahrungen – eingesetzt werden, wie welche sprachstilistischen Formen eingebracht werden.

Der rhetorische Gehalt bezieht sich dabei weniger auf feste stilistische Formen in einem klassisch-sprachwissenschaftlichen Sinn, als vielmehr auf eine Mischung aus sprachlicher Form und argumentativem Gehalt.[197] Dieser zeigt sich in einem Anspruch auf Allgemeingültigkeit, der aus den eigenen Erfahrungen und Beobachtungen abgeleitet, mit Beispielen untermauert und z.B. als moralische Wendung oder als Verweis auf die soziale Dimension der Technik vorgebracht wird. Dieses erfahrungsgeleitete Sprechen über Technik erfolgt sowohl über den Gebrauch konkreter Beispiele als auch über den Vergleich des Selbsterlebten mit den Erfahrungen anderer.[198]

---

[196] Lucius-Hoene, Gabriele / Deppermann, Arnulf: Narrative Identität und Positionierung. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 5 (2004). S. 166-183, hier S. 168f.

[197] Schuettpelz, Erhard: Figuren der Rede: zur Theorie der rhetorischen Figur. Berlin 1996.

[198] Vergleiche bilden – wenn auch weniger dramatisch als der Schicksalsvergleich, der von Albrecht Lehmann als bedeutender Bestandteil biographischen Erzählens beschrieben wurde – wichtige

Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass Technik im Alltag kommunikativ be- und verarbeitet wird, dass es zu den kulturell üblichen Formen gehört, sich im Gespräch über das Funktionieren von Technik, aber auch über Schwierigkeiten und Probleme im Umgang mit Technik zu verständigen, und dass Technikerfahrungen zentraler Bestandteil „alltäglichen Erzählens“ sind.[199] Aufgrund der komplexen Anwendungsmöglichkeiten und der stetigen Veränderungen ist es naheliegend, den Computer als besonders kommunikationsfördernd und kommunikationsintensiv einzuschätzen. So wurde etwa in verschiedenen Interviews deutlich, dass bei Problemen mit dem Computer nicht in Handbüchern nachgeschlagen wird, sondern eher Bekannte oder Freunde kontaktiert werden, um mit ihnen die aufgetretenen Probleme im Gespräch zu lösen. Zudem liegt die Vermutung nahe, dass Technik nicht nur in der besonderen Form des Interviews der kommunikativen Be- und Verarbeitung bedarf, sondern dies auch in anderen Alltagssituationen von großer Bedeutung ist, was den sozialen Charakter der Technik (hier besonders der Computer) nochmals unterstreicht.[200] Technikumgang ist also vor allem als „Kommunikationsarbeit“ zu verstehen.[201]

Die in den Interviews geschilderten Erfahrungen lassen sich idealtypisch vier sprachlichen Handlungsmustern der vorwiegend rekonstruktiven Alltagskommunikation und -erzählung zuordnen. Berichten und Beschreiben, Erzählen, Argumentieren und Erklären sind die idealtypisch herausstechenden Möglichkeiten, kommunikativ Sinn in Bezug auf Technik herzustellen.[202]

Diese sind als Muster des mündlichen Sprechens zu verstehen, die auch in anderen Kommunikationssituationen wichtige Gattungen sind. Damit verbunden sind Fragen nach der Funktion bestimmter Kommunikationsstile in der Alltagskommunikation und bezogen auf das Thema Technik danach, wie Technikerfahrungen kommunikativ be-

---

Bestandteile auch beim Reden über Technikerfahrungen. Lehmann, Albrecht: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt a. M. / New York 1983. S. 72ff.

199 In der volkskundlichen Erzählforschung ist die systematische Betrachtung dieser Alltagskommunikationen trotz der Ansätze von Bausinger und Lehmann erstaunlicherweise immer etwas zu kurz gekommen; so ist hier meist eine gattungs- und formenbezogene Betrachtung vordergründig gewesen (aus den klassischen Sagen wurden die modernen Großstadtsagen), grundlegendere Untersuchungen über das alltägliche Kommunizieren wurden im Allgemeinen vernachlässigt. Bausinger begründet dies damit, dass das „altertümliche Interesse der Erzählforschung zur Vernachlässigung des alltäglichen Erzählens führte“. Bausinger, Hermann: Alltägliches Erzählen. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Bd. 1, Berlin / New York 1977. Sp. 323-330, hier Sp. 324; Lehmann, Albrecht: Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag. In: Zeitschrift für Volkskunde 74 (1978). S. 198-216.

200 Wobei es auch technische Artefakte gab, die eher wenig zum Erzählen und Reflektieren anregten.

201 Knoblauch, Hubert: Arbeit als Interaktion. Informationsgesellschaft, Postfordismus und Kommunikationsarbeit. In: Soziale Welt 47 (1996). S. 344-362.

202 Die begriffliche Orientierung erfolgt hier sowohl an der vom Linguisten Jochen Rehbein aufgestellten Unterteilung als auch an den Gedanken Hans Joachim Schröders zum gleichen Problem. Rehbein, Jochen: Beschreiben, Berichten und Erzählen. In: Ehlich, Konrad (Hg.): Erzählen in der Schule. Tübingen 1984. S. 67-124; Schröder, Die gestohlenen Jahre, wie Anm. 161, S. 154ff.

und verarbeitet werden. Eine weitere Kategorie bei der Analyse der sprachlichen Formen sind Topoi des biographischen Erzählens, die sich auch beim Sprechen über Technik als wichtig erwiesen.[203]

Beschreiben und Berichten

Die erste sprachliche Form, die sich als wichtig für das rekonstruierende Sprechen über Technik erweist, ist das Berichten und das Beschreiben.[204] Wichtige Merkmale des Berichtens sind das „Abstrahieren, Kondensieren und Generalisieren", mit denen vergangene Ereignisse einem Gesprächspartner kategorisierend und verdichtend näher gebracht werden.[205] Mit dem sachlichen Duktus ist gerade für das Sprechen über Technik als einer rational wahrgenommenen Sphäre des Alltags das Beschreiben und Berichten eine als angemessen empfundene sprachliche Form. So soll beim Gesprächspartner ein Wissens- und Kompetenzanspruch signalisiert werden. Um zu belegen, dass technische Abläufe verstanden wurden oder dass Sachverhalte und Funktionsweisen erklärt werden können, kommen Bericht und Beschreibung als angemessene sprachliche Form zum Einsatz. Typisch für dieses Sprechen in der rekonstruktiven Beschreibung von Technik ist etwa, dass Darstellungen mit Zahlenangaben belegt werden. Das genaue Alter oder die exakte Typenbezeichnung sind im alltäglichen Sprechen über Technik offensichtlich wichtig, um argumentativ Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft herzustellen.[206] „Detaillierungen", so Jörg R. Bergmann, sind ein wichtiges Merkmal im rekonstruktiven Sprechen in alltäglichen Kommunikationssituationen, was insbesondere im Sprechen über Technik zu beobachten ist.[207]

Im folgenden Beispiel gelangt der nach seinen Computererfahrungen befragte Lehrer für Mathematik und Informatik schnell von der auf das individuelle und persönliche Erfahren zielenden Frage des Interviewers zur Abstraktion und Verallgemeinerung. Das „Ich" als Subjektkennzeichnung benutzt er nur im Eingangssatz, bevor er anschließend den Allgemeinheitsanspruch seiner Aussagen verstärkt, indem er auf das unpersönliche „Man" als Subjekt des Satzes wechselt. Das Verallgemeinernde funktioniert, in dem er das Erlernen von Programmiersprachen als insgesamt ähnlich und vergleichbar kennzeichnet. Diese Art der Verbalisierung soll insgesamt dem Gesprächspartner ein seiner Position angemessenes Maß an Technikkompetenz, an

---

[203] Schröder, Hans Joachim: Topoi des autobiographischen Erzählens. In: Hengartner, Thomas / Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Berlin / Hamburg 2005. S. 17-42.

[204] Die von Rehbein aus linguistischer Sicht getroffene Unterscheidung von Berichten und Beschreiben erweist sich in diesem Zusammenhang als nicht notwendig, da beide Formen im in den Interviews vorkommenden Sprechen kaum zu unterscheiden wären. Rehbein, wie Anm. 202.

[205] Schröder, Die gestohlenen Jahre, wie Anm. 161, S. 154.

[206] Vgl. z.B. das Interview mit Herrn Gerkens (4.1.1.3), aber auch in weiteren Interviews mit sich technikkompetent gebenden Männern lässt sich dies feststellen.

[207] Bergmann, Jörg R.: Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion. Berlin / New York 1987. S. 143f.

Verstehen und Verstehen-Können von (computer-)technischen Zusammenhängen signalisieren. Dass dieses Wissen fragil und bedroht ist und der Herstellung und Versicherung bedarf, wird mit dem Hinweis auf die Schüler deutlich, die in Bezug auf Computerkenntnisse gegenüber dem Lehrer einen Vorsprung haben. Das benutzte Fremdwort „Isomorphismen“ als (zumindest dem Interviewer nicht geläufiger) Fachbegriff belegt diese Einschätzung ebenfalls.

> „(HS: Und wie ist es denn für sie mit dem Computer?) Ja, also inzwischen kann ich da wohl... sagen wir mal, für den Gebrauch, den ich habe, relativ gut mit umgehen, was nicht heißt, dass es in der Schule im Informatikunterricht Schüler gibt, die noch detailliertere Informationen haben oder besser oder mehr oder anderes noch wissen. Gerade in dem Bereich Informatik ist ja Detailwissen, um ein Betriebssystem oder eine Programmiersprache zu kennen, natürlich ungemein wichtig, neben der Tatsache, Strukturen einer Programmiersprache zu kennen. Also wenn man eine Programmiersprache mal richtig gelernt hat, ist das Erlernen weiterer Programmiersprachen vergleichsweise, ein vergleichsweise geringerer Aufwand, als es wieder neu zu lernen, weil Strukturen doch gleich da sind, also Isomorphismen da sind.“

Als erster idealtypischer Modus der Thematisierung von Technikerfahrungen ist das Berichten festzuhalten. Es zielt in der Art und Weise des Sprechens auf den Anschluss im alltäglichen Sprechen an das Zweckrationale und Logische der Technik, wenn es um den Nachweis von Expertenwissen im Technikumgang geht.

Erzählen

Ein weiterer zentraler Modus in der alltäglichen Thematisierung von Technik ist das Erzählen. Dies ist vor allem als Form wichtig, mit der alltägliche Erfahrungen kommunikativ aufbereitet und etwa im Sinne moralischer Schlussfolgerungen mit Sinn versehen werden können. Dies ist als Möglichkeit zu verstehen, in Bezug auf Technikerfahrungen abweichende oder ungewöhnliche Erlebnisse zu verarbeiten. Etwas allgemeiner ist dies in Gesprächssituationen aber auch als Form zu begreifen, mit der die Aufmerksamkeit der Zuhörer gewonnen und gehalten werden kann.

Im Vergleich zum Berichten findet das Erzählen im „Modus der Betroffenheit“ statt. Es wird selbstbezüglich, erfahrungsvermittelnd und auf ein einzelnes Erlebnis bezogen erzählt.[208] Eine Erzählung wird für den Zuhörer mit einem Spannungsbogen versehen und beinhaltet häufig eine „moralische Wende“. Insgesamt wird stärker als etwa beim Berichten und Beschreiben auf eine „Anteilnahme“ und das Miterleben des Zuhörers gezielt.[209] Im Sinne der kommunikativen Gattungen ist damit beim Zuhörer, etwa mit einer sich in einleitenden Worten ankündigenden Ausführlichkeit oder zu erzeugenden Spannung, eine bestimmte Erwartungshaltung (z.B. eine Auflösung oder Pointe)

---

[208] Michel, Gabriele: Biographisches Erzählen – zwischen individuellem Erlebnis und kollektiver Geschichtentradition. Tübingen 1985. S. 27.

[209] Ebd. S. 117.

verknüpft. Tendenziell ist es mit Blick auf die Interviews so, dass der Modus der Erzählung stärker bei Inhalten, die mit persönlichen, emotionalen und sozialen Seiten des Technikumgangs zu tun haben, gewählt wird. So kann zudem die Handlungsfähigkeit der menschlichen Akteure im Umgang mit Technik betont werden.

Die skizzierten Elemente finden sich exemplarisch in folgendem Beispiel. Der Ingenieur Herr Marquardt rekonstruiert erzählend die von ihm als „Bildschirmkrankheit" betitelte Beobachtung, dass jüngere Kollegen den Verführungen der Computertechnik beim Verfassen von Texten zu leicht verfielen und dadurch Fehler bei der Arbeit entständen. Dass es für den geschilderten Sachverhalt bereits einen vom Interviewten gewählten Begriff gibt, legt aus Sicht der Erzählforschung durchaus die Vermutung nahe, dass dieser Erzählstoff so oder in ähnlicher Form zum Gesprächsrepertoire des Interviewten gehört. Mit der insgesamt sehr ausführlichen und monologartigen Situationsschilderung, dem Nacherzählen von Zitaten und mit den auffälligen Übertreibungen („lange Bücher", „Hunderte von Seiten") soll erzählerisch eine spürbare Nähe zum geschilderten Ereignis vermittelt werden.[210] Mit dem Eingangssatz „Um noch auf ein anderes Problem zu kommen" wird die Ausführlichkeit der folgenden Ausführungen bereits angekündigt. Am Schluss der Erzählpassage schildert der Interviewte – dies ist die für die Erzählung ebenfalls typische moralische Wendung – wie er es selber besser zu machen pflegt.

Mit Blick auf Technik sind Erzählungen vor allem geeignet, das Verhältnis der menschlichen Akteure zu den technischen Artefakten auszuloten, im Sinne Latours moralische Positionen und Verantwortlichkeiten zu verteilen. Vermittelt werden soll mit der Erzählung im vorliegenden Beispiel eine Kritik am zu leichtgläubigen und naiven Technikeinsatz der jüngeren Kollegen, aber auch eine souveräne Darstellung des eigenen Umgangs mit dem Computer. In einem weiteren Sinne wird so eine positive Selbstdarstellung einer älteren Generation von Techniknutzern gegenüber den Jüngeren erreicht. Typisch für diese Art der Erzählung mit der Rekonstruktion konkreter sozialer Situationen ist auch, dass eine Positionierung im Sinne einer narrativen Identität deutlich wird.[211]

> „Ja und aber um noch auf ein anderes Problem zu kommen, das junge Kollegen haben mit Computern. Ich habe also sehr, sehr oft größere Berichte zu schreiben. Zum Beispiel, wenn man eine Ausschreibung macht, so ein Tunnel muss

---

[210] Mit Jörg Bergmann lassen sich Zitate in Gesprächen als besonders wirksame „Authentisierungsmarkierungen" begreifen: „Das vergangene Ereignis wird weniger narrativ rekapituliert als vielmehr dramatisch in Szene gesetzt, - um nicht zu sagen reinszeniert. Das Zitatformat fungiert dabei als entscheidendes stilistisches Mittel der szenischen Dramatisierung, da sie es dem Sprecher gestatten, auch die emotional-affektiven Ausdruckselemente einer vergangenen Äußerung zu vergegenwärtigen." Im weiteren Verlauf dieser Arbeit zeigt sich, dass dies im rekonstrukitiven Erzählen über Technikerfahrungen ein wichtiges sprachliches Mittel ist. Bergmann, Jörg R.: Authentisierung und Fiktionalisierung in Alltagsgesprächen. In: Willems, Herbert / Jurga, Martin (Hg.): Inszenierungsgesellschaft. Opladen 1998. S. 107-123, hier S. 119.

[211] Lucius-Hoene, Gabriele / Deppermann, Arnulf: Narrative Identität und Positionierung. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 5 (2004). S. 166-183, hier S. 174.

beschrieben werden, da schreibt man also Hunderte von Seiten voll, um diese Baumaßnahme zu beschreiben, also nicht nur, dass der Tunnel rund sein soll und so und so lang, sondern auch, welche Gewässer in der Gegend sind und welche Hochspannungsleitungen oder ob eine Schifffahrtslinie durchfährt und was so, also alle Einzelheiten, die irgendwie von Belang sein könnten beim Bau dieser Maßnahme und die genau beschrieben werden müssen, wieweit sie eine Rolle spielen, wieweit sie keine Rolle spielen, mit wem, wer der Ansprechpartner ist von dem Versorgungsunternehmen, der das machen muss. Das sind alles so Sachen, die man bei der Planung ja recherchieren muss. Irgendwo müssen die dann hingeschrieben werden. Und da werden also ganz lange Bücher da draus. Ja, und das macht man, da verteilt man die Arbeit an verschiedene Leute. Und dann schreibt da also einer drauf los. Und dann, ich habe das dann immer schon Bildschirmkrankheit genannt, wo also gerade unerfahrene Leute also sehr viel mit zu tun haben. Die schreiben also, die werden einen Gedanken los auf dem Bildschirm. Und dann rutscht der Text nach oben weg. Und dann schreiben sie hier weiter. Und dann ist eine Pause. Und dann machen sie einen Absatz. Dann fangen sie wieder an nach der Mittagspause und dann schreiben sie wieder. Und auf einmal kommen die Gedanken, die sie eigentlich da oben, die aber verschwunden sind, die werden jetzt wieder neu gekaut, mit neuen Inhalten und so, habe ich nun schon oder habe ich noch nicht. Und auf, da kann es vorkommen, dass man auf zehn Seiten dreimal dieselben Gedankengänge hat – immer wieder variiert (HS: Oh Gott, ja). Und auch immer wieder in neue Zusammenhänge reingeschoben, aber plötzlich kommen manchmal richtig genau die gleichen Sätze wieder. Und dann kann ich nur sagen: »Ja Mensch, du musst das Ding ja mal ausdrucken und dann liest du dir das Ganze mal durch. Dann korrigierst du das erst mal, bevor du mir das hier auf den Tisch legst, ne!«, »Ja, habe ich gemacht und so.« Na gut, aber dann ist das irgendwo nicht entdeckt worden. Und insofern, insofern halte ich die ganze Arbeitsmethodik mit dem Computer Texte zu erstellen, also für, für sehr, sehr wohl überlegensbedürftig, wie man das methodisch macht. Ich mache es zum Beispiel immer so, dass ich mir erst mal eine Gliederung mache und mache in der Gliederung diese einzelnen Gliederungspunkte fülle ich aus mit einem Text, wo ich so ungefähr sage, was da alles da reinkommt. Und so mache ich das mit jedem einzelnen Gliederungspunkt und das verdichtet sich dann allmählich, so dass ich also ganz genau weiß, hier drin darf ich alles beschreiben, was die Elektrokabel anbelangt, aber kein Wort von den Wasserleitungen. Und hier, die Hochspannungs- und Niederspannungskabel und aber kein Wort von den Telefonleitungen."

Argumentieren

Ein weiterer wichtiger Modus im Sprechen über Technik ist das Argumentieren.[212] Diese sprachliche Form wird als „theoretische Abstraktion zur Bewertung, Begründung, Erklärung, Problematisierung, Anspruchserhebung" in alltäglichen Kommunikationssituationen eingesetzt.[213] Dies ist ein sprachliches Mittel, das vor allem

[212] Schröder, Hans Joachim: Technik als biographische Erfahrung 1930 – 2000. Zürich 2007.

[213] Lucius-Hoene, Gabriele / Deppermann, Arnulf: Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Opladen 2002. S. 143.

in Gesprächssituationen wichtig ist, also auch in biographischen Interviews.[214] Mit Blick auf die kommunikative Bearbeitung von Technikerfahrungen ist dies zentral, wenn es darum geht, einen Standpunkt zu vertreten oder den Gegenüber überzeugen zu wollen.[215] Beim Argumentieren zeigt sich hauptsächlich die Auseinandersetzung mit Technik. Die notwendige Positionierung gegenüber der (Computer-)Technik wird über Vergleiche, Abstraktionen und Verallgemeinerungen von eigenen Erfahrungen oder Beobachtungen vollzogen. Präsent ist das Argumentieren vor allem als angemessene Form, wenn der Eindruck einer rationalen Bewältigung der alltäglichen Herausforderungen durch Technik erzeugt werden soll.

Als ausgesprochen wichtiger Bestandteil der Argumentation präsentiert sich das Vergleichen im Sprechen über Technik. Die sprachliche Verarbeitung etwa des raschen technischen Wandel funktioniert häufig über Vergleiche, auch die Einschätzung von Leistungsmerkmalen oder der Qualität von Technik wird vergleichend vollzogen.[216]

Illustrieren lässt sich dies wiederum an einem Beispiel. Der 54-jährige Geologe Herr Breuer berichtet aus seiner beruflichen Praxis, wobei es um die – mitunter auch erzwungene – Anpassung an neue Computertechniken geht und die argumentative Verhandlung, wieviel Computertechnik notwendig ist. Die typischen Momente des (alltäglichen) Argumentierens werden in einem virtuellen Disput mit seinen Auftraggebern in einer Behörde deutlich. Argumentativ wird so die eigene Position herausgestellt. Als wichtige Form des Argumentierens wird der Vergleich gewählt – hier des technischen Systems Computer mit dem des alltagssprachlich als starr konnotierten Straßenverkehr. Die Darlegung einer eigenen Position rekonstruiert Herr Breuer im Gespräch („Für mich“) über den gewissermaßen virtuellen Disput mit seinen Auftraggebern. Die argumentative Bestimmung einer subjektiven Position in einem Feld möglicher Deutungen wird besonders über die Bemerkung „Also ich bin da nicht der optimale Konsument“ deutlich. Über den Vergleich mit jüngeren Computernutzern („je älter man ist“) erreicht er argumentativ eine Verallgemeinerung, mit der der Anspruch der Richtigkeit der eigenen Wahrnehmung belegt wird. Weiter wird das Argumentative über wenn-dann-Konstruktionen deutlich, mit denen unausweichliche Grundbedingungen der wahrgenommenen technischen Umwelt formuliert werden, über die auch das eigene Verhalten begründet und mit Sinn versehen wird.

---

[214] Deppermann, Arnulf: Desiderata einer gesprächsanalytischen Argumentationsforschung. In: Ders. / Hartung, Martin (Hg.): Argumentieren in Gesprächen. Gesprächsanalytische Studien. Tübingen 2003. S. 10-26, hier S. 20f.

[215] Trautmann, Caroline: Argumentieren – Versuch einer Begriffsbestimmung aus diskursanalytischer Sicht. In: Obst. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 49 (1994). S. 150-171, hier S. 160.

[216] Lehmann, Albrecht: Der Schicksalsvergleich. Eine Gattung des Erzählens und eine Methode des Erinnerns. In: Bönisch-Brednich, Brigitte / Brednich, Rolf W. / Gerndt, Helge (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989. S. 197-207. Lehmann, Albrecht: Zur Typisierung alltäglichen Erzählens. In: Jung, Thomas / Müller-Doohm, Stefan (Hg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M. 1993. S. 430-437.

„Aber die Umweltbehörde in Hamburg fordert zum Beispiel gewisse Programme und ein gewisses Layout, weil die damit arbeiten und auch für Kunden auf bezahlte Schulungen geschickt werden und das auch ganz schick finden, damit zu arbeiten. (HS: Also sie meinen die Behörden?) Die Behördenvertreter und die Ingenieurbüros sind dann gewissermaßen gezwungen, wenn sie Aufträge haben wollen, es in dem Format abzugeben und sich dann damit zu beschäftigen, was für einen Privatunternehmer doch immer mit Zeit und Kosten verbunden ist. (HS: Hat ihnen das auch schon Verdruss gemacht, solche...?) Selbstverständlich machte das Verdruss, sowohl zeitlich als auch finanziell und es gibt halt Vorgaben. Und solange man auf diesem Sektor mitmischt, muss man sich dem beugen wie im Straßenverkehr, sage ich mal. Da gibt es auch Regeln (...) (HS: Klar, das erlebe ich natürlich auch immer wieder, dass man sich so gewissen Standards anpassen muss, aber mich interessiert...) Ja, je älter man ist, Jugendliche vielleicht sind da noch sehr viel flexibel oder Computerfanatiker in meinem Alter, ich bin das nicht. Für mich muss dieses Gerät einen Vorteil bedeuten, das heißt, eine gewisse Arbeit schnell und zuverlässig zu erledigen. Und so lange es das tut, sehe ich auch keinen Bedarf, mir ein neues Gerät anzuschaffen. Also ich bin da nicht der optimale Konsument, der jedem neuen Trend nachläuft und damit auch die Wirtschaft florieren lässt."

Neben den Vergleichen spiegelt sich in den Technikerzählungen auch die zentrale Bedeutung wider, die dem „Argumentieren mit Beispielen" in alltäglichen Kommunikationssituationen zukommt.[217] Technik im Alltag zu denken und zu verhandeln funktioniert dabei häufig über Analogiebildungen zu anderen technischen Erfahrungsbereichen, auf die wiederum als Wissensbestand Bezug genommen wird.[218] Das Argumentieren mit Beispielen funktioniert häufig aber auch über den Bezug auf (mitunter sehr aktuell) medial verhandelte Wissensbestände, von denen angenommen werden kann, dass der Kommunikationspartner sie kennt bzw. in seinen Wissensbeständen anschließen kann.[219]

In einem weiteren Beispiel schildert ein 26-jähriger Student der Bibliothekswissenschaften den von ihm wahrgenommenen Unterschied zwischen Anwendern von Computerprogrammen und Technik-Nutzern, die auch die technische Seite verstehen (zu denen er sich auch rechnet). Das abstrakte Argument wird mit der

---

[217] Keppler, Angela: Beispiele in Gesprächen. Zu Form und Funktion exemplarischer Geschichten. In: Zeitschrift für Volkskunde 84 (1988). S. 39-57.

[218] „Das ist wie beim Hausbau" oder „wie beim Autofahren" und weitere ähnliche, auf einen Vergleich zielende Formulierungen lassen sich regelmäßig finden, wenn es um die Beschreibung von Abläufen im Computer geht.

[219] Herr Leitgeb beschwört im Interview etwa die Globalisierung und deren Folgen. Argumentativ wird auf das konkrete Beispiel der indischen Computerindustrie verwiesen, ein Thema, was im Zuge der so genannten „Green Card"-Debatte 1999 und 2000 als politisches Sujet in den Medien über einen längeren Zeitraum diskutiert wurde, das aber dem eigenen direkten Erfahrungsbereich nicht zugänglich war. „In Indien ist das, da gibt es in irgendwelchen Wellblechhütten Computershops. Da ist die Technologie sehr weit fortgeschritten in dem Bereich. Also, da existiert beides im Extrem. Die einen, die sich nicht ernähren können und nichts von Hygiene wissen und die anderen, die schon in ganz anderen Sphären schweben und produzieren. Indien ist der größte Spielfilmproduzent der Welt beispielsweise, es ist der größte Markt."

Bezugnahme auf den vom ihm beobachteten Computerumgang seiner Mutter konkretisiert. Diese kommt zwar in ihrem Bereich, der Textverarbeitung, gut zurecht, hat aber Schwierigkeiten, wenn andere – eher technische – Probleme auftauchen. Auch wenn er am Ende sagt, „ein blödes Beispiel“ wird der argumentative Einsatz der Beispiele recht gut deutlich, muss doch das, was auf einer abstrakten Ebene im Gespräch ausgesagt werden soll, immer wieder plastisch belegt werden.

> „Ich weiß es nicht, ich kann es wirklich nicht sagen, weil wenn ich es an meinem Vater sehe oder so, hm, der geht auch mit dem Computer um, der ist nicht ganz so fix (HS: Ja) zum Beispiel, meine Mutter zum Beispiel aufgrund ihres Berufes, sie kann die Anwendung, sie weiß Word zum Beispiel vernünftig zu bedienen, das weiß ich nicht. Ich tipp da rein und dann mach ich Blocksatz und dann passt das, jetzt ganz, ne. (HS: Ja) Aber meine Mutter, die die kann halt, die kennt sämtliche Shortcuts, also Tastenkürzel, um irgendwie den Text jetzt fett oder kursiv zu drucken (HS: Ja), was ich immer mit der Maus klick da oben (HS: Ja), aber dafür kennt sie sich im System nicht aus, das heißt also wenn er die Diskette nicht liest, ja warum liest er die jetzt nicht. Ja, geht nicht, keine Ahnung, so. ne. (HS: Ja) Weil wenn ich dann hingehe und dann sage ich ja, weil die nicht formatiert ist zum Beispiel (HS: Ja), ein blödes Beispiel...“

Mit dem Argumentieren tritt eine weitere Form der Auseinandersetzung mit Technik in der Alltagssprache hinzu. Diese ist besonders für die Aushandlung von Bedeutungen im Umgang Technik wichtig, aber auch für die Festlegung einer eigenen Position sowohl gegenüber anderen Menschen als auch gegenüber der Technik an sich wird vor allem argumentativ bestimmt. Hierbei kommen überwiegend Vergleiche und Beispiele in der Alltagssprache zum Einsatz.

Erklären

Eine weitere Grundform im Sprechen über Technik ist das Erklären. Es ist aus linguistischer Sicht, wie auch das Argumentieren, den „konklusiven Sprechhandlungen“ zuzuordnen.[220] Anders als beim Argumentieren ist hier das „Explizieren des Zustandekommens von Sachverhalten“ zentral, während beim Argumentieren der Bezug auf einen „problematischen Geltungsanspruch“ wichtiger ist.[221] Mit Blick auf das Sprechen über Technik kommt zum Tragen, dass dieser Modus für die Vermittlung eines Orientierungs- und Gebrauchswissens im Umgang mit Technik wichtig ist. Die Darstellung und Vermittlung von technischen Abläufen, oder allgemeiner das Funktionieren von Technik, erfordern als überzeugendes sprachliches Mittel Erklärungen. Dies ist nicht zuletzt deshalb der Fall, weil die Übersetzung von komplexer Technik in Alltagssprache immer wieder neu vollbracht werden muss.

---

[220] Klein, Josef: Erklären und Argumentieren als interaktive Gesprächsstrukturen. In: Antos, Gerd / Brinker, Klaus / Heinemann, Wolfgang / Sager, Sven F. (Hg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin / New York 2001. S. 1309-1329, hier S. 1309.

[221] Ebd., S. 1316.

Erklärungen erweisen sich mit dem verbundenen sachlich-nüchternen Sprachduktus als die dem rationalen Charakter der Technik angemessene Form.

Im Gespräch mit dem Meterologen Heiner Lamprecht wird der Einsatz des Erklärens beispielhaft deutlich. Die Interviewer Hans Joachim Schröder und Gerrit Herlyn schlüpfen in die Rolle der interessierten Technik-Laien, denen das Funktionieren von Computern im Bereich der Verarbeitung meterologischer Daten erklärt wird. Unschwer ist hier die kommunikative Funktion des Erklärens darin zu erkennen, Verständigung über das Funktionieren von Technik alltagswirksam herzustellen. Dies heißt, eine sprachliche Form des Vermittelns zu finden, die einerseits einen Einblick in die hochkomplexen technischen Abläufe geben kann, andererseits die Formulierungen so zu wählen, dass die kaum über Vorwissen verfügenden Gesprächspartner nicht überfordert werden. Dabei versucht Herr Lamprecht die technischen Abläufe nachzuzeichnen und sich sprachlich auf der Ebene der Technik zu bewegen. Gleichzeitig versucht er aber auch an Erfahrungsbereiche „anzudocken“, die den Interviewern geläufig sein könnten.

> „(HS: Also ist das eigentlich in der... ich habe... ich weiß wirklich nicht Bescheid, ist das in der Meteorologie so, dass da sehr große Datenmengen immer anfallen?) Also im Augenblick haben wir hier einen Rechner stehen, der in einer Sekunde 16 Milliarden Operationen durchführt. (HS: Oh Gott) Also arithmetische Operationen (HS: Ja) und einen Speicherbereich, der 800 Terrabyte Kapazität hat, 800 Millionen Megabyte (HS: Oh Gott, das ist wahnwitzig. Nee, wenn man das vergleicht mit den Kapazitäten, die sie am Anfang so hatten um die achtziger Jahre herum) Gut, da war der Bedarf, für einen selbst reichte das, man hat dann eben einmal so kleinere Aufgaben gerechnet, irgendwie Tagesgang, Temperatur mal ausgerechnet, Variationen und solche mehr statistischen Daten dann, dafür reichten die aus, aber wenn man das mit heute vergleicht, so ein Satellitenbild, das ist also irgendwie aus einem Satellitenbild abgezeichnet, geleitet, da (HS: Ja) sind also irgendwie die Wärmeflüssig-, weiß ich nicht, Feuchteflüsse von (…) Atmosphäre, das sind, ich weiß nicht, etliche hundert Megabyte, etwa hundert Megabyte an Daten für eine, eine (HS: Stehen da ein, umso eine Karte zu erstellen, ja, ja) Ja, das sind, ich weiß nicht, wie viele Pixelmail, ein Pixel ist ein Byte oder mindestens eins, (HS: Ja) vielleicht auch mehr, weil ja Farbinformation auch noch mit dabei ist, so was macht ein Sat, also der Meteosat zum Beispiel liefert solche, also nicht die Auflösung, aber der liefert ja alle halbe Stunde ein Bild und das ist nicht der einzige Satellit, der zur Erdbeobachtung, sage ich mal, rumkreist da. Insofern sind da schon enorme Datenmengen, die man kaum noch in den Griff kriegt, da muss man schon selektieren und sagen, jetzt gucken wir uns nur noch diese Situation, die irgendwie interessant sind, sonst kommt man (HS: Ja), kriegt man es nicht mehr in den Griff.“

Ein weiteres Beispiel zeigt das typische Erklären aus dem beruflichen Kontext heraus. Der in einem großen Hamburger Verlag tätige Programmierer Werner Ihme erklärt im Interview das Funktionieren der Software für die interne Terminkoordinierung in seiner Abteilung. Das Erklären zielt dabei weniger auf die technischen Abläufe, als vielmehr auf die Funktionen und das Nacherzählen der einzelnen Schritte in der Bedienung der Software. Die eingenommene Position von Herrn Ihme ist dabei gewissermaßen die

der positiven Effekte der benutzten Software. Ebenfalls als ein typisches Moment in der kommunikativen Verhandlung von Technik zu verstehen ist, dass er die technische Seite der Erklärung abbricht („ich glaube, das würde zu weit führen“).

> „Meine Termine werden da [mit dem firmeninternen Intranet] vereinbart über dieses System, das heißt, ich will jetzt, brauche einen Termin mit meinem Vorgesetzten mit noch jemand von einer anderen Fachabteilung oder vielleicht noch einem Außenstehenden, gut Außenstehende nicht, aber alles Interne hier, dann gucke, schlage ich den Kalender auf von den dreien und gucke, welcher Termin ist denn frei oder lasse den suchen (HS: Aha) und dann habe ich genau, weiß ich genau, den Termin haben alle frei, wenn nicht, dann haben sie es vergessen, sich selber zu planen (HS: Ja) und dann wird ein Terminvorschlag an alle und dann können sie sagen, jawoll, akzeptiert, das kriege ich und dann ist der Termin ausgemacht. (HS: Ach, das ist ja auch) Bevor ich jeden anrufe und sage, hast du dann, haben sie heute frei, nee, letzten Freitag ging es nicht, weil sie konnten oder so (HS: Ja), das kann ich dann alles (HS: Ach, sie haben die Terminkalender auch von den anderen?) Eh, von den, man kann, jeder kann seinen Terminkalender freigeben, dann kann man das sehen oder nicht, mein Vorgesetzter ist natürlich klar, der sagt mir manchmal, machen sie mal einen Termin, ich möchte hin, der und der und der zu dem Thema Soundso, was sie das bearbeiten. Und dann gibt er es mir frei und wenn derjenige das auch freigegeben hat, kann ich das sehen. (HS: Ja) Ich kann es aber auch unterdrücken, bloß dann macht es ja keinen Sinn, also dann ist diese Funktion ja nicht möglich (HS: Aber das haben wir, soweit sind wir noch nicht (lachend), nicht das) (GH: Wir haben das „Intranet“ inzwischen im Institut, aber noch nicht so...) Ja gut, das ist ein Microsoft-Produkt, das, das braucht ein Netz intern, damit ich überhaupt den erreiche, aber das ist... wir haben, es gibt dieses Outlook und wir haben das Groupwise, das sind so die Produkte, die können das. Ja, das ist, klar, man braucht eine Vernetzung, aber es ist nicht nur Intranet, also Intranet ist eigentlich viel mehr, da kann ich auch Dokumente, drei können an einem Dokument arbeiten, sich das gegenseitig hin und her, aber da könnte ich stundenlang erzählen über die Technologie, ich glaube, das würde zu weit führen, aber so eine Sachen muss man bedienen.“

Eine letzte sprachliche Form im Sprechen über Technik lässt sich als Erklären beschreiben. Das sprachliche Nachvollziehen und Nachzeichnen von Technik und technischen Abläufen gehört ebenfalls zu den oft im Alltag benötigten Kompetenzen des Technikumgangs. Dieses Muster kommt vor allem bei als Technikexperten wahrgenommenen Personen zum Einsatz, wenn es darum geht, Technikwissen und Sicherheit zu vermitteln.

Bereits aus den Beispielen wird deutlich, dass sich diese sprachlichen Formen selten in Reinform finden, es auch nicht Zweck der Analyse ist, diese herauszufiltern. Wenn es allerdings um den rhetorischen Gehalt als zentrales verbindendes Merkmal der Technikerzählungen in den Interviews geht, sind diese Unterscheidungen eine wichtige Hilfe, um das alltägliche Sprechen über Technik verstehend zu beschreiben und zu analysieren. Bestimmte sprachliche Mittel gelangen dabei im Sinne der kommunikativen Gattungen zum Einsatz: Abhängig von Position, Intention und Kontext

im Sprechen über Technik werden unterschiedliche sprachliche Modi gewählt. Vor allem auch mit Blick auf die für die biographische Deutung wichtige Selbstpositionierung gegenüber Technik, der je eigenen Bestimmung des Verhältnisses zu Technik, sind die unterschiedlichen sprachlichen Strategien zu beachten. Dabei gibt es ganz offensichtlich jeweils unterschiedliche, als angemessen angesehene Formen im Sprechen über Technik. Auf Versachlichung zielende Beschreibungen und Erklärungen von Technik bleiben gewissermaßen auf der Ebene der als rational verstandenen Technik, um im alltäglichen Sprechen Überzeugungskraft zu entwickeln. Formen, wie die Erzählung sind eher dazu geeignet, die Seite der menschlichen Akteure im Technikumgang hervorzuheben und auf die Schwächen der Technik aufmerksam zu machen. Hinzukommen als weitere analytisch relevante Muster Subformen, mit denen über Technik gesprochen wird und die für die Positionierung der Techniknutzer konstitutiv sind. Beispielsweise sind umgangssprachliche Umschreibungen von technischen Artefakten (z.B. wenn der eigene Computer als „Kiste“ bezeichnet wird) Möglichkeiten, eine gewisse Nähe zur Technik herzustellen. Ebenso dient das detaillierte Aufführen von technischen Merkmalen in der Gesprächssituation dazu, Kompetenz im Technikumgang zu signalisieren.

Zur Gliederung der Interviewauswertungen

Die im folgenden vorgenommene analytische Gliederung der Erzählinhalte orientiert sich an den Polen der stärker erfahrenen und erlebten Computertechnik auf der einen Seite sowie eher diskursiv vermittelten und verarbeiteten Technik auf der anderen. Auf der zunächst behandelten Ebene der biographischen Deutung (4.1.) ist der Bezug der Technikerfahrungen direkt vorhanden, wenn es gelingt bzw. gelingen muss, im biographischen Erzählen den Technikerfahrungen einen wie auch immer gearteten Sinn und Bezug zum eigenen Leben zu geben. Im zweiten Abschnitt stehen Erzählbeispiele im Mittelpunkt, bei denen verschiedene konkrete Erfahrungsfelder des alltäglichen Technikumgangs versprachlicht werden (4.2.). Über ausführliche Schilderungen, etwa von Technisierungserfahrungen am Arbeitsplatz, der Integration von Computertechnik in familiäre und partnerschaftliche Zusammenhänge oder bei Computerspielen, werden Nutzungen in ihren alltäglichen Dimensionen plastisch gemacht und die Erfahrungsdimension erschließt sich über die jeweiligen Reflexionen. Im Abschnitt Deutungen der Mensch-Maschine-Interaktion (4.3.) stehen schließlich 13 rhetorische Figuren der Computertechnikdeutung im Mittelpunkt, mit denen jeweils in ähnlicher oder vergleichbarer Form in den Interviews Erfahrungen des Computerumgangs sprachlich verdichtet wurden und in denen das Aushandeln des Verhältnisses Mensch – Technik deutlich wird. Auf einer abstrakteren Ebene finden sich die Deutungen im letzten Abschnitt (4.4.), wenn der soziale Charakter der Technik in einem umfassenderen Sinne verallgemeinert und so deutlich wird, wie

Computerdeutungen als Bestandteil eines Orientierungswissens im Alltag funktionieren.

Für die Darstellung habe ich mich entschieden, längere Passagen aus den Interviews zu zitieren, damit die Plastizität der Interviews erhalten bleibt und die Interviewten in ihrer subjektiven Darstellung ernst genommen werden. Zudem ist es auf diese Weise besser möglich, den Kontext und die zum Einsatz gelangenen sprachlichen Mittel zu berücksichtigen. Die Zuordnung eines Ausschnitts zu einer bestimmten Kategorie lässt mitunter den Eindruck entstehen, dass der entsprechende Interviewbeleg ausschließlich hierfür gilt. Selbstredend ist es so, dass eine Erzählpassage inhaltlich Relevantes zu verschiedenen Aspekten enthält. Bei der Auswahl wurde versucht, darauf zu achten, dass in sich schlüssige Sinneinheiten erhalten bleiben.

4.1. Biographie und technischer Wandel: Technikgeschichte im rekonstruktiven Erzählen und Erinnern

„Ja, was gibt es noch mit Technik? Also ich finde, der Computer hat in meinem Leben auch einen immer größeren Platz eingenommen."
Frau Danzer

Innerhalb der volkskundlichen Biographieforschung sind alltägliche Technikerfahrungen noch nicht als Thema explizit angegangen worden.[222] Dass Technik – so die Vorannahme im Projekt „Technik als biographische Erfahrung" – als „Leitlinie des Erzählens " funktionieren würde, erwies sich als zutreffend.[223] Auch bei Personen, die sich selbst als technikfeindlich oder als wenig technikkompetent einschätzten, funktionierte es in den allermeisten Fällen, die eigene Lebensgeschichte anhand von Technikerfahrungen zu reflektieren.[224] Gleichzeitig schließt der Wunsch nach Stabilität, Logik und Stringenz im Erzählen der eigenen Lebensgeschichte auch Technikerfahrungen mit ein. Dabei wird ein Kaleidoskop unterschiedlichster Erfahrungs- und Deutungsfelder angerissen, die in Beziehung zur eigenen Biographie gesetzt werden. Technischer Wandel spiegelt sich in den Erzählungen, und Technikerfahrungen müssen in das formulierbare entworfene Bild der eigenen Person integriert werden; es werden im Sinne der Biographieforschung strukturierte Selbstbilder von den Interviewten entworfen. Denn es gilt gerade im biographischen Interview die Anforderung, konsistente „Lebenskonstruktionen" zu „präsentieren".[225]

Der Zusammenhang zwischen dem Computer als Technik und der jeweiligen Deutung der eigenen Lebensgeschichte wird zunächst mit den im Folgenden diskutierten sieben „Computer-Biographien" verdeutlicht. Mit den plastischen Einblicken und den jeweils unterschiedlichen Gewichtungen wird dabei ein breites Spektrum alltäglicher Technik-Erfahrungen dokumentiert, das zwischen technikbejahenden und technikablehnenden Grundeinschätzungen oszilliert, und zu denen die eigenen Computererfahrungen in Beziehung gesetzt werden. Vor allem den Aneignungserfahrungen von Technik kommt dabei eine große Bedeutung zu. Aus der gegenwärtigen Wahrnehmung der jeweiligen

---

[222] Schröder, Technik als biographische Erfahrung, wie Anm. 158; Der BIOS Sonderband „Technik und Biographie" hat den Schwerpunkt auf Biographien von Technikern und Ingenieuren gelegt. Die alltägliche Seite biographischer Technikerfahrung findet in dieser Perspektive allerdings keine Berücksichtigung. Füßl, Wilhelm (Hg.): Biographie und Technikgeschichte. (= BIOS Sonderheft 1998).

[223] Lehmann, Erzählstruktur und Lebenslauf, wie Anm. 198, S. 17f.

[224] Wobei hier anzumerken ist, dass bei einigen Interviews (vor allem bei älteren Interviewten) sich allgemeine biographische Erfahrungen in den Vordergrund drängten und die Technikthemen mitunter in den Hintergrund traten.

[225] Fuchs-Heinritz, Werner: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. 2. Aufl., Wiesbaden 2000. (= Hagener Studientexte zur Soziologie). S. 51; Bude, Heinz: Lebenskonstruktionen als Gegenstand der Biographieforschung. In: Jüttemann, Gerd / Thomae, Hans (Hg.): Biographische Methoden in den Erfahrungswissenschaften. Weinheim 1998. S. 247-258.

Technik heraus wird die Aneigungserfahrung thematisiert und mit den entsprechenden Bewertungen zu einem für die Interviewten stimmigen und sinnhaften Gesamtbild verdichtet. Dabei zeigt sich, dass es fast einen Zwang zur Auseinandersetzung mit der technischen Neuerung Computer gibt. Bei der Integration der Technikerfahrungen in die eigene Biographie sind allerdings sehr heterogene sprachliche Strategien und Taktiken vorhanden, um die Erfahrungen in Einklang mit dem eigenen Selbstbild zu bringen. Gleichzeitig spiegeln die Interviews auf sehr eindrückliche Weise eine „Erfahrungsgeschichte der Technik".[226] Die Relevanz der biographischen Dimension hängt eng damit zusammen, dass die Technik auf zentrale Felder der Erfahrung einwirkt. Beruflicher Werdegang, Beziehungen und Freundschaften, Familie und engeres soziales Umfeld verändern sich mehr oder minder stark unter dem Einfluss der veralltäglichten (Computer-)Technik und ihren Anwendungsmöglichkeiten.

So entsteht eine alltagsnahe Perspektive darauf, wie technischer Wandel erfahren wird und wie dieser in die Deutung des eigenen Lebens zu integrieren ist. Auch wenn die Erfahrungen mit dem Computer und die erzählten Kontexte, etwa in Bezug auf das Alter und den Beruf, gänzlich unterschiedlich sind, wird doch die Relevanz für das eigene Leben jeweils deutlich. Dabei muss keine konkrete Betroffenheit vorhanden sein, sondern es kann wie etwa im Interview mit Paula Weinhold (vgl. 4.1.1.2.) auch die Ablehnung des Computers sein, die aus den symbolischen Konnotationen entsteht, die diese Relevanz ausmachen.

Es handelt sich um notwendige und nicht nur in der Interviewsituation erzählte Auseinandersetzungen mit Technisierungsprozessen. Diese verweisen auf ein alltagskulturell akzeptiertes Spektrum an Technikdeutungen, die immer wieder neue soziale und kulturelle Differenzen und Grenzziehungen enthalten. Technik- und Computerdeutungen verweisen dabei auf Lebensstilentwürfe und bestehende kulturelle Selbstzuordnungen, Technik- und vor allem Computererfahrungen sind wichtiger Bestandteil alltäglicher Kommunikation, nicht nur laufend auftretende Problemstellungen werden kommunikativ gelöst. Dieses Sprechen ist im Bezug auf eigene Erfahrungen eben auch „biographische Kommunikation" und in diesem Sinne wichtiger Bestandteil und fortwährend praktizierte Art der Selbst- und Fremdversicherung in sozialen Beziehungen, in Unterhaltungen und Gesprächen, beim Kennenlernen und Vorstellen.[227]

Die Biographien sind im Folgenden nach dem Alter der Interviewten geordnet, beginnend mit dem Jüngsten, einem stark computerinteressierten Abiturienten (Jg. 1982), für den die erzählerische Leitlinie ein an die Computerentwicklung gekoppelter positiver Zukunftsentwurf ist. Der zweite biographische Entwurf ist dem Interview mit einer 1973 geborenen Studentin entnommen, bei dem die kritische Bewertung des

[226] Hengartner, Zur „Kultürlichkeit" von Technik, wie Anm. 4.

[227] Fuchs, Biographische Forschung, wie Anm. 225, S. 69f.

Computers im Vordergrund steht und in engem Zusammenhang mit dem Bild der eigenen Biographie gesetzt wird. Im dritten Beispiel steht der Computer für eine „erfolgreiche“ Integration in die Deutung der eigenen Lebensgeschichte. Der interviewte Organisationsprogrammierer (Jg. 1964) schildert sich als positiven Protagonisten in einem vom Computer durchdrungenen Alltag. Im fünften Beispiel stehen die ambivalenten Computererfahrungen einer Bankangestellten (Jg. 1959) mit der engen Kopplung von Berufsbiographie und technischem Wandel im Mittelpunkt. Für eine Hausfrau (Jg. 1948) hat der Computer vor allem eine symbolische Bedeutung. Er steht für den Wunsch nach zu erwerbenden Computerkenntnissen und damit in engem Zusammenhang mit einem gewünschten Wiedereinstieg in einen Beruf. Für einen kurz vor der Rente stehenden Programmierer (Jg. 1943) war der Computer lange zentrales identitätssicherndes Arbeitsgerät, bis sich dessen Bedeutung stark verschoben hat, nachdem er in Bezug auf Computerkenntnisse den Anschluss verloren hat. In der letzten vorgestellten Biographie schildert ein Hals-Nasen-Ohren-Arzt (Jg. 1941) die ambivalenten Folgen der Zunahme digitaler Techniken in seinem Berufsfeld.

Die biographische Relevanz ergibt sich vor allem aus der engen Kopplung von Computerdeutung und erlebter oder erwarteter Berufsbiographie: sei es nun über einen starken Zukunftsbezug – dies vorwiegend bei den Jüngeren – oder sei es stärker über einen Rückblick auf computer- bzw. technikbedingte Veränderungen in der Arbeitswelt. Dies verweist auch auf die (weiterhin) große Bedeutung von Arbeit für biographische Entwürfe vom Selbstbild. Die Computer können dabei sowohl eine positive bestärkende Funktion einnehmen als auch in einem ablehnenden Sinne biographisch verarbeitet werden. Hier werden dann der Technik andere Werte gegenübergestellt.

Aus Sicht einer geschlechtsspezifischen Deutung von Technik fällt hier auf, dass die männlichen Gesprächspartner tendenziell einen weniger problemorientierten Blick sowohl auf die Einschätzung eigener Kompetenzen im Umgang mit Technik als auch insgesamt auf die Bewertung von Technik haben.[228] Dabei ist es allerdings so, dass diese Unterschiede selten explizit thematisiert werden, Selbst- und Fremdzuschreibungen hier also offensichtlich anders mitunter subtiler funktionieren.

In einem anschließenden Abschnitt wird die biographische Dimension der Aneignungserfahrungen systematisert. Dies geschieht im Sinne eines Überblicks über die unterschiedlichen Facetten der biographischen Deutung früher biographischer Computererlebnisse. Als weiterer wichtiger Aspekt an der Schnittstelle von Technikerfahrung und Biographie schließt sich die Frage der Erinnerung und Erinnerbarkeit von technischen Artefakten an. Hier interessiert zunächst, inwieweit ein artefaktbezogenes Erinnern an frühe Computer als technische Geräte vorhanden ist.

---

[228] Die von Jutta Buchner-Fuhs skizzierten - im Sinne einer longue durée - funktionierenden geschlechtsspezifischen Erwartungen brechen sich offenbar mit als legitim empfundenen Thematisierungen. Buchner-Fuhs, Jutta: Technik und Geschlecht. In: Hengartner, Thomas / Rolshoven, Johanna (Hg.): Technikkultur. Formen der Veralltäglichung von Technik - Technisches als Alltag. Zürich 1998. S .51-80.

Daran anschließend steht die Frage der Erinnerung an vor allem medial vermittelte Ereignisse im Mittelpunkt, diskutiert anhand des so genannten Jahr-2000-Problems.

4.1.1. Sieben exemplarische Analysen der Computerthematik in der biographischen Erzählung

4.1.1.1 Lutz Adamczyk – Zukunftsperspektiven in der Informationsgesellschaft

Lutz Adamczyk ist zum Interviewzeitpunkt 18 Jahre alt und besucht die 12. Jahrgangsstufe eines Hamburger Gymnasiums. Bei dem Gespräch mit ihm handelt es sich insgesamt um ein kurzes Interview mit zumeist knappen Antworten, bei denen jedoch die Interviewpassagen zum Computer einen deutlichen Schwerpunkt einnehmen. Erkennbar wird vor allem die enge Verflechtung von biographischem Lebensentwurf mit der Computertechnik bzw. mit der Antizipation computertechnischer Entwicklungen für die eigene Zukunft. Das starke Interesse an der technischen Seite des Computers und am Programmieren lassen ihn früh zum Technikexperten werden, für den die in der Kindheit und frühen Jugend erworbenen Kenntnisse wichtiger Bestandteil sind.

Befragt nach dem Erstkontakt mit dem Computer schildert er, wie seine Mutter beruflich bedingt einen Computer angeschafft hatte, den aber er schließlich vorwiegend nutzte. Mit der von ihm gewählten Formulierung „im Geschäft sozusagen“, mit der er den langen Zeitraum seiner Computererfahrung zusammenfasst, wird die eigene Sicht auf den Punkt gebracht. Die Beschäftigung ist eben relativ früh mehr als „nur“ ein Hobby. Als biographisch wichtige Details kann er sowohl das Jahr als auch den Typ des ersten Computers ohne Zögern oder Überlegen benennen.

> „Ein bisschen später kam so der erste Computer, das war mit elf. (HS: Mit elf?) Oder meinen sie noch ein bisschen früher? (HS: Ja, kommt drauf an) Weil da war eigentlich, da war eigentlich nicht mehr viel. (HS: Mit elf, welcher Jahrgang sind sie?) 82. (...) (HS: Also mit elf, das war dann 91, nee, 93, 93, nicht?) Ja, genau (HS: Das sind jetzt acht Jahre und seit acht Jahren sind sie also...?) Im Geschäft sozusagen (HS: Ja [lachend]) So ungefähr (GH: Und also wie kam das so der Impuls oder der Wunsch, den Computer haben zu wollen?) Eigentlich kam das durch meine Mutter, weil sie einen Computer brauchte für ihre Arbeit, sie musste zu Hause auch irgendwelche Texte schreiben und deshalb mussten wir uns einen Computer anschaffen, das war so der Hauptgrund, also für die Schule brauchte ich den damals noch nicht, also das kam eben durch meine Mutter (HS: Ja) und da hatte ich so den ersten Kontakt und das hat sich dann so weiter entwickelt, das hat mich eben auch fasziniert, die ganze Geschichte. (HS: Also, Ihre Mutter brauchte das beruflich?) Genau (HS: Und was hat sie sich für einen Computer gekauft, wissen Sie das noch?) Das war ein 386er, 33 Megahertz SX.“

Die Schwierigkeiten zu formulieren, was eigentlich den Reiz der intensiven Beschäftigung ausmacht, zeigt sich in dem eher diffusen Begriff „fasziniert“:[229] „Das hat mich eben auch fasziniert, die ganze Geschichte.“ Befragt danach, wie er sich Computerwissen angeeignet hat und ob es damit verbunden Schwierigkeiten gibt, betont er, dass ihm das leicht gefallen ist.

> „Nee, ganz im Gegenteil, das habe ich eigentlich alles autodidaktisch gelernt, hm, ich hatte da so ein Buch, also ein Buch bekommen und da bin ich einfach durchgegangen und das ging alles eigentlich ganz flüssig, ich hatte gar keine Probleme eigentlich damit.“

Fortfahrend betont er sein bald einsetzendes Interesse – nicht nur an Computerspielen – sondern vor allem an der technischen Seite, am Programmieren des Computers. Ein Bekannter der Eltern fungiert als Mentor, der ihn zunächst in die Programmierung einführt.[230]

> „(GH: Und ja, was haben Sie dann mit dem Computer so am Anfang gemacht, waren das dann vorwiegend Spiele, oder?) Also anfänglich waren das Spiele, hm, was war denn das? Solche Sachen wie Lemminge oder was gab es denn da noch, Commander Kean und solche Sachen, aber gleichzeitig habe ich auch schon angefangen mit Programmierung, also da hatte ich, wir haben so einen Bekannten, der beschäftigte sich auch zu dem damaligen Zeitpunkt mit Computern schon etwas länger und ja der hatte sich, der hatte sich auch mit Programmierung beschäftigt, und da hat er mich auch mit der ganzen Materie in Kontakt gebracht und da habe ich auch angefangen, mit Power-Basic zu programmieren. Das war so das erste, was ich gemacht habe. Ja. (GH: Und war da dann schon wirklich auch so das, das Ziel, bestimmte Sachen mit dem Computer machen zu können oder war das dann einfach auch so eine – ja Freude an der Technik – oder sehen, an welche Grenzen man da stoßen kann?) Ja, anfänglich war das doch noch so eine Art Spielerei, die man gemacht hat, die ganze Programmiersprache lernen und Befehle und dann einzelne kleine Programme auszuprobieren, also vor – hm – anfänglich hatte ich keine großen Ziele irgendwie, ich hatte auch keine Vorstellung, wo das, wo das enden könnte, was sich da bietet, wie sich das später entwickeln könnte.“

Bemerkenswert ist auch der bewusste Verzicht auf den Informatikunterricht in der Oberstufe im Gymnasium, den er – ohne dies in einem aufschneidenden Tonfall zu erzählen – damit begründet, dass dort für ihn wenig Neues zu lernen wäre und er sich „gelangweilt“ hätte. Mit seinen privat angeeigneten Kenntnissen ist er dem Schulstoff weit voraus[231]:

> „Also ab der Elften kann man bei uns Informatik wählen, wobei ich in der Elften keine Informatik gewählt habe, weil mir das alles zu simpel erschien und dann habe

---

[229] Vgl. hierzu auch Abschnitt 4.3.4, in dem die Schwierigkeiten bei der Versprachlichung der Computerfaszination behandelt werden.

[230] Die Funktion eines Mentors für die frühe Computersozialisation wird auch von Markus Adloff im Interview geschildert. Vgl. S. 113.

[231] Vgl. hierzu auch die Ausführungen des Lehrers Bernhard Jablonski, der dies aus der Sicht des Pädagogen beschreibt. Vgl. S. 292f.

ich erst in der, also [lachend] ja das, da hätte ich mich wahrscheinlich nur gelangweilt, da habe ich jetzt in der Zwölften wieder Informatik gewählt, also was jetzt wieder, erstmals Informatik gewählt."

Der folgende Ausschnitt dokumentiert die sehr konkreten beruflichen Vorstellungen, die der Interviewte bereits gut ein Jahr vor dem Abitur hat. Diese sind eng gekoppelt an ein bereits geplantes Informatikstudium, das dem Abitur folgen soll, und beziehen sich auf bereits sehr spezialisiert wirkende mögliche Berufsfelder. Hier tritt die biographische Dimension in den Vordergrund, die mit sehr konkreten beruflichen Zukunftsperspektiven verbunden ist.

„(HS: Und was haben Sie denn damit so, machen Sie sich auch Gedanken darüber, was Sie später vielleicht damit machen wollen oder ob sie was damit machen wollen?) Ja, das auf jeden Fall, also ich hab zum Beispiel vor, Informatik zu studieren (HS: Ja), weil das ist eigentlich ziemlich sicher, davon kann man, glaube ich, keiner mehr abbringen (HS: Also das wissen Sie ziemlich genau?) Das weiß ich ziemlich sicher ja (HS: Was sie wollen, ja) Und ich denke, irgendwie werde ich später in diesem Bereich tätig sein (HS: Haben sie sich da schon irgendwie mal so ein bisschen umgeguckt, was sie da erwartet, also was für Vorstellungen haben sie da, was wird man da später machen?) Ja, es kommt natürlich drauf an, in welchen Bereich ich gehe. Es gibt ja wirklich unglaublich viele Bereiche, in denen man Computer, Computer einsetzt, also es ist, ich könnte mir zum Beispiel vorstellen, dass ich irgendwie in der Automobilbranche arbeite, dass ich irgendwie an Navigationssystemen arbeite, genauso gut kann ich in irgendeiner Softwarefirma arbeiten oder auch selber später eine Firma aufmachen, also das weiß ich noch nicht, mit irgendwie Freunden oder so was, das kann ich jetzt noch nicht absehen, aber das könnte ich mir schon vorstellen. (...) Also zurzeit auf dem Arbeitsmarkt ist ja ein ziemliches Informatikstudentendefizit. (HS: Diese Greencard-Geschichte) Ja, zum Beispiel die ganzen Inder kommen jetzt. (HS: Ja, dass sie eben Ausländer holen, weil sie hier nicht genug haben, stimmt) Also es wird sicher wieder abnehmen, aber ich denke, das ist ein Zukunftsbereich und da wird man immer noch Leute brauchen, das ist keine Frage."

In der Beschreibung des Verhältnisses zu den Eltern offenbart sich eine tiefe Wissenskluft innerhalb der Familie. Während die Mutter beruflich bedingt mit dem Computer umgehen muss, verweigert sich der Vater der neuen Technik. Dadurch ist der Interviewte in der Familie in der Position, der kompetente Ansprechpartner für Computerfragen zu sein. Der Wissensvorsprung des Sohnes wirkt so auf die Familienverhältnisse zurück, traditionelle Rollenverteilungen werden brüchig. In der Formulierung „Ich kann ihn [also den Vater] ja nicht zwingen", bezogen auf den fehlenden Willen des Vaters, sich mit dem Computer auseinanderzusetzen, wird diese Rollenumkehr deutlich. Traditionellerweise wäre dies ja eine Elternformulierung gegenüber lernunwilligen Kindern. Mit dem Ausdruck „computerscheu" charakterisiert er den Vater, den er insgesamt als „etwas konservativ" bezeichnet. Die Schattenseite des „lernunwilligen" Vaters ist, dass der Interviewte Schreibarbeiten für ihn am Computer machen muss. Insgesamt wird aber auch deutlich, dass die Kluft in Sachen

Computer zwischen Vater und Sohn sehr groß und möglicherweise auch kommunikativ schwer zu überbrücken ist.

„(HS: Ja, ich weiß jetzt nicht, wie das bei Ihnen zu Hause ist, aber hat, der Vater ist auch da oder ist der immer weg vielleicht?) Nein, der ist immer da (HS: Der ist immer da) Also nicht immer, aber wenn er arbeitet, ist er nicht da. [lachend] (HS: Was macht der beruflich?) Der arbeitet beim Otto-Versand. (HS: Beim Otto-Versand, ach so) Also er hat eigentlich weniger mit Computern zu tun (...) Er ist eher hm technikscheu oder technikscheu eigentlich nicht, aber computerscheu (HS: Aha, macht er was am Computer?) Nein, das macht er nun gerade nicht (HS: Ach, er macht es gar nicht?) Nein, das macht er nicht. (...) Da drückt er sich immer vor (HS: Das finde ich ja interessant, also da müssen Sie, da müssen sie jetzt mal ein bisschen erklären, wie, wie spielt sich das denn zwischen ihnen und ihrem Vater ab, machen Sie sich lustig über ihn oder oder akzeptieren Sie das, dass er damit nichts zu tun hat oder?) Ich muss es ja akzeptieren, ich kann ihn ja nicht zwingen (...) Gut, wenn er keinen Grund sieht, den Computer zu benutzen, dann muss er ja nichts machen, also das ist ja (...) (HS: Ah ja, also da geht er überhaupt nicht ran? Oder lässt er sich...?) Wenn er mal muss, dann geht er schon ran, aber er meidet es. (HS: Und können sie das erklären, warum er da nicht rangehen mag oder was, womit das zusammenhängt?) Hm, ja, das ist, das ist eigentlich schwer zu sagen, er ist sowieso so ein bisschen konservativ eingestellt, hm, vielleicht ist, vielleicht ist das für ihn alles zu unübersichtlich, vielleicht ist das Ganze irgendwie unüberschaubar. (...) (HS: Hat er so grundsätzliche Vorbehalte gegen den Computer oder ist das mehr so, weil ihm das zu kompliziert ist?) Ich denke letzteres (...) Ja, also eine Digitalkamera oder so was, das würde er sich auch anschaffen wollen, wenn die Qualität besser wäre oder so was, also grundsätzlich hat er natürlich nichts dagegen, das ist klar (HS: Ja), aber ihm ist es einfach zu unüberschaubar, glaube ich. (HS: Und haben sie irgendwie mal versucht, ihm irgendwie was zu zeigen am Computer?) Ja natürlich, also er guckt sich schon irgendwie interessante Sachen an oder so. (HS: Oder sind Sie schon so weit abgeschwommen, dass da so eine Riesendifferenz ist, dass er da sowieso keinen Anschluss mehr kriegen kann? Aber dann könnten Sie ja sozusagen sich pädagogisch verhalten und könnten ihm noch mal die Anfangsschritte zeigen) Ich meine, er könnte so Sachen irgendwie, Texte schreiben oder so was, das würde er vielleicht noch hinbekommen. (HS: Aber will er nicht?) Nee, vielleicht sieht er keinen Grund dazu, da muss ich immer die Sachen schreiben für ihn."

Etwas anders liegt der Fall bei der Mutter, die eine eigene Firma hat und die aus Sicht des Sohnes etwas kompetenter mit dem Computer umgeht, sich aber in seinen Augen trotzdem auf einem einfachen Nutzer-Niveau befindet („E-Mails abrufen"). Hier wird deutlich, dass der Sohn Ansprechpartner bei Computerproblemen und wichtige Problemlösungsinstanz innerhalb der Familie ist.

„Ja, meine Mutter hat eine Firma. (GH: Was für eine Firma ist das?) Die vertreibt Elektrogroßgeräte im Raum Norddeutschland, ja. (HS: Dann hat sie auch viel mit Technik zu tun?) Ja sozusagen, also mehr als mein Vater, und sie ist da eigentlich genau anders gepolt als mein Vater, also sie muss es ja nutzen und deshalb interessiert sie das schon, wie man das macht und das benutzt und solche Sachen. (HS: Und gibt es da so einen Austausch zwischen Ihrer Mutter und Ihnen jetzt zum Beispiel im Umgang mit dem Computer?) Ja, sicherlich, sie hat ja nun irgendwie

ständig Fragen, also ständig nicht, aber wenn sie mal Fragen hat, dann muss sie mich natürlich fragen, weil anders kommt sie da nicht weiter. (HS: Also Sie sind da auch schon wieder ein bisschen im Vorsprung oder, oder ist Ihre Mutter mit ihnen gleich auf) Nein, meine Mutter kann sowieso nicht so viel, sage ich mal, sie kann auch nur den Computer ein- und ausschalten und die Programme, die sie benötigt, die kann sie aktivieren, sie weiß, wo die sind und die kann sie auch wieder ausschalten und mehr kann sie aber auch nicht machen, also E-Mails abrufen, das kann sie vielleicht gerade noch."

Die ebenfalls im Interview erfragte Technikdefinition entspricht jener umfassenden und weiten Vorstellung der professionellen Techniknutzer, wie der befragten Ingenieure.[232] Es handelt sich also um eine Definition, die sich eher am ursprünglichen Wortsinn von „techne" im Sinne von Kunstfertigkeit und des Umgangs orientiert, als etwa an einer artefaktbezogenen Definition, die häufig von eher technikferneren Interviewten geäußert wurde. Lutz Adamczyk zählt sehr basale menschliche Leistungen dazu und deutlich wird zudem, dass dieses Technik-Verständnis als positiv („sinnvolle Funktion") im Sinne des „Homo Faber" formuliert wird.[233]

(HS: Was ist denn überhaupt, was würden Sie denn überhaupt, wenn man Sie jetzt fragt, was ist denn überhaupt Technik nach Ihrem Verständnis so? Könnten Sie das irgendwie beschreiben, was ist Technik?) Ja, ich glaube, Technik ist hm, hm alles das, was von Menschen in irgendeiner Weise produziert wurde und hm auch eine sinnvolle Funktion hat oder nützliche Funktion, das würde ich als Technik ansehen. (HS: Zählen sie doch mal ein bisschen auf, was dann da so für sie zur Technik gehört.) Ja, was (HS: Was gehört dazu?) Also eigentlich als erstes alles, was mit Strom betrieben ist oder so, [schnäuzt sich die Nase] Entschuldigung (HS: Macht nichts, kein Problem.) Hm, ja, aber eigentlich auch zum Beispiel so ein Reifen oder so was, so ein Rad oder so was, das würde ich auch als Technik ansehen, also eigentlich alles, was vom Menschen produziert wurde (HS: Also auch Werkzeug zum Beispiel?) Ja, Werkzeug auch. (HS: Na ja) Also was in irgendeiner Weise verarbeitet wurde irgendwie mit Materialien aus der Natur. (HS: Das gehört dann auch schon dazu?) Also wenn sie verarbeitet sind. (HS: Ja, ja, ja) Ja, ich würde sagen: ja."

Deutlich wird im Interview mit Lutz Adamczyk vor allem die positive Identifikation mit den Veränderungen des neuen digitalisierten Alltags. Für den Interviewten sind viele positive Erfahrungen und Erfolgserlebnisse verbunden mit seiner früh einsetzenden Begeisterung für Computer bzw. dem Interesse am Programmieren und der technischen Seite. Bezogen auf die biographische Perspektive ist bei Jugendlichen vor allem auch der Lebensentwurf wichtig, der im Interview mit Herrn Adamczyk eng gekoppelt ist an sehr konkrete Berufs- und Karriereplanungen, die im Computerbereich verortet werden.

[232] Vgl. hierzu auch Abschnitt 4.4.6. Computer als Bestandteil des Technikverständnisses.

[233] Frisch, Max: Homo Faber. Ein Bericht. Frankfurt a.M. 1976. [Roman].

4.1.1.2. Paula Weichold – Computer- und Technikablehnung als Kulturkritik

Die zum Zeitpunkt des Interviews 26-jährige Paula Weichold wurde mir mit dem Hinweis als Gesprächspartnerin vermittelt, sie hätte vor einigen Monaten einen Computer angeschafft, diesen aber seit dem Kauf im Kleiderschrank „versteckt“ und bisher nicht benutzt. Die sich auch im Interview bestätigende weitreichende Technikablehnung und Technikskepsis, die sich in biographischen Erfahrungen und Selbstbildern begründet, verdichtet sich in Aussagen über den Computer. Die Eltern – beide Lehrer – die von Frau Weichold als „alternativ“ und technikablehnend beschrieben werden, haben ihr eine Sozialisationsumgebung in einer norddeutschen Kleinstadt geboten, in der Technik keine wesentliche Rolle spielen sollte bzw. in der nicht-technische Lösungen technischen vorgezogen wurden. Als wichtiger Einfluss der Eltern für das alltägliche Familienleben sind die ideologischen Hintergründe der Ökologie-Bewegung der 1970er und frühen 1980er Jahre zu nennen. So schildert die Interviewte ausführlich, dass die Eltern sehr bewusst darauf geachtet haben, den Haushalt mit möglichst wenig Medientechnik auszustatten oder das Fahrrad dem Auto vorzuziehen. Der Technikumgang bzw. der nicht-Umgang mit Technik hatte also auch eine stark ideologisch gefärbte Komponente, die sich im Familienalltag niederschlug.

Die Interviewte arbeitete nach einer Ausbildung zur Erzieherin auf einem anthroposophischen Bauernhof für Menschen mit Behinderungen in Schottland. Der anschließenden mehrjährigen Arbeit in einem Kindergarten folgt das zum Interviewzeitpunkt laufende Studium der Gebärdensprache.

Durch ihre Ausbildung zur Erzieherin hat sie – durchaus bewusst – in einer computer- und technikresistenten Umgebung gelernt und gelebt. Die Arbeit im sozialen Bereich – dies betrifft sowohl die anthroposophische Einrichtung als auch den alternativen Kindergarten – ist in ihren Voraussetzungen auf einen bewusst geringen Technikeinsatz eingestellt. Im Interview thematisiert sie ausführlich die im Kindergarten gemachten Erfahrungen und Beobachtungen. Ihre Unterscheidung und der Vergleich von (medien)technisch und weniger technisch beeinflussten Kindern folgt so argumentativ der inhaltlichen Ausrichtung des alternativen Kindergartens. Vor allem technisches Spielzeug führt in dieser Argumentation zu Vereinzelung und spürbar schlechteren sozialen Kompetenzen bei den Kindern. „Gewinnen müssen“ als Zielsetzung in Computerspielen steht den pädagogischen Prinzipien und Idealen gegenüber, die kindliche Phantasie werde so weniger angeregt. Die Abgrenzung gegenüber nicht-alternativen Pädagogikkonzepten ist ihr wichtig und wird so auch zur Sprache gebracht.

> „Wir waren halt ein alternativer Kindergarten – ein Kinderladen ist das halt – ein Integrationskindergarten. Und eigentlich war es nicht so... der Großteil [der Kinder] war schon anders, aber es gab halt doch einige Kinder, weil es halt doch immer gemischte Gruppen sind und wo das schon so war oder die dann halt sehr jung waren und selber wahrscheinlich sehr viel am Computer gearbeitet hatten, wenig Zeit hatten, denen das zeigen, wenn die dann auch irgendwelche Videospiele spielen, die Kinder dann daneben sitzen. Die [Eltern] beschäftigen sich halt nicht mit

ihren Kindern und sind meistens Einzelkinder und dann sagen die: »Ich wünsch mir auch sowas!« und es gibt ja echt schon Kindercomputer irgendwie so kleine Dinger, das ist unglaublich und das finde ich dann ganz erschreckend, weil die [also die Kinder] haben kein Gruppenverhalten, kein irgendwie... (GH: Also es schlägt dann auch zurück so?) Mh, ja, naja, ich weiß auch nicht. Ich kenne mich nun auch nicht aus mit diesen Videospielen, aber ich denke, es geht auch immer viel um gewinnen und schneller und besser zu sein und das sind ja eigentlich heutzutage in der Pädagogik Werte, die eher nicht so sein sollen, obwohl es natürlich von der Gesellschaft her immer mehr so sein wird, aber, dann irgendwie in der Pädagogik, die ja heutzutage, die ändert sich ja auch alle zehn Jahre, was nun gerade toll ist in der Pädagogik, ist halt nicht so das erstrebenswerte im Moment (Pause) (GH: Ja, was ich hart finde, sind diese Kinderlaptops, wenn man in einen Spielzeugladen geht und für die, die eigentlich noch gar nicht lesen und schreiben können.) Klar da wird alles mit Bildern dann gemacht (GH: Ja) aber irgendwie, weiß ich nicht, mit drei fangen sie ja auch erst an, oder mit zwei, drei oder so miteinander zu spielen. Sonst machen die es ja vorher alleine, so viel mit sich beschäftigen und dann fängt es erst so an, und wenn die dann schon irgendwie immer nur so einen Computer vor sich haben, da bleibt das Zwischenmesnschliche so ein bisschen auf der Strecke meiner Meinung nach (GH: Ja) und irgendwie, die wissen ja auch gar nicht wie sie, die können sich nicht alleine beschäftigen, die müssen immer irgendwas haben, irgendwelche Spiele oder Angebote oder, dass die sich nicht selber was ausdenken, so, also wir sind halt auch, waren? sind? ein spielzeugfreier Kindergarten oder spielzeugarmer Kindergarten, das die halt auch gar nicht solche Spiele haben oder Barbiepuppen oder weil dadurch die Phantasie auch nicht so angeregt wird. Also wir hatten nur Bauklötze, Verkleidungssachen, Malsachen so, dass die halt viel selber machen müssen. (G.H.: Also eher so Kreatives?) Genau, also kreativ bist du ja auch im Regelkindergarten wenn die sagen, jetzt machen wir alle mal einen Papiermarienkäfer, nur dann machen alle den gleichen, das ist dann halt dieser Unterschied. Ich meine kreativ sind sie ja auch und lernen ihre motorischen Fähigkeiten mit Schneiden und so, nur die Qualität ist dann halt anders irgendwo. Und es soll wohl, da war ich noch nicht da vorher, da hatten sie halt auch Spielzeug und dann haben sie es abgeschafft und die Verhältnisse der Kinder irgendwie, die die sonst die stärkeren waren und irgendwie die Besseren und immer die Ideen hatten und immer die Anführer waren, die haben sich dann auch irgendwie gewendet, das halt auch die anderen Kinder die sonst eher so unten waren, durch diese neuen Konstellationen und neuen Rollen und neuen Ideen, die die halt reingebracht haben, auch verändert haben."

Der Computer dient im Interview als weitreichende Projektionsfläche für die mit der Technisierung verbundenen negativen Folgen. Die Beschreibung der mit der Digitalisierung für sie verbundenen Konsequenzen macht dies deutlich. Inzwischen fühlt sich die Interviewte in vielen Bereichen und sozialen Situationen ausgeschlossen, weil ihr grundlegende Kenntnisse im Computerumgang fehlen. In dem von ihr gewählten Studiengang Gebärdensprache, den sie dem sozialen und somit nicht-technischen Bereich zurechnet, war der Grad der Computerdurchdringung für sie überraschend. Vor allem, wenn die Computerthematik als kommunikative Ressource in der Alltagskommunikation Einzug hält, wird ihr die Omnipräsenz des Computers augenfällig und als Problem besonders deutlich. Hier zeigt sich vor allem auch die

Bedeutung des Technikwissens in der Alltagskommunikation. Als das Interview auf E-Mail-Kommunikation zu sprechen kommt, zeigt sich diese ablehnende Haltung:

> „(GH: Und also, es besteht da auch gar nicht so der Bedarf da jetzt?) Nö, wozu? Ich schreib lieber Briefe oder Karten. (GH: Per Hand?) Ja, weiß nicht, ich weiß nicht – ich find Computer ätzend, unkommunikativ. Also kann man ja auch nicht sagen: eigentlich unkommunikativ, weil eigentlich wird durch diese E-Mails ja viel mehr kommuniziert, glaube ich, als über den Briefverkehr, aber dieses Davorsitzen vor so einem Ding. (GH: Ja, es hat fast so ein Revival der Briefkultur dadurch gegegeben, der schriftlichen Kommunikation) Ja, ich finde es halt fürs Zwischenmenschliche nicht so toll, weil irgendwie seit... Ich kann mich an der Uni nicht unterhalten mit Kommilitonen, weil irgendwie sogar da in Gebärdensprache ist das Thema ganz schnell bei Computern (GH: Ja) und dies und hast du den Drucker und das und dann musst du das Programm machen und ich kann da gar nicht mitreden [lacht]. Das ist echt ätzend und irgendwie da ist es ja noch relativ gering und ich glaube, es gibt andere Bereiche, da wird viel mehr darüber geredet oder nur noch darüber geredet und das ist nicht das, was meine Interessen sind. Irgendwie das ist nicht zwischenmenschlich."

Mit Blick auf das von Paula Weichold formulierte Technikverständnis bleibt eine quasi paradoxe Einschätzung – gerade hinsichtlich der Perspektive auf die Entwicklung der eigenen Biographie. Ein Grundbedarf an Technik ist zwar notwendig, die für die Interviewte gegenwärtig sichtbaren Technikentwicklungen sind aber zu umfangreich, zu schnell und gewissermaßen außer Kontrolle geraten. Die „menschlichen" und sozialen Werte werden der Technik dichotom gegenübergestellt, Kultur und Technik bzw. technische Zivilisation werden als sich gegenüberliegende Pole markiert.

Bemerkenswert ist dabei, dass dies im praktischen Umgang mit Technik dazu führt, dass Zwischenstufen jeweiliger Entwicklungen akzeptiert und genutzt werden. So wird etwa das Fahrrad als bevorzugtes Individualverkehrsmittel dem Auto vorgezogen, und als das Gespräch auf Musikanlagen kommt, betont die Interviewte, dass sie erst sehr spät einen CD-Player hatte, vorher der als weniger modern, technisch aber letztlich den gleichen Zweck erfüllende Kassettenrekorder ausreichte:

> „Anlage und so hatte ich auch erst superspät, ich glaub, meinen CD-Spieler habe ich letztes Jahr zu Weihnachten bekommen, vorher hatte ich nie einen, da hatte ich immer nur Kassettenrekorder."

Die von ihr geschilderten Positionen lassen sich im Sinne Rolf Peter Sieferles verstehen. Dieser hat die vielfältigen historischen Entwicklungen und Parallelen sowohl konservativer als auch progressiv-linker Technikkritik in einem kulturgeschichtlichen Abriss aufgezeigt.[234] Paula Weicholds grundsätzlich oppositionelle Position zur Technik wird im Gesprächsverlauf mit „die meinen" eingeführt. Sie versucht so, die Technik als gewissermaßen übermächtiges, anonymes System zu beschreiben, dem der Einzelnde

[234] Sieferle, Rolf Peter: Fortschrittsfeinde? Opposition gegen Technik und Industrie von der Romantik bis zur Gegenwart. München 1984.

mehr oder weniger ausgeliefert ist. Die Argumentationen der Interviewten finden dabei Entsprechungen etwa in der Kritik an der Dynamik technischer Entwicklungen und der Verselbständigung der Technik, der sie sich aber auch nicht entziehen kann. Dieses Dilemma wird im folgenden Ausschnitt, der mit der Frage nach dem Technikverständnis beginnt, deutlich:

> (GH: Jetzt kommt noch so eine typische Interviewerfrage. Kannst Du sagen, was Du überhaupt unter Technik verstehst oder was Technik für Dich ist?) [Pause] Naja, Technik ist ja auch Fortschritt und [Pause] das ist ja auch o.k., weil irgendwie Fortschritt gibt´s immer und Entwicklung und das muss ja auch sein, um Menschen Sachen zu erleichtern und Zeit zu sparen und ja bestimmt auch Vorteile, aber hm, es geht halt zu schnell und zu weit finde ich. Gerade dass es den Fortschritt der Technik und der Industrialisierung und so gibt, finde ich nämlich, ist natürlich praktisch ja und also es ist nicht so, dass ich den praktischen Vorteil nicht sehe irgendwie. Klar, viele Sachen haben Vorteile, da wo es positiv genutzt wird und da, wo es einfach missbraucht wird, diese Diskrepanz ist einfach zu groß. Also ich denke, Technik wird viel missbraucht und die meinen halt, um Zeit einzusparen, um das besser zu machen, aber vom Menschlichen her geht es eher zurück, weil, weil durch diese ganze Technik gehen viele Arbeitsplätze verloren, denke ich mal und irgendwie, die meinen, um Zeit einzusparen, dass sie dadurch werden dann, ja, wofür brauchen die die Zeit, man meint immer die ganze Zeit zu brauchen, aber dann wird sie dadurch genutzt, dass man andere technische Sachen benutzt. Ja, und das ist halt die falsche Entwicklung, klar, dass das irgendwie diese Entwicklung geben wird und diesen Fortschritt, aber oder was weiß ich irgendwie, was damit alles gemacht wird, ich meine, weiß ich gar nicht, [lacht] so dieses ganze Computer und noch größere und noch kleiner und noch feiner und man muss ja auch immer das Beste und den Neuesten haben. Mit dem Computer von vor zwei Jahren bist du ja auch schon völlig out, so das ist halt dieser Konsum.“

Im Interview mit Paula Weichold werden Computer zu Schlüsselsymbolen für die negativen Folgen einer als zu schnell und zu weitreichend wahrgenommenen Technisierung. Humane und menschliche Werte werden der Technik und den Folgen des technischen Wandels dichotom gegenübergestellt. Die Interviewte empfindet – obwohl sie sich in eher technikablehnenden Enklaven bewegt – dass dabei zunehnmend ein sozialer Druck entsteht, „mithalten zu müssen“. Das Beispiel verweist so aus einer anderen Perspektive auch auf den Veralltäglichungsprozess des Computers, da dieser letztlich so präsent ist, dass eine Auseinandersetzung und eine Integration in den biographischen Entwurf des Selbstbilds gewissermaßen zwangsläufig notwendig wird. Zugleich zeigt sich aber auch, dass „gelebte“ Technik-Ablehnung offensichtlich eines relativ starken und umfassenden ideologischen Gebäudes bedarf.

4.1.1.3 Paul Gerkens – Praktisches Wissen und alltäglicher Expertenstatus

Eine dritte Biographie verweist wiederum auf die Inanspruchnahme von Technik und Technikerfahrungen für die positiven Aspekte des Selbstbilds. Der 36-jährige Interviewte Paul Gerkens ist nach einer Ausbildung zum EDV-Kaufmann zum Interviewzeitpunkt als Organisationsprogrammierer tätig. Die im etwa dreistündigen Interview geschilderten Erfahrungen entstammen vor allem dem Berufsalltag und den in der Freizeit ausgeübten Hobbys Computerspiele und Sport. Die Aneignung von und der Umgang mit Technik, also dem, was vom Interviewten als Technik verstanden wird, wird dabei als unproblematisch und im Modus einer persönlichen Erfolgsgeschichte geschildert. Insgesamt macht dem Interviewten das Gespräch Spaß und der Gesprächszugang über Technikerfahrungen führt dazu, dass er gerne und ausführlich erzählt.

Nicht zuletzt durch vielfältige Kundenkontakte im Beruf ist der Interviewte darin geübt, das ihn umgebene technische Universum zu deuten, in eine sinnhafte Ordnung zu bringen und sich selbst hierin als positiven Protagonisten zu positionieren. Dieser Kommunikationsstil, der auf die allgemeine Ausstrahlung von Kompetenz zielt, lässt sich als assertiv bezeichnen.[235] Diese Art des selbstdarstellenden Sprechens liegt wohl auch darin begründet, dass Herr Gerkens selbst Schulungen im Softwarebereich durchführt, die dabei notwendige Rolle des Technikexperten nimmt er auch im Interview ein.

Erreicht wird dies im Einzelnen durch dramatisierende Formulierungen und Übertreibungen in der Bewertung von Technik („mit argem, argem Aufwand“, „irre lange“, „extrem was getan“ u.a.), die sprachlich eine Mischung aus Fachbegriffen und „flapsigen“ Bemerkungen („Schlepptop“) sind. Dabei ist ihm das Betonen eigener Leistungen und Erfolge sowie die Darstellung der Computergeschichte als positiver Teil der eigenen (Lebens-)Geschichte wichtig. Auffällig ist ebenfalls, dass Technikerfahrungen und deren Deutung im Beruf und in der Freizeit sich mischen und ergänzen und nicht wie in anderen Interviews einander gegenübergestellt werden. Im folgenden Interviewausschnitt wird deutlich, wie der Interviewte diese Verflechtung von Beruf und Freizeit rückblickend reflektiert. Als Begründung für das von ihm auch in der Freizeit entwickelte Engagement bezüglich des Computers wird das „sich damit identifizieren“ genannt:

> „Und so und nun habe ich da, wie gesagt, 90/91 etwa Laptops damals, waren es eher Schlepptops, also richtig schwere Geräte (HS: Ja) gehabt, hm, die ich dann natürlich nach Feierabend, wenn ich unterwegs gewesen bin, auch hier mit nach Hause genommen habe. (HS: Ja) Darüber bin ich sukzessive in das ganze Thema PC und überhaupt Computer usw. reingekommen und irgendwann kommt dann natürlich der Punkt, wo man das auch mal ausbauen möchte. (HS: Ja) Dann ist das so gewesen, dass ich sehr viel Eigenentwicklungen auch so in dunklen Winternächten gemacht habe, was also direkt in Verbindung auf meinen Beruf zu

[235] Werlen, Iwar: „Mit denen reden wir nicht“. Schweigen und Reden im Quartier. Basel/ Frankfurt am Main 1992. (=Kulturelle Vielfalt und nationale Identität. Nationales Forschungsprogramm 21). S.45.

sehen war. Das heißt, ich habe meine Programme, die ich betreut habe, auch zum Teil selber zu Hause weiterentwickelt. Hat natürlich auch mal ein paar böse Worte gegeben von oben.[236] Aber gut, das ist halt so, wenn man sich damit identifiziert."

Das Bewusstsein für den biographieprägenden Charakter von technischen Entwicklungen wird in einer anderen Passage deutlich. In der Selbsteinschätzung bezüglich des Computers sieht sich der Interviewte als Technikpionier. Anhand des auf Kompetenz zielenden Vergleichs der älteren Mehrplatzsysteme und der jüngeren Entwicklung hin zum PC wird das Verständnis des technischen Wandels deutlich. Der biographische Gehalt, der sich aus dem engen Zusammenhang zwischen dem frühen Einstieg in die Computertechnik und dem als erfolgreich erlebten beruflichen Weg ergibt, wird in der gewählten Formulierung „[die technische Entwicklung] spiegelt sich da schon wider in meinem Leben" auf den Punkt gebracht.

„Wohingegen im Umkehrschluss 89 hat quasi niemand einen eigenen PC gehabt, weit gefehlt, es gab ja solche Sachen, solche modernen Sachen wie Windows gab es zu dem Zeitpunkt gar nicht, nicht! Ich mit dem besagten Laptop habe also den ganzen Krams unter MS/DOS im Grunde genommen noch laufen gehabt und bin dann erst mit argem, argem Aufwand irgendwo mal zu Windows übergegangen und im Grunde genommen war die Anwendung selber, die man im Unternehmen schreibt, das war halt keine PC-basierte Lösung, sondern das war also für Mehrplatzsysteme, das bedeutet, dass sie also einen, einen Zentralrechner haben und dann gehen überall irgendwo Leitungen hin (HS: Ach so) im, damals war das so zu ganz normalen billigen Terminals, also Bildschirmarbeitsplätzen ohne eigene Intelligenz (HS: Ja), ja, so und das hat sich da ja auch erst dann entwickelt, also selbst, wenn, wenn die technische Voraussetzung durch PC-Existenz gegeben wäre, wäre eigentlich der Anwendungssektor ja gar nicht vorhanden gewesen, also es ist gut, wenn man sich die Entwicklung anguckt so innerhalb der letzten zehn Jahre, dann hat sich aber extrem was getan. Das spiegelt sich da schon wider in meinem Leben, glaube ich."

Bestätigt und ergänzt wird dies durch die Beschreibung des sozialen Umfelds des Interviewten. In der Schilderung der Weitergabe des alten Computers an die Eltern der Schwägerin und die Einarbeitung derselben in den Umgang mit der für sie neuen Technik offenbart sich so etwas wie eine „inverse Techniksozialisation".[237] Auch hier ist auffällig, dass ein genaues Erinnern des Anschaffungsdatums und des erworbenen Geräts vorhanden ist. Die deutlich werdende Positionierung als Technikexperte funktioniert dabei sehr stark über die Abgrenzung zum „Otto-Normalanwender". Auch hier zeigt sich nochmals die Erfolgsorientierung im Erzählen, wenn auf den langen und somit erfolgreichen Gebrauch des ersten Computers verwiesen wird.

---

[236] „Von oben" bezieht sich auf die ebenfalls interviewte Ehefrau des Interviewten, da das Interview im Hobby-Keller des Interviewten stattfand.

[237] Hengartner, Thomas: Vom Erfahren, Erleben und Deuten einer technischen Welt. Dimensionen kulturwissenschaftlicher Technikforschung. Unveröffentlichtes Vortragsskript. 2000.

„Dann hat sich das eben sukzessive ergeben, dass wir damals 93 bei Vobis den ersten Rechner gekauft haben, den also irre lange, sieben Jahre, glaube ich, gehabt haben und immer weiter ausgebaut haben. (HS: Also dann müsste der ja jetzt noch in Betrieb sein, wenn sie sieben Jahre sagen, 93.) Den haben wir, den haben wir 92, 93 etwa gekauft (HS: Ja) und haben ihn jetzt vor einem Dreivierteljahr an den Vater meiner Schwägerin verscherbelt. Aber der ist meines Wissens immer noch intakt (HS: Ja), ist auch nicht eben abwegig, also es ist ein 486er Prozessor, also vorletzte oder vorvorletzte Generation, für so einen Otto-Normalanwender oder Einsteiger, der, hm, ja Vater meiner Schwägerin, der ist also auch Neuling in dem Bereich, der sagt einfach, was soll ich ein tolles neues Gerät kaufen für 2000 Mark, ich nehme mir den für 300 Mark oder was, ist voll vorbereitet das Ganze, läuft, funktioniert, hat die Sachen drauf, die er braucht, was will er denn mehr in erster Instanz, damit kann er erst mal erfahren, ob er denn überhaupt in dem Bereich irgendwas werden wird, ob er da mehr machen will (HS: Ja) und dann kann er sich immer noch mal für 2000 Mark irgendwas Neues kaufen oder denn für 1500, weil es ja dann billiger geworden ist."

Die positiven und Kompetenz signalisierenden Deutungen des Umgangs mit technischen Artefakten, die sich auch in anderen Bereichen fortsetzen, zeigen sich beispielhaft im Erzählen über Computerspiele. Die Vorliebe für virtuelle Autofahrten führt zu der Einschätzung, dass die mit virtuellen Simulationen geschulte Reaktionsfähigkeit zu einer auch im realen Verkehr verbesserten Fahrweise führen würde und er sich insgesamt als sicheren Fahrer sieht. Dies verdeutlicht auch, wie Technik – über eigene Erfahrungen – mit einem positiven Sinn ausgestattet wird.

„Ja, beziehungsweise man sammelt einfach Erfahrungen im Spiel, (...) die man irgendwo in der Praxis teilweise auch umsetzen kann, das ist sicherlich ganz angenehm. (...) Also lass ich es doch wirklich ganz brutal sein, dass ich mit dem Auto ins Schleudern gerate oder sonst irgendwas und dann eben automatisch Gegenlenkbewegungen mache (...) und das Ding irgendwie wieder abfange oder wann und wo man bremst oder solche Sachen. Ich meine, das sind ja alles Lernprozesse, die man mit der Software macht und die man im Grunde genommen ins tägliche Leben auch überführen kann (...). Gerade was dieses Autofahren, lass es die Fahrerei auf Schnee oder auf, auf rutschigen Verhältnissen sein, das ist mit Sicherheit so, dass man intuitiv doch genauso reagiert eigentlich und dass es tatsächlich funktioniert."

Das von Hörning beschriebene „praktische Wissen" findet sich hier auf einer alltäglichen Ebene wieder, um für Selbstbewusstsein und Sicherheit zu sorgen. Dieses „Gewusst-wie" bezieht sich auf die aktive Handlungsseite des Technikumgangs im Gegensatz zum theoretischen „Gewusst-dass".[238] Mit Technik sicher umzugehen, zu überprüfen, zu bewerten, ausführlich zu erklären und Verhaltenssicherheiten zu entwickeln, ist im diskutierten Interviewbeispiel an einen aktiven Technikumgang gebunden.

[238] Hörning, Experten des Alltags, wie Anm. 42, S. 226.

Die Bedeutung des praktischen Wissens findet sich auch in der Bewertung der zu theoretischen Ausbildung der Datenverarbeitungs-Kaufleute, die einen Kontrast zur Darstellung der eigenen, in der Praxis erworbenen Fähigkeiten darstellt.

> „Man muss dazu sagen, die Informatiklehrer sind auch Leute gewesen, die das Ganze wohl schon zehn Jahre lang gemacht haben in ähnlicher Form und sich selber eigentlich kaum weiterentwickelt haben. Also wenn ich mir heute unsere Auszubildenden angucke und die mal frage: »Bei wem hast du denn Unterricht?«, haben sie immer noch bei dem gleichen Lehrer Unterricht, und die bemängeln im Grunde genommen genau das Gleiche noch, nämlich, dass der eigentlich viel zu wenig weiß im Vergleich zu dem, was in der Praxis wirklich angefordert wird. Und letztlich ist auch die Ausbildung, die in der Schule gelaufen ist, genau in die Richtung zu sehen gewesen, dass man nämlich irgendwo, hm, ja, so, so ein Grundkonzept mal entwickelt hat, wie lerne ich eigentlich eine Programmiersprache oder wie vermittle ich eigentlich das Thema Computer irgendwie und das ist also zu meiner Zeit damals wirklich auf dem Stand von den siebziger Jahren gewesen und das war... Ausbildung war eben Ende achtziger, Anfang neunziger Jahre, das muss man sich überlegen.(...) Der Trick an der Sache ist derjenige, dass ich auf der einen Seite sechs Wochen diesen Schulblock habe, wo ich das theoretische Wissen vermittelt bekomme und dann aber den Rest der, der Zeit ja immer im praktischen Unternehmen (HS: Ja) und zwar mit dem, was wirklich vorkommt.“

Auf der Ebene der Bewertung der eigenen Berufsbiographie kommt dieser Aspekt ebenfalls zum Tragen. In der Rückschau auf das Abwägen zwischen der Möglichkeit eines Studiums oder einer Ausbildung wird auch mit Blick auf die größere Praxisnähe der eigene Weg der Ausbildung positiv bewertet.

> „Denn wo ich dann eben abgewogen habe, auf der einen Seite würde ich natürlich gerne studieren und dann eben Diplominformatiker oder was, was da letztlich dann bei rauskommt, sein, auf der anderen Seite habe ich mir gesagt, okay, hm, der Ausbildungsberuf DV-Kaufmann, der hält mir eigentlich genau die gleichen Möglichkeiten offen, was sich jetzt letztlich rauskristallisiert im praktischen Leben, mit dem positiven Nebeneffekt, dass ich also gleich (HS: Gleich verdiene) gleich sowieso schon in der Ausbildung verdiene, auch gar nicht mal so schlecht für die damaligen Verhältnisse, also tausend Mark, gut, tausend Mark als Anfangslehrlingsgehalt ist auch heutzutage ja eigentlich noch ganz passabel, hm, und dass ich eben deutlich früher auch ins echte Berufsleben überwechsle (HS: Ja), das kommt da auch noch mit zu.“

Die im Interview entworfene Identitätssicherheit kann aber angesichts der Komplexität der technischen Welt nur gewährleistet werden, wenn bestimmte Bereiche des technischen Wissens ausgeblendet bzw. in einer persönlichen Kosten-Nutzen-Rechnung als nicht relevant eingeschätzt werden. Im Falle des Interviewten zeigt sich dies an einem durchaus überraschenden Beispiel, bei dem er, um den Expertenstatus wahren zu können, das Internet als eine der herausragenden Entwicklungen im Computerbereich in seiner Bedeutung zu relativieren versucht und die sich ergebenen neuen Nutzungsmöglichkeiten ablehnt:

„Letztlich [ist] das, was man im Internet ja machen will, oder wofür es eigentlich gedacht ist, ist eigentlich Informationen auszutauschen. Der ganze Teil, der sich jetzt parallel dazu entwickelt, nämlich Kommunikation mit Anderen und dieses Chatten, also irgendwie über Tastatur mit den Leuten sprechen. Das ist mit Sicherheit nicht unser Fokus irgendwo, weil die Kommunikation mit anderen Menschen, die kriege ich auch gerade noch so hin.[239] [Alle lachen] Ist ja so! Man sieht das ja gerade im Fernsehen, wenn man sich so die Leute auf Messen oder so anguckt, man kann schon abmessen, dass das einfach auch Leute dann sind, die wirklich tagaus, tagein vor der Glotze oder vor dem Computer sitzen und keinen anderen Kontakt zu Leuten aufbauen, darüber kommt das dann, dass die einfach solche Sachen dann nutzen."

Technik kann – wie im vorliegenden Fall – dazu dienen, einen alltäglichen Expertenstatus zu erhalten und einen Status- und Distinktionsgewinn im sozialen Umfeld erzielen zu wollen.[240] Der Computer ist für Herrn Gerkens Sinnbild für den gelungenen Technikumgang, für ein gewissermaßen partnerschaftliches Verhältnis zur Technik, die sich in den biographischen Entwurf bestens integrieren lässt. Die Durchdringung des Alltags mit Technik ist nicht nur an seinen Beruf gekoppelt, sondern setzt sich auch in der Freizeit fort.

4.1.1.4. Frau Kramer – Digitalisierung als dauerhafte Herausforderung

Vor dem Interview bemerkte die 40-jährige Bankangestellte Doris Kramer zunächst, dass sie es sich nicht vorstellen kann, mehrere Stunden über ihre Technikerfahrungen und -erlebnisse zu erzählen. Die im Folgenden diskutierten Passagen aus dem trotzdem etwa dreistündigen Gespräch zeigen den Zusammenhang zwischen der Deutung von ambivalenten und häufig negativen Technikerlebnissen und der sich selbst im biographischen Erzählen versichernden „Ich-Identität".[241]

Vor allem die ausführlichen Schilderungen des technischen Wandels in der Sparkassenfiliale, in der sie seit vielen Jahren arbeitet, verdeutlichen diese subjektiven Einpassungsleistungen. Entlang der in den 1980er Jahren einsetzenden und zunächst noch langsamen Digitalisierung des Arbeitsplatzes entwickelt sich ein wichtiger Teil der Technik-Biographie. Die Reflexion der Veränderungen am Arbeitsplatz findet sehr konkret anhand einzelner Arbeitsabläufe statt, von denen die Interviewte bei ihren täglichen Routinen betroffen war. Die genaue zeitliche Verortung der frühen

---

[239] „Unser" bezieht sich hier auf die Ehefrau des Interviewten, die in die Bewertung mit eingeschlossen wird. Frau Gerkens wurde ebenfalls interviewt, dieses Gespräch ist vor allem im Abschnitt 4.2, wenn es um die Erfahrungen mit Computerspielen geht, ausführlich berücksichtigt.

[240] Hörning, Experten des Alltags, wie Anm. 42, S. 240.

[241] Keupp, Identitätskonstruktionen wie Anm. 181; Erikson, Erik H.: Identität und Lebenszyklus. 7.Aufl., Frankfurt a. M. 1981.

Computererfahrungen fällt zunächst schwer, es werden von ihr erst die konkreten Veränderungen am Arbeitsplatz erinnert.[242]

„(HS: Sagen Sie, wie haben Sie denn Bekanntschaft überhaupt mit dem Computer gemacht? Wann denn ungefähr?) Ich weiß, dass ich da mal war... aber ich weiß bestimmt nicht, in welchem Jahr. Aber zehn Jahre ist das sicherlich her. Das ist ja jetzt auch schon die zweite Generation, die wir da haben an Rechnern. (HS: Ja, zehn Jahre hieße ja 89, wann hatten Sie denn Ihre Lehre ungefähr fertig?) 82. (HS: Hat man die drei Jahre?) Nee, ich hatte ich sie zwei Jahre, ja 82. Ja, ich habe Februar 80 angefangen, Februar 82, ja, das könnte aber, das könnte hinkommen. Man konnte erst auch noch sehr viel weniger damit machen. Das wurde also immer mehr, was man auch mit den Geräten machen konnte. So auch da so eine Übergangsphase, also zuerst konnte man also Kontostände und so was abfragen und Sparbuchguthaben und so. Aber wir haben zum Beispiel bis vor nicht allzu langer Zeit - das ist jetzt vielleicht ein Jahr oder so was her - sämtliche Sachen, die was mit Termingeld zu tun hatten, da noch Belege ausgefüllt haben. Das können wir jetzt auch direkt ins Terminal eingeben. Also früher musste man immer zusehen, dass man dann rechtzeitig seine ganzen Belege ausgefüllt hatte, weil die ja noch reingeschickt werden mussten. Und wenn sie dann bis da und dahin da waren, da klappte das mit der Erfassung nicht mehr. Dann war so zu spät und so, ne. Also, das ist schon so ein fließender Übergang, dass immer noch wieder irgendwas Neues dazukommt, was man dann auch selber eingeben kann, was früher nicht ging oder nur, wenn Wunder wer weiß was abgezeichnet hatte oder freigegeben hatte. Und plötzlich kann man das also doch unkomplizierter und etwas auf kürzerem Wege selber machen, nicht."

In der Bewertung der Digitalisierung gibt es ein Abwägen der Vor- und Nachteile und eine Beschreibung der Technisierung als permanenten Übergang. Als Kritik an den Folgen der Digitalisierung werden zunächst die stetig steigenden Anforderungen genannt. Unzureichende Schulungen hätten zunächst zu chaotischen Zuständen in der Filiale geführt. Dies ist letztlich als alltägliche Kritik an der fehlerhaften Planung der Unternehmensleitung bei der Computereinführung zu verstehen. Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch ihre abschließende Bemerkung, dass die von ihr bemerkten Unterschiede in der Computerbeherrschung mit dem privaten Engagement anderer Kollegen zu tun hätten und so die zunehmende Verschränkung von Arbeit und Freizeit bemerkt, aber nicht unbedingt positiv bewertet wird.

„(HS: Wie lief denn so, als Sie zum ersten Mal mit dem Computer was zu tun kriegten, wie lief das für Sie? Erinnern Sie das noch irgendwie?) Ja, also, also was eine Umstellung war doch, das ist eigentlich, die hatten die ganze Datenbank auf Computer umgestellt. Und dann waren wir auch alle zu irgendwelchen Schulungen, so einen Tag lang, was natürlich eigentlich viel zu kurz war, wenn du dann davor stehst, dann hast du tausend Fragen, und denkst, »Oh Gott, das hat er uns nicht gezeigt, was machen wir jetzt?« Und wir waren zwar, eigentlich fanden wir das alle ganz interessant, aber ich erinnere, dass also die ersten drei oder vier Wochen

[242] Dies verweist bereits auf eine andere Art des Sprechens über Computererfahrungen als bei Herrn Gerkens. Bei ihm ist das Benennen können von genauen Zahlenangaben wichtig, um seine Überzeugungskraft als Technikexperte herzustellen.

solche Arbeitsberge wuchsen, weil wenn ein Kunde ankam und sagte: »Ich möchte meine Adresse ändern«, dann waren wir also mit drei Leuten eine Viertelstunde lang damit beschäftigt, so ungefähr. Und wir erst mal gucken mussten, in welchem Programm und wie war das noch mal. Nein, und das musste ja nicht nur für das, sondern für alle Konten. Und es war also schon zum Teil so, dass man bei einigen Dingen erst mal selber dann doch wieder rauskriegen musste, wie das nun funktioniert und wie man das nun am besten macht, dass eben diese eintägige Schulung im Grunde genommen natürlich überhaupt nicht ausreichte, damit du dann auch alle Eventualitäten, die da so auf dich zukommen, abdecken kannst. Und von daher, nachher ging es wunderbar. Mittlerweile, zack zack, hast du das geändert, hast du hier was abgefragt und da was eingegeben und so. Aber so die erste Zeit war eben doch schwierig und es waren eben alle auf diesem gleichen Status. Der Eine hatte es vielleicht ein bisschen besser verstanden, weil er zu Hause schon so ein Ding hatte."

Vertieft wird die Problematik, die mit der Einführung neuer Technik verbunden ist, im folgenden Interviewausschnitt am Beispiel eines digitalen Schreibsystems. Die plastische Schilderung von Frau Kramer zeigt, wie sich der technische Nutzen im Verständnis der Interviewten ins Gegenteil verkehrt. Um das eigene, als nur bedingt kompetent beschriebene Verhalten zu legitimieren, werden verschiedene Erklärungen angeboten, wie etwa, dass bestimmte Aufgaben nur selten anfallen und so eine Routinisierung in der Arbeit verhindert wird. Gleichzeitig werden Bewältigungs-, Ausweich- oder Umgehungsstrategien mit den technischen Hürden deutlich, wie etwa die Ratsuche bei Kollegen oder die Niederschrift von Vorgehensweisen bei wiederkehrenden Abläufen. In einem allgemeineren Sinn werden die erlebten Frustrationen in eine technikkritische Haltung überführt, wenn es etwa heißt, dass der rationale Nutzen – die Zeitersparnis - den die neue Technik bringen soll, nicht vorhanden ist.[243] Vielmehr bewirkt der übertechnisierte Arbeitsalltag das Gegenteil, da die Schreibmaschine – deren Bedienung für die Interviewte problemlos ist – effektiver wäre. Der schwierige Prozess der Aushandlung der moralischen Positionen, die die technischen Artefakte und die menschlichen Nutzer im Sinne Latours einnehmen, wird hier besonders plastisch deutlich. Beispielhaft zeigt sich dies an den anthropomorphisierenden Benennungen und der direkten Ansprache des Computers („Dann suchst du", „sperrt er sich").[244]

„Irgendwann haben sie es halt eingeführt, dass sie uns auch so ein Schreibsystem da in den Computer gesetzt haben, mit dem ich allerdings bis heute noch so meine leichten Probleme habe, weil es auch unheimlich lange dauert, bis man da endlich drin ist in dem Programm. Und dann sperrt er [der Computer] sich wieder gegen irgendwas. Also da kannst du dir auch zum Teil so Formbriefe - kannst du dir da so Texte abrufen, die du dann mit irgendwas ergänzt. Da musst du aber dann erst mal das richtige Stichwort finden. Dann suchst du da in der Gegend rum und kriegst alles Mögliche, aber nicht den Brief, den du eigentlich schreiben wolltest. Also ich

[243] Diese wichtige sprachliche Figur der „scheinbaren Rationalität" wird in Abschnitt 4.3.3.1. ausführlich behandelt.

[244] Latour, Der Berliner Schlüssel, wie Anm. 112.

stehe damit immer noch etwas auf Kriegsfuß. Das ist sicherlich auch Übungssache, wenn sie das sehr oft machen, wissen sie nachher, wo sie was finden. Ich finde jetzt die Sachen, das habe ich mir auch mal aufgeschrieben, die ich öfter benutze. Aber wenn dann irgendwas kommt, wo ich sage, so ein Schreiben musste ich eigentlich bisher noch nicht verfassen, dann fange ich wieder an zu suchen wie verrückt. Oder ich frage einen Kollegen, »weißt du zufällig, wo ich für das und das Mahnschreiben, welche Textziffer ich da wählen muss, damit ich jetzt hier nicht eine halbe Stunde...« Soviel Zeit habe ich nämlich überhaupt nicht. Auf einer mechanischen Maschine hätte ich das alles schon dreimal geschrieben und hier bin ich immer noch im verkehrten Programm unterwegs."

Computertechnik und der mit der Technisierung einhergehende Wandel werden als System wahrgenommen, das die Arbeitsabläufe dominiert. Aus Sicht von Frau Kramer besteht ein Widerspruch zwischen „Theorie" als dem, was hier als technisierter Arbeitsplatz bzw. als Gegebenheit „von oben" kommt und „Praxis" als dem, wie sich das alltägliche Handeln im Umgang mit Technik konstituiert. Anhand der Schilderung der firmeninternen Hotline für Computerfragen bei der Einführung einer neuen Software wird diese typische Sicht der unteren Hierarchieebenen deutlich. Einerseits ist sie dankbar für das mündliche Hilfsangebot, andererseits hilft es – gewissermaßen als solidarische Handlung – den gefährdeten Arbeitsplatz der Hotline-Mitarbeiter zu erhalten. Die Beschreibungen des Rationalisierungsdrucks durch die Interviewte und die Schilderung des letztlich beiden Seiten – also dem Hotline-Mitarbeiter und ihr – helfenden Verhaltens entspricht den von de Certeau beschriebenen finten- und listenreichen „Taktiken" als Kunst des Handelns. Das übermächtige System der digitalisierten Arbeitswelt fordert die Angestellten dazu heraus, eine „List" zu suchen, das eigene Verhalten also nicht in Einklang mit der intendierten Techniknutzung zu bringen, sondern sich auf eine „menschlichere" Art und Weise sich im alltäglichen Handeln zu behaupten.[245] Deutlich wird auch der Erzählcharakter, wenn etwa mit dem Nacherzählen wörtlicher Rede rekonstruktiv eine gewisse Lebendigkeit erzielt werden soll, aber vor allem auch mit der moralischen Wende, die am Schluss der Passage steht.

„Also es gab dann auch mal so Hefte dazu, so irgendwelche abgehefteten Sachen, wo man dann noch mal was drin nachgucken konnte, aber das ist auch so in Theorie und Praxis. Wenn du dann da sitzt, da muss es schnell gehen. Da kannst du nicht stundenlang im Heft blättern. Da hast du natürlich gefragt, ob jemand zufällig weiß, wie das funktioniert, ob er das schon mal gemacht hat oder so. (...) Und es gibt auch, das haben die eingerichtet, das war also auch sehr hilfreich, bis heute rufe ich die ab und zu mal an. Das nennt sich also Hotline. Die haben auch eine Telefonnummer, die man sich ohne weiteres merken kann. Und wenn man dann so komische Fälle hat, wo man sagt, also ich kriege das hier nicht geändert oder das nimmt er nicht an. Manchmal gibt es so seltsame Konstellationen, wo das auch ein bisschen schwieriger ist, die sind also wirklich geschult die Leute. Die erzählen einem wirklich Schritt für Schritt, wie man durch das Programm gehen

[245] De Certeau, Kunst des Handelns, wie Anm. 45, S. 22f.

muss, damit man da nun irgendwas zusammenbringt, was nicht zusammenkommen will oder so (...). »Ja«, habe ich mal irgendwann gesagt, »also ich schreibe mir das jetzt mal auf, ich muss es ja auch mal können, dass ich nicht immer anrufen muss, wenn ich so alle halbe Jahr mal so eine eigenartige Konstellation habe«. Und dann habe ich das wieder vergessen. »Ich schreibe das jetzt mal auf, damit ich Sie nicht jedes Mal fragen muss«. Da sagt er: »Nein, fragen Sie ruhig, nicht dass sie uns hier völlig wegrationalisieren. Wir sind schon viel weniger als zu Anfang.« Zuerst haben da natürlich viele Leute gesessen, weil jeder Fragen hatte und dann haben sie das mal ein bisschen reduziert, weil natürlich dann irgendwann wirklich nur noch die schwierigeren Fälle mal erfragt wurden. Und die meisten Dinge den Mitarbeitern dann doch geläufig waren, nicht. Aber der sagte, »nee, nee, nehmen sie uns mal nicht unsere Existenzgrundlage, weil hier niemand mehr anruft«".

In Zusammenhang mit den Computererfahrungen wird von Frau Kramer die eigene Berufswahl als ein besonders wichtiges Moment der eigenen Biographie kritisch hinterfragt. Menschliche Qualitäten und der Technisierungsprozess werden von der Interviewten im folgenden Zitat in der Alltagsdeutung gegenübergestellt. Die eigenen Fähigkeiten, die vor allem im Improvisieren und im face-to-face-Umgang mit Kunden gesehen werden, können im geschilderten Fall des technischen Versagens wieder in den Vordergrund treten. Die mit der Digitalisierung des Arbeitsplatzes verbundenen Standardisierungen von Abläufen verlieren einen Moment lang ihre übermächtige Stellung.[246] Pointiert zusammengefasst wird dies von ihr mit der redeartigen Wendung „dass man sich nicht so sehr auf die Technik verlassen soll, weil dann ist man auch manchmal verlassen."

„Das ist überhaupt nicht mein Beruf, nein, eigentlich gehöre ich da nicht hin. (...) Ja wirklich, ich gehöre da nicht hin. Was mich am meisten reizt eigentlich ist, wenn mal wieder überhaupt nichts funktioniert. Und ich sage, »siehste, wie gut, dass wir noch unsere handschriftlichen Aufzeichnungen haben«, damit wir noch überhaupt was wissen über den Kunden. Wir haben das mal, das ist jetzt schon eine Weile her, da hatten wir mal wirklich zwei oder drei Tage lang totalen Netzausfall. Da wissen sie nichts mehr über die Leute. Da zahlen sie Schecks nur noch aus, indem sie den Leuten einmal in die Augen gucken und sagen, ist der vertrauenswürdig oder nicht. (...) So diese menschliche Komponente (...) und dass man sieht, wie, was mache ich nun aus der Situation. Das finde ich eigentlich mit am reizvollsten. Außerdem bestätigt es mein Vorurteil dagegen, dass man sich nicht so sehr auf die Technik verlassen soll, weil dann ist man auch manchmal verlassen."

Das auch in einem weiteren Sinne ambivalente Technikverständnis, auf das die Erfahrungen immer wieder bezogen werden, ist durchaus präsent und verbalisierbar, wie der folgende Interviewausschnitt belegt. Abhängigkeit von und Ängste gegenüber der Technik stehen der Wahrnehmung einer „Gewöhnung an die Verwöhnung"

[246] Richard Sennett verweist auf eine ähnliche Erfahrung, die Angestellte bei McDonalds machen, als sie in einer „mechanischen Krise" regelrecht aufblühen und die notwendige Improvisation als positive Herausforderung im Berufsalltag begreifen. Sennett, Richard: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. München 2000. S. 93.

gegenüber.[247] In der Beschreibung der Interviewten treten Verunsicherungen durch Technik hervor, wenn die Artefakte nicht mehr wie gewohnt funktionieren. Die mit Baudrillards „System der Dinge“ gewonnene Einsicht, dass die Gesten einfacher werden, je komplexer die Technologien sind, wird so zur Erwartungshaltung gegenüber dem alltäglichen Funktionieren von Technik.[248]

> „Also, sagen wir mal, ich nutze vieles, was mir sicherlich auch sehr angenehm dann ist, dass ich ein Auto habe, eine Waschmaschine und dass ich nicht alles mit der Hand, zu Fuß oder mit der Bahn oder wie auch immer muss, das finde ich also ganz nett. Und dass ich einen Staubsauger habe und einen funktionierenden Kühlschrank. Aber in dem Moment, wo die Sachen nicht funktionieren, bin ich immer einigermaßen sauer und dem auch so ein bisschen hilflos ausgeliefert, weil ich das ja meistens nicht mehr alleine in Gang kriege, sondern dann auf irgendeinen Handwerker angewiesen bin, der sagt: »Nö, kann man nicht mehr reparieren, muss man sowieso neu kaufen« oder so. (...) Wo ich auch nicht sagen kann: »Das kann man sehr wohl reparieren«, weil ich das überhaupt nicht überblicken kann, nicht. Auch mit irgendwelchen Autoersatzteilen, mir kannst du da alles verkaufen, weil ich überhaupt nicht beurteilen kann, ob das wirklich kaputt ist oder ob man das eigentlich doch reparieren könnte.“

In der Schilderung positiver Erfahrungen im Umgang mit Technik fällt eine die gegenwärtige Technik kontrastierende Technik-Nostalgie auf. In der Darstellung eines kürzlich mit einer Freundin verbrachten Fernsehabends wird dieses Moment besonders deutlich, wenn ein „geglückter“ und als angenehm empfundener Technikgebrauch an ältere Erfahrungsmuster geknüpft wird und die Bedeutung technischen Fortschritts innerhalb der Deutung eine Relativierung erfährt.

> „Also eine Freundin von mir hat auch zum Beispiel fast ein Jahr ohne Fernseher gelebt. Der hat seinen Geist aufgegeben. Da war sie sowieso gerade nicht so gut bei Kasse, dann war Sommer. Dann hat sie gedacht, »nö, oh Gott, und daran gewöhnt man sich.« Also nach einem Monat oder so was hat sie das überhaupt nicht mehr vermisst. Und dann haben wir das sogar mal so gemacht. Da habe ich gesagt: »Heute Abend ist ein toller Film. Willst du nicht mal kommen und wollen wir zusammen.« (...) Und dann haben wir gemeinsam Fernsehabend gemacht, wie man das in den fünfziger Jahren gemacht hat, wo man sich mit Freunden verabredet hat, dann gab es Salzstangen und ich weiß nicht irgendwas dazu. Und dann hat man gemeinsam ganz bewusst einen Film gesehen. Und das war irgendwie auch nett. Das hat uns richtig Spaß gemacht. Das war so wie früher.“

Im Interview mit Frau Kramer dient – trotz der geäußerten Technikskepsis bzw. -kritik – Technik als funktionierender biographischer Erzählanreiz. Als Grundstimmung bleibt eine Ambivalenz gegenüber der Technik und die Erkenntnis, dass vieles, was mit dem technischen Wandel verbunden ist, für die Interviewte – durchaus sehr konkret

---

[247] Scharfe, Utopie und Physik, wie Anm. 86, S. 77.

[248] Baudrillard, Jean: Das System der Dinge. Über unser Verhalten zu den alltäglichen Gegenständen. Frankfurt a.M. / New York 1991.

erfahren – negative Begleitfolgen gebracht hat. Deutlich wird vor allem der starke Einfluss, den das berufliche Umfeld als Erfahrungsraum des technischen Wandels hat. Der Computer bildet dabei einen der thematischen Schwerpunkte und ist Kristallisationspunkt für die tiefe Einschreibung der Technikerfahrungen in die Deutung der eigenen Lebensgeschichte.

4.1.1.5. Renate Drews – Fehlende Computererfahrungen und der Versuch, aufzuholen

Die zum Interviewzeitpunkt 52-jährige Renate Drews hat nach einer kaufmännischen Lehre bis zur Geburt des Sohnes 1983 in einer Werbeagentur gearbeitet und dort aufgehört, noch bevor der Arbeitsbereich digitalisiert wurde. Dadurch hat sie den computertechnischen Wandel am Arbeitsplatz als konkrete Erfahrung nicht miterlebt. Nach einer langen Phase als Hausfrau und Mutter ist sie zum Interviewzeitpunkt bestrebt, in Bezug auf Computerkompetenz Anschluss zu finden, um sich letztlich wieder einen Berufseinstieg zu ermöglichen. Die biographische Dimension wird in den ersten Annäherungen an die Computertechnik mit einem besuchten Computerkurs, aber vor allem auch mit der damit verbundenen Zukunftsperspektive deutlich. Ein wiederkehrendes Motiv ist das Gefühl, biographisch aufgrund fehlender Computerkenntnisse und durch die längere Tätigkeit als Hausfrau verpasster technischer Entwicklungen in der Arbeitswelt einer „abgehängten“ Frauengeneration anzugehören.

Auf den Veralltäglichungsprozess des Computers bezogen wird so noch ein weiterer wichtiger Aspekt besonders spürbar. Die Durchdringung des Alltags mit Computern und die dazugehörigen Wissensanforderungen sind so erheblich, dass ein Ausweichen für die Alltagsakteure immer schwieriger wird. Der damit verbundene Anspruch wird von der Interviewten so formuliert: „Jeder macht es ungefähr und ich will da nicht so doof sein“. Bemerkenswert dabei ist, dass bei Frau Drews ein relativ diffuses Bild davon besteht, welche Tätigkeiten und Arbeiten mit einem Computer eigentlich zu verrichten sind. So wird deutlich, dass diesem Technikwissen - vor allem auch auf der biographischen Ebene - eine symbolische Qualität zukommt.

Auf die vorsichtige Interviewerfrage nach den Erfahrungen mit dem Computer folgt eine längere allgemeinere Beschreibung des technischen Wandels am Arbeitsplatz und der Vorläufer der Text- und Grafikverarbeitung in Werbeagenturen. Die Schilderung der Ausbildung und der dort erworbenen und heute nicht mehr oder kaum noch benötigten Fähigkeiten wie auf einer Schreibmaschine zu schreiben, das Bedienen einer Rechenmaschine oder Veränderungen in der Satztechnik nehmen im Gespräch einen wichtigen Raum ein, wohl auch, um zu demonstrieren, dass technische Fähigkeiten und Aufgaben früher – also in der vor-digitalen Zeit – von der Interviewten erfolgreich bewältigt wurden.

> (HS: Na ja gut, ich mache jetzt mal einen Sprung und zwar möchte ich ja nun gerne noch wissen, wie weit bist du denn mit dem Computer in Berührung gekommen?) Ja, also wenn ich jetzt an die Agenturzeit denke, da war ja eh damals auch dieser

technische Umbruch mit den, mit der Satztechnik, die dann in Lichtsatz überging, also dass man diesen Bleisatz nicht mehr brauchte und dann der Lichtsatz kam. Und da wurden in der Agentur auch so Maschinen angeschafft, die dann sowohl als auch auf Film als auch auf Papier eh die Satztechnik entwickelt haben und das waren bestimmte Maschinen, die auch da von Frauen bedient wurden. Du hast dann, also was nun, eine Maschine erinnere ich, war so mit Schreibmaschinentastatur und eine war auch so ganz individuell anders greifbar zu machen. (HS: Was heißt das?) Ja, also mit, wo du mit dieser Maschine die, die Druckbuchstaben. (HS: Hast du damit gearbeitet?) Damit habe ich nicht gearbeitet, aber mit dieser anderen Maschine, mit der, diese, die diese Schreibmaschinentechnik hat, das habe ich mit so einem Kursus mal gelernt und eh dann, wenn Not am Mann war, konnte ich mal selber so einen Text dann auch schreiben und der wurde dann in der Dunkelkammer von anderen Leuten dann entwickelt. Und dann war der Text entweder auf Film oder auf Papier und der wurde dann weiterverarbeitet in der Graphik und Text, also das ist (HS: Ich muss da jetzt...) Das ist jetzt nicht Computer, aber das sind die Vorläufer davon eigentlich so ein, um Textverarbeitung...“

Eine kritische Sicht auf die Entwicklung der eigenen Berufsbiographie wird – ähnlich wie im Interview mit Frau Kramer – so thematisiert, dass eigentlich künstlerische und kreative Tätigkeiten näher liegend gewesen wären als die dann tatsächlich absolvierte Ausbildung zur Großhandelskauffrau.

„Ja, ich wollte eigentlich, weil mir das mit Kunst immer gefallen hat, und in Offenbach ja nun die Werkkunstschule einen sehr guten Ruf (HS: Aha) wollte ich sehr gerne was damit machen, meine Mutter aber sehr dagegen war, weil sie sagte, mit diesem losen Volk, mit den Künstlern, das wird nichts (HS: Aha) und um da überhaupt einen Platz zu bekommen, musste man auch eine abgeschlossene Lehre haben. (HS: Ja) Und dann hatte ich gedacht: »Was machst du?«, dann wollte ich in die Dekoration mit Schneiderei, hatte ich erst eine Lehrstelle gefunden, und was sich aber dann als bloße Verkäuferin entpuppte, und da bin ich nicht mehr geblieben, also da war ich nur zwei Wochen, also das war ganz schrecklich. Und da hat mir dann meine Mutter eine Lehrstelle als Großhandelskaufmann vermittelt, das, was ich nie machen wollte, nämlich irgendwas mit Büro, das wollte ich nie tun.“

Der Interviewer kommt im Gesprächsverlauf auf den Computer zurück, und es zeigt sich, wie der Computer bzw. die Computertechnik zum Symbol von auf den technischen Wandel projizierten Problemstellungen im eigenen Leben werden. Die an sich selbst formulierten Ansprüche, und die symbolische Wirkung der Leitbildtechnologie Computer werden darin deutlich, dass Frau Drews einerseits betont, dass sie bereits einen Computerkurs absolviert hat, andererseits doch gewisse Ängste und Probleme im Computerumgang bestehen. Besonders aufschlussreich für diese symbolische Dimension ist, dass die konkreten Nutzungsmöglichkeiten, wofür der Computer eigentlich eingesetzt werden soll, der Interviewten weitgehend unklar sind. Trotzdem äußert sie die Absicht, im Laufe des Jahres einen eigenen Computer anzuschaffen. Dass dies im Sinne eines festen Plans formuliert wird, verstärkt den Eindruck der biographischen Herausforderung.

„(HS: Aber jetzt noch mal die Frage, zurück zum Computer.) Computer ja (HS: Also hast du selbst noch am Computer gearbeitet?) Nein, nein, das gab es damals noch nicht und insofern bin ich auch... (HS: Weißt du ungefähr, wann du aufgehört hast?) Ja, das kann ich genau sagen, das war eh, zwei oder dreiundachtzig, und ja, wenn ich weiter da im Berufsleben geblieben wäre, wäre ich natürlich automatisch... wie das jetzt dort ist, da stehen fast nur Computer rum, klar, und insofern tue ich mich jetzt ein bisschen schwer mit meinem privaten Kram, also ich habe schon mal einen Kursus gemacht, einen Anfängerkursus, hm, für Computer, im Umgang mit Computer, mit der Maus und so und Spiele spielen und Text schreiben, also der Anfang ist gemacht und ich möchte es auch intensivieren und habe mir eigentlich so dieses Jahr gesetzt, zu gucken, dass ich mir einen eigenen Computer kaufe. (HS: Jetzt in diesem Jahr?) Ja, mal sehen, ob ich es schaffe, also erst mal gucken, was ich da brauche und haben will, weil wenn ich das mal habe, dann gehe auch damit um. (HS: Und wofür willst du ihn haben?) Das ist die Frage, ich denke, das ergibt sich dann, erst mal kann ich ja Schreibmaschine schreiben, dass ich, eh, [überlegt] schreibe, vielleicht kann ich da auch was entwickeln, ein Archiv machen mit unseren Sammelsachen, das weiß ich noch nicht so konkret, aber das könnte ja sein. (HS: Aber du hast irgendwie Lust das zu machen?) Ich habe eine Scheu davor, weil ich natürlich denke, so leicht wird es mir nicht fallen, aber auf der anderen Seite weiß ich, dass ich, wenn ich mir Geduld gebe, mit dem Ding umgehen werde.“

Die soziale Dimension der Computernutzung wird über den Herausforderungscharakter deutlich, der die Computertechnik für die AlltagshandeInden hat. Mit der Wortwahl „ausgeschlossen fühlen“ wird die Bedeutung von Computerkompetenzen für eine mögliche berufliche Zukunftsperspektive betont. Diese Omnipräsenz wird auch darin deutlich, dass für die Interviewte eine Form des techno-sozialen Drucks besteht, sich mit Computern auseinanderzusetzen. Dies wird in der Äußerung „ich merke einfach, dass es heute dazugehört, das Ding zu bedienen“ auf den Punkt gebracht.

„(HS: Ja, kannst du es dir irgendwie erklären, was ist so der Antrieb, dass du das machen willst?) Um eh den Anschluss zu behalten, vielleicht kann ich da heraus ja mal was machen oder wenn ich irgendwann mal wieder was beruflich. (...) (HS: Nee, aber jetzt noch mal die Frage, also du hast, machst das auch ein bisschen im Blick auf die Möglichkeit, dass du noch mal vielleicht wieder was beruflich machst?) Ich kann es ja nicht ganz ausschließen, und ich dränge mich auch nicht danach, aber ich merke einfach, dass es heute dazugehört, das Ding zu bedienen. (HS: Ja, also) Also jeder macht es ungefähr und ich will da nicht so eh doof sein. (HS: Ja, aber also man muss ja, wie soll ich sagen, wenn ich da jetzt also mal ein bisschen störrisch bin, das ist natürlich so die allgemeine Redeweise und jeder kann das und man darf nicht den Anschluss verlieren, aber welchen Normen unterwirft man sich da, ist das wirklich das, was du selber willst oder rennst du da im Grunde irgend so einem Klischee hinterher?) Nein, eigentlich will ich es schon, hm, weil ich mich nicht so ausgeschlossen fühlen möchte, um bereit zu sein für... (HS: Ja, [lachend]) Ich sage es jetzt mal so, wie ich es wirklich fühle, um bereit zu sein, mal irgendwo vielleicht noch mal einzusteigen, ich möchte nicht, wenn jetzt, sagen wir mal, Max [der Sohn] aus dem Haus geht oder so, ich brauche ja nicht mehr soviel dafür zu regeln, mein Leben war ja erst mal ausgefüllt, aber ich möchte dann, ja, ich möchte dann eben... (...) Ich möchte nicht so zu der alten Generation gehören, die das nicht mehr rafft, jetzt raffe ich es noch vielleicht. (...) (HS: Na ja, aber du willst dich doch

noch mal mit dem Computer da etwas abgeben?) Ich schiebe es zwar immer noch hin und her und bin nicht ganz so, eh, forsch damit, weil ich es ja auch nicht sofort brauche, aber ich möchte es machen, einfach, um mir das auch zu beweisen und (HS: Ja) mal gucken, dass man bereit ist irgendwie. Denn man braucht ja schon für viele andere Dinge mehr Zeit."

Eine weitere biographisch wichtige Dimension des digitalisierten Alltags wird im Einbruch der Computertechnik in die familiäre Beziehungskonstellation deutlich. Die Interviewte beschreibt das aus ihrer Sicht als schwierig empfundene Angebot ihres 16-jährigen Sohnes, von ihm in die Computertechnik eingewiesen zu werden. Dies – in Form eines „Gutscheins" der Mutter geschenkt – wird von Frau Drews als unangemessene Rollenumkehr empfunden. Der Eindruck der technischen Rückständigkeit - einer prä-digitalen „Technik-Generation" - anzugehören, wird so verstärkt.[249] Bezeichnend ist auch, dass Frau Drews ein eher diffuses Bild davon hat, was ihr Sohn am Computer macht und ihre Rolle dabei auf den „Transportdienst" für die Netzwerkspieletreffen beschränkt war. Mit der Kritik an dem Computereinsatz des Sohnes für die Hausarbeiten wird nochmals ihre grundsätzliche Skepsis deutlich.

„Max [der Sohn] hat einen eigenen Computer, ja, und ich habe auch einen Gutschein von ihm, dass er mich da einweist, aber ich habe keine Lust drauf, also das habe ich irgendwie jetzt erst mal gestrichen. Ich möchte, ich mache das selber, es ist natürlich ein absoluter Luxus, mir einen eigenen Computer noch hinzustellen, wozu, das ist, das wird sich, also das ist eine Geldausgabe so, (HS: Ja, sicher) aber das will ich einfach machen. (...) (HS: Das nicht so, ach so, nee, aber wieso, weil du so sagst, an sich ein Gutschein, was heißt denn ein Gutschein?) Er hat mir einen Gutschein geschenkt mal zu Weihnachten (...) vor einem Jahr (HS: So ein privater Gutschein?) Ja, dass er mir Stunden am Computer gibt, aber das geht nicht gut irgendwie und der steht da drüben und wenn ich dann eh nein, ich... (HS: Was macht er denn am Computer, kannst du das so ein bisschen überblicken?) Also er schreibt manchmal Texte für die Schule. Das dauert aber, finde ich, länger als wenn er es mit der Hand schreiben würde, aber das sieht natürlich schöner aus und das schreibt er und eine Zeit lang war das sehr intensiv, dass sie auch die Computer, eh, die ganze Anlage mitgenommen haben und so Netzwerkabende gemacht haben, wo sie sich bei anderen Freunden getroffen haben, jeder mit seinem Computer und die das untereinander verkabelt haben und Spiele miteinander, gegeneinander gespielt haben. (HS: Aha) Das ist aber jetzt erst mal vorbei, das ist schon wieder langweilig. (HS: Und da hat er, hat er da einen Laptop gehabt oder?) Nein, nein (HS: Ein richtig dicken Computer) Das ganze Ding, Monitor, diesen ganzen Turm. (HS: Die ganze Apparatur) Das musste Mutter mit dem Auto natürlich durch die Gegend fahren, ja, ja, irgendwie Tastatur und alles hat er mitgeschleppt. (HS: Hat er auch Spiele zu Hause? Computerspiele?) Bin ich jetzt überfragt. (HS: Könnte ja auch sein, er kann ja auch für sich selber spielen) Ich denke mal, dass er schon, ja, ja, ja doch, das denke ich schon, ja. (HS: Ist er viel damit zugange?) Nein, nicht mehr. (HS: War es mal eine Zeit?) Das war mal eine Zeit, ja, (...) Jedes Wochenende haben sie dann bei jemand anderem dann (...), aber das ist jetzt gar

[249] Sackmann, Reinhold / Weymann, Ansgar: Die Technisierung des Alltags: Generationen und technische Innovationen. Frankfurt a.M. / New York 1994. S. 9.

nicht, jetzt bin ich da, ich bin letzte Woche zu dieser Computermesse gegangen, die in der Messehalle war, habe ihn gefragt: »Willst du da nicht mit?« oder »Willst du dahin?«, »nö«, also ist im Moment nicht so angesagt (...), aber ich finde es wichtig, dass er damit auch umgehen kann, weil die Jugend muss es ja."

Die kritische Sicht auf die neuesten technischen Entwicklungen findet ihre Entsprechung im Technikverständnis und im Sprechen über andere technische Artefakte. Befragt nach einem wichtigen technischen Artefakt, rückt die Interviewte ihre Waschmaschine in den Vordergrund. Die erste musste nach weit über zwanzig Jahren ersetzt werden, die neue stößt auf Ablehnung wegen des Überangebots an als letztlich nutzlos empfundenen technischen Eigenschaften. Diese Einschätzung der technischen Überausstattung neuer Geräte verdeutlicht recht gut die biographische Sicht auf Technikgeschichte und den technischen Wandel insgesamt. Nachvollziehbarkeit und ein „mündiger" Umgang mit Technik ist mit dem neuen Gerät für sie nicht mehr möglich, und es bleibt in ihrer Argumentation ein Unbehagen am Zweck der neuen technischen Möglichkeiten.

„Ich kann mich an meine erste Waschmaschine erinnern, die habe ich von Klaus gekriegt damals, von Bosch, hm, das war, ja ich glaube 74 und die ist jetzt seit einem Jahr, so lange hat die gehalten (HS: Aha) ist die also wirklich durchgeknallt (HS: Ja) und das war eh, also das beste Geschenk, was ich je, finde ich, erlebt habe, weil ich die Zeiten eben noch kenne, dass ich mit meiner Mutter, hm, also dass meine Mutter die Wäsche auf dem Herd gekocht hat, in Offenbach noch. Dann gab es diese Waschsalons, dann sind wir mit dem Handwagen da zu den Waschsalons gefahren, oberpeinlich für mich dann, mit meiner Mutter da in den Waschsalon zu gehen, denn da war ich ja, was weiß ich, fünfzehn oder so (HS: Ja) und ja und dann meine eigene Wohnung hier, die erste Waschmaschine und ich fand das supertoll, und diese Waschmaschine war auch wirklich die beste, jetzt habe ich auch eine Boschmaschine, die drüben steht und die finde ich überhaupt nicht gut, a) ist da soviel Technik drin, ich das Programm gar nicht mehr manipulieren kann, weil hier konnte ich immer noch sehen, auf den Knopf drücken: „Och, das braucht jetzt nicht so lange zu waschen, drücke ich da einfach drauf." Da geht es ein Stückchen weiter oder ich konnte zwischendurch was raus- oder reinnehmen, eh, und die Wäsche war immer gut. Und jetzt habe ich das Gefühl, die braucht endlos (HS: Aha) endlos und wenn ich da das Programm abkürzen will, ist gleich das ganze Programm weg, also das heißt, ich kann das Waschprogramm nicht zeitlich abkürzen, (HS: Ja) sondern wenn ich da auf den Knopf weiterdrücke, ist dann gleich das Spülprogramm dran, ach, die nervt mich ohne Ende die Waschmaschine. (...) Es ist einfach zu viel Technik, die du gar nicht mehr unterbrechen kannst, es wird alles automatisch gemacht, (HS: Ja), du kannst Wassermenge zugeben, du kannst ein Programm ein Zeitsparen nennt sich das, was auch immer das heißt, ich finde, das dauert eh alles zu lange und ich habe das Gefühl, dass die Wäsche strapazierter rauskommt."

Ähnlich spiegelt sich dies auch in den ersten Fernseherfahrungen, die sie im Interview schildert, wider. Die Betonung des Qualitätsverlustes des Fernsehprogramms liegt argumentativ auf einer ähnlich techniknostalgischen Ebene wie die Kritik an der neuen

Waschmaschine. Auch hier findet die Positionierung der Interviewten mit Hilfe des Vergleichs von älterer und neuerer Technik statt.

> „Das gab ja auch noch wenig Zeit, wo überhaupt Sendezeit war, nicht wie heute, sondern das fing ja erst, ich will jetzt nichts Falsches sagen, aber ich meine erst so mit dem Vorabendprogramm mit der Werbung an und da war am Nachmittag kein Fernsehen, da war überhaupt kein Programm. Und am normalen Wochentag war das ja auch dadurch begrenzt dadurch, dass ich in die Schule gehen musste und ich weiß, Freitag, Samstag, da durften wir dann abends Krimis gucken und damals gab es wirklich noch gute Programme, das ist so, ja, das ist das und... (HS: Aber Radio hattet ihr schon vorher?) Ja, das Radio hatten wir auch schon auf dem Bauernhof (HS: Aha) und da war ganz toll, weil ich da mich sehr dran erinnere, oft mit meinem Großvater in der Küche, das waren ja diese Wohnküchen, eh wir Hörspiele angehört haben, also das ist sowieso sehr viel schöner als Fernsehen, Hörspiele zu hören, sich reinzuhören."

Das Interview mit Frau Drews zeigt, dass die biographische Erfahrung und Verarbeitung des Computers vorhanden ist, selbst wenn es zunächst noch kaum konkrete Bezugspunkte zum Computer gibt. Dies äußert sich vor allem als eine Art technik-sozialer Druck, der als Begleiterscheinung des technischen Wandels zu verstehen ist und in der biographischen Deutung von erlebter und zukünftiger Lebensgeschichte zum Ausdruck kommt. Der Computer entwickelt in diesem Sinne eine Art von Herausforderungscharakter. Die Integration von Technik in familiäre Konstellationen und die Aushandlungsprozesse von Techniknutzung innerhalb der Familie werden vor allem mit Blick auf das Verhältnis zu ihrem Sohn deutlich.

4.1.1.6. Herr Ueberberg – Das entwertete Expertenwissen

Der Gesprächspartner Volker Ueberberg ist zum Interviewzeitpunkt 58 Jahre alt. Die Schilderung der beruflichen Laufbahn bildet im Interview mit dem Programmierer den deutlichen Schwerpunkt. Nach der Mittleren Reife und einer Ausbildung zum Versicherungskaufmann war er zunächst als sogenannter Operator bei einer Versicherung beschäftigt, anschließend nach einer Weiterbildung bei einem großen Hamburger Elektronik-Konzern im EDV-Bereich als Programmierer tätig. Seit etwa fünf Jahren hat er im Beruf zunehmend das Gefühl, den Anschluss zu verlieren und mit den durch den technischen Wandel verursachten Veränderungen nicht mehr Schritt halten zu können. So ist es nicht verwunderlich, dass er seine vorzeitige Pensionierung, die wenige Monate nach dem Interview ansteht, herbeisehnt. „Leitlinie des Erzählens" ist im Interview das Gefühl, von der Technik überholt worden zu sein, gewissermaßen Zeuge der Entwertung des eigenen Wissens zu sein.[250]

Dies wird von ihm als quasi kollektives Schicksal seiner Programmierergeneration geschildert. Auch hier ist die Sicht auf den eigenen Wert am Arbeitsplatz eng gekoppelt an den Entwurf der eigenen Biographie. Besonders relevant ist, dass der

[250] Lehmann, Erzählstruktur und Lebenslauf, wie Anm. 198, S. 15f.

identitätssichernde Aspekt von Arbeit von Herrn Ueberberg ein Stück weit aufgegeben wird bzw. aufgegeben werden muss, da die lange zufriedenstellende, erfolgreiche und somit positiv besetzte Position im Beruf nicht mehr vorhanden ist.

Das Interview mit dem Schwerpunkt auf den Berufserfahrungen hat wohl auch eine katalytische Funktion. So wird das Gesprächsbedürfnis des Interviewten über seine derzeitige Situation daran deutlich, dass die beim Interview anwesende Ehefrau ihrem sonst schweigsamen Partner anschließend attestiert, „er habe so viel gesprochen, dass es für zwei Monate reicht".[251]

Zunächst schildert der Interviewte ausführlich seinen Berufsweg zum Programmierer und seine Tätigkeit als Operator in den frühen 1970er Jahren:

> „(HS: Wie hat sich das denn ergeben, dass Sie da reinwollten oder wie sind Sie darauf gekommen?) Ich hatte viel darüber gelesen und das war ja gerade die Zeit, wo das so ein bisschen ja akut wurde, wo man mehr und mehr davon las und das hatte mich dann interessiert, weil ich auch keine Lust zu dieser Versicherungsgeschichte hatte, das war zu langweilig. Und hatte dann einen Anfängerlehrgang gemacht bei der DAG (HS: Ja) und wie das immer so ist, man weiß zwar vielleicht ein bisschen, wie es geht, aber so richtig auch nicht und dann habe ich das nicht geschafft und bin dann erst Operator geworden und habe anderthalb, zwei Jahre Schichtarbeit gearbeitet. (HS: Also was ist jetzt Operator?) Operator ist Computer bedienen, diese, diese Großanlagen, die man damals noch hatte, Bänder aufspannen und Bänder wieder runternehmen und die einzelnen Dinge miteinander verbinden und Programme starten, Drucker bedienen. (HS: Ja, das ist doch eine hochtechnische Angelegenheit.) Ja, ach das ist nicht... das hat mit Technik nichts zu tun, Technik, gut, wir haben dann auch mal bei Druckern so die einzelnen Drucktypen ausgewechselt (HS: Ja), die durchgeschlagen waren, weil da konnte man nicht jedes Mal einen Techniker rufen, wenn was passierte nachts (HS: Ja), immer mal an einen oder zwei Drucker musste man bei und da die Dinger auswechseln (HS: Ja), aber das war das Höchste der Gefühle an Technik, was dort zu machen war. (SR: Wie kam denn das, also Du hattest diesen Kurs, war der denn, welche Versicherung war das, wo du gearbeitet hattest?) Das war, gelernt habe ich bei der Iduna und dann habe ich bei der Barmenia gearbeitet. Dann hatte Philips inseriert in der Zeitung, dass die Programmierer ausbilden, suchen und ausbilden, und da habe ich mich da gemeldet und da habe ich dann zu einem recht ordentlichen Monatsgehalt, war das ein Vierteljahr, Programmierausbildung gemacht und dann ja seitdem bin ich Programmierer sozusagen."

Anschließend kommt er im Sinne einer berufsbiographischen Bilanzierung auf die jüngsten Erfahrungen am Arbeitsplatz zu sprechen, darauf dass er das Gefühl hatte, nicht mehr hinterherzukommen und dass sein arbeitsbezogenes Wissen in den letzten Jahren nicht mehr gefragt sei. In diesen Ausführungen kommt mit dem Schwanken zwischen der Eigenverantwortung für das Scheitern und der Beschreibung einer letztlich übermächtigen und überkomplexen technischen Welt mit kaum noch erlernbaren Programmiersprachen als kollektive Erfahrung ein zentrales Moment

[251] So der im Gesprächsprotokoll festgehaltene Kommentar.

gegenwärtiger Arbeitserfahrungen zur Sprache.[252] Dieses Austarieren wird mit dem Verweis auf mangelnde Schulungen und zu kurze Einarbeitungszeiten, aber auch mit den Beispielen von Kollegen, denen es ähnlich geht, deutlich. Trotzdem schwingt die Einsicht in die Eigenverantwortung für das Scheitern mit, wenn er sich die mangelnde Fähigkeit zur Umstellung zumindest partiell selbst zuschreibt. Die Dynamik der technischen Arbeitswelt wird zur stetig steigenden Herausforderung, die mit dem fortschreitenden Alter immer größer wird. In dem topoiartigen Satz „Die den Sprung nicht mehr so richtig schaffen" wird dies zusammengefasst.

> „Ja, das hat mir also sehr viel Spaß gemacht, das habe ich, ich bin jetzt über dreißig Jahre dabei und ich muss sagen mindestens 25 Jahre hat mir das sehr viel Spaß gemacht. (HS: Und was ist mit den restlichen fünf Jahren?) Ja. Da wurde es mit den Anforderungen weniger. (HS: Also sind das jetzt die letzten fünf Jahre?) Die letzten fünf Jahre ja, das ist die Zeit, wo das, was ich bis dahin gemacht hatte über 25 Jahre eben auch nicht mehr so gefragt war (HS: Ja), neue Techniken, neue Programmiertechnik, neue Programmiersprachen, die PCs und und und, und ja, weiß nicht, also irgendwie habe ich mich da nicht so richtig umstellen können. Das geht vielen so in meinem Alter und selbst noch Jüngeren. (HS: Ja) Die den Sprung nicht mehr so richtig schaffen. (HS: Und können sie das irgendwie ein bisschen beschreiben, was Ihnen da so dann also irgendwie Unlust bereitet oder was man da nicht mehr so richtig machen möchte oder machen kann.) Ja, das Problem an der ganzen Geschichte ist, dass man in der jetzigen Zeit nicht mehr so die Ausbildung macht - wie gesagt - ich hatte angefangen, habe ein Vierteljahr von morgens bis abends acht Stunden lang Schulung gemacht für Programmierung und dann habe ich programmiert. Heute ist es so, dass man sagt, geh da mal hin, da kannst du einen Kursus machen, der dauert ein oder zwei Tage und dann schicken wir dich zum Kunden. Das ist doch ein ziemlicher qualitativer... (HS: Was hat sich da eigentlich geändert?) ...qualitativer Unterschied und die (HS: Also die können doch?) Und die Programmiersprachen sind meines Erachtens so vielseitig, (HS: Ja) es gibt so viele Möglichkeiten, dass man es in der kurzen Zeit wohl so recht nicht... Also ich habe es nicht geschafft."

Für die alltagsweltliche Orientierung und Deutung dieser Erfahrung wird vor allem der Generationenvergleich genutzt, in dem ein quasi „natürlicher" Vorsprung der Jüngeren in Bezug auf die erfolgreiche Computernutzung konstruiert wird und mit dem die nachteilige Position der Älteren erklärt wird.[253] Des Weiteren wird auf der technischen Ebene der Entwicklungssprung von den älteren Großrechnern und Großsystemen, mit denen der Interviewte zunächst gearbeitet hatte, zu den Personal Computern mit den Worten „völlig andere Welt" umschrieben und hier die Hauptursache für den verpassten Anschluss gesehen.

> „(HS: Also, die Jüngeren gehen da einfach los oder wie?) Die Jüngeren sind ja die, die jetzt studieren, die kommen dann fertig studiert an und die, die kennen ja auch

---

[252] Herlyn, Gerrit: Zur biographischen Deutung beruflicher Krisenerfahrungen. In: Seifert, Manfred (Hg.): Arbeitsleben und biographische (Um-) Brüche in der späten Moderne. 2006. S. 167-185.

[253] Vgl. hierzu ausführlich Abschnit 4.4.1 Generationenvorstellungen als Orientierung.

dann die neuesten Programmiersprachen, die haben sie auf der Uni mitgekriegt. Ich weiß nicht, wie das bei denen geht, wenn die in zwanzig Jahren plötzlich mal schnell was anderes lernen sollen. Ja, vor allen Dingen ja auch, weil sie mit den (HS: Also würden Sie das so auf das Alter zurückführen diese Unterschiede auch, also würden Sie sagen, dass die Jüngeren besser damit zurechtkommen zum Beispiel?) ganzen Dingen aufwachsen, für mich war das ja immer völlig was Neues. Ich hab so und so lange Jahre immer auf eine, in einer bestimmten Art und Weise programmiert und das lief und das konnte ich. Ich habe auch manche Dinge, die dann dazukamen auch peu à peu dann nach und nach gelernt, weil das so nebenbei dann lief während der Arbeit, aber dann ist es so, wenn man dann plötzlich von dieser Sache in eine andere reinspringt, in eine völlig andere Welt, weil das, diese ganze PC-Programmierung ist eine völlig andere Welt als die, die Großrechnerprogrammierung. Und ich denke, das, das ist das große Problem. Ich weiß nicht, ob das nur, nur die Inflexibilität des Alters ist oder ob das auch nicht auch damit zusammenhängt, dass ja einer unserer Generation da nicht so reinwächst wie jüngere Leute, die das auf der Schule schon haben, dann das studieren. (HS: Ja, ja, also ich meine, ich versuch mir das ja jetzt auch wieder so ein bisschen von mir aus vorzustellen, ich kenne mich mit Programm-, also programmiert habe ich nie, ich weiß im Grunde immer nicht so gar nicht so ganz richtig, was da, was da überhaupt passiert und vielleicht könnten Sie das ja auch ein bisschen erklären, aber es ist so, wenn man zwanzig Jahre lang in einer Sache gearbeitet hat, dann hat man da ja auch so eine ganz bestimmte Sicherheit und Erfahrung. Und dann hat man irgendwie ja wahrscheinlich auch so eine gewisse Unlust dann völlig was Neues anzufangen.) Ja, wobei das kann ich eigentlich nicht von mir sagen, ich war dem schon aufgeschlossen, (HS: Ja), also ich hatte mir schon gesagt, na ja, dann machst du mal was Anderes, dann ist das mal was Neues, aber das (HS: Ja) wirst du ja wohl auch hinkriegen. Das kann ja wohl nicht sein. (HS: Aha. Also eine Motivation war an sich da?) Die war durchaus da. (HS: Ah ja und dann war es aber trotzdem irgendwie so, so neu alles, dass man...) Ja, auch so, ich bin der ganzen Sache nie auf die Spur gekommen, muss ich ganz ehrlich sagen. (SR: Wie lief denn das ab, haben die irgendwann einfach dann dir ein Buch in die Hand gedrückt oder ich mein, wie, wie lief denn das in der Praxis ab, gab es irgendwann nichts mehr zu tun und und...) Ja, da hat man erst einmal einen ja zweiwöchigen Lehrgang angeboten für eine Programmiersprache und daraufhin hat man mich dann gleich zum Kunden geschickt, da sollte ich in der Programmiersprache programmieren, nun mal los. Zum Glück hatte ich, hatten die damals nur die Jahrtausendumstellung zu machen und das konnte ich mit meinen Kenntnissen durchaus hinkriegen, zunächst eine kleine Unterstützung, aber dann ging das. Da habe ich dann massenweise Programm beim, in Bremen da bei der Lagerhausgesellschaft umgestellt, weil die nicht so weit waren mit der Umstellung auf SAP. Das war nämlich auch schon geplant, nur weil das noch nicht bis dahin klappen würde, haben die erst einmal alle ihre Programme umgestellt. (HS: Also war das, dieses Programmieren auch in den zwanzig Jahren vorher, sind sie da auch immer wieder zu Kunden gegangen, um da bestimmte Sachen...) Nee, ich hab bis 98 immer in einem Büro gesessen (HS: Ja) und 90 sind wir von Philips weggegangen und sind dann eine Unternehmensberatung geworden und von da an hieß es dann eben, die Mitarbeiter müssen zum Kunden gehen. (HS: Ab 90.) Aber damit war ich noch nicht betroffen und viele von meinen Kollegen auch nicht, weil man sagte, da stellen wir ja neue Leute ein, die Neuen, die gehen dann zu dem Kunden nach draußen und wir betreuen dann noch dieses alte Geschäft, was mit

Philips noch gemacht wurde. Und das hat sich noch so lange hingehalten bis es dann soweit war, dass es auch uns Ältere traf."

Als technik-biographisches Schlüsselerlebnis kann wohl die folgende Erzählung verstanden werden. Der Versuch, mit der neuen Programmiersprache ohne nähere Einarbeitung zu arbeiten, scheitert und steht symbolisch für das Gefühl, den Anschluss nicht mehr zu schaffen. Das dann vom Arbeitgeber folgende Angebot der Altersteilzeit, das Herr Ueberberg annimmt, repräsentiert die berufliche Verlusterfahrung („dann ist die Sache erledigt jetzt"). Der Übergang in die Zeit nach der Berufstätigkeit als deutlicher Einschnitt im Leben bleibt so letztlich negativ belegt, der letzte Arbeitstag wird zur „Erleichterung".

(Frau Ueberberg: Wie sieht denn das jetzt überhaupt so aus beruflich, also du hattest gesagt, du warst dann nach dieser festen 25 Jahrezeit hattest du eine Zweiwochenschulung, bist dann nach Bremen gekommen und hast da zwei Jahre irgendwelche Programme auf Vordermann gebracht oder zwei Monate...) Na ja, es war ein Dreivierteljahr, sagen wir mal. (SR: Dreivierteljahr) Und dann bin ich wieder zurückgekommen und da habe ich erst mal rumgesessen und dann hat man gesagt: »Pass mal auf, du kannst ja mal zwei oder drei Tage Accessprogrammierung lernen, auf Kurse gehen und dann kannst du auch zum Kunden gehen und Access machen.« Und das ging natürlich voll in die Hose. (HS: Was bedeutet das?) Weil das war überhaupt nicht... (Frau Überberg: Das wird er bestimmt gleich...) Ja, eine Programmiersprache innerhalb von drei Tagen, verteilt auf ein halbes Jahr zu lernen, zwischendurch hatte ich die Möglichkeit, mich damit zu beschäftigen, das war aber auch wieder so ein Ding, das bisschen, was man da gelernt hat, das reichte nicht aus und ja, dann wurde ich zum Kunden geschickt und dann stellte ich fest und – ich wusste es natürlich von vornherein – aber dann stellte auch mein Chef nachher fest, das funktioniert nicht und da hat man mich wieder zurückgenommen, dann hat man mich noch einmal nach Bremen geschickt, das war dann auch nichts und dann ist die Sache erledigt jetzt. Jetzt bin ich in Altersteilzeit (HS: Ach so, Altersteilzeit) Ja. Der letzte Arbeitstag ist am 31. August. (HS: Und wie ist das für Sie?) Eine Erleichterung (HS: Eine Erleichterung?) Ja. (HS: Also die letzten Jahre waren dann nicht mehr so schön für Sie?) Nee. (HS: Ah ja, hat ihnen das viel Stress gemacht?) Stress und Angst und das Gefühl, es müsste doch mal einer kommen und es beenden und dann ergab sich die Möglichkeit mit der Altersteilzeit und da habe ich dann sofort zugegriffen (HS: Ja), das ist die Gelegenheit."

Die Zurückstufung zeigt sich an den konkret übrig gebliebenen Tätigkeiten und der Formulierung, er würde jetzt das machen, „was ich mal in Lehrzeiten gemacht habe". Die – auch biographische - Bewertung mit den Sprachbildern „Abschiebung" und „Zeit abbummeln" und die Bemerkung, dass die Tage von seiner Frau wie bei einem „Knasti" abgezählt werden, schwankt zwischen Ironisierung, Bitterkeit und Resignation im Rückblick auf das Berufsleben.

„Also ich programmiere gar nicht mehr, ich mache jetzt mehr so, arbeite im Sekretariat. Das, was ich mal in Lehrzeiten gemacht habe, ich nehm Gespräche an, verteile die und na ja, mache dann auch mal so ein bisschen was, ein bisschen mehr, als was Sekretärinnen können, weil ich ja nun doch mit dem Computer ein bisschen besser umgehen kann und viele Dinge, also Word weiß ich zum Beispiel auch nicht viel. Da können die vielleicht sogar ein bisschen mehr als ich. Aber wo so ein bisschen mehr Verständnis für solche na quasi Programmiertätigkeit gefordert wird, das mache ich dann oder ich beschäftige mich mit der Inventur, stelle ich fest, welche Geräte wir haben, welche wir eigentlich haben sollten und welche wir nicht haben. (HS: Ja, ja) Und wo die alle sind und mache da große Aufstellungen. Die dann vorne und hinten nicht stimmen, weil sowieso keiner weiß, wie das ist, dann gibt es vielleicht einen Umzug, dann stehen die wieder alle ganz woanders, na ja, das sind so die Tätigkeiten, keine Herausforderung mehr. (HS: Ja, aber jetzt Ende August machen Sie dann richtig, ah ja) Ja, dann ist das Arbeitsleben für mich beendet (HS: Ja, ja, das ist ja …) (Frau Ueberberg: Und das sind die Arbeitstage, die reinen Arbeitstage) (HS: Die jetzt noch kommen.) (Frau Ueberberg: Die noch kommen, das sind also an jedem Tag, den er zur Arbeit geht, schneide ich da ein Stückchen ab.) (HS: Ach da schneiden Sie, das machen Sie jetzt wie bei der Bundeswehr?) (Frau Ueberberg: Genau. Und das war mal ein langes Stück und jetzt ist das nur noch so ein kleines) Wie die Knastis ja, manchmal fühle ich mich auch so. (HS: Oh Gott, da sind Sie ja nicht zu beneiden so, also das ist irgendwie) Och!“

Bei der Suche nach Erklärungen und plausiblen Deutungen wird im folgenden Ausschnitt zunächst thematisiert, dass es quasi eine Gesetzmäßigkeit des technischen Wandels der Arbeitswelt sei, dass die älteren Mitarbeiter von der Entwicklung überrollt wurden („uns jetzt heute diese Entwicklung überflüssig macht“). Der entscheidende Entwicklungssprung ist für Herrn Ueberberg mit der Einführung der Personal Computer an Einzelarbeitsplätzen und der Abschaffung von Großrechnern verbunden. Diese Entwicklung, die für die meisten Computernutzer positiv mit dem Einstieg in die neue Technik verbunden gewesen ist, bedeutet für Herrn Ueberberg den Beginn des Verlusts von Technik-Kompetenzen in seiner beruflichen Umgebung.[254] Im biographischen Sinne wichtig – und als Versuch des positiven Umarrangierens zu verstehen – ist der „Schicksalsvergleich“ mit der mittleren Generation der Programmierer, die es seiner Einschätzung nach noch schwerer treffe, da es für diese nicht möglich sei, in Altersteilzeit zu gehen und sie noch schlechtere Aussichten auf eine neue Stellung hätten.[255] Bemerkenswert ist auch die Schilderung, dass er am Ende fast keine Aufgaben mehr hat.

„Aber ich denke, das gibt es immer, als wir seinerzeit anfingen zu programmieren, Cobol zu programmieren, da hat es alle die erwischt, die vorher mit den Strippen programmiert haben. Genauso wie uns jetzt heute diese Entwicklung überflüssig macht, so wird es auch wieder sein, (HS: Ja) das wird immer so sein. (HS: Ja, ja, sicher, also) (SR: Meinst du, es gibt so Programmiergenerationen?) Also davon bin

[254] Bestätigt wird dies auch dadurch, dass sein Sohn mit dem Anfang der 1990er angeschafften privaten Computer besser zurechtgekommen ist als er.

[255] Lehmann, Der Schicksalsvergleich, wie Anm. 216.

ich überzeugt, es ist ja wirklich ein, ein, meines Erachtens ein regelrechter Bruch, vorher gab es mal eine Entwicklung, da kam mal wieder was Neues, das lernte man und dann hat man das angewandt und das war auch wunderbar. Im Moment habe ich das Ge-, den Eindruck, also sagen wir mal, seit die PCs ernsthaft in den Büros benutzt werden mit Servern und allem Pipapo. Das ist schon ein Generationssprung oder ein, ein Entwicklungssprung, ein technischer Entwicklungssprung, der so groß ist, dass eben doch eine ganze Reihe von Leuten davon betroffen sind. (HS: Hm, damit nicht mehr zurechtkommen, ja.) (SR: Was ist denn mit den ganzen anderen, also ich meine...) Den ganzen Anderen, die kriegen, wir haben bei uns in Deutschland weit über 90 Personen, die Abfindungsverträge kriegen. (HS: Also das ist eine große Firma, wo sie da sind?) Ja, ja, wir haben weltweit über 20.000 Mitarbeiter (HS: Oha), sind auch rund um den Erdball vertreten, weil Philipsniederlassungen gab es überall (HS: Ach, Philips ist das ja) Und all die Programmierer sind dann in diese Unternehmensberatung reingekommen, insofern sind wir also global vertreten überall, jetzt haben wir auch noch mit den Franzosen fusioniert, jetzt ist es noch stärker, jetzt sind wir 30.000 Mitarbeiter weltweit. Und von unseren 800 oder was weiß ich in Deutschland, sind es 90, die davon betroffen sind. Das geht los mit einem Alter von 45, eine Kollegin, und ja kommt dann so über 50, 53, dann nachher so mein Alter. Und die in meinem Alter sind natürlich gut dran, weil die sagen, dann machen wir Altersteilzeit und dann ist die Sache erledigt, aber die Jüngeren, für die ist es schon bitter. (SR: Was machen die?) Ja, gute Frage. Soweit ich gehört habe, nehmen die alle die Abfindungsverträge an und was sie dann machen, weiß ich nicht, ob sie noch mal einen Job in dieser Branche finden. (Frau Ueberberg: Mit vierzig schlecht, ne.) Mit fünfzig, ja, sagen wir mal so um die fünfzig rum. Das ist (HS: Ja), glaube ich, nicht so einfach, (HS: Nee) es sei denn, es sind, wie man heute in der Zeitung sieht, irgendwie so Ingenieurjobs oder so, wo man dann eben sagt, die Hochschulen werden, bilden nicht genügend aus oder es melden sich nicht genügend für solche Ausbildungen, aber die, solche Jobs kommen ja für die auch nicht in Frage, nun gar nicht. (SR: Aber ich finde das schon bemerkenswert, dass du jetzt, wie lange machst du das jetzt, das, was du jetzt so ungefähr machst, wann war die...) Siebzig habe ich, glaube ich, da angefangen (SR: Nein, ich meinte so jetzt, wo das so schwierig geworden ist.) Ach so (SR: Nachdem das mit Bremen nicht geklappt hat.) Ja, sagen wir mal, Ende 98, Anfang 99, also 98 war es schon so, dass ich sehr wenig zu tun hatte, da musste zwar der Kunde immer noch bezahlen, weil er gesagt hat, ich will den Mann für die und die, so und soviel Tage im Jahr haben und da muss er auch dafür bezahlen, aber ich hatte ja fast nichts mehr zu tun gehabt. (SR: Was hast du da gemacht?) Mich selbst beschäftigt, steigert die Phantasie [HS lacht]. Gute Bücher dabei gehabt. Alles Mögliche ausgerechnet und gemacht und dann kommt man ja ins Fabulieren und hab den Computer so zu meinem Spaß benutzt.“

Der von Herrn Ueberberg entwickelte Technikbegriff ist an ein aktives Handeln und Gestalten gebunden und wird abgegrenzt von einem als nicht-technisch verstandenen Benutzen von Technik. Biographisch interessant ist dies, da so im Vergleich die ältere technischere (Computer-)Technik bzw. der Umgang der Menschen mit dieser aufgewertet wird und heutige Computernutzung als reines Bedienen in dieser Interpretation weniger technisch ist. Des Weiteren wird der Technikbegriff eher mit mechanischen Bewegungen verbunden.

(HS: Ja, also Sie sagten vorhin, das fiel mir so auf, als Sie davon sprachen an den Großrechnern, da mussten Sie mal irgendwelche Drucktypen oder irgend so was auswechseln und das bezeichneten sie als Technik, aber sonst wäre das keine Technik, sagten Sie.) Nee, das ist für mich keine Technik, für mich ist Technik, wenn ich mit dem Schraubenzieher irgendwo drehe oder irgendwas zurechtschneide, das ist für mich Technik, aber wenn ich sitze und etwas programmiere (HS: Ja), ob ich das nun von Hand aufschreibe und das dann später in Lochkarten ablochen lasse oder ob ich das über Tastatur über den Bildschirm eingebe, das ist ja mit Technik nichts zu tun. (HS: Also ist ein Computer...) Dann wäre ja jeder, jede Schreibkraft eine Technikerin (SR: Das ist ja interessant, ja.) Aber es ist ein Bedienen, es ist ja nichts, ich... Früher war das ja so, dass man also die ersten Computer, da wurden noch Programme gesteckt, da hatte man also solche Kabelverbindungen, da steckte man einfach dahin und (HS: Ja) einmal dahin und dann war eine Verbindung geschaffen, die einem etwas ganz Bestimmtes aussagte und davon wurden dann, das sah nachher ganz fürchterlich durcheinander und schlimm aus, aber es wurden dadurch dann regelrechte Programme erstellt. (HS: Ja) Das ist auch noch wieder mehr Technik, weil ich dann irgendwelche Dinge in der Hand habe, aber hier sitze ich ja nur und tippe was ein. (HS: Aha). Das sehe ich nicht als Technik. (...)

Weiß ich jetzt nicht, jetzt bin ich vielleicht auch schon ein bisschen beeinflusst, weil ich mir jetzt natürlich auch sage, natürlich ist ein Computer Technik und natürlich ist ein Auto Technik und natürlich sind (SR: Wir wollen dich ja gar nicht beeinflussen.) Ist ein Zug und Straßenbahn Technik und ein Flugzeug ist Technik, Schiff (SR: Aber ohne, dass du darüber nachdenkst) Ist Technik, das tut es aber, das sind so Sachen, wo ich sagen würde, das ist Technik, wenn ein Haus gebaut wird, da wo wirklich jetzt Leute sind, die was anfassen und und wo Maschinen wirken und da habe ich das Gefühl, da wirken Maschinen, ein Trecker fährt auf dem Feld oder da wirken ja richtig Maschinen, während so ein Computer, das ist ja nur so ein Kasten, da innen tut sich auch was, natürlich, aber das sind, da dreht sich nicht soviel, sagen wir mal so. Vielleicht ist es das, da fließen nur Ströme und die führen dazu, dass irgendwelche Daten gespeichert und übertragen werden, aber es dreht sich (HS: Ja) nicht allzu viel, vielleicht dreht sich mal die Festplatte oder CD oder irgendwas, aber sonst bewegt sich ja gar nicht viel da drin.“

Technik ist in seinen Ausführungen an einen verstehenden und gestaltenden Umgang gekoppelt, Technik bedienen hat in diesem Sinne noch nichts mit Technik zu tun. Auch diese Einschätzung lässt sich vor dem Hintergrund seiner Erfahrung der Entwertung seiner Fähigkeiten verstehen und der damit einhergehenden Bedeutungszunahme des Umgehens mit Technik am Arbeitsplatz.

(SR: Aber wo fängt dann für dich dann die Technik an, also wenn...) Die würde anfangen, wenn ich jetzt am Computer selbst das Ding aufmache und da zum Beispiel eine Festplatte einbaue oder eine neue Platine oder das ist für mich Technik. Was? (FK: Ja, ich sehe das genauso.) (HS: Ah ja.) Das ist Technik (HS: Ja), aber nicht, wenn ich mich der Technik bediene, dann müsste ich ja auch sagen, wenn Auto fahre, bin ich ein Techniker. (HS: Ja, nicht ein Techniker, das würde ich auch nicht so sagen, aber man hat mit Technik zu tun) Oder, oder mit Technik zu tun, das stimmt sicher, aber (FK: Aber das läuft so unterbewusst.) Das läuft so sehr im Unterbewusstsein, dass man das an sich, ich nehme das nicht so als, als Technik wahr, weil ich bediene mich nur der Sache, ich beherrsche sie (HS: Ja) ja in

dem Sinne nicht. (SR: Das ist interessant) Sie beherrscht mich eher (HS: Ja, im Auto schon) Wenn ich auch vor dem Computer sitze und es passiert mal wieder nichts oder es passiert genau das, was ich nicht will."

Im Interview mit Herrn Ueberberg zeigt sich gewissermaßen eine paradoxe Situation, da er einerseits lange mit seinem Wissen und seinen Kompetenzen im Bereich der Leitbildtechnologie Computer tätig war, dieses aber in jüngster Zeit nicht mehr gefragt ist, weil der Interviewte der rasanten technischen Entwicklung nicht mehr folgen konnte und die Innovationsanforderungen zu groß wurden. Auf der Ebene der biographischen Deutung zeigt dies vor allem auch die große Relevanz der beruflichen Identität bzw. die Anforderung der positiven Integration der Berufserfahrungen in das entworfene Selbstbild. Die Misserfolge und die Rechtfertigungsstrategien sind so auch Spiegel gegenwärtiger Entwicklungen der Arbeitswelt, mit der individualisierten Herausforderung nach einer Deutung, die die aufgezeigten Widersprüche zu integrieren hat und von der besonders ältere Arbeitnehmer betroffen sind.

4.1.1.7. Herr Preusler – Technischer Wandel als ambivalente Erfahrung

Dr. Friedrich Preusler ist 1941 geboren und zum Interviewzeitpunkt im Herbst 1999 seit etwa 25 Jahren in seiner eigenen Praxis als Hals-Nasen-Ohren-Arzt tätig. Neben ihm wurden auch seine Ehefrau und die beiden jüngeren der vier Töchter interviewt, um eine innerfamiliäre Vergleichsmöglichkeit und verschiedene Sichtweisen auf Technik innerhalb einer Familie zu erhalten. Die technik-biographische Leitlinie des Erzählens im Interview ist die Gegenüberstellung von verstehbarer und somit nachvollziehbarer Technik auf der einen Seite und unverständlich bleibender und abstrakter Technik auf der anderen Seite. Nachvollziehbare – und somit für Herrn Preusler auch die angenehmere – Technik ist etwa an den Umgang mit technischen Artefakten gekoppelt, die er in Kindheit und Jugend kennen gelernt hat und mit denen er aufgewachsen ist, gebunden. Später kennengelernte Technik - insbesondere Computer - ist Technik, deren Funktionieren für Herrn Preusler letztlich nicht mehr nachvollziehbar ist. Das bei dieser Unterteilung angelegte Kriterium ist, ob er die Technik reparieren kann.

Die Skepsis gegenüber neueren Techniken wird etwa darin deutlich, dass er zwar ein Mobiltelefon besitzt, aber von sich sagt, dass er es eigentlich nicht benutzt. Der inzwischen im Haus vorhandene Internetzugang dient in erster Linie den noch zuhause wohnenden Kindern. Ebenfalls negativ bewertet er Technik, die lediglich „konsumiert" wird, also wenn er sich der Technik ausgeliefert fühlt und den Umgang nicht aktiv gestalten kann. So steht in der Darstellung im Interview – im klassisch bildungsbürgerlichen Sinne – etwa das Fernsehen in der Werteskala verschiedener Technik- und Medienangebote weit unten.

Zwei von ihm im Interview angeführte sehr unterschiedliche Beispiele verdeutlichen diese Perspektive. In beiden Ausschnitten geht es um die Faszination, die „elementare"

und somit nachvollziehbare Technik auf den Interviewten ausübt. In der Erzählung über eine gerade gemachte Erfahrung mit einer so genannten Spaltaxt wird dieses Positive des einfachen Technikumgangs deutlich. Der Erzählcharakter zeigt sich auch hier über den weit eröffneten Vorstellungsraum, in dem er eine detaillierte Rekonstruktion bietet, „starke“ Formulierungen gewählt werden und mit nacherzählter wörtlicher Rede die erlebte Situation lebendig und authentisch wiedergegeben werden soll.

> „Diese Elementare, ich will Ihnen mal zeigen, was ich... In den letzten Tagen habe ich noch mal ein ganz elementares Technikerlebnis gehabt. Ich habe im Garten so einen großen... also hat einer die Bäume gefällt und hat die auch zersägt. Und das sind jetzt solche Bollermänner, solche runden Klötze, so hoch und so breit – Durchmesser – wollte ich jetzt, habe ich den Ehrgeiz, die auseinanderzukriegen. Da fing ich also an mit der Axt und das ging natürlich, war viel zu schwer, um das hochzuheben. Und da habe ich dann mit dem Hammer draufgehauen, um es etwas tiefer zu treiben, kriegte es nicht mehr raus. Und da guckte mein Nachbar zu – der lachte sich ins Fäustchen - und sagte: »Kennen Sie denn eine Spaltaxt?« Ich: »Nee!« Da hat er mir eine Spaltaxt gebracht. Und eine Spaltaxt ist wirklich... das ist ein unheimliches Erlebnis. Wenn Sie... das ist eine Axt, eine normale Axt kennen sie natürlich, die geht so zu [zeigt gestisch], und eine Spaltaxt, die ist hier unten so [zeigt] und dann wird sie ganz plötzlich breit. Das heißt, wenn sie eine bestimmte Tiefe erreicht hat, dann muss sie mit Gewalt muss sie, das muss sich spalten, das muss sich dem, das geht gar nicht, wird schnell breit. Man muss zwar mit einem Riesenkraftaufwand – es ist ein bisschen gefährlich – da rangehen, aber man kriegt es mühelos auseinander. Das war für mich ein unglaubliches Erlebnis. Und das ist noch mal so ein Elementarerlebnis, weil das ist ein Werkzeug, das freut mich dann. Oder wenn sie die, wenn man die Freude oder die Lust an der Technik, die ist ja auch unterschiedlich. Also, wenn sie mir zum Beispiel einen Füllfederhalter geben, das macht mir richtig Spaß.“

In einer zweiten Schilderung aus der beruflichen Praxis wird etwas abstrakter wiederum das Elementare einer Technikerfahrung in den Vordergrund gerückt. Der so genannte Stirnreflektor wird als eigentlich einfache Erfindung, die aber für den Bereich Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde wichtige Fortschritte gebracht habe, im Sinne eines argumentativen Beispiels eingesetzt, um die Faszinationskraft einfacher Technik zu belegen. Mit dem nachvollziehenden Erklären des technischen Prinzips wird dem Interviewer das weitgehende Verstehen dieses Prinzips angezeigt. Zu vermuten ist, dass die Begeisterung für einfache Technik auch etwas mit der dabei leichter erreichbaren Souveränität im Umgehen und Verstehen zu tun hat.

> „Es gibt ja Geräte, also in jedem Fach, sagen wir mal in der Medizin und bei uns gibt es Technik und da kann ich noch mal auf etwas Elementares zurückkommen. Es gibt Dinge, die das Fach unheimlich vorangebracht haben. Das sind ganz elementare Dinge. Bei uns ist es der Spiegel mit dem Loch drin. Das hat ein Sänger rausgefunden. Das ist ein ganz einfaches physikalisches Prinzip, aber nur mit diesem Prinzip war es überhaupt möglich, in die Löcher reinzugucken. Sie müssen sich das so vorstellen, ein Hohlspiegel und wenn Sie jetzt jemandem in die Nase gucken mit einer Lampe. Das geht ja nicht. Sie sind sich immer irgendwo im Wege. Und dieses war eine Möglichkeit, den Lichtstrahl zu zentrieren und gleichzeitig zu

gucken. Das heißt, als dieses Ding erfunden wurde, das war so am Ende des letzten Jahrhunderts. (HS: Wie nennt man das?) Das nennt man einen Stirnreflektor."

Ausführlich kommen im Interview die Erfahrungen mit bzw. Bedeutungszuschreibungen zum Computer zur Sprache. Dabei wird das Verhältnis zwischen Arzt und Computer als zwiespältige Situation beschrieben, die vor allem durch die immer stärkere Digitalisierung der Vorgänge im Behandlungszimmer entstanden ist. Auf der einen Seite ist es der von ihm beschriebene Zwang zur Technisierung, den er als permanenten Druck in die technische Ausstattung der Arztpraxis zu investieren, beschreibt. Auf der anderen Seite thematisiert er allerdings auch die „Lust" an der Technik. Hierfür werden als Gründe die Faszination, sowohl ein höheres Maß an Exaktheit zu erzielen, als auch die ästhetischen und sinnlichen Qualitäten der Computerarbeit angeführt. Verbunden ist dies in der Argumentation mit einer Verallgemeinerung dieses Dilemmas auf andere Ärzte und mit der Kritik, dass viele Kollegen den „Spagat" nicht mehr schaffen würden. Argumentativ ist es ihm so möglich, sich positiv von den allzu technik-affinen Kollegen abzugrenzen.

„Ich denke, wie wahrscheinlich die meisten Ärzte sehr zwiespältig, ein sehr merkwürdiges Denken. Auf der einen Seite dieses Lustbetonte der Geräte, auf der anderen Seite eben einfach nur die Krankheit im Auge haben und zu überlegen, was machst du jetzt. Und das ist eine schwierige Sache, von der ich genau weiß, dass ganz, ganz viele Ärzte das nicht mehr schaffen, das zu differenzieren. Wo sie die Lust zum Technischen verspüren und wo sie eigentlich ihre Aufgabe vergessen. Das können sie auch wirklich – wenn Sie gut beobachten – bei vielen Ärzten wirklich massiv, bedrohlich, erkennen."

Der Computer ist aber gleichzeitig Verführer, wenn der Interviewte auf die Gefahr verweist, durch den Technikeinsatz den Patienten als Menschen aus dem Blick zu verlieren.[256] Dies geschieht vor allem dadurch, dass der Computer die Arbeit – in der folgenden Beispielbeschreibung ist es das diagnostische Gespräch – steuert und strukturiert und sich so äußerst wirkungsvoll, aber doch subtil und unbemerkt in die Behandlung der Patienten einschaltet. Hier wird die Deutung des eigenen Verhaltens nochmals vor allem auch in Abgrenzung zum von ihm beobachteten und als unkritisch beurteilten Computerumgang vieler Ärztekollegen betont. Eine gewisse Skepsis gegenüber der „ins Abertausendfache vervielfältigt[en]" Technik zu bewahren, wird somit in seiner Argumentation zunehmend zur Herausforderung für die Ärzte.

Gleichzeitig ist es in der Beschreibung des Mediziners so, dass die Patienten eine aufwendige Apparatur mit einem hohen medizinischen Standard gleichsetzen und sich zumeist besser behandelt fühlen, wenn ein großer technischer Aufwand die Behandlung begleitet. Die (Computer-)Technik wird so zur Erwartungshaltung im

[256] Diese wichtige rhetorische Figur wird ausführlich in Abschnitt 4.3.1.4 Sucht und Verführung: Technik und Moral behandelt.

Gesundungsprozess der Patienten. Hierzu heißt es im Interview: „Diese Apparate werten einen ja ungeheuer auf“. Nochmals ist es hier die Perspektive des Computers als nicht-menschlichem Wesen, die in der Erzählung deutlich wird.[257] Das technische Artefakt wird als in das Geschehen eingreifend, als Symbol und als Erwartungshaltung beschrieben, der soziale Charakter des Computers bleibt dabei aber uneindeutig. Dass dieser Themenkomplex der von Herr Preusler am ausführlichsten im Interview angesprochene ist, darf als Beleg dafür angesehen werden, dass ihn diese Thematik besonders stark beschäftigt und er einen hohen Diskussions-, Aushandlungs- und Reflexionsbedarf sieht.

> „Ja. Sie können, für Sie als Laien ist es zum Beispiel schon daran erkennbar, wenn Sie zu einem Arzt... alle haben ja ihre Computer zum Schreiben, und es gibt Ärzte,... der sitzt nur vor seinem Computer und hört Sie kaum und schreibt und schreibt und schreibt. Der hat mit Sicherheit schon eigentlich in seinem Kopf, er hat ein Schema in seinem Computer, in das er möglichst versucht, das möglichst schematisch einzuordnen. Und er hört jetzt das, was sie erzählen oder was er bei Ihnen gesehen hat. Er ist die ganze Zeit damit beschäftigt, dies da einzuordnen. Das ist so, wie wenn Sie hier ein Interview machen, wo sie gezielte Fragen stellen und auf den Holzweg geraten. Oder, um es mal auf den, weil es, glaube ich, ganz wichtig ist, Ärzte und Technik. Wenn Sie mal folgendes sich überlegen. Also ich habe mal so eine Übung mitgemacht am Wochenende. Da ging es schlicht und einfach darum, eine Anamnese zu erheben. Und man kann eine Anamnese so erheben, dass man, nehmen Sie mal an, Sie haben Schmerzen hier. Wenn einer reinkommt und sie fragen ihn: »was haben Sie?«, dann sagt er: »Ich habe Schmerzen.« Dann fangen sie an als Arzt, der gewohnt ist immer nur zu reden und die anderen nicht zu Wort kommen zu lassen. »Ach so, Sie haben Schmerzen. Haben Sie denn einen schnellen Pulsschlag, wie ist denn Ihr Blutdruck?« Sie fragen immer weiter, weil sie im Kopf haben, der könnte einen Herzinfarkt haben oder... nur das haben Sie im Kopf. (HS: Man weiß es schon vorher.) Ja, sie wissen es eigentlich, Sie haben schon, sie hören das Symptom und haben schon im Kopf, das was Sie damit bestätigen wollen. Sie können es aber auch ganz anders machen. Sie können einfach sich hinsetzen, das geht relativ schnell. Dann ist der auch schnell wieder draußen. Der kommt aber ständig wieder, weil Sie nämlich jetzt... Der hatte eigentlich eine Herzneurose. So, das kriegen Sie nicht raus. Sie lassen die ganzen EKGs und so weiter alles laufen und dann sagen Sie ihm: »Sie haben nichts!« und dann geht er. Oder ich kann nichts feststellen. Er kommt aber wieder und er kommt immer wieder. Und wenn sie jetzt diese ganze Zeit zusammenzählen, wie er wiederkommt, bis Sie endlich die Ursache seiner Herzbeschwerden haben, nämlich, weil er Probleme mit seiner Frau hat oder so oder weil er beim Holzhacken dauernd die falsche Bewegung macht, bis Sie das raus haben, das dauert. Ungefähr zehnmal kommt er immer so fünf Minuten. Wenn Sie aber sich die Zeit nehmen würden, den mal einfach zu Ende reden zu lassen, nur so reden zu lassen, würden Sie schon beim ersten Mal... Bloß, das ist unökonomisch. Hier kommen jetzt zwei Dinge zusammen, der Drang, schnell zu machen und die Verführung in diesen Schemata, die eben durch die Technik, durch die technischen Möglichkeiten, die wir haben, noch ins Abertausendfache vervielfältigt werden. Also, wenn Sie sich vorstellen, dieser Mensch, der da kommt mit seinem Symptom und der kommt jetzt

[257] Latour, Der Berliner Schlüssel, wie Anm. 112.

zum Kardiologen. Der kann jetzt anfangen ganz viele Geräte, und das macht er auch. Der fängt an, nachdem er fünf Minuten mit ihm geredet hat, das reicht. Und dann lässt er ungefähr einen Aufwand – und das ist Routine heute – von vielleicht drei, vier, fünf Stunden oder auch Tagen ablaufen. Er macht ein EKG, das ist das allerwenigste, dann macht er ein Belastungs-EKG, dann findet er immer noch nichts. Dann macht er einen Herzkatheter, dann findet er immer noch nichts. Dann gibt er dem nach Hause mit einen – 24 Stunden-EKG – verstehen Sie. Diese Verführung der Technik, das letzte, aber den Überblick nicht mehr haben. Einfach den, das ist das ganz, also so sehe ich das, das ganz große Problem, das wir Mediziner haben. Dessen man sich bewusst sein muss. Ich versuche, mich da irgendwie auch immer wieder an die Kandarre zu kriegen. Es ist dann auch nicht mehr so schwer, wenn man eine gewisse Erfahrung hat."

Grundsätzlich bleibt aber auch die Kritik an der Technikgläubigkeit bzw. an der Verselbständigung der Technik im Arbeitsalltag der Mediziner und am Verlust eines nicht von Technik beeinflussten Blicks auf den Patienten, der letztlich auch in Zusammenhang mit einer Einforderung eines „menschlicheren" Umgangs mit Patienten steht.

„Also, es gibt ganz viel, ich würde mal so schätzen, dass in meinem Fach die verwendete diagnostische – chirurgische ist was anderes, da kann man nicht genug entwickeln, um besser arbeiten zu können – aber auf dem diagnostischen Bereich würde ich sagen, dass 80 Prozent der jetzt verwendeten Hightech-Technik nicht notwendig ist. Sie sind schön. Und sie bestätigen das und sie haben auch Fehler, das muss man auch wissen."

In der folgenden Beschreibung betont er nochmals die „Lust" und die Freude, die vor allem computerbedingte Innovationen bewirken, die gleichzeitig aber auch zum überflüssigen Einsatz von Technik verführen. Im Sinne der Patienten ist der Erfolg immer genauerer Darstellungsmöglichkeiten allerdings durchaus zweifelhaft.

„Aber was sich von der Technik her verändert hat, beispielsweise das Stroboskop, was ich eben erwähnte, wo man die Beweglichkeit der Stimmbänder beurteilen kann und wo man eben, was wichtig ist für Stimmstörungen bei Lehrern, bei Sängern und so weiter, die Technik, das zu erfassen, die hat sich insofern verändert, als man jetzt eben computergesteuerte Systeme nimmt, mit denen es auch möglich ist, das auf dem Bildschirm sichtbar zu machen. Also, ich kann Ihnen Ihre Stimmbänder für Sie sichtbar machen, aber was wichtiger ist, dass ich sie noch genauer analysieren könnte. Und das ist jetzt eine Sache, die ich mich immer wieder frage, ob diese, ich habe ja auch eine Lust zu diesen Geräten. Das muss man mal sagen. Also, ich müsste das nicht, ich könnte auch weiter mit meinem alten Stroboskop arbeiten. Ich habe eine Lust, finde das schön. Aber es kommt mir doch immer mal die Frage, ob diese Geräte, ob die wirklich, ob das so immens wichtig ist. Ich glaube nicht."

Ein interessanter Kontrast zu den kritischen, aber auch selbstsicheren Einschätzungen von Herrn Preusler entsteht, wenn die Äußerungen von Julia Preusler, der zum Interviewzeitpunkt 23-jährigen Tochter, zum Technikumgang des Vaters hinzugenommen werden. Der Hinweis auf die großen Schwierigkeiten des Vaters im

Bezug auf Computeranwendungen wird von ihr mit drastischen Formulierungen deutlich gemacht, und zur kritischen und skeptischen Sicht des Vaters tritt nun noch die von ihm nicht thematisierte Seite möglicher eigener Probleme und Verunsicherungen im Technikumgang. Die computerkritische Sicht könnte eben auch als biographisch sinnvolle Strategie der Bewältigung von erlebten Misserfolgen im Technikumgang interpretiert werden.

> „(HS: Sie können ja mal damit anfangen, dass Sie mir erzählen, gibt es so Unterschiede in der Beziehung zur Technik bei Ihren Eltern, haben Sie da irgendwelche Beobachtungen gemacht?) Zwischen meinen beiden Eltern? Ich erinnere noch, als wir einen CD-Player neu bekommen haben, da hat meine Mutter die CD umgedreht und gesagt: »Wieso ist auf der zweiten Seite nichts?« Sie hat es also irgendwie nicht hingekriegt, inzwischen ist sie natürlich jetzt auch bewanderter. Mein Vater ist zum Beispiel sehr... hat keine Ahnung von Computern oder so. Er kann noch nicht mal das leichteste Computerprogramm bedienen. (HS: Aber er [der Vater] hat doch jetzt auch Computer in der Praxis?) Ja, ja, er musste es aber wirklich auch lernen von Anfang an. Und ich denke mal, im Vergleich zu uns, also zu der jüngeren Generation – wir wachsen damit auf sozusagen, für uns ist es selbstverständlich. Aber ich habe es schon gemerkt, meine beiden Eltern sind wirklich, also gerade am Anfang war er [der Vater] wirklich unfähig, was diese Geräte anbelangt."

Die von Herrn Preusler geschilderten ambivalenten Erfahrungen, auch seine durchaus emotionalen Einschätzungen, die er gegenüber der Computertechnik gemacht hat, spiegeln typische Erfahrungen der Arbeitswelt wider. Die immer wieder neu zu beantwortende Frage nach dem ob und wieviel des Technkeinsatzes findet ihren Niederschlag auch in der biographischen Selbstdeutung. Dabei ist das Verhältnis zwischen „Lust" an der Technik und Ängsten vor einer übermächtigen Rolle (computer-)technischer Lösungen im Alltag und dem allgemeinen Zurückdrängen menschlicher Lösungswege zentral. Spürbar wird auch die argumentative Verhandlung des richtigen Maßes an Technikeinsatz bzw. die Anforderung, hierbei eine eigene Position zu finden. Dass die Anforderungen durch die Technik durchaus auch die „rhetorische Konstruktion" der Biographie in Frage stellen kann, dass Technikkritik auch Unsicherheiten in der Einschätzung der eigenen Technikkompetenz überdeckt, wird mit der kontrastierenden Sicht auf die Computerfähigkeiten des Vaters durch die Tochter deutlich.[258]

[258] Koller, Biographie als rhetorische Konstruktion, wie Anm. 193.

4.1.2. Computeraneignungen in der biographischen Erinnerung

Das was sich in den sieben vorgestellten Biographien andeutet, die notwendige Selbstpositionierung in einer technisierten Welt zu der alltagswirksamen Leitbildtechnik Computer, lässt sich in nahezu allen Interviews wiederfinden.[259] Dabei zeigt sich, dass die Verflechtungen von technischen Entwicklungen und biographischer Interpretation eng und vielfältig sind. Der frühe Kontakt mit dem Computer und die dazu gehörenden Aneignungsgeschichten sind als wichtiges Moment im biographischen Erzählen und Erinnern über Technik zu nennen.[260] Die grundsätzlich offene Gestaltung der Computertechnik verstärkt diese (sich selbst aber auch von Anderen zugeschriebene) Anwenderkompetenz oder ablehnende Haltungen als an die Subjekte delegierte Verantwortung.

Vor allem da, wo positive Aspekte des eigenen Selbstbildes stärker an (Computer-) Technik gekoppelt werden, werden frühe Erfolgserlebnisse im Technikumgang als wichtige Vorstufen und Initiationen hierfür in den Interviews genannt. Was der Techniksoziologe Claus Tully mit „Kontextualisierung als subjektbezogene Ordnungsleistung“ bezeichnet, also, dass bei der grundsätzlich ergebnis- und handlungsoffenen Technik Computer eine subjektive Einpassung der Technik notwendig ist, spricht sehr deutlich aus den Interviews.[261]

Dabei spiegelt sich in den Interviews wider, dass der Computerumgang zu den wichtigen Erfahrungen im Bereich der Technik zu zählen ist. Dieser wird in einem weiteren Sinne zum Bestandteil biographischer Kommunikation. Auch in anderen Zusammenhängen (z.B. in Bewerbungsgesprächen, Kennlernsituationen, Gesprächen in Freizeitsituationen, u.a.) gehören die Ausstattung mit (Computer-)Technik, spezielle oder allgemein erwartbare Kenntnisse, etwa in Bezug auf bestimmte Programme, als Themen recht schnell zum kommunikativen Repertoire und müssen somit auch im kommunikativ erzeugten und erwünschten biographischen Entwurf integriert werden. Das ausführliche Sprechen über Computer mit dem meist starken Bezug auf die eigene Biographie ist auch in diesem Sinne zu verstehen.

In den Interviews wird der Zeitpunkt des Erstkontakts bzw. die Erstanschaffung eines Computers zumeist erstaunlich genau erinnert. Ebenfalls auffällig in den biographischen Deutungen ist, dass wenn es um den Erwerb eines ersten eigenen Computers ging, häufig bestimmte Einschnitte im Lebenslauf damit in Zusammenhang gestellt wurden, etwa, dass mit einem aufgenommenen Studium ein Computer als essentielle Hilfe notwendig wurde. Deutlich wird hier vor allem auch, dass die häufig

---

[259] Zu den Ausnahmen vgl. Fußnote 166.

[260] Buchner, Jutta: Technik und Erinnerung. Zur symbolischen Bedeutung von Technik in lebensgeschichtlichen Erinnerungsschilderungen. In: Brednich, Rolf Wilhelm/ Schmitt, Heinz (Hg.): Symbole - Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. Münster u.a. 1997. S.195-206.

[261] Tully, Claus J.: Mensch – Maschine – Megabyte. Technik in der Alltagskultur. Eine sozialwissenschaftliche Hinführung. Opladen 2003. S. 183.

teuren Computeranschaffungen legitimierungsbedürftig - vor einem selbst, aber auch vor Anderen - waren bzw. sind.

Wenn es darum geht, wie (Computer-)Technik in Biographien eingearbeitet wird, lassen sich idealtypisch zwei Tendenzen unterscheiden. Zunächst sind es diejenigen, bei denen Computererfahrungen im Sinne einer Erfolgsgeschichte gedeutet und dargestellt werden und bei denen die Verortung der Computererfahrungen im Sinne eines positiven Effekts für das Selbstbild genutzt werden. Auf der anderen Seite werden Deutungen angeboten, bei denen die Interviewten die Aneignung mitmachen mussten und es durch verschiedene Umstände in der Selbstwahrnehmung zu keiner positiven Einschätzung kommt. Bei den unterschiedlichen biographischen Thematisierungen fällt auf, dass die positive Deutung zumeist eine männliche Perspektive ist, die (selbst-)kritische Interpretation von Computerumgang und biographischer Deutung tendenziell eher von Frauen geäußert wird.[262]

Aneignung als individuelle Erfolgsgeschichte

In vielen Interviews wird der Interpretation der Computernutzung für das jeweilige Selbstbild eine positive Funktion zugeschrieben. Vor allem beruflicher Erfolg und positiv konnotierte Zukunftsperspektiven sind an (computer-)technische Kompetenzen gekoppelt, was nochmals auf den engen Zusammenhang von Technik und Identität verweist.[263] Bei der Darstellung von erfolgreicher Computernutzung, dem sozialen *Ausstrahlen* von Technikkompetenz, fallen verschiedene Faktoren auf, die für diese biographische Konstruktion wichtig sind. Da ist zunächst der geschilderte frühe Einstieg in die Computerkultur als Beweis dafür, Grundlagenkenntnisse – vor allem auch auf einer technischen bzw. auf einer die Technik verstehenden Ebene – zu haben, mit denen nachhaltig ein Kompetenzvorsprung gesichert werden kann. Die Akzeptanz als Computerexperte im jeweils eigenen Umfeld, etwa dass man als Ratgeber in Computerfragen im Bekannten- oder Verwandtenkreis gilt, ist ein weiterer Beleg dafür, ebenso die umfangreiche Darstellung und erzählerische Ausbreitung eigener verallgemeinerter Kompetenzen im Computerumgang.

Typisch für diese Art der Darstellung ist das Interview mit dem 27-jährigen Studenten Markus Adloff, der sehr ausführlich im Stile einer Erfolgserzählung von seiner „Einweihung“ in die Computertechnik erzählt. Da ist zunächst der Erstkontakt in der Schule mit einem als Mentor fungierenden Mathematik-Lehrer. Die heute vom Interviewten als Wissensvorsprung eingeschätzten Computerkenntnisse wurzeln in der Darstellung u.a. darin, dass hier grundlegende mathematisch-physikalische Kenntnisse vermittelt wurden („Basiswissen“). Es wurde in der Schule gewissermaßen dichter an der Technik selbst gearbeitet und gelernt als dies in der gegenwärtigen

---

[262] Dass diese Geschlechterperspektive in der Interviewsituation allerdings kaum bemerkt und reflektiert wird, ist Inhalt von Abschnitt 4.4.2. Geschlechterbilder.

[263] Herlyn, Gerrit: Stabilisierende und destabilisierende Wirkungen alltäglicher Technikerfahrungen im Spiegel biographischer Selbstdeutungen, wie Anm. 182.

Anwendungsorientierung der Fall ist. Dies wird im Gespräch mit verstärkenden umgangssprachlichen Formulierungen, wie etwa „total“, „fiese Techniksachen “, „unheimlich kompliziert“ und „krude Sachen gemacht“ untermauert, der Computer wird anthropomorphisierend als „das Biest“ bezeichnet.[264]

Argumentativ „lebt“ diese Schilderung von der Betonung des starken Gegensatzes zwischen anspruchsvoller früher Computertechnik und heute einfach zu bedienenden Computern. Relativ schnell hat Markus Adloff in seiner Darstellung Punkte erreicht, an denen der Interviewer Hans Joachim Schröder nur noch schwer folgen kann, so dass sich in seinen Ausführungen schließlich Belehrungen („müssen Sie mal nachgucken!“) und die Demonstration seiner Kenntnisse mischen. Die benutzten Fachterminologien („Basic V 7“, „Boolsche Operatoren“) sowie das Nachzeichnen und Erklären der logischen Struktur von Computern, mit denen das eigene Verstehen signalisiert werden soll, verstärken diesen Eindruck.

> „Und ich denke halt, dieses Basiswissen, was wir damals... also wir haben ja total krude Sachen gemacht, wirklich fiese Techniksachen gemacht, die wirklich ganz, ganz rudimentär sind. Wir haben so, ja wir haben viele techniknahe Sachen gemacht. Heute geht man ja eigentlich mehr auf diese graphischen Oberflächen, um die Technik zu entschärfen, um das einfacher zu machen, weil die Leute sich so Fenster leichter merken können und sich mit einer Maus besser durchnavigieren können. Und weil man es graphisch mit Bildchen besser beschreiben kann, was jetzt gerade passiert. Ich kopiere eine Datei, schon fliegen die Zettel von A nach B. Damals hatten wir halt nur Technikgrundlagen gemacht unheimlich viel und hatten, wenn überhaupt auch Betriebssysteme, die gar keine graphische Oberfläche hatten. Die also immer nur mit einer Kommandoanzeige blinkten und warteten, dass man ihnen etwas Schlaues eintippt. Also nichts was, wo man intuitiv bedienen konnte, weil man hätte die Befehle, intuitiv kann ich keine Befehle eingeben, weil ich keine weiß. Also wenn ich sage, ich möchte etwas kopieren, dann gebe ich halt einen Copybefehl ein, copy Quelle nach Ziel. Und den muss ich halt vorher im Handbuch nachgeschlagen haben oder ich muss ihn irgendwo erklärt bekommen, aber ich muss grundsätzlich wissen, dass alle Computer irgendwie kopieren können. Und dann versuche ich halt auszuprobieren, cp ist bei Unix ein Copybefehl, cp Quelle Ziel. Ja, die Struktur ist immer die gleiche, wenn man die Struktur verstanden hat von einem Copybefehl, kann der überall sein, aber ja. Aber dieses Techniknahe hat im nachhinein unheimlich viel gebracht. (HS: Was nennen Sie jetzt techniknah?) Dass wir an der Basis Sachen gemacht haben, also Grundprinzipien von logischer Verarbeitung, also Boolesche Operatoren werden so, es gibt also so Logikbausteine, die haben zwei Leitungen oder drei Leitungen. Man hat Eingänge, den IC selbst, also den integrierten Schaltkreis und eine Ausgabeleitung. Wenn ich jetzt ein logisches »Und« mache, also einen Booleschen Operator »Und« habe ich zwei Leitungen. Wenn beide »Eins« sind, ist der Ausgang auch »Eins«, wenn beide »Null« sind, ist der Ausgang »Null« und bei einer »Eins-Null-Kombination« gibt es immer eine »Null«. So, ich habe, das sind Boolesche Operatoren, kennen Sie das nicht? (HS: Nee, kenne ich gar nicht.) Das ist nur »And« or »Not«, müssen Sie mal nachgucken, »And« logisches und oder »Nicht«.“

[264] Bezeichnungen wie das „Biest“ oder „Kiste“ für Computer können wohl als Zeichen der engen, aber eben nicht immer unproblematischen Beziehung zum Computer interpretiert werden. Vgl. auch den Abschnitt 4.3.1.1, in dem die Anthropomorphisierungen der Computertechnik behandelt werden.

Die biographische Dimension der Initiations- und Erfolgserzählung entwickelt sich im Folgenden noch deutlicher. So betont Herr Adloff zunächst seine schlechten Mathematiknoten, die einem Computerkurs in der Schule entgegenstanden und dass er sich trotzdem gegen den Widerstand von Eltern und Lehrern mit dem Belegen des Kurses durchsetzen kann. In der biographischen Zwischenbilanzierung, in der der erfolgreiche Umgang mit dem Computer betont wird, behält er schließlich Recht.[265] Anschließend wird in die Erzählung ein Lehrer eingeführt („total engagierter Lehrer"), der die wichtige Rolle eines Mentors einnimmt.[266] Der Erzählcharakter wird nicht zuletzt durch die detailreiche Schilderung und durch die wortwörtliche Rekonstruktion der Schlüsselsituationen verstärkt.

Neben dem über das zunächst durch die Institution Schule vermittelten Wissen entwickelt sich über den ersten eigenen Computer das Interesse, selbständig zu programmieren. Die detaillierte Erinnerung an den ersten eigenen C64 spiegelt aber auch den ersten Heim-Computer-Boom Anfang und Mitte der 1980er Jahre wider und die frühen Computer sind als Erinnerungsobjekte Elemente einer gegenwärtig positiven (Computer-)Technik-Biographie.[267]

> „Und dann habe ich halt den C 64 avisiert, habe dann den C 128 gekauft, also die Weiterentwicklung. Der hatte den C 64 im Kofferraum mit dabei, konnte man umschalten, zwei Betriebssysteme. Und das war halt endlich ein Computer, mit dem ich arbeiten konnte. Den hatten auch viele Leute in der Schule. Und da haben wir viel gespielt, aber auch, weil das irgendwann langweilig wird. Dann irgendwann auch angefangen, Programme zu basteln. Programmierwettbewerbe gemacht, wer macht es, irgendeinen Effekt mit weniger Zeilen zu programmieren, mit den wenigsten Zeilen, am meisten die Sprache zu beherrschen. Und da habe ich Basic gelernt, Basic V 7, hatten die, das war ein phantastischer Basic-Dialekt, mit dem man Graphik programmieren konnte. Da konnte man geometrische Formen malen, das war unheimlich gut. Parallel habe ich damals schlechte Mathematiknoten gehabt, und Computer galt halt immer so als höhere Mathematik. Und da hatte ich mich dann in den Wahlpflichtkurs eingewählt, Informatik, und dann sagten sie: »Oh ja, aber Computer ist ja eigentlich eher höhere Mathematik. Wie willst du da reingehen mit deinen Noten. Das geht doch nicht.« Aber na gut, ich habe mich dann doch da irgendwie durchgesetzt und habe da immer auch nur mäßige Noten

---

[265] Ganz ähnlich – nur aus der Elternperspektive – wird eine vergleichbare Initiationserzählung auch von Frau Weinrich geschildert. Der Sohn ist etwa gleich alt wie Mike Rinne und auch hier sind es schlechte Schulnoten, die die Eltern zunächst gegen einen Computer stimmen lassen. Im Endeffekt ist der Ausgang aber ebenfalls positiv, wenn der Sohn dem Interviewer als Computerexperte „präsentiert" wird. Vgl. ausführlich S. 177f.

[266] Vgl. Hierzu auch das Interview mit Lutz Adamczyk, bei dem es ein Freund der Mutter ist, der die Rolle des Mentors übernimmt. S. 72.

[267] Im Interview mit dem etwa gleich alten Marcel Spieker findet sich die Darstellung des C64 in ganz ähnlicher Weise: „(HS: Da waren sie dann neun Jahre alt?) Neun, zehn so um den Dreh muss das gewesen sein, also ich bin mit den Dingern echt groß geworden. Ja, und dann irgendwann war er dann halt zu klein der Computer, dann habe ich einen 128 bekommen von Commodore, das war halt wieder eine Etage größer als der C64, hm, habe da auch ein paar Sachen drauf programmiert, ein paar Spiele gecrackt und was man halt damit so gemacht hat."

gemacht, aber unheimlich viel mitgenommen. Wir haben einen unheimlich, also total engagierten Lehrer gehabt, der selber den NDR-Computer gebaut hat. Der NDR hatte damals ein Projekt, Telekolleg, wo man einen Computer bauen konnte. Und der hat diesen Computer gebaut. Das muss ein Alukasten gewesen sein mit selbst gelöteten Platinen drin, so ein völliges Genie. Der hat ein Vermögen dafür ausgegeben, aber der hatte dann auch als Erster hatte er ein Unterrichtspapier, was halt aus dem Rechner kam, Klausuren oder so was, die dann in Computerschrift waren. Das war dann was ganz Heißes. Und der hat mit uns echt alle Sachen durchgemacht. Wir haben unheimlich viel auch Papier-Computer gemacht damals. Also gar nicht soviel, ich glaube, wir haben höchstens ein Achtel oder nicht mal ein Viertel der Zeit am Computer, an unseren Rechnern, verbracht, sondern haben Theorien, Sachen gelernt, theoretische Dinge. Also theoretische Dinge über Roboter, also wie viele Achsen hat ein Roboter. Also welche Bewegungsachsen, wie sich so eine Achse und dann noch eine Achse, also dass man halt so was hat. Wir haben die kompliziertesten Sachen waren so Rechnerinnenarchitektur, wie funktioniert das Biest? Was macht der Prozessor eigentlich, wenn er jetzt rechnet? Wie geht das vonstatten? Welche Register werden gezogen? Wo wird was? Datenpufferspeicher, das ist fürchterlich. Das hat mir am wenigsten genutzt im Nachhinein, aber das war toll anzusehen, aber unheimlich kompliziert, wie das intern geht."

Für Herrn Adloff ist der frühe Kontakt mit dem Computer rückblickend ein wichtiger Baustein für positive Aspekte des eigenen Selbstbilds. Dass er ausführlich und offensichtlich auch gerne hierüber spricht, verdeutlicht diesen positiven Effekt. Seine gegenwärtige Tätigkeit im Rechenzentrum der Universität bildet den Gegenwartsbezug und so haben die eigenen Computertätigkeiten in der Jugend eine besondere biographische Bedeutung.

Auch im Gespräch mit der 36-jährigen Frau Gerkens (der Ehefrau des in Abschnitt 4.1.1.3 porträtierten Herrn Gerkens) ist es die ausführliche Schilderung der über zwanzig Jahre zurückliegenden Aneignungserfahrung, die biographisch bedeutsam ist. Die Relevanz und das Bewusstsein von der frühen Erfahrung wird vor allem auch dadurch wichtig und erzählenswert, dass die Interviewte zum Interviewzeitpunkt als Programmiererin tätig ist und aus der Aneignungsgeschichte positive Effekte für das Selbstbewusstsein für den späteren Beruf bezieht. Typische topoiartge Formulierungen wie „das weiß ich noch wie heute" bestätigen mit der Erzähl- und Erinnerbarkeit diese biographische Bedeutung.[268]

Auch hier hat im Rückblick die Figur eines Mentors eine wichtige Funktion. So wird der Vater als (Computer-)Technikpionier geschildert („So als Erster überhaupt einen Computer gehabt"), durch den die Interviewte zu einem – aus Sicht der Veralltäglichung des Computers frühen Zeitpunkt – bereits intensiv am Computer

[268] Zu den Topoi der Beglaubigung in der autobiographischen Darstellung, vgl. Schröder, Topoi des autobiographischen Erzählens, wie Anm. 203, S. 42.

gearbeitet und gelernt hat.[269] Wichtig ist hier ebenfalls, dass der Vater insgesamt als gegenüber technischen Innovationen sehr aufgeschlossen geschildert wird. Wie auch bei Markus Adloff ist für die Erinnerung des ersten Computers die exakte Angabe von technischen Kennzahlen wichtig, um sowohl die technischen Entwicklungssprünge zu betonen als auch die Bedeutung dieser frühen Erfahrung herauszustreichen.

> „Mein Vater, der hat eigentlich so als Erster überhaupt einen Computer gehabt, einen ganz kleinen, das weiß ich noch wie heute, das ist so mit 16 KB Speicherplatz gewesen und den musste man an so einen Fernseher anschließen, also es war also nur rein so eine, so eine kleine Tastatur. Und dann haben wir also wirklich auch im Keller stundenlang gesessen und haben dann aus irgendwelchen PC-Zeitschriften, die es dann da so gegeben hat, irgendwelche Programmcodes abgetippt und gemacht und also, es war dann sehr spannend, wenn dann also irgend so ein Spiel dann lief oder auch nicht lief, und dann kamen wir dann auf die Idee, das müssten wir ja eigentlich richtig lernen, und zu der Zeit hat die Volkshochschule Angebote gehabt, ich war damals gerade in der Ausbildung, ich muss also 16, knapp 17 gewesen sein. (HS: Wissen Sie noch ungefähr, wann, wann er den angeschafft hat, diesen Computer?) Da war ich ungefähr 14, denke ich (HS: Und Sie sind welcher Jahrgang) Ich bin 65, 65!, also 79, (HS: Ja, also es ist schon doch sehr früh.) Ah ja, allerdings ja, (HS: Anfang der Achtziger, also sogar noch) Ja, also als es auf dem, also er hat auch immer gleich, wenn es irgendwelche technischen Sachen gab wie Weltempfänger oder hm, sei es, dass es einen Dimmer einzubauen gab, also wir waren die Ersten, die auch einen Dimmer hatten."

Die dann folgende ausführliche Darstellung kann als typische biographische Erfolgserzählung interpretiert werden.[270] Die im Stile einer – vielleicht auch routinierten – Anekdote vorgetragene Erzählung handelt von ihrer Mitarbeit in der Programmierabteilung der Lehrfirma. Wie in der Erzählung von Herrn Adloff ist es auch hier ein, allerdings noch stärkeres, Übergehen der Rollenerwartungen, da sie als junge weibliche Auszubildende sich gegen die Vorbehalte des männlichen älteren Vorgesetzten in der Programmierabteilung, der in der Erzählung als „Gegenspieler" fungiert, durchsetzt. Erzählerisch wird dies mit dem zunächst mühsamen Weg des Lernens in der Volkshochschule, ihrer Hartnäckigkeit im Ausbildungsbetrieb und dem Lösen einer „Initiationsprüfung" in der Programmierabteilung umgesetzt. Bestätigt wird diese biographische „Nachhaltigkeit" des Erfolgs dadurch, dass das von ihr mitentwickelte Programm noch lange in Betrieb war und sie weiterhin in der entsprechenden Abteilung oberhalb des eigentlichen Auszubildenden-Niveaus tätig war. Auch hier sind es verstärkende Übertreibungen („dicke Handbücher"), rekonstruierte Zitate und eine überraschende Wendung, die insgesamt den Erzählcharakter ausmachen.

---

[269] Die Wichtigkeit des Vaters als Technikpionier, der sehr früh über einen Computer verfügt, wird auch von Horst Nienau im Interview geschildert.

[270] Wiebel-Fanderl, Oliva: Herztransplantation als erzählte Erfahrung. Der Mensch zwischen kulturellen Traditionen und medizinisch-technischem Fortschritt). Münster / Hamburg / London 2003. S. 124ff. (Ethik in der Praxis/Practical Ethics, Studien, Bd. 14).

„Also, ich und mein Vater, wir sind dann gemeinsam zur Volkshochschule gegangen und haben dort einen Kurs belegt und haben gemeinsam die Schulbank gedrückt, das haben wir ein ganzes Jahr gemacht (HS: Aha), so einmal in der Woche und dann abends uns getroffen an der Volkshochschule und ja, dann haben wir gemeinsam dann gelernt und das Gelernte dann umgesetzt oder versucht umzusetzen und das kostete ja auch wieder ein wenig Geld und da ich in der Ausbildung gewesen bin, kamen wir dann auf die Idee, mal zu fragen, ob meine Lehrfirma das eventuell übernimmt diese Kosten (HS: Ja), das war die Firma Electrolux (HS: Ja), wo ich gelernt habe, da hatte ich Bürokauffrau gelernt (HS: Ja) und ja, da hat die Firma dann, Electrolux, die hat dann gesagt: »Wie, was, Sie haben Interesse an Programmierung? Das ist ja toll! Gut, dass wir das wissen.« Ungefähr sechs Wochen später bin ich dann in die EDV-Abteilung geschickt worden (HS: Ja), so wäre auch normal eigentlich der Turnus gewesen (HS: Ja), dass ich da rein komme und so für vierzehn Tage sollte das eigentlich sein, da haben sie mich dann hingesetzt, der Abteilungsleiter, der war gar nicht so begeistert davon, dass ich nun also mich, also dass ich als Durchläufer so durch diese Abteilung und also schon angekündigt wurde: »Mensch, die hat Interesse an Programmierung«, also der war überhaupt nicht begeistert. Und der setzte mich dann hin, gab mir zwei solche dicken Handbücher in Englisch und stellte... (HS: Warum war der nicht begeistert, das habe ich jetzt nicht ganz verstanden) Weiß ich nicht. (HS: Ach so, das wissen sie gar nicht?) Ob, ob es an mir als Person lag, (HS: Ach so), es hat sich nachher gegeben, also als ich ihm die Ergebnisse dann präsentiert habe, dann merkte ich, plötzlich wurde er also viel freundlicher, also ich denke, er hat anfangs so gedacht, dass das überhaupt Sinn macht, mich dahin zu setzen und zu sagen: »Hier programmiere mir mal ein Programm!«, glaube ich (HS: Kann das damit zusammengehangen haben, dass sie eine Frau sind?) Auch, ganz, doch (HS: Hat er es Ihnen nicht so richtig zugetraut?) Ja, der hat mir das nicht zugetraut, also na ja, zumindest hat er mir dann eine Aufgabe gestellt, und ich bin dann beigegangen und habe also diese Aufgabe versucht umzusetzen, und ich bin tatsächlich zu einem Ergebnis gekommen, schneller als er dachte auch noch, bin dann also immer wieder hingegangen, ich habe ihn also permanent genervt und also diese Aufgabe, die er mir gestellt hat, das war erst eine relativ einfache Liste, die ich programmieren sollte. Und diese Liste, die wurde dann nachher immer umfangreicher, also jetzt formatieren, mit einem Datum, das Datum richtig rum anzeigen, dann sortieren nach bestimmten Kriterien oder ja, eine Überschrift reinbringen, einen Gruppenwechsel noch zusätzlich reinbringen (HS: Ja), Summierungszeilen reinbringen, also es wurde immer ein größeres Programm und als ich nachher aufhörte in dieser Firma, lief dieses Programm immer noch, was ich also anfangs programmiert hatte. Das war schon ganz lustig! Na ja, so insgesamt haben die dann mich also auch gar nicht mehr rausgelassen aus dieser Abteilung, ich musste dann, ja meine Lehre in der Abteilung zu Ende bringen (HS: Ja), habe dann also immer noch wieder zwischendurch Berufsschule gehabt und (HS: Ja) bin dann, ja habe auch gar keine Zeit gehabt eigentlich so richtig, richtig viel zu lernen, ich habe Glück gehabt, ich habe schriftlich dann Bürokauffrau mit einer Eins beendet und mündlich habe ich dann eine zwei bekommen. Es war natürlich klasse. (HS: Das ist doch gut, ja) Also das schriftlich eins, da habe ich also überhaupt nicht mit gerechnet gehabt, weil ich habe wirklich kaum gelernt oder auch kaum noch Zeit gehabt zu lernen, weil wir hatten da in der Firma gerade so eine Systemumstellung von einem zum anderen System und vielleicht war das auch mein Vorteil, dass ich dadurch den Kopf frei hatte, gut, ich habe das ja irgendwo alles mal aufgenommen gehabt, ich brauchte das ja eigentlich nur noch abrufen, was ich so im Kopf hatte.“

Die beiden Beispiele stehen für die positive Inanspruchnahme von frühen Computererfahrungen im Hinblick auf den jeweiligen biographischen Entwurf. Die Ausführlichkeit und das durchscheinende Bedürfnis nach dem Erzählen und Erinnern bestätigen dies. Für die biographische Dimension ist ebenfalls wichtig, dass die Erzählungen aus der gegenwärtigen Lebenssituation heraus vorgenommen werden, in der jeweils der Computer eine zentrale Rolle - vor allem für den Beruf bzw. die berufliche Perspektive - einnimmt.

Technische Innovationen als biographische Herausforderung

Bei den Interviewten, für die Computeraneignungen eher negativ besetzt sind und bei denen mit den technischen Neuerungen frustrierende Erfahrungen verbunden sind, werden die Computerdeutungen in der biographischen Selbstdeutung anders gewichtet, sind aber gemeinhin trotzdem vorhanden. Die Auseinandersetzung mit der vor allem als Zwang und äußeren Druck erlebten Digitalisierung verweist aus dieser Perspektive auch auf die starke Durchdringung des Alltags mit Computertechnik. Für die Techniknutzer bedeutet dies, dass ein hohes Maß an Eigenverantwortung – und somit biographischer Arbeit – notwendig ist, dies zu verarbeiten und sinnvoll in den biographischen Selbstentwurf zu integrieren. Dies gilt vor allem für das, was sich zumeist als Erfahrung am Arbeitsplatz als Anforderung zeigt, nämlich die Dynamik von technischen Entwicklungen mit den begleitenden ständigen Innovationen zu verarbeiten. Für die biographische Deutung zeigt sich dies vor allem auch in der Antizipation zukünftiger computertechnischer Entwicklungen, konkret die als Defizit wahrgenommenen eigenen Computerkenntnisse zu verbessern.

Im folgenden Interviewbeispiel ist für die 52–jährige Frauke Vormann, die lange Zeit in der Redaktion einer großen Rundfunkanstalt gearbeitet hat und zum Interviewzeitpunkt ihr lange ruhendes Studium im Fach Afrikanistik beenden will, dieser Druck, sich intensiver mit dem Computer auseinanderzusetzen spürbar vorhanden. Sie wählt die aussagekräftigen Worte „ich werde auf jeden Fall genötigt werden“, um diesen Druck zusammenzufassen. Biographisch zielt dies vor allem auf die berufliche Zukunft, ist aber gleichzeitig auch Spiegel der wahrgenommenen Digitalisierungsprozesse.

> „Also ich werde auf jeden Fall genötigt werden, mich mit dem Computer ernsthafter auseinanderzusetzen. Ich benutze ihn im Augenblick noch einigermaßen rudimentär als erweiterte Schreibmaschine. Ich habe vorher bei der Deutschen Welle gearbeitet und da wurden dann eben Computer eingeführt. Und da gab es vorher ja schon, sagen wir mal, Vorstufen, wo man zumindestens die Nachrichten immer abfragen konnte, wo die Agenturen eben nicht mehr über Ticker reinkamen, sondern dann schon eben eingespeichert waren. Also so fing das allmählich an, graduell. Und das war auch okay. Und es ist in so einem großen Betrieb, da waren immerhin 1500 Angestellte, dann kein Problem. Dann hat man eben Spezialisten, die, wenn irgendwas kaputt geht oder was nicht funktioniert, gerufen werden. Und insofern hat man selber nur, kann sich doch weitgehend auf das Minimum beschränken. Und

dann sollte eben da das ganze Haus auf Computer umgestellt werden und das war dann schon einigermaßen schwierig."

Im Verlauf des Gesprächs kommt der Interviewer zurück auf den Computer. Mit Blick auf die von Frau Vormann gemachten Erfahrungen werden vor allem die mit Schwierigkeiten verbundenen Bereiche der Computerarbeit genannt. Dabei nimmt sie sowohl eher strukturelle Aspekte, wie etwa die nach Einschätzung von Frau Vormann wenig ausgereifte Software, als auch die geforderte Eigenverantwortung der Computer-Nutzer, sich bei auftretenden Problemen selbst zu informieren, in den Blick. So formuliert sie zwar den Anspruch, umfassende Computerkenntnisse erwerben zu wollen, weiß aber vor allem auch um die komplexen Probleme, wenn sie sich auf ihr Studienfach Afrikanistik bezieht. Die eigenen Kenntnisse in Bezug auf Computer werden als „ziemlich rudimentär" beschrieben, was ebenfalls Unsicherheiten widerspiegelt. Gleichzeitig fällt auf, dass diese problemorientierte Sicht durchaus auf einem gewissen Kenntnisstand fußt. Vor allem in den abschließenden Sätzen werden die von Frau Vormann wahrgenommenen allgemeinen Anforderungen an konkrete Computerkenntnisse („Viren", „Programme einladen") und die zu aktualisierenden Wissensbestände formuliert, bei denen sie eigene Defizite sieht.

„Nein, das Problem ist mit der Afrikanistik zum Beispiel. Das ist ein ziemlich großes Problem, also meine Kenntnisse von Computer sind ziemlich rudimentär. Und ich habe eben auch bei meiner Magisterarbeit zum Schluss ziemlich große Probleme gekriegt, weil ich aus verschiedenen Dateien eine Arbeit zusammengesetzt habe, also aus Word und WordPerfect, es gab zum Schluss doch ziemlichen Ärger, weil die Arbeiten, die wir schreiben, viele Sonderzeichen haben. Und das war mir nicht ganz so klar, das kann dann großen Ärger geben. Die Sonderzeichen können alle rausfallen und ich meine, abgesehen davon, dass es ja immer bestimmten Ärger geben kann mit Fußnoten oder mit anderen Sachen, wo man nicht richtig packt, ist in unserem Bereich, in diesem sprachlichen Bereich eben das mit den Sonderzeichen sehr schwierig. Und da hat jeder so ein bisschen sein Eigenes, bastelt jeder im Augenblick so ein bisschen selber daran rum. Der Eine hat das neueste Programm, der Andere hat ein älteres Programm. Dann gibt es spezielle Sprachprogramme, die man sich runterholen kann über Internet. Da gibt es verschiedene Versionen auch wieder. Dann gibt es welche, die arbeiten mit Access, andere mit anderen Programmen. (...) Das ist eben auch eine Frage des Layouts. Es gibt da ja auch gewisse phonetische Sachen. Gut, es gibt da ja auch phonetische Zeichenschrift-Alphabete, aber die kompatibel zu machen in verschiedene Schriften so zum Beispiel. Oder dann gibt es auch so Sachen, die noch nicht richtig gut sind. Die kann man eher irgendwie zusammenstellen, entweder über Makros oder über andere Sachen, zum Beispiel bei Tonhöhensprachen ist es eben so, dass man in eckigen Klammern hinterher spezielle Schreibungen der Tonhöhen macht mit Kurvenverlauf eventuell. Und ich habe in Büchern schon gedruckt gesehen, dass also Manche Computer benutzen, wo das immer so abgesetzt ist so Zickzack und da sieht die Linie fast doch besser aus, als wenn man sie mit der Hand zieht, am Schluss in das Manuskript rein tut. Nur ist ja eine Frage, ob man dann eben elektronisch publiziert und irgendwann mal eine Diskette abgibt und das drucken lässt. Oder ob man eben jetzt noch über einen Verlag, über einen richtigen Setzer oder Drucker geht, was natürlich viel teurer ist.

> Und da, denke ich mir, in Zukunft wird das für den ganzen Bereich Orientalistik und für – also von China bis sämtliche anderen Sprachen – wird das ein Problem sein, die kompatibel zu halten. (...) Das sind eben Probleme und dem werde ich mich in nächster Zeit auch stellen müssen, mich da einarbeiten müssen. Insofern verlangt das schon ein bisschen mehr dann so. Und ich bin eben bisher da noch nicht, habe ich mich noch nicht umgetan, zum Beispiel habe ich noch selber keine Programme geladen oder so was. Und ich habe auch selber auch keine Viren bekämpft oder all diese ganzen Sachen, die man eigentlich, denke ich mir, schon machen können sollte."

Die zukunftsorientierte Perspektive wird mit dem von ihr gewählten Vergleich des Computerumgangs mit der fehlenden Praxis beim Auto fahren verstärkt. Eigenständig mit dem Computer umgehen zu können und der Erwerb von Grundkenntnissen wird dabei im Vergleich mit dem Fahren eines Autos zum formulierten Anspruch an sich selbst gestellt bzw. zum verallgemeinerten Anspruch an eine zeitgemäße Techniknutzung. Die Eigenverantwortung des Computernutzers, die vor allem darin besteht, auf einem aktuellen Wissensstand zu sein – so die alltagslogische Schlussfolgerung – ist notwendige Voraussetzung für den erfogreichen Umgang. Ebenfalls betont auch sie die Bedeutung des „praktischen Wissens" für den Computerumgang.[271]

> „Früher dachte ich auch, ich habe einen Führerschein, ich bin also nicht lange gefahren in meinem Leben, weil es kann eigentlich kein Sinn sein, ein Auto zu haben hier in der Großstadt, aber eigentlich dachte ich auch, wenn man Auto fährt, muss man das Auto beherrschen. Das merkt man aber ziemlich schnell, dass man es eigentlich gar nicht braucht. Also ich meine, ich muss nichts von dem Motor wissen, wenn ich Auto fahre. Das muss ich nicht, also ich finde, das muss man irgendwo und sagen, okay, ist das Auto kaputt, entweder kriegt es ein Freund oder die Werkstatt. Also das, aber beim Computer, denke ich mir, ist es aber ein bisschen anders. Natürlich werde ich nicht auf der Platine rumlöten, aber zumindestens die Handhabungen, dass man also selber, wenn man einen Virus hat, vielleicht auch mal selber rauskriegt oder sich selber Sachen runterlädt oder eben bestimmte Sachen vielleicht auch überhaupt natürlich mitkriegt, was alles kompatibel sein muss. Dazu muss man sich ja auch schon vorher informieren, rumhorchen, was es überhaupt für Möglichkeiten gibt. Und da muss ich mich in nächster Zeit dann schon ein bisschen mit auseinandersetzen."

Aus den biographischen Interviews spricht ebenfalls, dass im Allgemeinen eine recht deutliche Einschätzung vorhanden ist, ob man zu den Technikpionieren gehört oder einen eher „verspäteten" Einstieg in die Computernutzung hatte. Im folgenden Interviewausschnitt aus dem Gespräch mit einer 28-jährigen Studentin wird dies besonders deutlich. Ein weiteres typisches Motiv ist hier, dass das soziale Nahumfeld einen starken Einfluss auf die jeweilige Computersozialisation – hier in Form eines

[271] Hörnig, Experten des Alltags, wie Anm. 42. Vgl. ausführlich auch den Abschnitt 4.3.2.1. Das praktische Wissen.

eher sanften sozialen Drucks – ausübt.[272] Konkret besorgt schließlich der Freund den Computer und er ist auch derjenige, der sich bereits auskennt und so für die Einweisung zuständig ist. Diese Erfahrung wird in Beziehung zu einer allgemeinen Entwicklung gesetzt, nämlich dass sich mit der zunehmenden Verbreitung von Textverarbeitungssoftware die qualitativen Standards – im Beispiel ist es die Gestaltung der Seminararbeiten im Studium – erhöht haben. Deutlich gemacht wird dies anhand des Übergangs von der Schreibmaschine zum Computer. Mit der Nennung des vergleichsweise geringen Preises wird versucht, die Bedeutung des Computers zu relativieren, und mit dem abschließenden Verweis auf die fehlende Euphorie soll biographische Distanz zum Computer signalisiert werden.

> „Also, mit dem Computer habe ich relativ spät angefangen. Ich studiere jetzt seit einiger Zeit und zu Beginn, also erstes, zweites Semester war ich halt mit der Schreibmaschine zugange. Und dann bin ich ja nach Hamburg gekommen und erst hatte ich eine richtig einfache manuelle Schreibmaschine. Und dann habe ich, weil ich irgendwie nach einem Semester klar war oder nach einem Semester klar war, dass das ja offensichtlich auf das Schreiben hinausläuft, das Studieren, habe ich dann eine elektrische Schreibmaschine von meinen Eltern bekommen. Und mit dieser Schreibmaschine bin ich dann nach Hamburg gekommen. Und war dann aber auch relativ schnell mit der Frage konfrontiert, Schreibmaschine war ja auch zu dem Zeitpunkt völlig überholt. Also ich glaube, ich war die Letzte zu dem Zeitpunkt mit 91, 92, 93 habe ich, glaube ich, angefangen, war ja schon vom Standard von der Uni her, liefen so die letzten Arbeiten auf Schreibmaschine aus. Und also, es setzte sich immer mehr durch, dass eigentlich erwartet wurde, dass man eine komplett layoutete Computerarbeit abgibt. (HS: 93 hast du mit dem Studium angefangen?) Ungefähr so, ja müsste eigentlich stimmen. Das heißt also, zu dem Zeitpunkt, wo ich die elektrische Schreibmaschine bekam, war, stand eigentlich auch schon die Frage im Raum, wieso nicht ein Computer? Und dann hatte ich aber zu dem Zeitpunkt kein Geld, mir einen Computer zu kaufen. Und war auch irgendwie so ein bisschen genervt davon so. Und dann schließlich bekam ich eben die Gelegenheit, den Computer, den ich jetzt habe, für 100 Mark - das ist irgendwie so ein alter Apple-Computer für 100 Mark - von einem Bekannten zu kaufen. Und habe das dann nämlich auch gemacht. (HS: Von welchem Jahr ist der denn jetzt. Weißt du das?) Der ist bestimmt irgendwie fünf Jahre alt oder so, also Quatsch. Der ist fünf, sechs habe ich den ja mittlerweile jetzt schon, sechs, sieben Jahre alt. Ja und dann habe ich den übernommen und habe dann mich peu à peu mit ihm angefreundet und (HS: Wie ist das konkret gelaufen? Erinnerst du das noch, was heißt jetzt, sich angefreundet?) Na ja, ich habe, eigentlich habe ich mich nicht damit angefreundet, sondern Dietmar [der Freund der Interviewten] hat dann irgendwie beschlossen, Dietmar [betont] hat beschlossen, dass es jetzt alles irgendwie... Ich habe jetzt einen Computer und jetzt soll ich den auch mal nutzen. Ich habe dann eher das Ganze noch ein bisschen skeptisch beobachtet, aber musste mich nicht insofern damit auseinandersetzen, weil er mir das alles eingerichtet hat. Er hat einfach die ganzen Programme überspielt. (HS: Er kannte das schon?) Er kannte das schon. Er hat schon länger mit dem Computer gearbeitet, das heißt, eigentlich haben ja alle Leute mit dem Computer gearbeitet. Und ich musste mich, also ich musste mich jetzt nicht ins Handbuch vertiefen. Ich musste mich jetzt nicht damit

[272] Vgl. zu diesem Aspekt ausführlich Abschnitt 4.2.2. Der Computer im sozialen Nahbereich.

auseinandersetzen, wie ich irgendwie diesen Computer zum Laufen bringe, sondern es wurde mir alles bedienungsfreundlich auf den Tisch gestellt. Und dann habe ich halt davor gesessen und habe es auch bedient und habe es auch benutzt. Aber hatte eigentlich jetzt, also ich habe keine Euphorie oder so was empfunden, sondern habe es einfach erst mal so hingenommen."

In den biographischen Deutungen, die eine problematischere Sicht auf die eigenen Computerkenntnisse haben, wird vor allem auch ein späterer bzw. verspäteter Einstieg in die Computerwelt damit in Zusammenhang gebracht. Hier sind es tendenziell stärker die interviewten Frauen, die diese Deutung im Interview thematisieren. Deutlich wird dabei auch, dass die Auseinandersetzung mit dem Computer auch Folge eines sozialen Drucks ist.

Computer als Erinnerungsobjekte

Zunächst scheint es nicht sehr naheliegend, Computer als Erinnerungsobjekte zu begreifen.[273] Sie sind als technische Gebrauchsgegenstände meist zeitlich beschränkt in Betrieb und mit ihren kurzen Produktlebenszyklen für ein Dasein als eher flüchtiges Kulturgut prädestiniert. Neuere Programmversionen oder steigende Datenmengen „bewältigen" Computer, die fünf oder mehr Jahre alt sind, häufig nicht mehr.[274] Gleichzeitig steht beim Computer der Umgang und die Nutzung im Vordergrund. Bedeutend für das eigentliche Objekt ist eher das technische Innenleben – wie sich auch in den Interviews zeigt – wenn etwa bei der Beschreibung des eigenen Computers Speichergrößen und die Prozessorenleistung genannt werden, Gestaltung und Aussehen der Hardware hingegen zumeist kaum ins Gewicht fallen.[275] Marken spielen etwa bei der Hardware lediglich beim „Religionskrieg" PC bzw. Windows gegen Mac eine gewisse Rolle, wobei hier neben dem Design der Hardware auch das Betriebssystem Inhalt der Auseinandersetzungen ist.[276]

Trotzdem finden sich in den Gesprächen detaillierte Erinnerungen an frühe Computer. Angerissen ist damit jene Perspektive, die in der volkskundlichen Sachkulturforschung zunehmend über die notwendige Kontextualisierung von Dingen auch auf Methoden

---

[273] Andreas Kuntz hat in der Auseinandersetzung mit dem ähnlichen Begriff der Erinnerungsgegenstände vor allem auf familiäre Modi einer geteilten objektbezogenen Erinnerung aufmerksam gemacht. Kuntz, Andreas: Erinnerungsgegenstände. Ein Diskussionsbeitrag zur volkskundlichen Erforschung rezenter Sachkultur. In: Ethnologia Europaea 29 (1990). S. 61-80.

[274] Die Dynamik dieser Entwicklung lässt sich am Mooreschen Gesetz ablesen, wonach die Rechenleistung, die für 1000$ erworben werden kann, sich alle zehn Monate verdoppelt.

[275] Dies unterscheidet den Computer auch von anderen technischen Artefakten, bei denen der symbolische Wert bzw. der Wert als Statussymbol sehr viel stärker sowohl über die jeweilige Marke als auch über das damit verbundene Design funktionieren, als etwa beim Auto.

[276] Wenn auch ironisch gewendet, so meinte Umberto Eco doch, zwischen Mac- und Windows-Usern einen neuen Religionskrieg auszumachen. Eco, Umberto: Ein neuer Heiliger Krieg: Mac gegen Dos. In: Ders.: Sämtliche Glossen und Parodien. München / Wien 2002. S. 487-488.

der Biographieforschung zurückgreifen soll.[277] Der Blick auf die Bedeutungsdimensionen von Objektwelten, die „Dingbedeutsamkeiten“ (Karl-Sigismund Kramer) hat eben auch einzuschließen, wie diese konkret im Deuten der Alltagshandelnden gesehen und erlebt werden.[278]

Computer lassen sich gegenwärtig – versucht man eine allgemeinere Einordnung in die Erinnerungskultur – zu verschiedenen Objekten der Pop-Kultur als wichtige Bestandteile kollektiver Erinnerungen und des kulturellen Gedächtnisses einreihen.[279] Der große Erfolg, den etwa das populäre Sachbuch „Generation Golf“ von Florian Illies hatte, mag als Beleg hierfür gelten.[280] Hier fungieren vor allem ehemals populäre Artefakte und bestimmte Markenprodukte der 1970er und 1980er Jahre als Schlüsselsymbole, mit denen in den angesprochenen Generationen gemeinsame Kindheits- und Jugenderinnerungen aktiviert und geteilte Bezugspunkte bewusst gemacht werden. Insgesamt lässt sich für den Bereich der Pop-Kulturen ein allgemeiner Trend zur Erinnerung feststellen.[281] Zu diesen typischen Objekten des gemeinsamen Erinnerns, die ins „kulturelle Archiv“ übernommen werden, gehört auch der erste massenhaft verkaufte Homecomputer, der Commodore 64.[282]

Diese gemeinsamen Bezüge zeigen sich in den Interviews in bereits vorhandenen (technik-)nostalgischen Momenten, anders ausgedrückt: in einem technik- und kulturgeschichtlichen Bewusstsein der Computerentwicklung. So beschreibt die 28-jährige Studentin Meike Hansen, wie sie kurz vor dem Interview mit ihrem Bruder den noch funktionsfähigen Commodore 64 aus Kindertagen ausgepackt hat und eine „Spielesession“ gemacht hat. Das nostalgische Moment funkioniert dabei vor dem Hintergrund des Staunens über den raschen Wandel, der sich vor allem auch im Bereich der Computerspiele zeigt. Formulierungen wie „vorsintflutliche Technik“ oder

---

[277] Heidrich, Hermann: Von der Ästhetik zur Kontextualität: Sachkulturforschung. In: Göttsch, Silke/ Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin / Hamburg 2001. S. 33-55.

[278] Kramer, Karl-Sigismund: Zum Verhältnis zwischen Ding und Mensch. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 58 (1962). S. 91-101. Am Beispiel der Mix-Kassetten ließ sich diese Bedeutungsaufladung an einem anderen technischen Artefakt ausgesprochen deutlich nachvollziehen. Aus dem Massenprodukt wurden im Um- und Neugstalten hochgradig individuell und biographisch konnotierte Objekte. Herlyn, Gerrit / Overdick, Thomas: Kassettengeschichten. Von Menschen und ihren Mixtapes. In: Dies. (Hg.): Kassettengeschichten. Von Menschen und ihren Mixtapes. Münster u. a. 2003. S. 6-11. (= Studien zur Alltagskulturforschung, Bd. 3).

[279] Vgl. hierzu z.B. die von Harald Welzer zusammengefassten Diskussionen Harald: Welzer, Harald: Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. München 2002. S. 15ff.

[280] Illies, Florian: Generation Golf. Eine Inspektion. S. 11 und 103. Der Commodore 64 taucht hier als eines der wiederkehrenden Motive auf.

[281] Herlyn, Gerrit: Das Paradox der Kreativität. Zur biographischen Deutung des Medienumgangs im Ausstellungsprojekt „KassettenGeschichten“. In: Bröcker, Marianne / Probst-Effah, Gisela: Musikalische Volkskulturen und elektronische Medien. (im Erscheinen).

[282] Der Literaturwissenschaftler Moritz Baßler hat anhand der Übernahme in die so genannte Pop-Literatur gezeigt, wie Elemente der Pop-Kultur als kulturelles Archiv fungieren. Der Deutsche Pop-Roman. Die neuen Archivisten. München 2002. S. 21ff.

„Das ist schon Wahnsinn, was sich da getan hat“ verweisen auf diese aus der Gegenwartsperspektive beschriebene dramatisch schnelle technische Entwickung.

> „Also, mein Bruder hatte ja Commodore 64, aber auch nur zum Spielen, meine ältere Cousine, die hatte irgendwann schon mal diesen Sinclair ZX Spectrum, so einen ganz kleinen mit so Gummitasten und da haben wir halt auch schon selber so Programme abgeschrieben, da gab es so Programmhefte und also so ganz einfache Spiele, also mit so einer sehr spartanischen Graphik und hat man dann früher noch so mit Kassettenrekorder da Programme dann teilweise irgendwie in den Computer rein und dann in den Fernseher oder halt eben selber getippt und das dann auf Kassette aufgenommen, also das war noch ganz witzig, so für Computer noch sehr vorsintflutliche Technik. (HS: Ja, ja, na ja) Das kam, glaube ich, erst kurze Zeit später mit diesen, ja Commodore dann auf, dass dann Sachen auf diesen großen Floppydisks dann abgespeichert werden konnten, also vorher lief das, glaube ich, nur auf normalen Kassetten, (HS: Ja, ja) auch letztens mit meinem Bruder habe ich zusammen noch mal so eine Spielsession zu Hause gemacht, da hat er den Commodore ausgepackt und die ganzen alten Spiele gespielt, so Paperboy, wo man dann so Zeitungen in Hauseingänge werfen muss und das war damals schon ein Spiel mit unheimlich wahnsinnig toller Graphik und wir haben uns echt halb kaputtgelacht, weil das so riesengroße Quadrate waren, die dann irgendwie so ein Bild darstellen sollten, (HS: Aha) das ist schon Wahnsinn, was sich da getan hat.“

Dass sich hier eine Art von historischem Bewusstsein der erlebten Technikgeschichte formiert, wird auch daran deutlich, dass sich in jüngster Zeit eine zunehmend breitere Erinnerungskultur um die ersten Heimcomputer gebildet hat.[283] Vor allem bei den heute 25- bis 40-Jährigen ist der Commodore 64 gewissermaßen als geteilte Erfahrung bzw. (pop-)kultureller Erinnerungsmarker vorhanden. Die Frage nach dem Erstkontakt mit Computern führt häufig in diese Zeit des ersten Booms von finanzierbaren Heimcomputern in den frühen 1980er Jahren. Dieser wird als typisches Symbol und inzwischen auch Erinnerungsobjekt für diese Zeit anerkannt.

Für den ästhetischen Wert des nostalgisch Verklärten muss ein gewisser zeitlicher Abstand vorhanden sein, das Produkt – hier also der C64 – mit einer bestimmten Epoche identifizierbar sein. Auch im Gespräch mit Herrn Hinrichs fällt in diesem Zusammenhang das öfter benutzte Adjektiv „legendär“ zur Beschreibung und historischen Bewertung und Einordnung des Commodore 64.[284]

> „Das hat sich eigentlich so immer, immer weiter, na mit Computern jetzt natürlich auch, seit 20 Jahren befasse ich mich mit Computern. (HS: Seit zwanzig Jahren?)

---

[283] Neben verschiedenen Internetprojekten, die sich um den Erhalt von Computerspielen bemühen, hat sich das Museum für Kommunikation in Bern/ Schweiz der Thematik angenommen und 2001 eine Ausstellung unter dem Titel „Control-Alt-Collect“ initiiert. Auf der Internetseite www.mfk.ch finden sich u.a. Links zum Thema Retro-Computing und ein Schreibaufruf „Mein erster Computer“. Ebenfalls zu nennen ist hier das Computerspiele-Museum in Berlin, das sich um die kulturgeschichtliche Aufarbeitung der Computerspiele bemüht, [http://www.computerspielemuseum.de/], 14.4.2005.

[284] Der Begriff „legendär“ in Zusammenhang mit den frühen Homecomputern wurde ebenfalls von Herrn Voss für den C64 verwendet, Herr Kirchner sprach vom „mythischen Apple-Computer aus der Frühzeit“.

> Ja, also Anfang der 80er Jahre, als es losging, wo der IBM-PC rauskam, erst habe ich das mit dem, mit dem Commodore gemacht, dieser legendäre C64, ja und nachher dann mit den Andern und das ist eigentlich so, wenn man dann, das ist ja auch mit der Technik ist es ja so, wenn Sie damit aufwachsen, wissen sie unheimlich viel und können da auch unheimlich viel verarbeiten, sich viel selbst erklären und und und..."

Mit den Erinnerungen an „veraltete" und nicht mehr genutzte Computer ist aus Sicht der Akteure auch so etwas wie eine Periodisierung der Computertechnik verbunden. Vor allem in Bezug auf den C64 fällt auf, dass diese zwar als Computer bewertet wird, aber nicht als vollwertige technische Artefakte in dem Sinne, wie Computer aus der gegenwärtigen Nutzung bekannt sind.

Vor allem die Interviewten, für die die frühen Computererfahrungen positiv besetzt und zur individuell erlebten Geschichte des technischen Fortschritts wurden, stehen die frühen Anwendungen am Beginn einer persönlichen Erfolgsgeschichte. Die früh mitgemachte Innovation und das Gefühl des „Dabei-gewesen-seins" werden so in der nachträglichen Deutung zum visionären Blick in die Zukunft. In verschiedenen Beispielen – wie etwa bei Herrn Adloff – wird angeführt, dass die Erfahrungen mit dem Home-Computer wichtige Grundlagenkenntnisse vermittelt hätten und so der Einstieg in einen als erfolgreich wahrgenommenen Computerumgang ermöglicht wurde. Hier sind es vor allem sich technisch kompetent gebende Männer, bei denen die positiven technischen Erfahrungen in der biographischen Deutung mit dem Bezug auf die frühe Aneignung von Computerkenntnissen so eine Kontinuität erhalten und ihre Bedeutung für das eigene Leben betont wird.

Aneignungserinnerungen – Der erste Computer

Eine präsente und abrufbare Erinnerung war häufig die an den ersten eigenen Computer. Dies ist ein (technik-)biographisch relevantes Datum gewesen, ähnlich wie etwa der Führerscheinerwerb, das erste eigene Auto oder frühe Fernseherinnerungen. Das Anschaffungsjahr, der Anlass sowie das erworbene Modell wurden zumeist sehr detailliert erinnert, ebenso wie die Aneignung der ersten Kenntnisse. Die aus der Perspektive der gegenwärtigen Computernutzung geschilderten Erinnerungen verweisen so auf den technischen Wandel, beinhalten aber auch ein Staunen über die heute als beschwerlich und umständlich empfundene ältere Technik. Langsame Prozessoren und Speicher mit wenig Kapazität, die im Vergleich zum gegenwärtigen Stand hohen Preise, kompliziertere Software und Betriebssysteme machen den eigenen Umgang im Rückblick mitunter zur technikhistorischen „Pioniertat". Dabei sind für die biographische Deutung die subjektiven Einschätzungen der Interviewten wichtig, inwieweit der Einstieg in die Computernutzung früh oder spät erfolgte.

Die folgende – für den Gesamtkorpus sicherlich auch außergewöhnliche – Erzählpassage mag dies verdeutlichen. Im Gruppengespräch mit Mitarbeitern der IT-

Abteilung eines großen Hamburger Verlags findet sich die ausführliche Erzählung über die Anschaffung des ersten eigenen Computers eines Abteilungsleiters in den frühen 1980er Jahren.[285] Der Charakter einer Erzählung zeigt sich bereits in der Eingangssequenz: „Eine Sache will ich noch dazu sagen", mit der sich Herr Folville die Aufmerksamkeit für die folgenden ausführlichen Schilderungen sichern möchte und die gleichzeitig auf den besonderen Inhalt hinweisen will. Der Spannungsbogen der Erzählung zielt mit dem „Unglaublichen" des hohen Preises und des hohen Aufwands auf die großzügige Schenkung der Großmutter von Herrn Folville.

Retrospektiv – also aus der Deutungsperspektive einer erfolgreich verlaufenden Berufskarriere – wird der erste eigene Computer in der Erzählung mit einer großen Bedeutung aufgeladen, gewissermaßen zum Meilenstein für die Berufsbiographie. Die damit verbundene Eigenititative in Bezug auf die eigene Ausbildung ist sicherlich auch ein Indiz für die biographische Funktion und wichtiges Moment in der Gestaltung der beruflichen Erfolgsgeschichte.

Wichtig, auch um den Unterschied zur Gegenwart zu betonen, sind die hohen Anschaffungskosten und der große, auch technische Aufwand, der notwendig war, um mit dem Computer zu arbeiten. Dass auch nach fünfzehn Jahren noch eine Fülle an technischen Details präsent ist, verstärkt diesen Eindruck und kann möglicherweise als Hinweis auf einen verfestigten Erzähl- und Erinnerungsgehalt verstanden werden.

Die biographische Dimension wird durch die sehr große benötigte Geldsumme, die mit Hilfe der Großmutter zusammenbekommen wurde, bestätigt. Auch hier steht die dramatische technische Entwicklung im Vordergrund („heute museumsreif"). Zusätzlich betonen sowohl Herr Folville als auch seine beim Interview anwesende Ehefrau, dass sie zusätzlich viel „jobben" mussten, um den Computer erwerben zu können. Auch der Hinweis auf die Zeit, die in die Beschäftigung mit dem neuen Computer floss, ist in diesem Zusammenhang zu sehen. Bemerkenswert ist sicherlich auch, dass zunächst keine konkreten Ziele mit der Anschaffung verbunden waren, der Computer eher eine abstrakte Zukunftsinvestition war.

> „Eine Sache will ich noch dazu sagen, mein erster Computer, den ich gekauft hatte, den habe ich geschenkt gekriegt. (...) Das ist jetzt fünfzehn Jahre her (...) Das war ein 80/88, also das ist eine Typbezeichnung mit 4,7 Megahertz, also heute ist normal 500 ungefähr und (Frau Folville: Und das gute Teil hat 25.000 Mark gekostet!) 25.000 Mark hat die Kiste gekostet (Frau Folville: Wir haben ein Teil nur geschenkt gekriegt, sind jobben gegangen wie die Wilden, um diesen blöden Computer bezahlen zu können.) (TH: Das war 85, ich habe nämlich auch meinen 80/88 84 auch knapp unter 5 getaktet.) Ja, 4,77 war die getaktete Frequenz, das war eine Standardfrequenz damals, das war ein Sirius 1, die Firma gibt es leider nicht mehr, es war ein sehr schönes Teil, heute museumsreif, ne. (TH: Wie lange hat der im Dienst gestanden?) Vier, fünf Jahre. Ja, länger war das nicht, dann war er natürlich restlos überholt mittlerweile (...) (UR: Also hier 25.000, was habt ihr euch denn erhofft, wenn ihr den erstrebt habt und soviel investiert habt?) Man kauft den

[285] Im Gruppengespräch waren als Interviewer alle Projektmitarbeiter sowie Uta Rosenfeld (UR) beteiligt, die Gesprächspartner waren Michael Mosbach, Michael Folville und Petra Folville.

nicht, um sich da, es ist wie eine Ausbildung, das war damals eine Sache, ich hatte Spaß an so Sachen, ich hatte ja viele unterschiedliche Sachen studiert, unter anderem auch Informatik, Mathematik und, hm, irgendwie war es das nicht so und irgendwie haben mich Rechner immer gereizt, natürlich auch vom Informatikstudium her in Hamburg, hier vorne um die Ecke, und man hatte schon immer Kontakt zu Rechnern, aber selber was machen ist natürlich was anderes, immer warten, bis man da mal seine Lochkarten da loswurde, ich weiß nicht, wer das noch kennt [lachend], ne. Und dann hatte man einen Fehler im Programm und dann ging es los, na ja, Lochkarten ändern und dann hatte man wieder keine Batchzeit und das überhaupt das war es irgendwie nicht. (...) Das hat was [lachend], nein, das war für mich eine Weiterbildungsmaßnahme, ich habe das gemacht, um was zu lernen. Das hatte sonst gar nicht, keinen konkreten Grund. Also es war nicht zielgerichtet auf irgendeine Sache, ganz gezielt, da sage ich, ich kaufe mir den und dann mache ich genau das und das.(...) Es ging wirklich um diesen Effekt, er wurde ja nicht gekauft für einen speziellen Zweck, (HS: Ja) also dass ich sage, ich kaufe den und dann mache ich das und das damit, sondern ich habe den gekauft, weil ich dachte, die Computerei hat mich schon immer interessiert, irgendwie möchte ich gerne auf diesem Gebiet ein bisschen weiterkommen, an der Uni das wird nichts, weil die Möglichkeiten auch so schlecht sind, also macht man das halt eben selbst. Das war ein ganz einfacher Grund. (...) Ja, ich weiß, also es war eigentlich relativ einfach, ich habe damals zu der Zeit an der Fachhochschule für Bauingenieurwesen habe ich ein Straßenbautrassierungsprogramm, das die Uni geschenkt bekommen hat, umprogrammiert auf deren Primeanlage, eine Großrechenanlage, also irgendwie komme ich, habe ich immer schon ein bisschen was mit Computern zu tun gehabt und ein Freund, ein Kommilitone von mir da, der hatte uns zum Essen eingeladen und wir waren bei dem zu Hause und der hatte einen Osborne da stehen. Das war so ein Nintendo, (...) ist so eine tragbare Kiste, ungefähr so groß, so hoch mit so einem ganz kleinen Monitor drin, rechts, links so ein Diskettenlaufwerk, da konnte man die Tastatur so runterklappen so, heutzutage sieht das alles ein bisschen klobig aus, aber das war damals ganz faszinierend das Teil. Der hatte sich einfach einen gekauft [lachend] und dann dachte ich, na ja, und der sagte auch, er hat mal Lust, er will mal gucken, irgendwie kommt ja immer Computer mehr in Mode, man muss da mal was machen. Und der hatte dann halt diesen Osborne gekauft, weil er dachte, den kann man dann ja gut mit sich rumschleppen. Das ist natürlich bei dem Gewicht nicht so einfach. Na und da dachte ich, das ist doch eigentlich hat der Mann recht, also der macht eigentlich ganz das Richtige, warum mache ich das nicht, weil ich im Grunde genommen den ersten Kontakt hatte ich mit 18, was den Computer angeht, Schulcomputer, das war ein ganz spezielles Teil, da dachte ich, der macht das eigentlich genau richtig. Eigentlich müsste ich das auch so machen (HS: Ja) Und na ja, dann habe ich ein bisschen Werbung bei meiner Oma gemacht, [alle lachen] weil ich war zu der damaligen Zeit Student und habe keinen dabei, nichts nicht über mehr Geld verfügt, als das, was man in den Semesterferien verdienen konnte und das war meistens schon so ausgegeben, also ich hätte keine Möglichkeiten gehabt, einen zu kaufen. Ja und dann hat mir meine Oma, der habe ich das vorgetragen und habe gesagt: »Pass auf, du investierst doch gerne!«. Das klingt jetzt ein bisschen flapsig, aber so ähnlich war das auch. »Du investierst doch gerne in deinen Enkel und ich habe mir da was Wunderbares ausgesucht«, und erzählte ihr so die ganze Geschichte und habe mir natürlich zu der damaligen Zeit den Computer ausgesucht, der mit Abstand das Edelste war, was auf dem Markt zu finden war. Und die fand die Idee klasse. Sie sagte: »Toll, sagte sie, ja kriegst du, bezahl ich«. Zwanzigtausend Mark, so bin ich an diesen, an dieses Gerät

gekommen, das war eben halt ein sehr schönes, ja, sonst wer weiß, was heute sonst wäre, aber sie hat ihn damals bezahlt und dann sind sehr, sehr viele Stunden da reingegangen."

Für den 48-jährigen Metereologen Heiner Lamprecht ist die exakte Erinnerung an die technischen Daten und Leistungsmerkmale des vor knapp zwanzig Jahren angeschafften Computers ebenfalls präsent, worauf der bestärkende Topoi der Beglaubigung „das weiß ich noch" hinweist.[286] Auch hier wird auf den im Vergleich zur Gegenwart hohen Preis und die geringen Leistungen verwiesen. In diesem Zusammenhang fällt ebenfalls das auch in anderen Interviews auftretende Staunen über den raschen technischen Fortschritt auf.

„(GH: Sie sagten vorhin, dass Sie den Computer schon relativ lange haben?) Ah, ich habe nicht nur einen (GH: Wissen Sie das noch, wie?) Ich habe angefangen, mein Gott, wie war das, das muss so 1980 rum gewesen sein, wo die Dinger noch ziemlich teuer waren, hatte ich mir einen Computer gekauft, der hieß Videogenie. (...) Das war also ein Computer, also eine schöne Tastatur in einem Holzrahmen, der hatte acht Kilobyte Memory, ein Z-80-Prozessor, das weiß ich noch und ein Bandlaufwerk, so ein Kassettenlaufwerk, auf dem man Daten speichern konnte, das war es und wurde über einen, als Monitor diente ein Fernseher. (...) Und das war wohl einer mit der ersten Computer, die so, nein war nicht, zumindest so in dem Hobbybereich, kommerziell noch nicht, ich weiß nicht mehr, was wer gekostet, aber ziemlich, ich weiß es nicht mehr, ob man das weiter, (…), da habe ich also so ein bisschen angefangen mit, konnte man nicht viel machen, ich habe dann irgendwann den aufgerüstet auf 32 Kilobyte, das ist weniger als heute so ein Taschenrechner hat, aber immerhin, das war ein Computer und man konnte den programmieren, ich hatte allerdings auch einen Taschenrechner, den habe ich, glaube ich, noch hier, den habe ich auch nicht weggeschmissen, obwohl er nicht mehr funktioniert."

Der 59-jährige Hochschullehrer Gerhard Duismann erinnert ebenfalls genau das Anschaffungsdatum des ersten Computers. Seine Bewertung, dass dies „relativ früh" gewesen ist, verweist auf jene alltagswirksame erfahrungsgeschichtliche Dimension der Technikaneignung, die auch für die Kontextualisierung und Positionierung des eigenen Zugangs wichtig ist. Im Interview geht er umgehend auf seinen aktuellen Gebrauch des Computers über, für den er gewissermaßen den „Nachweis" eines erfolgreichen Umgangs führt, indem er auf mehrere im Betrieb befindliche Computer und die permanente Nutzung verweist.

„Den Computer habe ich relativ früh gehabt, 85 habe ich mir den ersten Computer gekauft und da ein Leben ohne Computer kann ich mir auch zu Hause nicht vorstellen, nicht nur hier im Dienst, im Dienst habe ich, glaube ich, vier Stück oder fünf, zu Hause einen und das ist eigentlich so, dass ich, dass der, der läuft fast täglich, der läuft fast täglich, also heute abend nicht mehr, wenn ich heute Abend nach Hause komme, nicht mehr, heute Morgen, doch, heute Morgen ist er schon gelaufen, also heute Morgen habe ich ihn schon, habe ich mir schon E-Mail

[286] Schröder, Topoi des autobiographischen Erzählens, wie Anm. 203, S. 42.

geguckt, welche E-Mails da sind, acht Stück lagen in den letzten zwei Tagen vor und dann habe ich noch was gedruckt und etwas mal, also der Computer spielt eine ziemlich starke Rolle."

Auch die 44-jährige Musikwissenschaftlerin Dörte Schiller erinnert sich an den Anschaffungszeitpunkt und die genauen Umstände der Anschaffung und Aneignung. Anders als in den vorher genannten Beispielen findet hier die Bewertung der eigenen Anschaffung als „relativ spät" statt, wohl auch vor dem Hintergrund, dass sie immer noch den gleichen Computer benutzt und sie sich dem permanenten Erneuerungszwang bewusst entzieht. So stehen in ihrer Beschreibung auch nicht die technischen Details im Vordergrund, sondern der Verweis auf die „solide" und „zuverlässige" Qualität des Geräts. Im Sinne einer Technikbewertung wird so also nicht der professionalisierte Computerdiskurs – etwa mit den technischen Ausstattungsmerkmalen – angesteuert, sondern Qualitätsmerkmale wie Langlebigkeit von anderer Technik bzw. anderen technischen Artefakten übertragen.

Die gewählten Begriffe, mit denen sie die zeitliche Einordnung vornimmt, verweisen dabei auf das computertechnische historische Bewusstsein aus der gegenwärtigen Perspektive, das auch mit Begriffen, die die zeitliche Dimension betonen („Dinosaurier", „allerersten") gezeigt wird.[287] Der von ihr gewählte Begriff der „Technikgeschichte" unterstreicht diesen Eindruck noch.

„(HS: Ja, ja, mich interessiert eine andere Sache noch sehr und zwar ist das Ihre Erfahrung mit dem Computer.) Ja, die ging relativ spät los für mich selbst. Also ich, ich hatte einen Studienkollegen, der sich in diese ganze Computerwelt schon sehr früh eingeklinkt hat, weil sein, ich glaube sein Schwager oder sein Cousin oder so einer von den Gründern von dieser Firma Databecker war, die die ersten Handbücher so gemacht haben, hier vertrieben haben und dadurch kriegte er das alles so mit und hat dann angefangen eigentlich durch Übersetzen von Gebrauchsanweisungen und solchen Sachen von den allerersten Handbüchern aus Amerika sich da so reinzuarbeiten. Und der hat mir schon immer sehr früh gezeigt, was man so alles machen und so und ich hab dann selbst allerdings erst nach der Dissertation mir einen gekauft. (HS: Wann war das ungefähr?) Ich überlege gerade, seit wann ich den habe, also das war, Moment, so 89, 90 ungefähr und es ist auch noch immer derselbe, den gucken alle Leute schon als einen Dinosaurier der Technikgeschichte an, aber ich habe mich jetzt so an den gewöhnt und er ist so, so unglaublich solide und zuverlässig."

[287] In mehreren Interviews sind vergleichbare übertreibende Formulierungen gewählt worden, um den Gebrauch älterer Computer zu begründen. So wurde in einem weiteren Gespräch der Ausdruck „Uraltcomputer" benutzt. Eine andere Interviewte betonte ebenfalls die Qualität ihres alten Computers, in dem sie diesen als „Dampfmaschine" bezeichnete: „Ich hab so einen uralten, ich sag immer: »Lasst mir meine Dampfmaschine«, die hab ich ja immer noch, ich hab so einen ganz kleinen Macintosh." Eine weitere Interviewte kennzeichnete ihre Familie als „hinterwäldlerisch", da sie lange keinen Computer hatten.

In einem letzten Beispiel ist bei der 29-jährigen Bibliothekarin Sylvia Schmidtke die Kopplung des ersten Computers an ein anderes wichtiges biographische Ereignis bemerkenswert. Der Auszug aus dem Elternhaus als biographischer Einschnitt fällt in der Erinnerung mit dem ersten Computer und dem Beginn des Studiums zusammen. Auch hier findet die eigene Verortung des Einstiegs in die Arbeit mit dem Computer über zeitlich relationale Begriffe statt. „Altertümliche Rechner“ und „große, wackelige Dinger“ markieren als überzeichnende Sprachbilder die wahrgenommenen Veränderungen in Bezug auf Miniaturisierung und erweiterte technische Möglichkeiten.

> (HS: Sagen Sie, wie sind Sie denn überhaupt an den Computer rangekommen, wann haben sie das erste Mal Bekanntschaft mit ihm gemacht?) Im Studium (HS: Aha) wirklich erst im Studium, in der Schule habe ich keine Bekanntschaft damit gemacht, das war irgendwie wohl nur so die, ja die, die, ich sage mal, die Phase, wo das alles ein bisschen mehr wurde, aber wo die Schulen halt noch keine PCs hatten, das ist wirklich erst im Studium gekommen, dass ich am Anfang musste ich also auch irgendwie, ich weiß gar nicht mehr, wie sich das nannte, EDV oder so, aber auch noch auf altertümlichen Rechnern, also mit den großen Disketten, mit diesen dreieinhalb oder wie die, ja, ich glaube dreieinhalb (HS: Weiß ich jetzt auch nicht genau.) Diese großen wackeligen Dinger, das hatten wir noch. Und unsere Tastaturen hatten auch also auch noch nicht die Escape-Taste, das gab es alles, da gab es dann noch irgendwie drei verschiedene Tasten, die man gleichzeitig drücken musste, also das war alles noch sehr altertümlich, aber im Studium das erste Mal eigentlich. (HS: Ja). Und dann habe ich irgendwann, haben wir gesagt, gut, ich brauche einen PC, ich muss Arbeiten schreiben und dann kriegte ich eigentlich einen Computer. (HS: Also zu Hause?) Zu Hause, genau, ich weiß gar nicht, wie lange ist denn das her? [Pause] Wann habe ich angefangen, vor sieben Jahren höchstens, sieben Jahre, sieben Jahre denke ich ist das her. (HS: Also so 94?) Ja, Ende 94, genau, Anfang 95 bin ich in meine eigene Wohnung gezogen und kurz vorher habe ich den Computer gekriegt, ja. Da bin ich eigentlich damit angefangen, habe aber hauptsächlich drauf geschrieben, also ich hatte kein Internet und all so einen Kram hatte ich nicht, hatte da ein paar Spiele drauf. Und da fing ich eigentlich auch an, alles zu Hause dann, was ich früher auf Zetteln katalogisiert habe, dann auf dem PC zu katalogisieren (HS: Ach so) meine Bücher (HS: Ach, für sie selbst) Für mich selber, ja, ja.“

Erinnerungen an erste bzw. frühe Computer sind in den Interviews häufig vorhanden und wurden sehr ausführlich und detailliert zur Sprache gebracht. Geprägt sind die dabei deutlich werdenden Vorstellungen aus der Gegenwart vom raschen technischen Wandel, der nicht einmal zwanzig Jahre alte Computer zu „Dinosauriern“ der Technikgeschichte werden lässt. Weiterhin sprechen aus diesen Interviewpassagen vor allem auch die Einschätzungen der Interviewten, ob sie sich früh oder verspätet Computerwissen und Computerpraxis angeeignet haben. Auch hier ist die biographische Dimension insofern präsent, dass die Aneignung in das Selbstbild und in die Positionierung in einer technischen Welt integriert werden muss. Nähe zur Technik wird sprachlich dabei über das genaue Erinnern technischer Ausstattungsmerkmale

und Anschaffungsdaten hergestellt, um so den Nachweis zu führen, früh Entwicklungen erkannt und mitgemacht zu haben.

y2k - Das kurze (kollektive) Gedächtnis der Informationsgesellschaft

Ein anderer Blick auf das Erinnern in Bezug auf die Thematisierungen des Computers ergibt sich beim Blick auf das so genannte Jahr-2000-Problem (y2k-bug). Gemeint ist hiermit die Problematik der in zahlreichen älteren Computer integrierten Zähluhren, die auf zweistellige und nicht auf vierstellige Jahreszahlen ausgelegt waren und so beim Jahrtausendwechsel von 1999 auf 2000 wieder auf das Jahr 1900 und nicht auf das Jahr 2000 springen würden.[288] Als mögliche negativste Konsequenz wurde der weitgehende Zusammenbruch von mit Computersystemen betriebenen Großtechnologien (Verkehrsmittel wie Flugzeuge, die Energie- und Wasserversorgung, Atomkraftwerke) gehandelt.

Im Rahmen der Erhebungen ergab sich eher zufällig die Situation, dass 32 der Interviews vor dem Jahrtausendwechsel geführt wurden und die weiteren 62 im Anschluss. Das so genannte Jahr 2000-Problem bzw. der y2k-bug wurde in diesen ersten Interviews häufiger thematisiert, teilweise von den Interviewten ins Gespräch eingebracht, teilweise auf Nachfrage der Interviewer.[289] Wenn auch nicht immer sehr ausführlich, so fiel den meisten Interviewten zumindest eine kurze Meinungsäußerung hierzu ein – etwa inwieweit selber Vorbereitungen für mögliche Computerausfälle getroffen werden sollten oder ob der eigene Arbeitsplatz betroffen sein könnte.

Die Thematisierung in den Interviews legt nahe, dass dieses in den Medien stark diskutierte Thema als „kommunikative Ressource“ im alltäglichen Sprechen sehr präsent war.[290] Für Spannung im Gespräch sorgte hier der magische und zu apokalyptischen Visionen reizende Jahrtausendwechsel, verbunden mit der technischen Zukunftsvision einer vom Scheitern bedrohten Großtechnologie. Die Thematik war – vor allem über Medien - omnipräsent, aber gleichzeitig war bzw. konnte jeder betroffen sein, da längst nicht mehr klar war, in welchen Computern wie alte Computerchips eingebaut sein könnten. Als Folge dieser Ausgangssituation findet bei den Interviewten auch eine Reflexion der technischen Durchdringung der eigenen Lebenswelt statt, etwa wenn überlegt wurde, welche Geräte betroffen sein könnten

---

[288] Ruschmann, Sandra: Die Vision mit Verfallsdatum. In: Stadelmann, Kurt / Wolfensberger, Rolf / Museum für Kommunikation (Hg.): Wunschwelten. Geschichten und Bilder zur Kommunikation und Technik. Zürich 2000. S. 30.

[289] Spiegel-Online hatte in den Jahren 1998 und 1999 nicht weniger als 72 Artikel und Berichte zum Jahr-2000-Problem, nach dem 1.1.2000 folgten nur noch eine wenige. [http//www.spiegel-online.de], 4.11.2004.

[290] Dieser Begriff ist vor allem von der konversationsanalytischen Soziologie geprägt worden, vgl etwa: Bergmann, Jörg R.: Haustiere als kommunikative Ressource. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Kultur und Alltag (Sonderband 6 der Zeitschrift Soziale Welt). Göttingen 1988. S. 299-312.

bzw. mit Mikrochips ausgestattet sind.[291] Das Jahr-2000-Problem ist auch als Schlüsselsymbol für das Entgleiten der Technik und für den Kontrollverlust der Menschen mit einer global vorhandenen Technologie zu sehen.

Die Aufgeregtheit der Medien und die geschürten Zukunftsängste finden sich auch im alltäglichen Erzählen und Argumentieren wieder. Auffällig ist jedoch, dass nach dem – ohne größere Zwischenfälle verlaufenen – Jahreswechsel das Thema sowohl in den Medien als auch in den Interviews in sehr kurzer Zeit wieder verschwunden war. Der Nachhall eines – zumindest über einen bestimmten Zeitraum so wichtigen Themas im kollektiven Erinnern – ist bereits nach kurzer Zeit äußerst gering. Dies erscheint aus Sicht der Biographie- und Erzählforschung aus zweierlei Gründen interessant. Zum ersten, dass mit dem Präsentieren und Vorführen von – so scheint es jedenfalls – diskussionserprobten Wissensbeständen eine gelungene Aneignung und kompetente Weitergabe von Technikwissen signalisiert wird. Hier zeigt sich auch, dass es zu den kommunikativen Anforderungen gehört, über medial präsente Themen auf einem aktuellen Wissensstand zu bleiben und diesen in Form einer eigenen Meiung im Gespräch äußern zu können. Zum zweiten, dass vorwiegend medial vermittelte Themen zwar kurzzeitig sehr präsente „Aufreger" sein können, der Nachhall aber mitunter nicht lange anhält.[292] Andere Beispiele für eine kurzfristige mediale alltagswirksame Aufgeregtheit, dafür also wie sich ein Computerthema zum wichtigen alltäglichen Kommunikationsgegenstand entwickelt, sind etwa spektakuläre Computerviren, wie etwa der so genannte I-love-You-Virus.[293]

Der 44-jährige Verfahrenstechnik-Ingenieur Herr Voss gerät – angesprochen auf das Thema – im Interview regelrecht ins Dozieren. Im am 29.4.1999 geführten Interview ist das Jahr-2000-Problem deutlich präsent und der Interviewte spricht in seiner auch außerhalb des Interviews vorhandenen Rolle des Technik-Experten, wobei anzumerken ist, dass Hans Joachim Schröder im Gespräch bewusst in die Rolle des Techniklaien „schlüpft" und im Gespräch bei technischen Fragen Erklärungsbedarf anzeigt.

Das Signalisieren von Technikkompetenz wird mit dem Bemühen mathematisch-logisch, also gewissermaßen aus Sicht des Computers zu sprechen, deutlich. Das Muster des erklärenden Sprechens über Technik wird über das detaillierte Nachzeichnen beim Funktionieren des Computers eingesetzt. Die Expertenrolle wird

---

[291] Vgl. hierzu auch die Beiträge in: Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaften / Warneken, Bernd Jürgen (Hg.): Fehlalarm. Y2K und andere Apokalypsen. Begleitband zur Ausstellung im Tübinger Schloß vom 8. Dezember 2000 bis 14. Januar 2001. Tübingen 2000.

[292] Dies relativiert allzu pauschale sozial- und kulturwissenschaftliche Einschätzungen über die Macht der Medien. Der viel zitierte Satz von Niklas Luhmann „Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien", mag als Beispiel für diese Medienanrufung gelten. Luhmann, Niklas: Die Realität der Massenmedien. Opladen 1995. S. 5.

[293] Hermann Bausinger hat immer wieder auf diese Funktion von Medienthemen im Alltag aufmerksam gemacht: Bausinger, Hermann: Vom Jagdrecht auf Moorhühner. Anmerkungen zur kulturwissenschaftlichen Medienforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 97 (2001). S.1-14.

dabei über eine verallgemeinernde Ansprache („Wir haben...“), mit einem technikgeschichtlichen Abriss der Computerentwicklung („So alt ist die Computerei ja noch nicht, aber sie hat eine rasante Entwicklung genommen.“) und mit Beispielen für die Konsequenzen („Einberufungsdaten der Bundeswehr“) sprachlich untermauert. Einerseits wird in der Argumentation das Technisch-logische hervorgehoben, andererseits sind die dramatischen Begriffe auffallend („immens“, „unheimlich“), die gewählt werden, um die Folgen des Jahr-2000-Problems zu betonen und die das von Herrn Voss gelieferte Orientierungs- und Expertenwissen als umso notwendiger erscheinen lassen. Aus dem routiniert wirkenden Argumentationsstil spricht meiner Einschätzung nach auch, dass das Thema von Herrn Voss in seinem sozialen Umfeld diskutiert wird und Bestandteil alltäglicher Kommunikationssituationen ist.

> „(HS: Also, ich lasse mir das ja gerne erklären, weil ich das alles nicht weiß. Ich kenne mich da mit Programmieren überhaupt nicht aus. Ich bin da also insofern total unbewandert. Und das finde ich sehr interessant. Also man hat ja jetzt soviel gehört von dem Jahr 2000 und dass das so unendliche Probleme geben soll in Computersystemen. Das muss ja irgendwie auch damit zusammenhängen, nicht. Weil die bei 1900 dann landen oder irgendwie so was, nicht?) Das liegt daran, das liegt an verschiedenen Gründen. So alt ist die Computerei ja noch nicht, aber sie hat eine rasante Entwicklung genommen, wo eigentlich keiner dran hätte denken können. Und hinzu kommt, dass die Technik oder die Bausteine, die es damals gab, immens teuer waren, immens schwer herzustellen waren und zum Beispiel bezogen auf den Speicherplatz unheimlich wenig angeboten haben. Das heißt, man musste das so kompakt wie möglich machen. Da hat man einfach gesagt, statt 1902, warum die 19 davor. Das ist, das weiß doch jeder. Wir haben 1900, also berechnen wir nur die 02 und dann war intern noch drinne gut irgendwo fest verdrahtet, wenn dieses Format, Datumsformat, ist und die letzten zwei Zahlen, das ist automatisch, fängt immer bei 1900 an, oder irgendwo da. So. Mittlerweile ist das so, dass Speicherplatz überhaupt kein Problem mehr darstellt. Und das ist heutzutage überhaupt kein Problem, dass vier Ziffern gespeichert werden. Es ist zwar der doppelte Speicherplatz im Gegensatz zu zwei Ziffern, aber wie gesagt, heute macht das keine Probleme mehr. Der zweite Punkt war eben, dass die Programmierer von damals nie gedacht hätten, dass Programme aus den fünfziger, sechziger Jahren auch heute noch am Laufen sind. Aber da waren eben einige Programme so gut, die konnte man nicht weiter verbessern. Und die laufen heute noch. So, und wenn jetzt eben diese Programme aufgerufen werden nach der Jahrtausendwende, dann haben die das eben drinne. Dann ist für die automatisch, wenn da Null-Null auftaucht, das ist für die 1900. So, und das kann dann wieder zu einem ganz kuriosen Effekt haben, dass auf einmal jemand, der was weiß ich, 1900 geboren ist oder 1904 geboren ist, im Jahre 2004 nicht hundert ist, sondern gerade geboren wurde oder vier Jahre alt. Und oder da kann man noch weitergehen, die 18-jährigen werden dann wieder einberufen in die Bundeswehr und das sind, sage ich mal, die harmlosen, in Anführungsstrichen, Sachen, bloß da hängen ja auch unheimlich viele Geldsachen davon ab, Rente, Krankenversicherung.“

Dass dies gewissermaßen zum alltäglichen Technik-Expertenwissen des Jahres 1999 gehört, also eine plausible Erklärung für das Jahr-2000-Problem anbieten zu können, zeigt, dass im Interview mit Markus Adloff eine praktisch identische Erläuterung angeboten wird; sein erwünschter Expertenstatus wurde bereits im vorigen Abschnitt mit dem Ausschnitt zu seiner Computeraneignung deutlich. Die erklärende Argumentation funktioniert hier noch stärker über den Einsatz von Fachvokabular („Embedded Systems“, Ausformulieren der Abkürzung „k“ als Kompatibility), aber auch über den historischen Verweis auf vergleichbare Unfälle (Stromausfall in New York 1967) und seinem Anschließen an das Schüren von eher diffusen Ängsten („Waffen der Russen“). Gleichzeitig stellt er auch einen Selbstbezug her, indem er betont, dass er selbst vor dem Jahrtausendwechsel Vorräte anlegen wird. Somit funktioniert die wenig Vorkenntnisse signalisierende Frage von Hans Joachim Schröder als Aufforderung, ausführliche Erklärungen im Gespräch anzuschließen.

Insgesamt wird in diesem Ausschnitt die warnende Funktion der Einschätzung noch stärker als im Gespräch mit Herrn Voss betont. Fast schon im Sinne einer Verschwörungstheorie werden die Folgen des Jahr-2000-Problems in dramatischer Art und Weise ausgemalt, bzw. mit der Darstellung eigener Kenntnisse als eine Art Geheimwissen („Fehler der Banken werden geheim gehalten“) präsentiert. Auch dies lässt sich vor allem als Aufwertung der eigenen Position in kommunikativen Situationen verstehen bzw. als ein Weg, Aufmerksamkeit als alltäglicher Technikexperte zu gewinnen.[294] Gleichzeitig wird es so auch möglich, sich als kompetent und kritisch im Umgang mit und im Verstehen von Technik darzustellen.

> „(HS: Wie, hat das zum Beispiel auch irgendwas mit dieser Schaltung zu tun, wo sie ja jetzt, was jetzt dauernd durch die Zeitung geht, wo sie solche Angst haben, dass jetzt zum Wechsel zum Jahr 2000 irgendwelche, was weiß ich Funktionen, lahmgelegt werden oder ist das was Anderes?) Das ist was Anderes (HS: Mit Null und Eins) Das ist ein Zählerprogramm, weil die Zählwerke damals nicht für, na ja, das hatten wir auch gemacht. Sehen Sie, das hatten wir auch damals schon im Unterricht gehabt, wie man ein Zählwerk baut, also wie man ein Zählwerk baut, das bis zehn zählt oder wie man ein Zählwerk baut, das genau bis 16 zählt, also Oktal oder ein Zählwerk, das nur bis zwei zählt dann, binär. (HS: Also ich habe das so verstanden, dass das im Grunde nach dem Zweiersystem geht.) Das ist ein Binärsystem, genau, richtig. (HS: Die Eins ist eine Eins, die Zwei ist eine Eins, Null, die Drei ist.) Eine Eins, Null, Eins. (HS: Eins, Null, Eins, ja.) Das ist richtig und bei diesem Y-2-K, Year-2000-Kompatibility-Problem liegt halt daran, dass die Rechner damals halt die ersten, dieses 19 eingespart haben, weil Arbeitsspeicher zu teuer waren. Ja, gut, das ist aber bei echten Computern kein Problem. Es ist bei embedded systems ist das wichtig, also bei Computern, die in Geräten eingebaut sind, wo man sie nicht auf Anhieb sieht. Eine Steuerung für eine Heizung, eine Steuerung für sonst was. (HS: Ja, die haben ja eine Mordsangst, dass da also irgendwelche, weil sie gar nicht mehr wissen, dass da so was noch mit drin ist.) Ich

[294] Georg Francks Analyse der Aufmerksamkeit als neuer „Leitwährung“ der Gegenwartkultur bezieht sich zwar vorwiegend auf das Mediengeschehen, in abgeschwächter Form lässt sich Vergleichbares aber durchaus auch in alltäglichen Kommunikationssituationen beobachten. Franck, Georg: Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf. Wien 1998.

werde auf jeden Fall Vorräte anlegen. (HS: Ja?) Na klar. (HS: Also sehen Sie das so kritisch?) Also, ich weiß nicht, was passieren wird. Ich weiß nicht, was bei den Russen passieren wird, also wenn die ihre Nukleararanlagen wirklich, die haben unheimlich viele Waffen da stehen. Und die sind auf Europa gerichtet. Von daher, wenn da was passiert, ich weiß es nicht, also, es sind wirklich völlig gemischte Gefühle. Auf der einen Seite, man hat in Hannover haben die E-Werke hat ein Jahr-2000-Test gemacht und haben festgestellt, denen wäre die Stadt wäre dunkel gewesen. 1967 gab es einen Stromausfall in New York, drei Tage. Da ist die Zivilisation weggewesen, die Leute haben geplündert. Das ist echt wahr. Die haben geplündert, kein Licht und raus und klauen, was das Zeug hält. Na ja, was dieses elektrische Licht an Zivilisation zusammenhält. (HS: Das ist schon wahr.) Wenn das plötzlich weg ist (HS: Sie machen mir richtig Angst, ich...) Ich mach das eigentlich nicht, ich sage so was nicht. Normalerweise denke ich halt, jemand, der seine Anlage im Griff hat und rechtzeitig mal ein paar Tests gemacht hat, wird kein blaues Wunder erleben. Aber wer weiß, so Schlüsselfunktionen, irgendwo ein kleines Ding, was irgendwo im Weg steht. Also ich denke, es wird die eine oder andere Überraschung wird es noch geben, aber mal sehen. Also die Härtesten auf diesem Bereich sind halt die Banken, weil die immer an ihrem guten Ruf arbeiten müssen und die haben aber auch die ältesten Systeme. Die haben ja, die Banken haben ja immer, wenn es etwas Neues gab, alles gekauft. Und inzwischen, also der Schalter ist ja nur noch obligatorisch, im Prinzip kann es weg. Die sind halt immer noch vorne weg und die haben halt riesige Datenbanken. Ich möchte auch nicht wissen, wie viele Fehler da passieren. Die werden natürlich geheim gehalten, aber da passieren auch Fehler."

Die Präsenz des Jahr-2000-Problems im Sinne einer kommunikativen Ressource bei sich nicht als Experten verstehenden Menschen im Alltag wird im folgenden Beispiel deutlich. In dem Interview, das am 1.11. 1999 geführt wurde, äußert Frau Ziemer, dass sie am vorigen Abend mit ihrem Freund darüber gesprochen hat. Überlegt haben beide dabei, welche konkreten Folgen die abstrakte Gefahr für sie haben könnte. Gleichzeitig war dies ein Anlass über den Bestand an Technik im eigenen Haushalt nachzudenken und zu reflektieren. Die Komplexität und Unüberschaubarkeit technischer Systeme wird so auf einer Alltagsebene thematisierbar und anhand des konkreten Beispiels verallgemeinert („dass vieles eben viel zu unüberschaubar ist für den Menschen"). Deutlich wird auch, dass das Sprechen ohne den Anspruch des Technikexpertenwissens anders ausfällt, vielmehr vermutet wird, dass die „Experten" den Überblick verloren haben. Es geht viel weniger um ein Verstehen, Erklären und Darstellen, denn um die Frage der eigenen Betroffenheit und einer allgemeineren Kritik an der Übertechnisierung.

„Wir haben gerade gestern drüber gesprochen. Also ich persönlich nicht so direkt, also ich wüsste nicht jetzt so beruflich, wo es mich jetzt kümmern müsste. (HS: Ja) Aber ich hatte gerade dieses Thema gestern mit meinem Freund und dass er auch überlegte, so welche Geräte jetzt bei uns zu Hause davon betroffen sind. Das es wohl dann auch darum geht, wo eine Uhr drin ist, das haben wir so überlegt, also dass jetzt der Wäschetrockner wohl nicht verrückt spielt, auch selbst wenn er einen Sensor hat, weil er keine Uhr hat. Dass es wohl eher nur das Videogerät betrifft. (HS: Ach so) Und das Telefon (HS: Wieso denn das Telefon?) Weil es eine Uhr hat,

also wir haben eine Telefonanlage. (HS: Ach so) Und da ist eine Uhr drin (HS: Ja, also ich habe jetzt gerade vor kurzem, gestern, glaube ich, gelesen, dass sie auch Angst bei Flugzeugen haben) Ja (HS: war mir noch gar nicht klar) Wohl immer dann, wenn Uhren drin sind. (HS: Aha. Und die können das nicht direkt so völlig überblicken, ob da Uhren drin sind und wo sie drin sind oder wie muss man das verstehen?) Ja, wir haben auch überlegt und dachten, wo jetzt nun ein Wecker drinnen ist, im Wäschetrockner, da gibt es ja auch so eine Funktion, dass er zwanzig Minuten die Wäsche umdreht, da ist es wohl nicht das Problem, weil es da um eine Zeitspanne geht (HS: Ja, ja, das hat ja auch zum Beispiel die Waschmaschine oder Geschirrspüler, die haben ja auch alle so, müssen ja auch irgendwelche Timer da drin sein) Ja, genau und das ist wohl nicht das Thema, nur dann, wenn es da um Tage geht und fortschreitende Zeit. (HS: Na ja, also man liest ja zum Teil richtig apokalyptische Sachen darüber, also Elektrizitätswerke, wenn da also irgendwelche Sachen total ausfallen, das kann ja wirklich heiter werden.) Also das kann ich mir schon vorstellen, dass das passieren wird auch (HS: [lachend] Ja, ich meine, da hängt ja unglaublich viel von ab, nicht, von der Elektrizität hängt auch Heizung von ab und ich) Klar (HS: Weiß nicht, inwieweit die Wasserwerke zum Beispiel mit den Elektrizitätswerken irgendwie verkoppelt sind, also wenn das E-Werk stillsteht, ob dann auch die Wasserwerke stillstehen oder wie das ist, ich weiß es nicht, aber man kann sich ja die wildesten Sachen da ausmalen.) Ja, also ich rechne da auch mit einigen (HS: Rechnen Sie da mit einigen?) Ja, weil ich das Gefühl habe, dass vieles eben viel zu unüberschaubar ist für den Menschen. Dass zwar viele Experten schon wissen, was sie tun, aber dass sie nicht überschauen, wie es weitergeht (HS: Ja, oder was Andere tun?) Ja genau (HS: Das ist ja alles so total vernetzt, ja, ja.) Genau, und viele verantworten nur ihren kleinen Bereich, aber wenige überschauen die Zusammenhänge (HS: Also machen Sie sich da richtig konkret so gewisse Sorgen oder?) Nee, Sorgen mache ich mir eigentlich auch nicht, (HS: Ach, das machen Sie nicht) Also ich sehe das eigentlich total gelassen, aber ich stelle mich drauf ein, ich hätte ja kein Problem, wenn da für ein paar Stunden kein Strom ist oder wenn das Telefon nicht geht. (HS: Ja, das denke ich auch.) Ich persönlich habe ja keinen Herzschrittmacher oder gehe nicht davon aus, dass ich dann im Krankenhaus liege oder so.“

In einem vergleichbaren Sinne wird bei der Bankangestellten Frau Kramer das omnipräsente Medienthema deutlich, mit dem eine Auseinandersetzung beinahe stattfinden muss. Auch hier wird das Jahr-2000-Problem im Sinne einer insgesamt eher technikkritischen Einstellung gedeutet, wie sie in der ausführlichen Darstellung des Interviews mit Frau Kramer bereits deutlich wurde. In dieser Art der Thematisierung lässt sich ein Vergleich durch Medien vermittelte Bilder mit den eigenen Beobachtungen und Erfahrungen am Arbeitsplatz feststellen.

(HS: Wie sehen Sie denn das selbst so, wie schätzen sie das ein?) Skeptisch. Ich glaube nicht, dass das völlig glatt läuft. Kann ich mir nicht vorstellen. (HS: Ja, dass es völlig glatt läuft, das kann ich mir eigentlich auch nicht vorstellen. Aber meinen Sie, dass es eine Katastrophe gibt?) Also bei uns im Betrieb denke ich mal nicht. Also es ist jetzt immerhin schon so, dass sie also wirklich, man sieht genau, ob jemand 1998 oder 1898 geboren ist, das wird mit ausgeworfen, nicht. Das ist ganz wichtig. (...) Ich kann mir aber vorstellen, dass es eine Menge kleinere Firmen gibt, die sich da schlecht oder gar nicht drauf vorbereiten. Bei uns wird ja nun seit, ich

weiß nicht wie langer Zeit, ein Wahnsinnsaufwand betrieben. Das hat also absolute Priorität und da sind, ich weiß nicht was alles für Leute und auch Außenfirmen, die da mit reingeholt werden, irgendwelche Beraterstäbe von allen möglichen Computerfirmen und so, die da auch ihre Mitarbeiter haben, die jetzt für lange Zeit fest bei uns im Haus sind und mit den hausinternen Leuten da zusammenarbeiten und so. Also richtig Fachleute von außen wirklich. (HS: So richtig als Laie kann ich mir das gar nicht vorstellen!) Ich mir, glaube ich, auch nicht. Ich kann mir das ein bisschen vorstellen, weil meine Freundin ab und zu mal davon erzählt, aber es sind bestimmt ganz, ganz viele Sachen, die bedacht werden müssen."

Das Interview mit der technikkritisch eingestellten Zahnarzthelferin Frau Fiebig, das am 20. 1. 2000 geführt wurde, ist das einzige Interviewsbeispiel, in dem nach dem 1. 1. 2000 (und dies allerdings auch noch relativ zeitnah) das Jahr-2000-Problem nochmals aufgegriffen wurde. Für sie steht es als Symbol für die Abhängigkeit und in gewissem Sinne auch für die Ohnmacht gegenüber der Technik, die als Einschätzung auch sonst im Interview vorherrschten. In ihrer Argumentation dient es ebenfalls dazu, die Abhängigkeit der Menschen von der Technik mit einem Beispiel zu verdeutlichen.

„Man ist so ausgeliefert. [Sie bezieht sich auf die Abhängigkeit von Computern allgemein, G.H.] Man kann nicht mehr sagen, so ich gehe jetzt meine Karteikarten durch und wenn ich das nicht kann, dann gucke ich noch mal was anderes. So ist man immer an eine Person gebunden, ich habe mir mal so vorgestellt, was wäre gewesen, wenn diese ganze Hysterie zum Jahreswechsel 2000, wenn da was von wahr gewesen oder geworden wäre. Und diese ganzen Computer wären abgestürzt, es wäre ein absolutes Chaos gewesen. (HS : Ja. Da hatte man ja auch große Angst davor.) Ja, genau, man macht sich so abhängig von dieser Technik."

Das Jahr-2000-Problem zeigt die alltägliche Verhandlung diskursiver Technikbedeutungen. Schnell wechselnde, vor allem in den Medien verhandelte, Themen werden auch in alltäglichen (Kommunikations-)Situationen aufgegriffen und in ein Verhältnis zur eigenen Umwelt gebracht: sei dies nun im Sinne einer kommunikativen Ressource als alltägliches Expertenwissen oder stärker im Sinne einer kritischen Auseinandersetzung mit Technik. Deutlich wurde dabei auch, dass medial verhandelte Technikthemen mitunter zwar kurzfristig eine intensive Aufmerksamkeit erfahren, dafür aber auch relativ schnell wieder aus der alltäglichen Wahrnehmung verschwinden. Diese Art der eher erfahrungs- und biographieferneren Auseinandersetzung mit Technik ist, anders als das biographische Erinnern und Deuten eigener Erfahrungen, offensichtlich von einem kürzeren, eher an medial geprägten Diskursen orientiertem kommunikativem Bewusstsein von Technik beeinflusst.

4.1.3 Zusammenfassung

Technikerfahrungen mit Computern sind gegenwärtig so präsent, dass sie von den meisten Menschen in einem biographischen Sinne verarbeitet werden müssen und zu einer notwendigen biographischen Interpretation und Reflexion des Computererumgangs führen. Dabei zeigt sich ein weites Spektrum an biographischen Bezügen vor dem Hintergrund unterschiedlicher Erfahrungen, die sich zwischen den Polen einer stärkeren Technikaffinität und einer eher ablehnenden Haltung finden lassen. Die ausführlichen Thematisierungen der Computererfahrungen verweisen auch darauf, dass diese wichtiger Bestandteil biographischer Kommunikation sind.

Aus Sicht der Biographieforschung lassen sich unterschiedliche Strategien beschreiben, die alltäglichen Erfahrungen zu ordnen, aber auch wie diese als „rhetorische Konstruktionen“ mit Sinn versehen und in das Bild der eigenen Lebensgeschichte integriert werden.[295] Dieses Spektrum wurde zunächst anhand der sieben Beispielbiographien aufgezeigt. Die Deutungen der Aneignungen finden vor dem Hintergrund allgemein wahrgenommener technischer Entwicklungen statt, die allerdings immer wieder auf Vorstellungen eines konsistenten Identitätsentwurfs zurückgebunden werden müssen. Erfolgreich oder weniger erfolgreich wahrgenommener Computerumgang erfährt über unterschiedliche sprachliche Strategien eine Einordnung in das Selbstbild, etwa über allgemein geäußerte Zweifel an der Digitalisierung oder dem Verweis auf negative Folgen des Computereinsatzes. Aber auch positive Deutungen, etwa dahingehend, dass man selbst seit der Kindheit oder Jugend „Computerpionier“ war und so gewissermaßen Träger des technischen Fortschritts ist, sind als biographische Strategien erkennbar. Dabei haben vor allem die Vorstellungen von der eigenen Berufsbiographie eine große Bedeutung, sowohl in Bezug auf die Deutung der Vergangenheit als auch – gerade in Bezug auf Computererfahrungen – dem Blick in die (berufliche) Zukunft, wenn sowohl positive als auch negative Sichtweisen der eigenen Computerkenntnisse verortet werden bzw. werden müssen. In den biographischen Interpretationen der Computererfahrungen spiegeln sich dabei gesellschaftlich gültige Vorstellungen einer gelungenen Berufsbiographie bzw. zu begründende negativ erlebte berufliche Erfahrungen wider. Beruflicher Erfolg ist zunehmend auch an Fähigkeiten im Umgang mit Computertechnik gekoppelt, Technikablehnung ist in diesem Sinne biographisch immer schwieriger zu integrieren.

Erkennbar wurde ebenfalls, dass bestimmte sprachliche Muster im biographischen Sprechen über Technik zum Einsatz gelangen, im Alltag im Sinne biographischer Kommunikation wirksam werden und mit denen Positionierungen zur Technik erzielt werden. Erklärungen von technischen Abläufen oder das genaue Verbalisieren technischer Details sind wichtige Elemente, um Techniknähe im Gespräch

[295] Koller, Biographie als rhetorisches Konstrukt, wie Anm. 193.

auszudrücken. Ebenso lassen sich technikkritische Ansichten etwa über die sozialen Folgen eines Zuviel an Technikeinsatz erkennen.

Mit Blick auf die Frage der Erinnerbarkeit von Technik und Technikerfahrungen wurde deutlich, dass Computer als Erinnerungsobjekte durchaus präsent sind. Das genaue Anschaffungsdatum bzw. -jahr und die damit verbundenen Umstände wurden vor allem dann relativ genau erinnert, wenn Computererfahrungen für einen positiven Effekt im Selbstbild gesorgt haben. Ebenfalls deutlich wurde in diesem Zusammenhang, dass es Vorstellungen der zeitlichen und qualitativen Einordnung der eigenen Computerkenntnisse gibt, wenn etwa eigene als defizitär wahrgenommene Kenntnisse in Zusammenhang mit einem späten Einstieg in die Computerarbeit gesehen wurden. In einem weiteren Sinne zeigt sich, dass die Computergeschichte als Teil einer auch in der alltäglichen Wahrnehmung vorhandenen Vorstellung einer Technikgeschichte bzw. technischen Entwicklung vorhanden ist. Mit Blick auf das Jahr-2000-Problem wurde deutlich, dass medial vermitteltes Technikwissen in alltäglichen Formen der Auseinandersetzung präsent ist, die relative Erfahrungsferne aber auch dazu führt, dass es sich, vor allem für Erinnerungsprozesse um eher kurzfristige Effekte handelt.

4.2. Erfahrungsdimensionen – Erfahrungen des Computerumgangs deuten

Technikforschung als Erfahrungsgeschichte

Als weiterer Erzählschwerpunkt in den biographischen Interviews ist die computertechnische Durchdringung einzelner Erfahrungsbereiche des Alltags zu nennen. Gemachte Erfahrungen im Umgang mit Computern und deren sprachliche Aufarbeitung in den Bereichen Arbeitsplatz und privates Umfeld verweisen auf die alltäglichen Aushandlungsprozesse, darauf welche Nutzungen und Bedeutungszuschreibungen akzeptiert werden, aber auch wo Konfliktfelder und Schwierigkeiten liegen. Diese sprachliche Verarbeitung und Organisation, die in den Interviews deutlich wird, basiert auf und ist Kondensat von alltäglichen Erfahrungen: „Erzählen", so ließe sich mit Albrecht Lehmann folgern „geschieht im Modus der Betroffenheit".[296]

Auch als Abkehr von diskursanalytischen Ansätzen rücken erfahrungsgeschichtliche Zugänge erst in jüngster Zeit wieder stärker in den kultur- und sozialwissenschaftlichen Fokus.[297] Die aus geschichtswissenschaftlicher Sicht von Ute Daniel umrissenen Perspektiven für eine Erfahrungsgeschichte bieten auch für die Frage der Veralltäglichung von Technik hilfreiche Hinweise. „Erfahrung ist überwiegend narrativ strukturiert", wird also über sprachliche (Selbst-)Zeugnisse zugänglich.[298] Zudem unterliegen (versprachlichte) Erfahrungen einer zeitlichen Struktur bzw. spiegeln Vorstellungen einer zeitlichen Ordnung und eines historischen Bewusstseins.[299] Mit dem Vergangenheitsbezug geraten sowohl kollektive als auch vor allem generationelle Bezüge in den Blick, fungieren mit Verweis auf Reinhart Koselleck, Erfahrungen „als Mittler zwischen Vergangenheit/Erinnerung und Zukunft/Erwartung".[300]

Mit der im Forschungsprojekt „Technik als biographische Erfahrung" erzielten Nähe zu den Beforschten und der Berücksichtigung der Innensichten erhalten die „großen Erzählungen" der Technisierung eine wichtige Ergänzung und eben auch eine

---

[296] Lehmann, Albrecht: Zur Typisierung alltäglichen Erzählens. In: Jung, Thomas / Müller-Doohm, Stefan (Hg.): „Wirklichkeit" im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M. 1993. S. 430-437.

[297] Vgl etwa Canning, Kathleen: Problematische Dichotomien. Erfahrung zwischen Narrativität und Materialität. In: Historische Anthropologie 10 (2002). S. 163-182; Buschmann, Nikolaus / Carl, Horst: Zugänge zur Erfahrungsgeschichte des Krieges: Forschung, Theorie, Fragestellung. In: Dies. (Hg.): Die Erfahrung des Krieges: Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg. Paderborn u.a. 2001. S. 11-26.

[298] Daniel, Ute: Die Erfahungen der Geschlechtergeschichte. In: Bos, Marguérite / Vincenz / Wirz, Tanja (Hg.): Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte. Beiträge der 11. Schweizer HistorikerInnentagung. 2004. S. 59-69, hier S. 63.

[299] Ebd., S. 60.

[300] Daniel Ute: Erfahren und verfahren. Überlegungen zu einer künftigen Erfahrungsgeschichte. In: Flemming, Jens / Puppel, Pauline / Troßbach, Werner / Vanja, Christina / Wörner-Heil, Ortrud (Hg.): Lesarten der Geschichte: Ländliche Ordnungen und Geschlechterverhältnisse. Festschrift für Heide Wunder zum 65. Geburtstag. Kassel 2004. S. 9-33, hier S. 20.

Relativierung. Auf der Ebene (konkreter) Erfahrungen sind etwa Rationalisierung und Technisierung der Arbeitswelt auch im Bewusstsein vorhanden und es stellt sich erfahrungsgeschichtlich die Frage, wie dies verarbeitet und gedeutet wird.[301]

In Bezug auf die Technikinterviews zeigt sich dies darin, dass die gemachten Erfahrungen – also das, was nicht nur erlebt, sondern auch gedanklich und sprachlich bewusst „verarbeitet“ wurde – immer wieder vergleichbare Deutungen erkennen ließen. Dabei wird nicht nur biographisch Wichtiges ausführlich thematisiert, sondern auch die kommunikative Verarbeitung und Wahrnehmung des technischen Wandels, wie es etwa die ausführlichen Schilderungen des Einzugs des Internets in den Alltag der Interviewten belegen, geraten stärker in den Vordergrund. Daran schließt sich die Frage nach den sprachlichen Möglichkeiten im Übersetzungsprozess eigener Handlungen und deren Interpretation an, danach, wie die Erfahrungen verbalisiert und reflektiert werden. Weiterhin ist es die Frage, welche sprachlichen Strategien zum Einsatz gelangen, wenn die Computererfahrungen im Interview präsentiert werden und nach den Wechselwirkungen zwischen konkreten Handlungen und interpretativen Erklärungen gefragt wird. Die thematisierten Erfahrungen und Erfahrungsfelder geben so auch Auskunft über kulturelle und gesellschaftliche Vorstellungen von Technik, über legitime und illegitime Thematisierungen von Technikerfahrungen.[302]

Konkreter lässt sich über die geschilderten Erfahrungen zeigen, wie technische Neuerungen sinnhaft in die jeweilige Lebenswirklichkeit integriert werden. Beispielsweise sind die ausführlichen Schilderungen, welche Rolle der Computer im Familienalltag einnimmt, ein eindrücklicher Spiegel jenes Veralltäglichungsprozesses, wie er von den Einzelnen erfahren wird.

Angerissen ist damit auch die Frage der Vermittlung und Vermittelbarkeit von Erfahrungen, die sowohl kulturwissenschaftlich zentral ist, als auch im alltäglichen Sprechen immer wieder neu zu lösen ist.[303] Gerade Formen der biographischen Kommunikation sind eine kommunikative Gattung, in der eigene Erfahrungen thematisiert werden.[304]

---

[301] Plato, Alexander von: Erfahrungsgeschichte – Von der Etablierung der Oral History. In: Jüttemann, Gerd / Thomae, Hans (Hg.): Biographische Methoden in den Erfahrungswissenschaften. Weinheim 1998. S. 60-74.

[302] Mit Bourdieu gesprochen sind die Grenzziehungen beim Computer mitunter noch subtiler als bei der von ihm beschriebenen Fotographie. Mit dem Computer als Multimedia-Gerät sind im kurzzeitigen Wechsel als sinnvoll konnotierte und negativ besetzte Nutzungen möglich. Bourdieu. Pierre u.a.: Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie. Frankfurt a.M. 1981. In den Interviews mit Kulturwissenschaftlern und –innen werden ausführliche Schilderungen von „Surf“-Sessions im Internet oder ausgiebiges Spielen – so die Vermutung – eher selten thematisiert.

[303] Für ethnographische Methoden stellt sich dieses Problem der Übersetzung, Darstellung und Interpretation gewonnener Daten grundsätzlich, etwa bei der Verspachllichung von durch den Forscher vorgenommenen Beobachtungen.

[304] Die Ausführungen zum Berichten und Erzählen verweisen auf diese selbstbezüglichen Modi des Sprechens über Erfahrungen. Vgl. S. 55ff.

Aus der Auswertung der Interviews haben sich fünf Bereiche ergeben, in denen schwerpunktmäßig von Computererfahrungen erzählt wurde. Wenig erstaunlich ist es, dass Computererfahrungen am Arbeitsplatz einen zentralen Stellenwert einnahmen. Dies ist eben nicht nur ein wichtiger Bereich biographischer Erfahrung, sondern nimmt auch in der Alltagskommunikation einen wichtigen Stellenwert ein. Neben Erfahrungen, in denen der computertechnisch bedingte Wandel am Arbeitsplatz wichtig ist, werden die Wahrnehmungen in Bezug auf die geänderte Schreib- und Schriftkultur sowie die gesundheitlichen und körperlichen Folgen der Computerarbeit thematisiert. Ein zweiter Bereich sind jene Erfahrungen, die mit dem Computer in Beziehungen und Familien gemacht wurden. Der mitunter zeit- und beschäftigungsintensive Einbruch des „nicht-menschlichen Wesens“ Computer in den privaten Alltag fordert zu Regelungen und Auseinandersetzungen heraus, stellt mitunter aber auch Lebensentwürfe in Frage. Diese kommunikative Arbeit spiegelt sich auch als Erzählschwerpunkt in den Interviews. Für den Erfahrungsbereich der Freizeit stehen die ebenfalls ausführlich thematisierten Computerspiele. Mit Blick auf die vielfach negative Bewertung von Computerspielen tritt die Reflexion der eigenen Computertätigkeit in den Vordergrund, wenn ein Abgleich mit Erwartungen, die es in Bezug auf den „richtigen“ bzw. angemessenen Umgang gibt, vollzogen wird. Mit der raschen Entwicklung von E-Mail und Internet zum alltäglichen Kommunikationsmedium haben sich im Bereich der Kommunikation Erfahrungen tief greifend verändert. Hier zeigt sich vor allem die Anbindung neuer Technik an bereits bestehende konkrete Erfahrungsfelder. Ein letzter Erfahrungsbereich betrifft schließlich – dies stärker im Sinne einer Meta-Ebene – die Thematisierung von Erfahrungen des computertechnisch bedingten Wandels und die Reflexion von dynamischen Technikentwicklungen, die die Interviewten konkret erfahren haben.

4.2.1. Computererfahrungen am Arbeitsplatz

Der Arbeitsplatz ist der Ort, an dem viele Menschen Technisierung und technischen Wandel konkret erleben und erfahren. Dass was unter „Informatisierung der Arbeit“ zusammengefasst werden kann, hat hier in den vergangenen Jahren die entscheidenden Wandlungsprozesse bewirkt.[305] Dies zeigte sich bereits in der jeweils geschilderten Erfahrungsintensität in den sieben Beispielbiographien. Aber auch in vielen der anderen Interviews wird dies daran deutlich, dass dieser Bereich sehr ausführlich thematisiert wird und in einigen Fällen ein Großteil der Gesprächszeit damit ausgefüllt wurde (vgl. hierzu auch das Interview mit Herrn Ueberberg, 4.1.1.6.). Dies hängt sicherlich mit der grundsätzlichen Bedeutung der Arbeit zusammen, dem nach wie vor wichtigen Charakter der Arbeitserfahrungen für das biographische

[305] Kleemann, Frank: Informatisierung der Arbeit: Folgen für Arbeitsverhältnisse und subjektive Leistungen der Arbeitenden. In: Kommunikation@Gesellschaft 1 (2000). [kommunikation-Gesellschaft.de].

Bewusstsein, aber eben auch damit, dass die Verständigung über den technischen Wandel wichtiger Bestandteil der Alltagskommunikation ist.[306]

Die enge Kopplung der gewandelten Arbeitswelt an die rasante Entwicklung der Informations- und Kommunikationstechnologien, die „Virtualisierung der Arbeit" ist vor allem auch als biographische Herausforderung zu begreifen.[307] Was sich unter dem Stichwort „Subjektivierung der Arbeit" als Folge für die Individuen beschreiben lässt – also etwa die Aufwertung individueller Leistungen im Arbeitsprozess, die gestiegene Verantwortung und Individualisierung von Arbeitsprozessen, aber auch die zunehmend vorhandenen Anforderungen an die Gestaltung der eigenen Berufsbiographie – findet sich in den Interviews in unterschiedlicher Weise thematisiert, ist aber in mehr oder minder engem Zusammenhang mit den vielfältigen Veränderungen alltäglicher Tätigkeiten durch die informations- und kommunikationstechnologischen Möglichkeiten zu sehen.[308] Ebenfalls in diesem Zusammenhang zeigt sich, dass die Trennung von Arbeit und Freizeit, wie sie wichtiges Kennzeichen der Industriegesellschaft war, in vielen Bereichen brüchig geworden ist.[309] Aus volkskundlicher Sicht hat Birgit Huber etwa dieses konkrete Erleben von immaterieller Arbeit nachgezeichnet und dabei die unterschiedlichen Deutungen und Umgangsstrategien, die von den Betroffenen eingesetzt werden, herausgearbeitet.[310]

Auf der Ebene der konkreten Erfahrungen lassen sich durchaus sehr unterschiedliche Verarbeitungsstrategien beschreiben. Die Reflexion von und die Auseinandersetzung mit dem technischen Wandel am Arbeitsplatz (und dies natürlich nicht nur in der „künstlichen" Situation des Interviews, sondern auch in anderen

---

306 Lehmann, Erzählstruktur und Lebenslauf, wie Anm. 198.

307 Dies wurde innerhalb der Volkskunde auch im Hinblick auf Arbeitskulturen diskutiert: Hirschfelder, Gunther / Huber, Birgit (Hg.): Neue Medien und Arbeitswelt. Translokale Arbeits- und Organisationsformen als ethnographische Praxis. Frankfurt a. M. / New York 2004.

308 Auf der Ebene der Selbstthematisierungen finden sich die Auseinandersetzungen, die sozial- und kulturwissenschaftlich als Konsequenzen der Digitalisierung diskutiert werden, wieder: Ob die Subjektivierung der Arbeit tendenziell eher eine integrative oder entgrenzende Wirkung hat, ob diese als Heteronomiegefahr (eine neue Struktur bestimmt über die Subjekte im Arbeitszusammenhang) oder Autonomiepotential (Digitalisierung bietet Chancen für selbstbestimmtes Arbeiten) wirken, kann dabei als Leitfrage begriffen werden; Schönberger, Klaus: „Ab Montag wird nicht mehr gearbeitet!" Selbstverwertung und Selbstkontrolle im Prozess der Subjektivierung von Arbeit. In: Hirschfelder, Gunther / Huber, Birgit (Hg.): Die Virtualisierung der Arbeit. Zur Ethnographie neuer Arbeits- und Organisationsformen. Frankfurt a. M. / New York 2004. In: Hirschfelder, Gunther / Huber, Birgit (Hg.): Neue Medien und Arbeitswelt. Translokale Arbeits- und Organisationsformen als ethnographische Praxis. Frankfurt a. M. / New York 2004. S. S. 239-265.

309 Schönberger, Klaus: Arbeit und Freizeit – Integration oder Entgrenzung. Wandel der Erwerbsarbeit: Überlegungen für eine subjektorientierte empirische Kulturwissenschaft / Europäische Ethnologie. In: In: Hess, Sabine/Moser, Johannes (Hg.): Kultur der Arbeit - Kultur der neuen Ökonomie (= Kuckuck. Notizen zu Alltagskultur. Sonderband 4). Graz 2003, S. 141-166.

310 Huber, Birgit: Kombinierte Lebenserwerbsstrategien: Eine multilokale Ethnographie zur Verbindung von Arbeits- und Lebensplätzen. In: Schönberger, Klaus / Springer, Stefanie (Hg.): Subjektivierte Arbeit. Mensch, Organisation und Technik in einer entgrenzten Arbeitswelt. Frankfurt a.M. / New York 2003. S. 143-163.

Alltagszusammenhängen) erfordert Positionierungen der eigenen (Berufs)biographie vor dem Hintergrund der digitalisieren Arbeitswelt. Diese stellt sich – nicht nur für die Jüngeren – zunehmend als zukunftsbezogene Herausforderung im Sinne einer „prospektiven Biographie" dar, die die Subjekte der Arbeitswelt mit der zukünftigen Entwicklung vor dem Hintergrund eigener Erfahrungen und deren Deutung antizipieren müssen.[311] Dies spiegelt sich etwa darin, was als konkrete Anforderungen im Erwerb von Technikkompetenzen in einem (zunehmend unsicheren) Arbeitsmarkt als notwendig erachtet wird und was perspektivisch für die eigene Biographie damit verbunden wird. Die stärker werdenden Unsicherheiten und Möglichkeiten führen fast zwangsläufig auch zu vermehrter Auseinandersetzung mit der (Computer)techniknutzung, die so zum Bestandteil der individualisierten Berufsbiographien wird. Die „Biographisierung von Arbeit" führt zu einem zunehmenden Kommunikationsbedarf über die eigene Berufsbiographie, der sich auch in den Interviews spiegelt.[312] Hans J. Pongratz formuliert hierzu mit Blick auf die neuen Anforderungen an die „Arbeitskraftunternehmer":

> „Mit dem Typus des Arbeitskraftunternehmers wird die Ausarbeitung einer unverwechselbaren Biographie nicht nur zum Erfordernis der Identitätsbildung, sondern auch zu einem strategischen Element der Vermarktung eigener Fähigkeiten: Wer seine bisherigen beruflichen Entscheidungen überzeugend begründen kann, erweckt Vertrauen bei Auftrag- und Arbeitgebern."[313]

Damit zusammenhängend sind auch die aufbrechenden Vorstellungen eines mehr oder weniger in einem Berufsfeld verbrachten Berufslebens zu nennen. Flexibilität stellt aber nicht nur eine Erwartung der Unternehmen dar, sondern wird auch – zumindest bei vielen Jüngeren – zur Erwartung in Bezug auf die eigene Biographie.[314] Diese Veränderung lässt sich auch an der Generationenzugehörigkeit der Interviewten nachvollziehen. Vor allem bei den jüngeren Interviewten spiegelten sich diese Anforderungen in der jeweiligen Sicht auf die Berufslaufbahn, bei den älteren war zumeist das Bild eines einigermaßen stabilen beruflichen Werdegangs noch vorhanden.[315]

Sprachlich oszillieren die Sichtweisen auf die Computererfahrungen am Arbeitsplatz zwischen selbstbewussten „Objektivierungsstrategien" und selbstbezüglichen

---

[311] Alexandra Hessler hat bei der Untersuchung von Selbstbildern von Existenzgründern die Bedeutung der „prospektiven Biographie" als - zumeist positive - Zukunftserwartung im Beruf herausgearbeitet; Hessler, Alexandra: Existenzgründer als Leitbild. Zum Umgang mit einem Erfolgsmodell der modernen Arbeitswelt. Münster u.a. 2004.

[312] Kohli, Martin: Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie. In: Beck, Ulrich / Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt a.M. 1994., S. 307-315.

[313] Pongratz, Hans J.: Flexibilisierung der Arbeit und Patchwork-Biographien. In: DIE – Zeitschrift für Erwachsenenbildung 2000. [http://www.diezeitschrift.de/12001/positionen3.htm.] 4.3. 2005.

[314] Sennett, Der flexible Mensch, wie Anm. 246.

[315] Herlyn, Zur biographischen Deutung beruflicher Krisensituationen, wie Anm. 252.

negativen Subjektivierungsstrategien. Das erste Modell steht für einen selbstbewussten Blick auf Computer und technischen Wandel in der eigenen beruflichen Umgebung (wie z.B. Herr Leitgeb im folgenden Abschnitt), wenn aufgrund der beruflichen Position sprachliche Muster des Verallgemeinerns, des selbstsicheren Argumentierens geübt und legitim sind und als Strategien der Selbstdarstellung und Selbstvergewisserung funktionieren. Auf der anderen Seite fallen Subjektivierungsstrategien im Deuten des technischem Wandels auf, wenn die Verarbeitung von problematischen Erfahrungen im Sinne einer zunehmenden Eigenverantwortung geschieht. In diesen Interpretationen werden Unsicherheiten individualisiert und neue Technik am Arbeitsplatz als schicksalhafter Einbruch interpretiert und personalisiert.[316] Der (computer-)technische Wandel wird dabei vor dem Hintergrund von Wertigkeitsvorstellungen von Berufen und beruflichem Erfolg auch zum Katalysator dieser Erfahrungen.

Technischer Wandel als Arbeitserfahrung

In den folgenden Beispielen wird das Wechselspiel aus vergangener und gedeuteter Erfahrung und individueller Zukunftserwartung besonders deutlich. Eng gekoppelt an im Allgemeinen positive eigene Zukunftsperspektiven im Beruf sind dabei vorhandene oder noch zu erlernende Computerkenntnisse. Die erzählerische Einpassung beruflicher Erfahrungen in das Selbstbild erfolgt dabei anhand gemachter Computererfahrungen. Dies soll im Folgenden sowohl anhand positiver Inanspruchnahme des Technikumgangs als auch negativer Verarbeitungsstrategien an vier Beispielen diskutiert werden.

Im Interview mit der 40-jährigen Nina Peters wird dieser Zusammenhang besonders deutlich. Die gelernte Bürogehilfin hat nach längerer „Baby-Pause“ zum Interviewzeitpunkt den Wiedereinstieg in die Berufswelt in einer Immobilienfirma geschafft. Zunächst ist der Computer im Interview Ursache von Negativerfahrungen am Arbeitsplatz. Dieser wird als deutlicher Bruch in den Erfahrungen am Arbeitsplatz über den Gegensatz zur gern bedienten Schreibmaschine formuliert. Diese grundlegenden Probleme mit dem Computer passieren in einer insgesamt schwierigen biographischen Situation, da sie ihrem Ex-Partner von Hamburg nach Bayern folgt. Der rückblickende „Fehler“, sich mit der eigenen Berufsperspektive dem damaligen Partner unterzuordnen, wird mit dem Sprachbild „wie das so ist, so erste Liebe, rosarote Brille“ zusammengefasst und auch nach zwanzig Jahren ist dies als Erfahrung präsent. Sie betont dabei auch den Unterschied zwischen digitaler und vor-digitaler Zeit, in dem sie auf den unproblematischen Umgang mit der Schreibmaschine verweist.

Aus der Art und Weise wie die ersten Computererfahrungen am Arbeitsplatz thematisiert werden, wird als sprachlicher Gestus die Subjektivierung deutlich. Im

[316] Auch vor dem Hintergrund eines individualisierteren und flexibleren Arbeitsmarktes sind Ausbildung, Verdienst, Position in einem Unternehmen weiterhin zentral für die gesellschaftliche Selbst- und Fremdverortung.

Sinne einer Übernahme von Eigenverantwortung („ich konnte es nicht nachvollziehen“) werden die negativen Aspekte betont, („so was von schlimm“). Die Erfahrungsdimension wird von ihr zusammenfassend auch als solche benannt: „ich war eine Erfahrung reicher“.

HS: Mittlere Reife haben sie gemacht, was haben sie danach dann gemacht?
ML: Danach habe ich Bürogehilfin gelernt und ja das ging eigentlich also, da war ja noch nicht so diese Zeit mit Computer, das war eigentlich mehr ja im Büro, man hatte viel Papier, wo man auch was nachsehen konnte, ja und dann war ich eigentlich
HS: Aber da gab es ja so gewisse technische Geräte auch, die Schreibmaschine zum Beispiel.
ML: Das fand ich wiederum ganz angenehm, gelernt habe ich noch auf diesen manuellen Schreibmaschinen, wo man unheimlich viel Kraft aufwenden musste
HS: Richtig die mechanischen ohne Elektrizität?
ML: Ja, ja. Wo man dann also wirklich ja einen ziemlichen Abstand überwinden musste, um da mit den Fingern auch runterzukommen, da fand ich das schon enorm diese elektrischen Schreibmaschinen, das fand ich wieder dann sehr angenehm
HS: Ja, sie haben richtig noch gelernt mit zehn Fingern
ML: Ja, ja
HS: Mit der mechanischen Schreibmaschine
ML: Ja, eigentlich
HS: Und da mussten wie wahrscheinlich auch so allerhand als, also wie nannte sich das, Bürogehilfin?
ML: Bürogehilfin ja (...) Also ich bin 1980, nee, gar nicht wahr, 1978 so, bin ich nach meiner Lehre, ich hatte dann gerade noch so ein Jahr hier gearbeitet und dann hatte ich jemanden kennen gelernt und wie das so ist, so erste Liebe, rosarote Brille, und habe hier alles aufgegeben und bin dann nach Bayern gegangen und habe da angefangen bei Messerschmitt zu arbeiten und da habe ich das erste Mal so gesehen, da war ich in der Materialbuchhaltung, da hatten sie so ein Programm, also das nannte sich dann Bildschirmarbeit, man musste diese ganzen Konten, also Materialkonten über diesen Computer führen und das fand ich ja so was von schlimm, weil vorher war das so, wenn ich irgendwas gemacht hab, ich konnte ein paar Seiten zurückblättern, konnte dann gucken, was hab ich gemacht und jetzt war es einfach so, ich hab das eingetippt, hab auf eine Taste gedrückt und das verschwand. So, irgendwie war das für mich auf Nimmerwiedersehen so. Ja, das war also, weiß ich nicht, ich habe da ein Dreivierteljahr gearbeitet und dann also ich, eigentlich konnte ich mich da gar nicht dran gewöhnen, weil das war irgendwie so, ich konnte das nicht nachvollziehen, wo das dann hinverschwindet
HS: Ja, sie konnten es auch nicht mehr überprüfen dann?
ML: Ja, es gab wohl schon diese Möglichkeit, aber die hatte ich einfach nicht, ich hatte dann gebucht, habe auf diese Taste gedrückt und so wusch, weg war das. Und während man das so aufschreibt, da kann man doch so zurückblättern und sehen, aha, das habe ich jetzt gemacht und das war da eigentlich
HS: Ging da nicht mehr?
ML: Nee
HS: Und haben sie da mal irgendwie so Reklamationen oder was erlebt?
ML: Ja [lachend]
HS: Das, da war irgendwas hatten sie doch nicht richtig eingegeben oder wie kam das dann?

ML: Ja, jeder hatte beim Buchen so seine, seine Buchstabenkennung und dann waren das drei Leute und ein Gruppenleiter, und dieser Gruppenleiter musste immer diese Buchungen dann kontrollieren und dann bin ich immer hin und dann wurde immer gesagt, und hier, das kann, konnte man dann an dieser Kürzung sehen, da hatte ich dann irgendwie was falsch gemacht.
HS: Hat ihnen denn jemand geholfen da, das, damit vertraut zu werden mit dem Ding? Mit dem Bildschirm?
ML: Ja, das eigentlich schon, das war der Gruppenleiter, der dann also das erklärt hat und die Anweisung auch gegeben hat, aber irgendwie war das so für mich persönlich ja, so die, die Technik, also ich wusste schon, was muss ich machen, aber es war mir irgendwie nicht ganz geheuer, ich habe auf diese Taste gedrückt und das war weg. Also es ist ja nicht weg, aber für mich war es nicht mehr, nicht mehr zu sehen und dann ist das so.
HS: Das war dann aber schon im Grunde ein Computer, den sie da hatten, ne?
ML: Ja, eigentlich schon, es war begrenzt auf dieses Buchungsprogramm, aber es ist eigentlich, so bin ich damit dann vertraut geworden.
HS: Beziehungsweise nicht vertraut
ML: Na ja gut, also sagen wir mal, ich war eine Erfahrung reicher [lachend]."

Der Wunsch nach dem Wiedereinstieg in den alten Beruf nach einer mehrjährigen Kinderpause führt dazu, dass sie zunächst in Sachen Computer aufholen muss und einen Wiedereinstiegskurs für Frauen besucht.[317] An diesem „zweiten" Versuch mit dem Computer wird die Subjektivierung mit der Verantwortungsübernahme ebenfalls deutlich („Vielleicht war man auch irgendwie anders motiviert, weil ich wollte ja gerne das machen."). Dies zeigt sich vor allem auch in der Einsicht in die Notwendigkeit, sich Computerkenntnisse anzueignen. Dass dies so erzählt wird, hat sicherlich auch etwas damit zu tun, dass die Interviewte mit ihrer gegenwärtigen beruflichen Situation zufrieden ist, sie die negativen Erfahrungen gewissermaßen mit einem positiven Sinn versehen kann.

Die Komplexität der Lernerfahrungen wird daran deutlich, dass nach dem Wiedereinstiegskurs im beruflichen Alltag der Eindruck entsteht, dass die Kenntnisse nur bruchstückhaft sind bzw. bleiben müssen.[318]

ML: Ich bin dann zu Hause geblieben und ja, als mein Sohn dann so fünf war, habe ich dann angefangen, so ein bisschen zu putzen und war dann auch in einem Altenheim nachmittags tätig, aber das ging eigentlich, war ganz gut, da war nichts so, nichts Technisches, aber dann habe ich eben gemerkt jetzt vor drei Jahren wollte ich dann wieder so ein bisschen in den Beruf zurück und dann habe ich so gedacht: »Meine Güte, alles Computer« Und da musste ich dann irgendwie was machen, da habe ich dann einen Wiedereinstiegskursus für Frauen gemacht
HS: Ja, was spielte sich da ab? Was macht man
ML: Das war also, das wird angeboten von der Groneschule und das ist speziell für Frauen, die eben ja nach der Familienpause wieder in den Beruf zurück wollen,

[317] Ähnlich wie bei Frau Drews ist es auch hier die längere Pause in der Berufsausübung, die zum Bewusstsein der fehlenden Computerkenntnisse führt.

[318] Vgl. hierzu auch den Abschnitt 4.3.2.2. Komplexität reduzieren (müssen) – Computerumgang als unvollständige Erfahrung.

da lernt man dann also ja neue Rechtschreibung, was dann auch schon, kam und dann eben, wie gesagt, aber auch nicht mehr, es gibt keinen Schreibmaschinenunterricht mehr, sondern das ist dann alles auf Computer. Und da habe ich das dann eigentlich so von Anfang an gelernt, also auch mit Erklärung, wie nun was passiert und warum das so ist
HS: Und wie war das für sie so, diese, dieses Anlernen oder dieses Umgehen mit dem Computer, so am Anfang?
ML: Spannend irgendwie
HS: Spannend?
ML: Es war immer so dieser Aha-Effekt so, wenn ich jetzt diese Taste drücke, aha, dann passiert das.
HS: Ja, war es also nicht mehr so dieses Gefühl wie bei dem Bildschirm damals? Das klingt ja so, wenn sie sagen spannend, das klingt ja sozusagen positiv während
ML: Ja, das war eigentlich auch
HS: Während diese alte Erfahrung da mit dem Bildschirm, das war ja wohl insgesamt eher negativ für sie?
ML: Ja, das war negativ, aber das jetzt war wirklich positiv
HS: Aha,
ML: Vielleicht war man auch irgendwie anders motiviert, weil ich wollte ja gerne das machen und vielleicht lag es auch ein bisschen an der Motivation
HS: Und dann haben sie sich wahrscheinlich, vermute ich, auch relativ problemlos da so eingearbeitet?
ML: Ja, das ging also ganz gut, also jetzt so diese Grundsachen, so ein paar grundlegende Sachen von Windows, die man so wissen muss, wie das eben so funktioniert, so grob, und das war eigentlich ganz gut, das hat mir dann auch sehr geholfen.
HS: Und nach diesem Kurs dann, wo haben sie dann angefangen?
ML: Ja, das ist eigentlich so, nach dem Kurs kam ich mir unheimlich stark vor so, ich weiß jetzt alles [lachend] und hatte mich dann verschiedentlich beworben. Jetzt arbeite ich in einem Immobilien-, bei einer Immobilienfirma und da ist es so, da kam ich dann an, so, so ganz motiviert, so ich komme jetzt aus dem Kursus und ich weiß jetzt alles und dann war aber so die Erfahrung, eigentlich weiß ich ja nur die Grundlagen und das ist eigentlich relativ wenig. Da musste ich mich also wieder umstellen und muss eigentlich immer noch was dazulernen, um jetzt so ungefähr auf dem Stand zu sein. Und das geht eigentlich, also ich bin eigentlich auch ja ganz froh, solange es läuft, es darf aber keine Fehlermeldung kommen, weil dann [lachend] wirft es mich wirklich wieder ganz schön zurück.“

In einem weiteren ganz anders gelagerten Beispiel stehen ebenfalls die persönlichen Schlussfolgerungen aus den Digitalisierungserfahrungen im Vordergrund. Der 31-jährige Ludwig Rehder hat zum Interviewzeitpunkt gerade sein Studium der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte abgeschlossen und neben dem Studium in der Universitätsbibliothek gearbeitet. Deutlich wird vor allem die hohe Bedeutung, die Computerkenntnissen in Bezug auf eine erfolgversprechende Berufsplanung zugewiesen wird. Die Subjektivierung wird nicht zuletzt daran deutllich, dass für den Historiker die nebenher erworbenen Kenntnisse im Computerbereich letztlich eine wichtigere Qualifikation darstellen als das im Fachstudium erworbene Wissen, so dass ihn auch einer seiner Professoren zum Examen drängen musste. So wird vor allem die

hohe symbolische Bedeutung die Computerkenntnissen in der veränderten Arbeitswelt zugeschrieben, wird daran deutlich, dass seine Mitarbeit bei der Computerbetreuung in der Bibliothek gewissermaßen als zusätzliche Ausbildung interpretiert wird.

Mit Blick auf die prospektive Arbeitsbiographie wird die Individualisierung von Entscheidungen mit dem Abgleich von verschiedenen Möglichkeiten deutlich, konkret mit der Frage, wo die zu erwerbenden Fähigkeiten gebraucht werden. Trotzdem erscheint sein perspektivisches Denken eher ein Reagieren auf äußere Zwänge denn als ein Berufsweg, der mit den positiven Bildern der IT-Branche gleichzusetzen wäre.

> „Und [ich] habe das dann ja längere Zeit studiert und habe dann aber eigentlich gesehen, dass man mit Geschichte allein ja eigentlich kein Geld verdient und dann zunächst als... irgendwann mal in der Küche gejobbt und dann in der Uni als Hilfskraft angefangen bei den Historikern dann, also nicht in Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, das ist ja als extrem kleines Institut, da habe ich mich einfach nicht so zu Hause gefühlt, bei den Historikern war es dann irgendwie ein bisschen netter und habe da als Hilfskraft gearbeitet und den Computerpool organisiert und ein bisschen was für die Mitarbeiterinnen gemacht und bin dann nach einem Jahr in die Bibliothek gewechselt, habe da als... auf einer unbefristeten halben Stelle, schlecht bezahlt, aber unbefristet und halb, gearbeitet und das war dann der Zeitpunkt, wo dann in der Bibliothek auch angefangen wurde, mit Computern zu arbeiten, also sprich Beginn der Katalogisierung und dann Beginn der Retrokatalogisierung und dann haben wir irgendwann da auch dann die Rechner für die Benutzer aufgestellt und bin dann um den Jahreswechsel 98 mit einer, mit der anderen halben Zeit, also halbe Stelle bei den Historikern, mit der anderen Hälfte ans Rechenzentrum gegangen und ab Mai 98 dann voll im Rechenzentrum. Und habe da dann auch die Bibliothekscomputer weiter betreut und ja sehe das eigentlich auch als Ausbildung neben dem Studium her an. Für das Studium hatte ich dann, ja, ich wollte es eigentlich immer zu Ende machen, aber zeitweise habe ich dafür eigentlich nichts getan, also die letzten Veranstaltungen hatte ich im Sommer 97 besucht, die letzten nötigen Scheine und eh [Pause] ja habe dann eigentlich immer noch mal gedacht, ja, jetzt müsstest du dich eigentlich mal um ein Thema kümmern für die Abschlussarbeit und einen Schein hatte ich dann, glaube ich, noch zu machen. Und habe dann im letzten Sommer damit begonnen auf freundliches Anraten, freundliches Anraten hin noch von einem Professor, der sagte jetzt so, fang doch mal an und werde mal fertig.“

Befragt nach den Zukunftsplänen zeigt sich eine gewisse Unsicherheit bei der Bewertung der eigenen Kenntnisse, die ebenfalls als durchaus typisches Element des Subjektivierungsprozesses verstanden werden kann. Die Unsicherheit, ob die eben nicht institutionell abgesicherten Computerkenntnisse für die Verwirklichung der eigenen beruflichen Vorstellungen reichen, zeigen dies. „Irgendwo reinzurutschen“ ist ein Sprachbild, mit dem diese Situation auf den Punkt gebracht wird.

> „Ja, wobei ich da ein bisschen sehe, das ist, also das Informatikstandbein ist vom Studium her ein sehr, also eigentlich kein Standbein, ein, ein sehr dünnes und wackliges, weil eigentlich kann ich nicht wirklich programmieren, also was ich im Moment mache, ist halt Benutzern in den Bibliotheken helfen (...) und wenn halt niemand anruft, dann versuche ich dann ein bisschen rumzudoktern und die

> Programme auf den Rechnern am Laufen zu halten oder intern für Verwaltungsmechanismen da noch was zu verbessern und so ein bisschen zu basteln, also eigentlich Systemadministration und Benutzerschulung. (...) Also wenn ich nur Geschichte hätte, denke ich, wäre schon unter Umständen ein Problem, was zu finden, wenn ich nicht irgendwie großartig journalistisch veranlagt wäre, also so rein mit Geschichte ist ja, also es muss ja im Prinzip in den Geisteswissenschaften jeder gucken, wo er bleibt und was er macht und dann wie gut er sich für was verkauft, ich denke, dass diese Computergeschichte da doch ein ganz gutes Standbein ist auch, für irgendwo reinzurutschen."

In einem dritten Beispiel steht ebenfalls die Zukunftsorientierung im Vordergrund, die in engem Zusammenhang mit Computerkenntnissen gedacht wird. Die 28–jährige Olga Flemming arbeitet als Assistentin in einem Hamburger Zeitschriftenverlag. Aus ihren Berufserfahrungen heraus will sie sich aufgrund einer insgesamt als unbefriedigend wahrgenommenen Situation beruflich neu orientieren. Um sich weiter zu qualifizieren, hat sie eine Fortbildung im Bereich Webdesign begonnen.

In der lebhaften Schilderung der eigenen Erfahrungen findet ein dauerndes Abwägen von Argumenten für und wider eines stärkeren persönlichen Engagements in diesem Bereich statt. Es entsteht der Eindruck, dass im Interview eine gerade anstehende Lebensplanung diskutiert und versprachlicht wird. Hierbei zeigt sich ein spürbarer Widerspruch zwischen dem Anspruch, der mit der internalisierten positiven Vorstellung einer Informationsgesellschaft verbunden ist und dem eigenen Engagement, dem fehlenden „Spaß" aber auch dem überdurchschnittlichen Einsatz, der als Voraussetzung für eine erfolgreiche berufliche Weiterentwicklung in diesem Bereich angesehen wird. Das Interview spiegelt so in hohem Maße den zum Interviewzeitpunkt – das Gespräch fand am 29.1.2001 statt – vorhandenen Internet-Boom und die herrschende Euphorie wider. Das Verhältnis von Erwartung und Erfahrung zeigt sich in der Schwierigkeit, einerseits einem Ideal nach beruflichem Erfolg nachzugehen, andererseits starke Zweifel am eigenen Durchhaltevermögen zu haben. Dies wird beinahe schon als Selbstanklage zur Sprache gebracht wenn sie von sich selbst in der dritten Person spricht: „Das ist so typisch Olga". Aufgerufen wird dabei als Vergleichsfolie auch das Bild des „Computerfreaks", der für die starke technische Hingabe an den Computer steht.[319]

Aus biographischer Sicht spielt eine Rolle, dass sie ihre eigenen beruflichen Pläne zunächst der Karriere des Ex-Partners unterordnet und mit ihm gemeinsam von Frankfurt nach Hamburg gegangen ist. Der Wunsch nach Neuorientierung - dies ist wiederum also stärker die biographische Seite – steht wohl auch in Zusammenhang mit dem Lösungsprozess.

> „Ja, ich hab da gekündigt, und bin mit meinem damaligen Partner nach Hamburg gezogen, weil er aus beruflichen Gründen nach Hamburg, also er musste nicht nach Hamburg gehen, er hat nur ein Jobangebot bekommen, und wir waren uns da

[319] Vgl dazu auch 4.4.2. Computerfreaks – die soziale Ambivalenz des Expertenwissens.

immer einig, wenn wir mal irgendwo ein Angebot bekommen, München, oder wenn er, beruflich nach München oder nach Hamburg ziehen muss, dann machen wir das auf jeden Fall, so war ich total offen für, das wir mal in eine Stadt ziehen, muss halt nicht für immer sein, das war immer so mein Argument, also ich kann mir das mal gerne vor-, gut vorstellen, in der Stadt zu leben, paar Jahre, aber, ja ich muss da nicht für immer leben, also das wusste ich und das kam da auch ziemlich schnell dieses Jobangebot, und dann haben wir das gleich in die Tat umgesetzt, da hab ich mir einen Job in Hamburg gesucht, beim Verlag, und bin natürlich da direkt als Sekretärin wieder eingestiegen, weil das war einfach, das war das einfachste, und das hab ich gemacht vorher, und ja irgendwie ist man da so reingerutscht in diese Schiene, obwohl ich da eins, eigentlich am Anfang, wo ich gelernt hab, in der Firma, hab ich ja Sachbearbeitung irgendwie gemacht, aber da bin ich da einfach dann, seit Frankfurt da in diese Schiene reingerutscht, und das war halt in Hamburg auch, bin ich immer noch, [lacht], aber, hab mittlerweile einen Webdesignkurs angefangen, ist ja sehr technisch, muss man schon sagen, also es hat mich da auch fast ein bisschen, will nicht sagen, Überwindung, aber das ist halt doch wieder was ganz anderes, und man muss sich mit viel Neuem erst mal auseinandersetzen, grade so Computer und Technik und, ich bin ja doch oft so'n bisschen träge bei so was, und denke mir: »ach nee« und was ich... jetzt muss ich jetzt nicht alles wissen, und muss nicht alles kennen und ein Progr-, wenn ich Excel nur ein bisschen kann, reicht mir auch, ich muss jetzt nicht alle möglichen tollen Tabellen können, also da bin ich schon eher so, die technisch zurückhaltende (...) Und, das ist, dieser Webdesignkurs, das ist schon so eine kleine technische Herausforderung, wenn man da überhaupt nichts mit zu tun hat, oder wenn man da ich weiß nicht... Ich hab privat zum Beispiel gar keinen Computer, ich hatte zwar immer einen mit meinem Partner, aber ich selbst hab jetzt gar keinen, wobei ich hab ein Laptop, doch, ich hab ja ein Laptop, aber ich benutz den ja nie, das ist so typisch Olga, ich benutz den nie,(...) Ich bin nicht da, weil ich den ganze Tag vorm Computer sitze auf der Arbeit, und dann hab ich zehn Stunden diese Kiste vor mir, ich kann dann abends nicht grad wieder nach Hause, und das Ding wieder anschmeißen, gut ich, wenn ich was erledigen, wenn, wenn ich was schreiben muss, oder wenn ich was erledigen muss, dann müsst ich das halt machen, aber nicht, weil ich daran unbedingt Spaß hab, weil es halt erledigt werden muss, aus dem Grund, aber ich bin nicht der Freak, der da Stunden lang, abends noch bis zwölf, eins, mit dem Ding rumspielt."

Später im Interview setzt sie das Abwägen der Argumente fort und kommt nochmals ausführlich auf ihre beruflichen Pläne zu sprechen. Die dabei thematisierten Zweifel an dieser Zukunftsperspektive hängen auch damit zusammen, dass die Fortbildung mit nicht unerheblichen finanziellen Investitionen verbunden ist. Die kritischen ironisch-spöttischen Einwürfe der beim Interview anwesenden Schwester Katja (in der Tranksription KT abgekürzt) verstärken diesen Eindruck der Unsicherheit noch.

Aus dem Gespräch wird deutlich, dass die Frage danach, welche Berufsfelder auf dem Arbeitsmarkt zukunftsträchtig sind, wichtiges Thema in diesem Zusammenhang sind. Aber auch die Verantwortungsverschiebung innerhalb des Subjektivierungsprozesses hin zu den biographischen Entwürfen wird deutlich. Der eigene Anspruch der beruflichen Weiterbildung, den sie formuliert, unterstreicht dies: „Ich musste ja irgendwas machen, es war klar, ich mach jetzt irgendwas, ich muss mal irgendwann

anfangen, sonst sitze ich in fünf Jahren immer noch als Sekretärin irgendwo rum, ich muss was tun.“ bzw. „Dann ist es halt jetzt einfach mal mein Weg“.

Computerkenntnisse werden in diesem Kontext zunehmend als neben dem eigentlichen Ausbildungsberuf zu erwerbende Schlüsselqualifikationen betrachtet. Wie im Interview mit Ludwig Rehder wird auch bei Frau Flemming das plastische Bild des „quer einsteigens“ deutlich. Gleichzeitig zeigt sich, dass die Orientierung in den sich dynamisch verändernden Berufsfeldern aufwendig und schwierig ist („dann hab ich mir gedacht, Webdesign ist noch total gesucht“). Die Frage, wieviel finanzielles und zeitliches Engagement für ein erfolgreiches berufliches Fortkommen in diesem Bereich notwendig ist, bleibt für sie letztlich schwer zu beantworten, deutlich wird aber, dass der betriebswirtschaftliche Begriff des „Investierens“ als Sprachbild auch in Anwendung auf die persönliche Berufsplanung eingesetzt wird. Ein Abgleich der eigenen „Markt“-Chancen mit den vorhandenen Wünschen und Idealbildern ist dabei ebenfalls als typische Anforderung gegenwärtiger Arbeitskulturen zu begreifen, die sich sowohl in der relativen biographischen Offenheit als auch in der damit einhergehenden Unsicherheit zeigt. Dass sie sich letztlich für einen – immer noch recht kostspieligen – Wochenendkurs entschieden hat, ist als Kompromiss in dieser Situation zu begreifen. Deutlich wird auch, dass die eigene Gestaltung, somit aber auch die Gestaltbarkeit der Berufsbiographie als Idealbild, an dem sich die Protagonisten der neuen Arbeitswelt abarbeiten müssen, vorhanden ist.

> „Ja, ja, aber auf den Beruf jetzt zurückzukommen, ähm, also ich, pff, ich weiß nicht so, ich weiß es echt nicht, was ich will, auf der einen Seite Grafik, reine Grafik find ich auch nicht schlecht, aber da ist mir die Investition net so viel, also ich hab keine Lust, mehr drei Jahre irgendwo mich irgendwo ganztags schulen zu lassen, das wäre nämlich die Voraussetzung, da geht nichts kürzer, du musst einfach drei Jahre oder zwei Jahre auf Vollzeit irgendwo mindestens, äh, auf ner Schule irgendwie was, was machen, und das ist mir einfach zu viel, ich muss, ich muss eine Miete zahlen. Ja, das ist schon mal ganz wichtig, und dann ist, kann, kostet so was auch ganz viel Geld, also ich hab mich da schon erkundigt, und teilweise kostet so ein Grafik-Design Studium nennt sich das ja, man muss, es reicht, man muss ja nicht studiert, äh, man muss ja kein Abi haben, es reicht ja oftmals, dass man eine Ausbildung hat eine kaufmännische und dann kann jede irgendwie nehmen also dann, das, das anfangen, und es kostet halt dann 20.000 Mark auf Vollzeit zwei Jahre oder so und das ist mir erstens zu viel Geld und zweitens, also 20.000 Mark plus dann zahlt mir keiner die Miete in der Zeit, also das ist eine irrsige, irrsinnige Summe, die da zusammenkommt, also es geht einfach nicht, und ja, ist mir auch zu viel Investition, ich mag nicht zu viel investieren, und, ja, da bleibt nicht so viel übrig (SR: Aber wie bist du denn überhaupt auf diesen, diesen Webdesign... ?) Ja weil, weil ich immer gedacht hab, Grafik interessiert mich, und dann hab ich überlegt, Grafik Designer, da gibt’s im Internet ja so viele Angebote, da steht Webdesigner, dann denkst du, »Oh, Webdesign klingt ja auch total toll, was ist das eigentlich?« So viel drunter vorstellen kann man sich ja da auch nicht so unbedingt als Laie, Webdesign (KT: World Wide Web Design) Das klingt total super, aber was steckt eigentlich da, dahinter? Und dann hab ich mich auch unter Webdesign erkundigt, was es gibt, man kann da auch viel Geld ausgeben, in einem Jahr 15.000 Mark ein Kurs, auf Vollzeit, das hätt ich auch machen können, also das Jahr könnte man mal

irgendwie investieren, aber das ist einfach auch zu viel Geld, und, und man hat eine Miete zu zahlen, das ist, es, es, es geht einfach nicht, und nebenbei gibt's auch ganz wenig, gibt's kaum irgendwie was Richtiges und Indi, Indisoft ist eine ganz gut angesehene Firma für solche, ähm, Computerweiterbildungen, die sind, die haben schon ganz guten Ruf, die sind irgendwie zertifiziert auch diese Firma und ich hab die besten Dozenten, die sind schon echt Spitze, aber man kriegt halt einen Einblick, in dreieinhalb Monaten bist du kein Webdesigner. Wenn das nur am Wochenende ist, das geht einfach nicht, aber die sind schon ganz gut, und dann hab ich mir gedacht, Webdesign ist noch total gesucht, da kannst gut quer einsteigen, dass man dann, hab ich oft schon gehört, dass irgendwelche Leute irgendwo 'n Praktikum machen, nebenbei irgend'n Webdesignkurs machen, und dass dann die soviel learning by doing machen, in der Firma, wo sie zum Beispiel jetzt Prak-, als Praktikum, ähm, das Praktikum machen, dass die Firmen oft sagen: »Komm, vergiss deinen, deinen Kurs, mach hier gleich bei uns weiter, fang gleich an!« Also das hat mich dann auch wieder motiviert und ich hab gedacht: »Ah, ich mach's einfach mal«. Da kann man immer noch quer, wenn's mir gut gefällt, kann ich da noch quer einsteigen, und ich kann einfach mal gucken, weil ich wusste ja auch nicht, ob's mir wirklich gefällt, das stell ich ja grade noch fest, ob's, ob's das ist, was ich mir vorstelle, und, und das ist halt... (KT: Ja, so siehst mir nicht grad aus, wie'n Webdesign-Freak, wenn du irgendwo kommst, dass sie sagen: „Hey, du bist unser girl!, Quereinsteiger".) Ja, aber das ist, das ist einfach, das ist 'n Ansatz, ich musst ja irgendwas machen, es war klar, ich mach jetzt irgendwas, ich muss mal irgendwann anfangen, sonst sitzt ich in fünf Jahren immer noch als Sekretärin irgendwo rum, ich muss was tun, und das war dann das nächst Gelegenste, was ich mir vorstellen konnte, was vielleicht in die Richtung geht, das ist Zukunft, das ist nicht zu viel, also die Investition ist genau richtig, ich muss privat viel investieren an Zeit an Wochenenden, und äh, ich zahl es ja auch privat, das kostet an die 5.000 Mark also das kann man gut so mal eben investieren (SR: Das ist auch schon eine ganz schöne Summe?) Das ist eine Summe, also sie haben dann sogar noch Prozente drauf gegeben, ich hab im Endeffekt nur 4.250 gezahlt, aber gut, das ist auch, auch genug, aber, man kann's ja auch absetzen auf der anderen Seite, steuerlich absetzen, und, dann ist es halt jetzt einfach mal mein Weg, ich muss ja irgendwas investieren, für nichts krieg ich nichts, also das, geht, so umsonst zum Geschenk gibt's nichts, ja aber ich, ich denke selbst ja schon wieder so, das ist, ich weiß nicht, ob's mir so gut gefällt, ich weiß es nicht."

Eine andere, aber auch typische Sicht auf den Computereinsatz am Arbeitsplatz wird im Gespräch mit der 38-jährige Kieferchirurgin Dorothea Anders deutlich, die in einer eigenen Praxis arbeitet. Zum im Interview dargestellten Selbstverständnis gehört es, die Digitalisierung als problemlosen Bestandteil des Arbeitsalltags zu schildern und die positiven Seiten der fortwährenden computertechnischen Neuerungen für sich zu betonen. Im Interview kommt vor allem der berufliche Werdegang zur Sprache. Hier zeigt sich eine gewisse Routine in der mündlichen Darstellung ihrer Arbeitsvorgänge, die so auf das im Interview Gesagte zurückwirken. Der sprachliche Gestus orientiert sich dabei an der – auch im Umgang mit den Patienten notwendigen – Übersetzung der Details der Behandlung.

Dabei schwingen pragmatische Überlegungen, aber auch eine gewisse Faszination für die technischen Möglichkeiten mit, wenn es um die Ablösung der „Handarbeit“ und die neuen Möglichkeiten in der Visualisierung der Ergebnisse für die Patienten geht. Auf einer elaborierten Nutzerebene wird die Virtualisierung der Arbeitsprozesse nachgezeichnet. Deutlich wird vor allem auch, dass für die Patienten (oder eher Kunden?) die Darstellung am Computerbildschirm attraktiv ist und so die scheinbare Überprüfbarkeit und Transparenz der Behandlung ermöglicht wird. Nicht zufällig assoziiert die Interviewerin den Vergleich mit Computerspielen.

„Die Vorgabe dieser Vermessungspunkte, nach denen nachher dann das Computerprogramm kalkuliert, wie die Winkel und die Strecken sind, die mache ich. Und da gebe ich die Punkte an, das sind anatomische Meßpunkte, wo man sagt, das ist jetzt hier der Punkt Nasion, das ist der Punkt zwischen Nase und Stirnbein und das gibt man in den Computer ein, indem man das mit so einem Fadenkreuz eindigitalisiert und der fragt dann auch die einzelnen Punkte ab nacheinander. Da muss man die in einer bestimmten Reihenfolge eingeben und wenn man die dann eingegeben hat, dann stellt er einem die Analyse, das heißt, dann misst er einem aus, wie groß die Winkel und Strecken sind. Da kann man das nach seiner klinischen Erfahrung ja einordnen, wie groß sind da die Abweichungen? sind da irgendwelche Standardabweichungen von einem Kind, das in dem Alter normal gewachsen wäre, also wo keine Abweichungen liegen. Und dann sieht man, aha, die Abweichung bei diesem Patienten liegen mehr im Bereich der Zähne oder liegen mehr im Bereich der Kiefer, liegen mehr in der Vor-, Zurückrichtung oder mehr in der vertikalen, also der hat meinetwegen eher einen offenen oder einen tiefen Biss. Dann schaut man, wie ist das Profil betroffen und macht sich dann sein Bild von diesem Patienten und guckt dann die Modelle als nächstes an, schaut dann mal, wo sind da die Abweichungen, gibt es da Platzprobleme oder hat er vielleicht auch einen Platzüberschuss. (SR: Und haben Sie diese Sachen früher selber vermessen?) Ja, also ich kann das auch per Hand vermessen, das ist kein Problem, also das durchzuzeichnen und dann mit dem Geodreieck dann auch die Winkel selber auszumessen, das beherrsche ich genauso. (SR.: Und Sie haben sich aber bewusst entschieden, dass Sie da extra einen Scanner gekauft haben dafür) Ja, ja (SR.: Und wollten das) Ja, ich wollte das hauptsächlich, ich denke nicht, dass es schneller geht, als wenn ich es per Hand mache. Mit der Hand kriege ich das, denke ich, in einer ähnlichen Zeit hin, aber es ist für die Präsentation für den Patienten ist es natürlich viel anschaulicher, wenn ich dann einfach den bei der Behandlungsplanbesprechung mal den Computerbildschirm einfach umdrehe und sage, »hier, bitte schön, das bist du und so und so sind die Abweichungen.« Ein Bild sagt mehr als tausend Worte, das ist doch für den Patienten, denke ich, ganz schön, das mal zu sehen und man kann mit diesem Computerprogramm auch simulieren, wie so eine Behandlung im Ergebnis in etwa aussehen könnte, wie man, man kann dann vielleicht den Unterkiefer nehmen und den um den Betrag, den er nach vorne kommen sollte, auch nach vorne schieben und dann erkennt der Patient, Mensch, so könnte ich mal aussehen, so könnten Profilveränderungen wirken. Man kann auch simulieren, wie man Zähne verschiebt, also das ist schon irgendwo sicherlich ein Motivation auch für die Patienten, die Behandlung dann durchzustehen, wenn sie so ein Ziel vor Augen haben. (SR: Das ist ja fast wie ein Computerspiel.) So ein bisschen ist es das, ja, so muss man es auch sehen, man muss es natürlich auch den Patienten schon klar sagen, dass das nur eine Simulation ist und natürlich nun nicht ganz hundertprozentig das Behandlungsergebnis darstellt. Das hängt ja dann

von vielen anderen Faktoren auch noch ab, aber so als Motivationsfaktor finde ich das eigentlich ganz schön. Und wenn man dann am Ende der Behandlung den Patienten auch mal eine CD mitgeben kann, wo man sagt: »Okay, hier sind jetzt die Anfangsbefunde, hier sind die Photos vom Anfang vor der Behandlung und da sind sie jetzt nach der Behandlung oder am Ende der Behandlung«. Dann ist das was ganz, ganz Schönes, das ist ein tolles Geschenk. (SR: Sie geben denen einen CD mit?) Das ist jetzt das nächste, ich habe einen CD-Brenner jetzt installieren lassen, das ist das nächste, was wir vorhaben, dass wir dem Patienten das auch wirklich mal mitgeben können, denn viele haben ja die Möglichkeit CDs einzulesen mittlerweile, nicht, und das denke ich, ist ein ganz schönes Geschenk, oder dass man auch tatsächlich mal an die Zahnärzte so etwas verschickt und sagt, »so vorher, nachher«. Das kann man mit Kieferorthopädie erreichen. Das ist, denke ich, eine ganz schöne Form der Dokumentation und der Präsentation der Möglichkeiten in der Kieferorthopädie."

Im Gespräch mit dem 37-jährigen Programmierer Werner Ihme fällt auf, dass dieser im Sprechen über seine Computererfahrungen ebenfalls den Sprachduktus (versichernd, verkaufend, plaudernd) seiner Arbeitsplatzkommunikation beibehält. Wichtig ist dabei vor allem, dass ein aktueller Kenntnisstand über Technik und technische Neuerungen präsentiert wird und dieses einordnende Wissen versprachlicht werden kann. Dem Argumentieren mit Beispielen kommt hierbei eine besondere Bedeutung zu. Hans Joachim Schröders Verständnisnachfrage („Was ist WAP") wird mit einem Beispiel aus der Werbung beantwortet („Sie kennen die Werbung"), ohne weiter auf das eigentliche Funktionieren der Technik einzugehen. Wie die Technik funktioniert, wird so zur Nebensache. Die Anforderung über bestimmte Fachbegriffe und Schlagworte sich in Gesprächssituationen auf der Höhe der (technischen) Zeit zu bewegen, wird so deutlich. Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist auch der Gesprächsverlauf selbst. Die zunächst allgemein gehaltene Frage nach Telefon und Computer im Arbeitsalltag führt den Interviewten dazu, auf seine Rolle bei der Einführung technischer Neuerungen („Vorturner") zu sprechen zu kommen.

„(HS: Ja, wie ist denn das, wenn sie also jetzt so ihr, ihr Arbeitsalltag so in der letzten Zeit, haben sie da mehr mit dem Telefon oder mehr mit dem Computer zu tun?) Ich sage mal, Computer ist für mich, ja gut, ich nutze eigentlich beides, es gibt Zeiten, gerade wenn die Gelbe Seiten CD-Rom rausgekommen ist, habe ich viel mit dem Telefon zu tun, für den Außendienst, warum ist das, mit dem Kunden, wie ist das, was verteilt sich mittlerweile auch auf die neuen Kollegen und sonst, wozu habe ich den Computer, um selber ins Internet zu schauen, selber unsere Anwendungen zu prüfen, bevor sie freigegeben werden, Konkurrenzprodukte oder Partnerprodukte, Produkte von Partnerverlagen, neue Technologien wie zum Beispiel dieses WAP, also auf Handy Internet (HS: Was ist WAP?) Ja, das ist wireless application Protokoll, das ist, ich kann auf dem Handy surfen. Sie kennen die Werbung, jemand steht im Fahrstuhl, der blockiert, hat auch noch so einen kleinen Schlitz, und dann übers Handy ruft er eine Pizzeria, die sollen ihm eine schmale Pizza holen. (HS: Ja) Das heißt, der hat übers Handy geguckt im Branchenverzeichnis, wer bringt Pizzas und hat sie dann bestellt (HS: Ja). Und das ist so eine Technologie, damit die hier mal vorgestellt wird, das ist unsere Aufgabe

(HS: Ja). Wird das ein Projekt, ist das für uns ein Markt oder mit unseren jetzigen Produkten, dann das zur Reife zu bringen oder sogar fort-, durchzuführen, also wie jetzt im Internet die Branchenverzeichnisse, das ist unsere Aufgabe von Multimedia und weniger eigentlich, ich sage mal, mit den Mitarbeitern, alleine ist man ja weniger, aber mit den Mitarbeitern bin ich sozusagen der Vorturner. (HS: Ja) Mal einen Prototypen erstellen oder zeigen, was andere machen, was das kostet, was das für Ergebnisse gebracht hat, was unsere Daten dazu sagen, ist das angebracht, geht das, was braucht man. Das wird hier alles gemacht und da brauche ich natürlich auch den Rechner oder wenn wir Daten bekommen, jetzt so selbst, über ich sage ich mal, ja Programmierung zum Beispiel Access, also Datenbanken, Hilfsmittel, was schon ein mehr als normal ist, also schon, es geht schon in die Richtung Programmierung, da die Daten zu testen, sind alle Verweise in Ordnung, sind die Postleitzahlen überall da, wo sie sein sollen und (HS: Ja) steht nicht in einem Feld, wo Postleitzahl ist, Firmenname (HS: Ja) oder noch ganz andere Verweisketten. Also so Aufrufe hintereinander zu prüfen, da mache ich dann auch mit dem Computer. Ja, und ansonsten schreiben Konzepte mit Winword geht über den Computer, nicht mehr über Schreibmaschine, also sehen sie, der Computer ja, aber nicht mehr zum Programmieren oder nur noch ein ganz kleiner Teil Programmierung, das andere ist nur noch nutzen. Und darum ist eben na ja der Computer noch überwiegend, aber Telefon, vieles geht über, gerade Kontakte knüpfen oder... , wobei Telefon doch weniger wird, E-Mail kommt."

Die folgende Schilderung des Bankangestellten Harald Möller weist im Sprechen über Computertechnik am Arbeitsplatz in eine vergleichbare Richtung. Die jüngst in seiner Filiale eingeführten Flachbildschirme dienen ihm dazu, den symbolischen Wert neuer Technik zu betonen und darauf zu verweisen, dass der Arbeitgeber gewissermaßen gut für die Angestellten sorgt. Im Gespräch deutlich macht er dies, indem er auf die Reaktionen der Bankkunden auf die neuen Bildschirme verweist und deren Interesse bekundende Fragen zitiert.[320] Der „symbolische Gehalt der Technik" speist sich daraus, dass diese sichtbaren Elemente der Arbeitsplatzumgebung zunächst noch teuer und entsprechend selten zu finden waren.[321] Dies wird auch über die genaue Kenntnis der technischen Details deutlich, die er in einer ausführlichen Darstellung der Argumente für die neuen Bildschirme darstellt. Zugleich zeigt sich so auch das präsentierbare und verhandelbare Alltagswissen über die technischen Details. In einem weiteren Sinne verweist dies auf die für die Subjektivierung wichtige Identitifikation mit der Arbeit und der Arbeitsplatzumgebung, darauf dass diese auch über die (computer)technische Ausstattung geschehen kann und diese eben auch das subjektive Gefühl mit beeinflusst, was der Angestellte dem Arbeitgeber „wert" ist.

„Also ich fand es beispielsweise sehr erstaunlich, als wir bei uns in den Firmen diese Flatscreens bekommen haben, diese Flachbildschirme, diese Plasmaschirme.

---

[320] Der Ausschnitt ist – unter Berücksichtigung des zeitlichen Abstands – auch ein deutlicher Beleg dafür, dass sich der symbolische Wert von Computerausstattungen schnell verbrauchen kann. So gehören die vom interviewten beschriebenen Flachbildschirme inzwischen zur Standardausstattung und wären in diesem Sinne keiner Erwähnung mehr wert.

[321] Hörning, Karl Heinz: Technik und Symbol. In: Soziale Welt 36 (1985). S. 186-207.

Die sind relativ neu noch auf dem Markt und wir waren auch einer der ersten, die diese Dinger eingeführt haben bei uns. Und die ersten Kunden, die dann kamen und die gesehen haben, waren hochinteressiert und: »Toll« Und: »Was kostet denn das?« und: »Wie sieht das denn aus?« Und: »Darf ich mal sehen?« Also, das hat schon für Erstaunen gesorgt und hat dann einen auch ein bisschen mit Stolz erfüllt, dass der Arbeitgeber nun bereitwillig soviel investiert hat in dieses moderne Gerät. Die sind natürlich sehr teuer, aber man muss schon sagen, es ist wesentlich angenehmer mit diesen Bildschirmen auch zu arbeiten, weil die völlig flimmerfrei sind. Die anderen Bildschirme, wie ja auch ein Fernsehgerät, läuft ja immer ein Bild durch. Sie sehen das immer dann, wenn eine Fernsehkamera beispielsweise auf diesen Monitor gerichtet hat. Die Fernsehkamera hat ja ein starres Bild und das Auge passt sich ja an. Das Auge nimmt ja nicht wahr, dass das Bild durchläuft. Die Fernsehkamera würde das aber nicht ausgleichen können und dann sehen sie, dass das Bild immer durchläuft. Und das macht natürlich die Arbeit auch sehr anstrengend, wenn man den ganzen Tag vor so einem Bildschirm sitzt. Und insofern diese Plasmabildschirme, die laufen eben nicht mehr, haben nicht dieses laufende Bild. Die haben ein Standbild. Und das ist natürlich wesentlich angenehmer für die Augen. Und im Vergleich sehen sie dann, wenn sie eine Fernsehkamera auf so einen Monitor richten, sehen sie halt, das eine läuft durch. Das ist anstrengender für die Augen, das andere ist, dieser Plasmabildschirm, der wesentlich entspannter ist für die Augen. Und aber das ist, war natürlich schon eine tolle Sache, als wir diese Bildschirme bekommen haben und die Kunden alle nachgefragt haben. (HS: Also, da haben die Kunden dann gefragt, wie haben denn die Kollegen so, für die war das dann, ja gut, die Monitore) Die haben ja alle so einen bekommen und haben das zur Kenntnis genommen (HS: Ja, das war nicht in dem Sinne eine Revolution. Das kann ich mir vorstellen.) Ja, haben sich gefreut, dass sie mehr Platz auf ihrem Arbeitsplatz haben. Das war ja auch so ein Problem.“

Eine weitere Seite der Subjektivierung von Computerarbeit zeigt sich im Gespräch mit der 43-jährigen Verwaltungsfachangestellten Frau Eggers. Es wird deutlich, dass es nicht mehr reicht, sich im Arbeitskontext fortzubilden, sondern privates Engagement (dies gewissermaßen als die Kehrseite der Subjektivierungs-Medaille) notwendig wird. Vom Arbeitgeber angebotene Lehrgänge und Schulungen sind nicht ausreichend, so dass die Weiterbildung „privat“ stattfindet. Hierzu gehören auch die mitunter diffusen Bilder von allgemein notwendigen Computerkenntnissen („oberwichtig Excel“), die alltagswirksam vorhanden sind.

„Ja so Anfang, Mitte 80er, da fingen die Behörden an so ein bisschen auf EDV dann an, ja die fingen da so an auf EDV umzustellen. Und das ging eigentlich so Anfang der 90er erst richtig los. Und dann fing natürlich das Problem an, dass Du ja schon ein bisschen älter bist, Du hast da keine Erfahrung mit, Du musst erstmal einsteigen. Und dann gibt es natürlich tausend Lehrgänge, wie auch immer, die nicht belegt werden können, weil sie voll sind im öffentlichen Dienst und die Mittel eben halt fehlen, um diese Sachen eben halt zu machen nur - es ist schwierig, gerade.....(...) (GvW: Und Du musst Dich irgendwie - wie hast Du das gemacht, also wie hast Du Dich...?) Also ich, privat, privat. Wir haben hier durch, eben durch die Familie, die zusammengelegt hat meinem Sohn einen Computer geschenkt und da habe ich mich im Grunde fit gemacht. Auf der Arbeit fehlte mir die Möglichkeit, die Zeit und die Lehrgänge, die sind so rar gesät und vor allen Dingen wenn Du Dich zu

so einem Lehrgang anmeldest, das dauert erstmal Ewigkeiten, eh Du es genehmigt bekommst, auch im öffentlichen Dienst, ich ja über die HAB, aber auch im öffentlichen Dienst und dann ist es so, dass, wenn dieser Lehrgang stattfindet, drei, vier Leute auf einem PC sitzen, d.h. also, Du kannst selber gar nicht ausprobieren, Du kannst nicht testen, was Du kannst, was Du nicht kannst, Du kannst nicht mitmachen, was Dir der Lehrer vorne erzählt, das ist im Grunde so, dass die Lehrgänge total überbelegt sind und Du gehst raus, machst das ein, zwei Wochen und hast im Grunde gar nichts gelernt. Und vorallendingen dann fehlt dieser Übergang, die Anwendung, ja ich sach mal die Lehrgänge sind, gehen nich konform mit der beruflichen Anwendung, das heißt also, das, was Du eigentlich im Grunde brauchst, wie zum Beispiel oberwichtig Excel."

Die Verarbeitung des (computer-)technischen Wandels am Arbeitsplatz, wie er sich in den Beispielen zeigt, ist typisch für die Subjektivierungsprozesse, die gegenwärtig in zunehmenden Maße als Anforderung die Arbeitswelt mitbestimmen. Beschleunigt und verstärkt durch Digitalisierungsprozesse werden diese zunehmend zur Herausforderung für Entwürfe der Berufsbiographie. Eine erfolgreiche berufliche Zukunft wird dabei in der Wahrnehmung zunehmend an den Erwerb von Computerkenntnissen gekoppelt. Gleichzeitig scheint die Computerthematik so dominant, dass eine kritische Sicht schwierig ist, bzw. an bestimmte Tätigkeitsbereiche gekoppelt ist. Die Ausführlichkeit, mit der die Computererfahrungen in den Interviews thematisiert wurden, spricht für den Stellenwert in der biographischen Reflexion und Auseinandersetzung.

Wahrnehmen und Bewerten

Auf der Ebene der Bewertung des technischen Wandels am Arbeitsplatz lassen sich ebenfalls typische sprachliche Modi beobachten. Hier ist es vor allem die Überführung eigener Erfahrungen und Beobachtungen in allgemeinere Einschätzungen in Bezug auf den Wandel der Arbeitswelt. Dabei stehen die Interviewten immer auch vor der Aufgabe, eine sinnhafte Einordnung dieser Erfahrungen argumentativ und sprachlich zu leisten. Mit den folgenden zwei ausführlichen Beispielen soll der Zusammenhang zwischen den gemachten Erfahrungen und ihrer kommunikativen und sprachlichen Verarbeitung dargestellt werden. Dies ist in einem weiteren Sinne ebenfalls als Bestandteil des Subjektivierungsprozesses zu begreifen, da auch hier das gewünschte Selbstbild mit den allgemeineren Sichtweisen auf die Anforderungen des technischen Wandels in Einklang gebracht werden muss.

Im Gespräch mit dem 51-jährigen Grafiker Herr Leitgeb wird diese Einordnung der eigenen Erfahrungen in einen größeren Zusammenhang besonders gut sichtbar. Er beschreibt die Grundprobleme, die mit der Digitalisierung der Arbeitswelt einhergehen sehr eindrücklich. Als erstes Motiv ist der Wechsel von haptischer und körperlicher Arbeit zum rein virtuellen Arbeiten zu nennen. Die zunehmende Rationalisierung der Arbeitsumgebung wird begleitet von steigenden Ansprüchen an die Arbeit selbst –

auch dies ist ein Erzählmotiv, das öfter auftauchte. Was als „domestic labor paradox“ in der Technikforschung beschrieben wurde, also dass steigende Technisierung nicht eine Arbeitsverringerung im Haushalt bewirkt hätte, sondern in erster Linie höhere Qualitätsstandards etwa in Bezug auf Hygiene, findet sich als Argumentationsleitlinie hier bezogen auf die Computererfahrungen.[322] Dabei fällt zum ersten der distanzierte und nüchterne Blick auf die eigene Situation auf, zum zweiten gehen seine Beobachtungen in eine Verallgemeinerung über den eigenen Arbeitsplatz hinaus über. Dabei tritt ein durchaus interessanter Gegensatz auf, wenn im Interview eine kulturkritische und vor allem auch pessimistische Sichtweise in Bezug auf die technischen und gesellschaftlichen Veränderungen geworfen werden, und der Interviewte auf der anderen Seite mit seinem erfolgreichen und angesehenen Arbeitsplatz durchaus ein positiver Protagonist dieser Veränderungen der Arbeitswelt ist. Der reflektierte Blick spricht dafür, dass dies „abgehangene“ und auch sonst formulierte Gedanken sind und dass auch in anderen Zusammenhängen diese Art von Thematisierung vorgenommen wird. Gleichzeitig ist diese Art des verallgemeinernden Sprechens auch eine wirkungsvolle Strategie der Argumentation, mit der der Anspruch eigener Positionen und Überzeugungen untermauert wird.

> „Wir arbeiten mit verschiedenen Softwares, die auch immer ständige Upgrades kriegen, also die verbessert werden, verändert werden. Und dann haben sie wieder andere Befehle und Funktionen. Ich meine, die Tastatur bleibt immer gleich. Halt das Alphabet und zehn Ziffern und die Maus. Und damit müssen sie endlos viele Kombinationen letztlich kennen, je mehr Tastaturbefehle sie kennen, desto schneller, effektiver kann man halt arbeiten. Und alles das, was man halt sonst mit den Händen machen konnte, also Dinge ausschneiden, freistellen nennt sich das, ausschneiden und den Hintergrund wegnehmen. Oder Dinge zusammenzukopieren, was man dann früher photographisch gemacht hat im Photolabor, auf photomechanischem Wege, das macht man heute, kann man alles mit dem Computer machen. Oder zum Beispiel so Airbrush oder Illustrationen, Statistiken, Graphiken, das machen wir alles mit dem Computer. Und das, dadurch dass sie Modifikationen schneller machen können, also, ich sage mal, sie haben eine Illustration, da gefällt ihnen die Farbe nicht. Da genügen wenige Schritte, um die Farben zu modifizieren. Und dadurch, dass, wenn sie das jetzt zu Papier oder auf Reinzeichenkarton gemacht hätten wie früher, da hätten sie einen ganzen Tag dran gesessen, um die Farbe zu modifizieren. Und so ist es halt so, dass der Anspruch an die Vielfältigkeit dessen, was sie machen, auch größer geworden ist, weil sie in kurzer Zeit viel mehr schaffen können durch die Technik. Also in der Arbeitswelt, das was ursprünglich mal der Sinn solcher Dinge war, die Arbeit zu erleichtern, das ist nämlich nicht passiert. Die Arbeit ist anspruchsvoller geworden und die Verdichtung ist größer geworden. Also die Arbeitswelt ist eher anstrengender

[322] Hengartner, Vom Erfahren, Erleben und Deuten einer technischen Welt, wie Anm. 237. Ähnlich beschreibt dies auch die Abiturientin Carola Bergert für die gestiegenen Anforderungen bei der Gestaltung der Hausaufgaben in der Schule: „Und er [der Vater] hat mir jetzt auch einen [Computer] besorgt netterweise, weil ich halt für die Schule doch schon recht häufig einen brauche. Also es hat auch viele Leute schockiert, die irgendwie nicht mehr zur Schule gehen, dass jetzt Computer mittlerweile Voraussetzung ist, dass halt viele Hausarbeiten, Semesterarbeiten jetzt zum Ende eigentlich immer computergetippt abgegeben werden mussten.“

geworden als einfacher. Darüber hinaus ist es so, dass sie durch die effektiveren Möglichkeiten zu produzieren, also Menschen einsparen. In dem Moment, als ich mich an den Computer setzte, wurden für mich gleich fünf Leute arbeitslos. Die, die vorher die Filme gezogen haben, die Filme montiert haben, die Druckvorlagen hergestellt haben, Lithographen, die dann die Bildqualität bearbeitet haben und so. Viele Teile übernimmt derjenige, der gestaltet jetzt selber und die Entwicklung der Technik geht dahin, dass eigentlich nur noch zwei Leute an so einer Zeitung produzieren, nämlich der Grafiker und der, der da reinschreibt."

Im weiteren Gesprächsverlauf wird dieser Blick auf die allgemeinen Veränderungen der Arbeitswelt noch verstärkt, was von Herrn Leitgeb als dramatische Dynamisierung mit Übertreibungen sprachlich beschrieben wird („So läuft das heute"). Im Mittelpunkt steht dabei die Eigendynamik der technischen Entwicklung. Die verallgemeinernden Formulierungen, die Herr Leitgeb dabei häufig wählt, lassen sich auch als Weg begreifen, sprachlich Distanz zu den eigenen Erfahrungen aufzubauen, gewissermaßen über diesen zu stehen. Insgesamt wird so ein Darstellungsstil deutlich, der stark über Bewertungen funktioniert („Die Technik ist teuflisch geworden").

„Die Technik ist teuflisch geworden. Und die Leute, die wirklich gut sind und die eben diese Internetauftritte gestalten, was weiß ich, für Immobilienfirmen oder für alle möglichen Anbieter, Dienstleistungsanbieter, die verdienen sehr viel Geld. Das sind Millionen, die diese Leute verdienen. Die beziehen ihre ganzen Informationen, also abgesehen von den Grundlagen, die sie mitbringen, aus dem Internet. Weil alles andere, alle anderen Wege wären zu träge. Also, man könnte das nicht an der Uni studieren zum Beispiel, weil bis das Wissen dort ankommt und dann wieder vermittelt wird, diese ganzen Katalysatoren, was weiß ich, Informationsbeschaffung, dann die Dozenten und dann einen Platz zu finden in den Seminaren und so. Bis dahin ist schon wieder alles veraltet, alles weg. So läuft das heute. Also, die Berufsbilder sind auch gar nicht mehr so umgrenzt. Man kann nicht mehr sagen, ich lerne heute den Beruf, dann mache ich das und das. Sondern das ist eigentlich so, diese neuen Systeme lösen auch die Grenzen auf. Also heute können viele Menschen kreativ sein, die technisch das sonst nicht hätten umsetzen können. Die daran gescheitert wären, weil sie nicht zeichnen können oder was weiß ich. Heute kann man halt, wenn man die entsprechende, es gibt auch so Billigsoftware, Graphiksoftwares, da ist jeder ein kompetent zu gestalten oder so was. Da müssen sie schon sehr qualifiziert sein, um sich von dem engagierten Laien abzuheben. Weil bis zu einem bestimmten Grad ist die Arbeit halt nicht so anspruchsvoll, dass sie genügend Profil zu zeigen, was da noch möglich ist."

Im Gruppengespräch mit zwei Mitarbeitern und einer Mitarbeiterin der Registratur einer Hamburger Behördenverwaltung ist ebenfalls die Digitalisierung der Arbeitsvorgänge beherrschendes Thema. Vor allem der lange Weg mit verschiedenen Software-Programmen zum von der Behördenleitung angestrebten so genannten papierlosen Büro wird als dauerndes Provisorium und als Begleiterscheinung im Digitalisierungsprozess der Arbeitswelt diskutiert und beschrieben. Der mitunter ironisch-spöttische Unterton, mit dem der lange Kampf um das papierlose Büro kommentiert wird, kann wohl als durchaus typische Form der Auseinandersetzung mit

Neuerungen und Veränderungen auf den unteren Hierarchieebenen einer Verwaltung interpretiert werden, also mit technischen Neuerungen, die „von oben“ kommen. Dass dies so deutlich wird, hat hier allerdings auch mit der Situation des Gruppeninterviews zu tun, da die Gesprächspartner – so der Eindruck – ihre auch sonst eingenommenen Kommunikationsrollen innehaben und das Interview so noch stärker den Charakter eines Gesprächs hat. „Frotzelnde“ Kommentare zu den anderen gehören hier etwa dazu, ebenfalls die häufig ironischen Bemerkungen. Zudem fand das Interview an einem Freitag nachmittag am Ende der wöchentlichen Arbeitszeit im von allen drei geteilten gemeinsamen Büro statt. Alle drei arbeiten zudem seit langem - etwa zehn Jahre - zusammen. Die Hierarchie innerhalb der Registratur spiegelt sich im Gespräch insofern, dass der Abteilungsleiter Andreas Hull die meiste Gesprächszeit besetzt und die Einschätzungen der Gesamtsituation abgeben darf und die beiden anderen, Hans Walter Dzaark und Bianca Behnke, zumeist in ihren Redebeiträgen lediglich bestätigen bzw. ergänzen.

Der zentrale Kritikpunkt in der Diskussion ist, dass die Computerprogramme in der Registratur laufend erneuert und ergänzt werden, für die Einarbeitung aber keine bzw. zu wenig Zeit eingeplant wird. Dadurch entsteht - so die Darstellung – der Eindruck eines dauernden Übergangs und der Verlust von Stabilität und Verlässlichkeit im Arbeitsalltag. Die Vereinfachung, so die alltagslogische Schlussfolgerung, die eigentlich dazu führen sollte, dass in der Abteilung weniger Mitarbeiter arbeiten, ist (bisher) nicht eingetreten.[323]

Insgesamt haben die deutlich werdenden Bewertungen viel mit einer Kompensation der Bedeutungszunahme des Computers und dem Betonen der Wichtigkeit der menschlichen Akteure zu tun, damit dass Arbeiten aus dieser Perspektive nur bedingt an das nicht-menschliche Wesen Computer delegiert werden können. Auch dies kann wohl als Erfahrung begriffen werden, die in der digitalisierten Arbeitswelt regelmäßig gemacht wird und deren sprachliche Verhandlung und Aufarbeitung eine wichtige Möglichkeit der Auseinandersetzung ist. Plastisch sichtbar wird im Ausschnitt vor allem auch der laufende Prozess der Aushandlung und Verhandlung von alltäglichen Erfahrungen im Umgang mit der Digitalisierung in der Kommunikationssituation des geteilten Büros. Der folgende längere Ausschnitt beginnt zunächst mit der Frage nach den ersten Computern am Arbeitsplatz.

AH: Ja, ich muss mal überlegen, also die Computerisierung hier in diesem Amt fing 1989 an, nee, vor zehn Jahren, nee, vor elf Jahren hat diese Abteilung den ersten Computer bekommen, Ende 89, Anfang 1990 ein einfaches Gerät der Amigaklasse sozusagen, ein besseres Telespiel, wo wir dann angefangen haben hier einen Aktenplan elektronisch zu erstellen zur Technikunterstützung, um für die Zukunft bereit zu sein, um 1990 dann bereits das papierlose Büro einzuführen. Nach zehn Jahren Entwicklungsarbeit...

[323] Vergleichbar ist dies auch mit dem Interview mit der Bankangestellten Frau Kramer (4.1.1.4), wo das Motiv der Alltagskritik an der scheinbaren Rationalität computertechnischer Lösungen ebenfalls aus Sicht der unteren Hierarchieebenen im Büroalltag mit verschiedenen Beispielen aufgegriffen wurde.

BB: Ja, stimmt, das war ja
AH: ...sind wir nun so weit, dass wir also jetzt tatsächlich damit angefangen haben im März 2000, die ersten papiernen Vorgänge elektronisch vorzuhalten. Punkt! (...)
GH: War das denn der erste Kontakt mit dem Computer?
AH: Das war für mich der erste Kontakt, also bis auf Telespiele halt zu Hause war das also der erste Kontakt mit einem richtigen Personalcomputer. Das war auch ziemlich der erste in der Behörde, würde ich sogar sagen. Also es fing quasi gerade an in den Behörden, selbst im Schreibdienst gab es noch keine Computer, die haben noch mit den Speicherschreibmaschinen gearbeitet, würde ich sagen zu der Zeit. Und so wurde ein Platz dann nach dem anderen Arbeitsplatz in den nächsten Jahren mit Bildschirmen und Personalcomputern ausgestattet, Warum wir damit angefangen haben, kann ich so im Nachhinein auch gar nicht mehr sagen, also hauptsächlich zur Unterstützung der...
BB: Um Platz zu machen!
AH: ...der Registratur erst einmal, um eine Datenbank aufzubauen, um einen Aktenplan mal elektronisch zu haben, vielleicht auch mal
GvW: Was ist ein Aktenplan?
AH: Das Verzeichnis aller Akten, die in diesem Hause zur Verfügung stehen, so dass jeder sich den vielleicht auch ausdrucken konnte und dann selber sehen konnte, was gibt es überhaupt für Akten
GvW: Und wo war der vorher?
AH: Der war vorher nur in der Registratur auf Papier, in alten Papieren, in Bänden gebunden aufbewahrt und auch, um sich die Arbeit zu erleichtern halt, und dann, sobald neue Akten angelegt werden, dass die also nicht in drei, vier verschiedene Aktenpläne per Hand nachgetragen werden müssen, sondern nur einmal in einen PC und dass das dann jederzeit ausdruckbar ist."

Im Folgenden steht vor allem die Bewertung der sich mit der Digitalisierung verändernden Arbeitswelt im Mittelpunkt. Das Abwägen und Austauschen von Argumenten, die intensive und kritische Auseinandersetzung mit dem Digitalisierungsprozess ist eine Art der Thematisierung von Erfahrungen, die sich vermutlich auch sonst in ähnlicher Form abspielen könnte.

Auf der inhaltlichen Ebene ist dabei zentral, dass sich die Idee des papierlosen Büros gewissermaßen im Kreis dreht, da die Mitarbeiter anderer Abteilungen lange Dokumente sowieso ausdrucken würden, da das Lesen am Bildschirm zu anstrengend sei. Was sich wohl zunächst als Schadenfreude beschreiben lässt, ist eine alltagsweltliche Kritik am scheinbaren Nutzen der digitalen Lösung („es ist wie der bunte Schraubenschlüssel bei VW").[324] Dies zeigt nochmals besonders deutlich die Taktiken und Strategien auf der sprachlichen Ebene, wenn die Mitarbeiter der unteren Verwaltungshierarchie eine Moral des Technikumgangs aushandeln, die der der entscheidenden und planenden Instanzen entgegensteht und aus deren Sicht geschlussfolgert werden darf: „Im Grunde ändert sich nichts".[325] Auch der Verweis auf den mangelnden Erfolg der als Rationalisierungsmaßnahmen gedachten digitalen

[324] Vgl. hierzu auch die rhetorische Figur: 4.3.3.1. Kritik des Technikeinsatzes: die scheinbare Rationalität.
[325] De Certeau, Kunst des Handelns, wie Anm. 45, S. 22f.

Lösungen deutet in diese Richtung, wenn im Sinne eines Fazits geäußert wird: „weil dieses Programm keinen Arbeitsplatz einsparte“ und dass die neue Software das „doppelt- und dreifache arbeiten“ bedeutet. Im Sinne einer moralischen Schlussfolgerung aus der Kritik lässt sich der Satz „Und dann kann ich mir vorstellen, dass wir in einem Jahr das System wieder abbauen“ verstehen, mit dem die Erfahrungen mit Schwierigkeiten bei den laufenden Neuerungen zusammengefasst werden. Die Technikkritik geht dabei insgesamt mit dem Anspruch einher, die Deutungs- und Handlungsmacht der Akteure zurückzugewinnen. Der Hinweis auf das fehlende praktische Wissen der Softwareentwickler ist in diesem Sinne so zu verstehen, dass im Planen und Erarbeiten der digitalen Lösungen zu wenig auf die tatsächlichen Anforderungen eingegangen wird. Zudem würden durch die Software-Lösungen Computerspezialisten in der Praxis zu stark aufgewertet und die eigentlichen Fachkenntnisse (also hier die der Registratoren) eine unverhältnismäßige Abwertung erfahren. Mit dem Sprachbild „Kinderkrankheiten“ wird auf das durch die ständigen Änderungen in der Software entstehende Provisorium hingewiesen. Damit zusammenhängend wird auch die wirtschaftliche Seite angesprochen, dass die Computerumstellung zu viel Geld verschlingen würde. Die privatwirtschaftlichen teuren Computerfirmen würden quasi doppelt bezahlt, da sie ihr Produkt erst mit Hilfe der Nutzer fertig stellen und perfektionieren würden. Dass durchaus auch die positiven Effekte des Computereinsatzes thematisiert werden („Das Merken“), ist als Hinweis auf die durchaus differenzierten und differenzierenden Bewertungen zu sehen.
Typischerweise ist gerade das Argumentieren der sprachliche Modus mit dem der technische Wandel am Arbeitsplatz verhandelt wird. Wie sehr das Gruppengespräch bei diesem Thema den Charakter eines „normalen“ Arbeitsplatzgesprächs annimmt, zeigt sich darin, dass Andreas Hull die Rolle des Fragen stellenden an einer Stelle übernommen hat („aber da arbeiten sie dran, sagst du?“) und sich die Interviewer aus der Gesprächsführung zurückgezogen haben. Ein weiterer wichtiger Aspekt, der den Charakter der Arbeitsplatzkommunikaton hervorhebt, ist die kritische Bewertung des Umgangs der Kollegen mit den Computerprogrammen.

HWD: Ich glaube, das ist eine ganz andere Arbeit geworden.

AH: Ja und mit dem Merken ist klar, früher mussten wir viel mehr lesen, also man hat sich intensiver vielleicht mit diesen Sachen beschäftigt, heute im Zuge dieser Technik, wo man also seine Akten, seine Vorgänge viel schneller auf Knopfdruck findet, braucht man keine Aktenpläne mehr lesen und liest nicht gleich verschiedene Einträge mit und merkt sich die gleich beim Lesen, sondern hier hat man sofort den richtigen Treffer in der Regel und packt dann die Sachen schnell weg. Und dadurch ist dieses Merken der einzelnen Schreiben nicht mehr so wie früher, also neuere Vorgänge, die wir nur noch so bearbeiten wie heute, merkt man sich, würde ich sagen, nicht mehr so extrem gut, wie man es zum Beispiel vor fünf oder sechs Jahren noch gemerkt hat. Gut, aber das Programm Regisafe ist eben nur ein Programm zur Unterstützung einer Registratur, ein sogenanntes Aktenverfolgungsprogramm, man kann auf dem Bildschirm seine Akten verfolgen, man weiß, das bedeutet man weiß jederzeit, wo ist meine Akte, hier in der Registratur oder bei irgendeinem Sachbearbeiter. Und was ist in letzter Zeit

mit dieser Akte passiert, so eine Chronologie ist dort und also eine Unterstützung wirklich für die Registratur auch, was so das Eingeben von Terminen betrifft, Termintagebücher sind überfällig geworden dadurch, weil es einen elektronischen Kalender hat und und und. Aber mehr bedeutet es halt nicht, man hatte wahrscheinlich auch gedacht damals, es würde auch eine Reduzierung der Arbeitskräfte nach sich ziehen in der Registratur, was aber dann ja auch nicht kam, das kam später aus anderen Gründen, Krankheit und so weiter.

GvW: Und warum kam das nicht?

AH: Weil dieses Programm keinen Arbeitsplatz einsparte, ob ich jetzt einen Termin in mein Terminbuch notiere oder ich tippe ihn über den Computer irgendwo in ein elektronisches Buch, das ist natürlich viel schöner und sauberes Arbeiten und so weiter und es ist wie so ein bunter Bleistift so ein Regisafe, aber es hat keine, keine so großen Zeitersparnisse gebracht, obwohl das Suchen einfacher geworden ist, aber ich muss nach wie vor aufstehen, die Akten aus dem Schrank holen, wenn ich sie gefunden hab und und und, nicht. Also insofern hat es keine Arbeitskraft in dem Maße eingespart. Und es ist wie der, wie der bunte Schraubenschlüssel bei VW oder so, mehr ist es nicht.

GH: Und papierloses Büro heißt es dann, dass irgendwann diese haptische oder papierne Form der Akte richtig wegfallen soll und alles nur noch digital ist oder?

AH: Ja, das wäre dann jetzt der nächste Schritt, den wir jetzt vorbereitet haben, der jetzt mit Regisafe aufgrund technischer Voraussetzungen Knowhow der Firma nicht mehr zu leisten war, es fehlte hier die gewisse Schnittstelle zu einer digitalen Archivierung, deshalb mussten wir dieses Programm jetzt wieder canceln leider und haben jetzt ein neues Programm ausbaldowert bekommen

GH: Von einem anderen Hersteller?

AH: Von einem anderen Hersteller, ja, der Hamburgweit eine Ausschreibung gewonnen hat. Und dieses Programm ist halt in der Lage, nicht nur Aktenzeichen irgendwie rauszufinden, sondern es findet Schriftstücke wieder, also Schriftstücke, die werden, werden in Papierform aufbewahrt hier, digitalisiert und dann sollen sie später weggeworfen werden. Und vorher werden diese Schriftstücke dann verschlagwortet aufgrund einer Maske und das Programm findet dann daraufhin diese Schriftstücke auch wieder, auch wenn sie nicht mehr in Papierform vorgehalten werden. Und das würde natürlich bedeuten, wenn man das hundertprozentig anwendet, dass wir hier kein Papier mehr benutzen, aber um das wiederum zu verwirklichen, bedurfte es einiger Gesetzesänderungen, elektronischer Signatur et cetera, et cetera, Aufbewahrungsvorschriften mussten geändert werden. Es mussten mit dem Datenschutzbeauftragten viele Sachen geklärt werden, weil ja jeder Sachbearbeiter im Hause demnächst alle Schriftstücke, die hier reinkommen, sehen kann, auch wenn er nichts damit zu tun hat. Und mussten wir uns noch über Zugriffsberechtigungen deshalb einigen. Man kann es sich vorstellen große Behörden mit vielen Abteilungen wie zum Beispiel die federführende Behörde BFI, Behörde für Inneres hier in Hamburg, diverse Abteilungen, zum Beispiel eben die Abteilung Innere Sicherheit, Verfassungsschutz, aber auch die Dienststelle Interne Ermittlungen. Und nun kann natürlich nicht jeder Mitarbeiter die Unterlagen der internen Ermittler einsehen, und da weiß er ja schon Bescheid, dass er demnächst in der Zeitung steht und dann, das wäre natürlich jetzt doch viele Schwierigkeiten, so dass nicht jeder im Haus alles sehen kann. So aber jetzt ist das eben so weit, dass es demnächst Hamburg weit eingeführt wird, da muss man halt man schauen, wie die Mitarbeiter im Haus reagieren, denn wer hat schon Lust, am Arbeitsplatz fünfhundertseitige Drucksachen zu lesen, wenn ich die bisher in Papierform hatte,

will ich die jetzt nicht am Bildschirm blättern. Das ist also auch gar nicht zumutbar, und so werden diese Sachen vom Sachbearbeiter wieder ausgedruckt und dann wieder in die Registraturen verfügt, wo sie dann wiederum gescannt werden und noch mal weggeworfen werden. So werden wir nie ein papierloses Büro bekommen. Im Grunde ändert sich nichts [lachend].

AH: Ja, wie bei, wie bei jeder Software, ob es jetzt SAP oder was es auch immer sein mag, sind immer viele Kinderkrankheiten dabei, einmal technische Schwierigkeiten, Zugriffszeiten sind auf einmal viel länger als geplant, da hatten wir ja auch das Problem, dass wenn wir was gesucht haben, das dauerte dann, bis der entsprechende Treffer da war, so dass man also mit dem alten Aktenplan viel schneller arbeiten konnte.

BB: Ja, den haben wir ja drauf

AH: Zum Beispiel, technische Schwierigkeiten und eben auch Schwierigkeiten, viele Software wird entwickelt von Leuten, die mit dem, mit dem Anwendungsbereich der Software gar nichts zu tun haben, also es sind ja hier keine Registraturen, eh Registratoren, die dieses Programm entwickelt haben, sondern irgendwelche EDV-Menschen, die gar nicht wissen, was in der Registratur überhaupt wichtig ist. Und so musste dieses Programm dann ständig geändert werden, natürlich aufgrund der Wünsche der Registratoren, die an die Firma herangetreten sind. Und wir haben auch jetzt nach acht Monaten noch nicht die endgültige Version jetzt hier von diesem Modul, weil das auch wieder x-mal geändert werden musste. Ja und was gab es noch für Schwierigkeiten mit diesem Programm, ja mal die Sachen, technische. Ja, ich weiß nicht, es waren auch so viele Dinge, bei diesem Programm sind es viele Kleinigkeiten, die hier einmal

BB: Das ist von Behörde zu Behörde auch unterschiedlich wieder

HWD: Also man hat schon gemerkt am Anfang, dass beim Regisafe-Registrator bei der Firma Held mit tätig war, das hat man schon gemerkt. Das waren ganz, also für mich übersichtlicher als als Anwender so, das war schon, Dokumenta war eine echte Umstellung. Man konnte auch vieles nicht, was Regisafe eigentlich schon drin hatte, es gibt diverse so Stichwortregister zum Beispiel, all solche Geschichten, das war dann begrenzt nur. Das sind dann so kleine Sachen, die einem dann aufgefallen sind, wo man dann immer wieder verbessert hat, also so nach und nach glaube ich sind sie auf dem Weg, das hinzubekommen. Es fehlen noch so zwei, drei Sachen, aber da arbeiten sie dran, sagst du?

AH: Ja, es wird dran gearbeitet und mit viel Geld natürlich auch, Programmierer kosten viel Geld, die die Stadt bezahlen muss komischerweise, wo ich das nicht eingesehen hab in einer Sitzung, wo ich sagte: »Das das kann ja nicht sein, dass wir als Mitarbeiter einer Firma ein Programm schnitzen und wir das dann auch noch bezahlen und quasi die Firma den Nutzen hat, weil sie das Programm verkaufen will.« Das ist also ein bisschen merkwürdig, aber so ist es auch bei vielen anderen Programmen, die in Hamburg eingesetzt wurden. Es ist immer das gleiche gewesen, dass Programme, die unfertig sind, eingesetzt werden und man dann im Laufe der nächsten Jahre immer weiter entwickelt und verfeinert, bis es dann endlich vernünftig läuft und dann wird das Programm wieder abgelöst durch ein neues, und dann dreht man das Rad wieder zurück.

GvW: Und ihr hattet dann also als Dokumenta eingeführt wurde, auch wieder eine Schulung dazu, eine kurze Einführung und seitdem bastelt ihr hier sozusagen daran rum?

AH: Ja, wir müssen halt hier mal abwarten, wir sind ja noch im Probebetrieb hier noch bis Januar, Februar und dann entscheidet sich, ob das System stabil läuft und dann entscheidet sich eben, wie viele Mitarbeiter oder ob alle Mitarbeiter im

Hause mit dem, mit diesem System ausgestattet werden, wenn ja, ändert sich hier sehr vieles, also die Arbeit des Registrators, die es ja bisher gab, die gibt es in der Form nicht mehr, Akten suchen, weghängen, also Vorgänge lesen und so weiter. Wir sind dann quasi mit zu hundert Prozent an einem Bildschirmarbeitsplatz, sogenannte Scannerarbeitsplätze werden das werden. Ja, wir bereiten die Daten vor, dass die Mitarbeiter im Hause ihre Akten wiederfinden, denn wenn wir hier nicht diese Dokumente, die wir scannen, vernünftig verschlagworten und festlegen, wo sie nun elektronisch landen, wird auch der Sachbearbeiter im Haus seine Akte, seinen Vorgang nicht wiederfinden. (...) Ja, es werden viele, viele Leute ihre Vorgänge einfach nicht wiederfinden, weil sie, weil sie gar nicht wissen, auch heute ja nicht, wer kann hier schon im Haus mit Word oder mit dem E-Mailsystem richtig umgehen, das ist ja wirklich höchstens die Hälfte, das, das ist eben so und wenn jetzt jemand seine Akte sucht, ja, dann ist er bisher hierher gekommen und hat gesagt, ich brauche mal dies und dies, weil wir es eben aus dem Kopf schon heraus wissen, wo es sein könnte, was es sein könnte, was sie überhaupt meint, denn bei vielen muss man ja auch zehn, zwanzigmal nachfragen, bis sie zum Punkt kommen, was sie nun eigentlich suchen, weil hier detailliert abgelegt wird und nicht mal eben so einfach, ich hätte gern die Akte Staatsoper, die gibt es nicht. Es gibt dreißig, vierzig verschiedene und so, wenn diese Leute jetzt an ihrem Arbeitsplatz ihre Vorgänge suchen sollen, müssen sie halt schon detailliert den Computer füttern auch mit Stichworten, mit Suchworten, was suche ich eigentlich. Sie müssen sich drüber im Klaren sein, weil sonst die Trefferliste, die sie bekommen, halt sehr, sehr groß ist und dann die Sucherei halt losgeht und dann werden sich sicherlich viele Leute beschweren auch im Hause, wie das angehen kann, dass sie das alles selbst suchen müssen bei sich und die Zeit ist doch viel zu teuer, so was mache ich nicht und hier und da, sind sich zu schade zu suchen, nicht, also solche Leute haben wir hier auch. Ja und so werden die Probleme dann ab Januar hier auftauchen und wir die dann immer schnurstracks dem Verwaltungsleiter weiterreichen. Und dann kann ich mir vorstellen, dass wir in einem Jahr das System wieder abbauen. [Alle lachen]

HWD: Das ist eine Übergangszeit, das ist ganz normal, das wird eine Übergangszeit sein, die wird, weiß ich nicht, ein paar Jahre dauern, dann wird das sicher den Erfolg bringen, davon bin ich überzeugt, nur zur Zeit hat man sich einfach verkalkuliert. Uns hat man eine Stelle gestrichen und man dachte, das geht also alles sehr viel schneller und stellt jetzt fest, das ist sogar eine Mehrbelastung. Die Regi muss ja doppelt und dreifach arbeiten, weil das System noch nicht so ausgeklügelt ist, dass man sagen kann, da verlasse ich mich hundert Prozent drauf, das geht nicht, man muss zweigleisig fahren oder man muss zum Teil noch mit dem älteren Programm fahren und man muss also wirklich dann auch (…) trotzdem das noch wieder lesen, weil auch nicht alles so funktioniert, ne, ich denke mal.

Es wird nicht konsequent ein Weg gegangen, sondern hier macht der eine, was der andere will oder vielleicht gerade mal eben eine Connection hat, der braucht das nicht oder was auch immer, ich weiß nicht, ich sehe hier keinen, ich seh hier keinen, ja wie soll ich sagen kein System, das erkenne ich nicht. Da wird irgendwas probiert, Wischiwaschi, und die nehmen teil und die auch, aber die anderen, die eigentlich den größten Aufwand hier betreiben an Aktenanforderung, die nicht. Und dann fragt man sich doch, was läuft denn hier. Also insofern ist das schon demotivierend, ne, dass du dann sagst, wenn die das so wollen, okay. Oder auch Leute, die dann so wirklich dieses Programm so als

> Ausrede, nö, das kann nicht sein, da hat der Apparat sich geirrt, die Akte habe ich nicht, also solche Geschichten, das willst du nicht glauben. Früher hast du ein Nachweisblatt gehabt, da stand dann drauf K, ich sage mal Fragezeichen, Akte seit dem fünften Siebten da, komisch, komisch, aber ist ja nicht hier, okay, haben sie auch mit der Hand, ja. Wenn ich das so digital ausdrucke, nee, nicht. Das habt ihr wohl nicht ausgetragen, das kann nicht sein, da stimmt das Programm nicht. Das ist hanebüchen ist das teilweise, echt, hanebüchen, ja. Schon ganz lustig, da kann man schon einige Anekdoten erzählen...“

Ein weiterer wichtiger Bereich der Verarbeitung von Erfahrungen zeigt sich in den Sichtweisen auf den technischen Wandel am Arbeitsplatz. Die Aushandlung gerade auch von kritischen Positionen ließ sich mit den beiden vorgestellten Interviewausschnitten aufzeigen. Gerade das Gruppengespräch in der Registratur zeigte dabei, wie Bedeutungszuschreibungen vor dem Hintergrund eigener Beobachtungen und konkreter Erfahrungen im Alltag vorgenommen werden. Wichtig ist dabei auch, den Erfahrungshintergrund, also hier vor allem die Hierarchieebene innerhalb der Verwaltung, für die geäußerten Standpunkte zu berücksichtigen.

Schreiben im (Arbeits)alltag: von der Schreibmaschine zum Computer

Als konkretes Beispiel für Erfahrungen im Umgang mit dem Computer und die Wahrnehmung des technischen Wandels stehen in diesem Abschnitt die Veränderungen der Schreibpraxen von der Schreibmaschine zum Computer im Mittelpunkt. Dieser Übergang wird vor allem (aber nicht nur) bei den älteren Interviewten thematisiert, wenn es um die Veränderungen des Schreibens und Arbeitens durch den Computer geht.[326] Dabei findet sprachlich in erster Linie ein argumentatives Abwägen der positiven und negativen Effekte vor dem Hintergrund der gewandelten Kulturtechnik statt. Zudem wird hier die Reflexion des technischen Wandels besonders deutlich. Als positive Veränderungen werden etwa die Korrekturmöglichkeiten, das leichtere Tippen oder die leisere Tastatur benannt. Das mehr oder minder deutliche Verschwinden einer alten Technik und der damit einhergehende Bedeutungsverlust eines Anwendungs- und Erfahrungswissens lässt sich am Beispiel des Übergangs von der Schreibmaschine zum Computer besonders gut aufzeigen. Die Verweise auf das Schreibmaschine schreiben können dienen allerdings auch dazu, eine früher erlernte Arbeitstechnik zu kontextualisieren und als wichtige Kenntnis auch in einem biographischen Sinne zu betonen.[327]

---

[326] Die literarischen und literaturwissenschaftlichen Debatten finden sich aufgearbeitet in: Segeberg, Harro: Literatur im Medienzeitalter. Literatur, Technik und Medien seit 1914. Darmstadt 2003. S. 315f.

[327] Dies lässt sich wohl auch als Weg interpretieren, die von Martin Scharfe postulierte „eigentümliche Spurlosigkeit des Fortschritts“ in der alltäglichen Deutung zu relativieren. Scharfe, Martin: Utopie und Physik. Zum Lebensstil der Moderne. In: Michael Dauskardt / Helge Gerndt (Hg.): Der industrialisierte Mensch. Vorträge des 28. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Hagen vom 7.-11. Oktober 1991. Hagen 1993. S.73-90.

Die 56-jährige Hausfrau Ruth Bikowsky, die spät ein Studium aufgenommen hat, kommt, von Hans Joachim Schröder nach ihren Erfahrungen mit dem Computer befragt, zunächst auf ihre Schreibmaschinenerfahrungen zu sprechen. Dieser Rückgriff wird im Gesprächsverlauf auch so ankündigt und so auf die folgenden ausführlichen Ausführungen verwiesen: „Na ja, nun wollen wir mal andersrum reden“. Das vermeintliche Abschweifen im Gespräch verweist sowohl auf die älteren, aber weiterhin als wertvoll eingeschätzten Erfahrungen, als auch auf den Kontext der Bürotechnik, der mit Blick auf den Computer zunächst assoziiert wird. Dies zeigt, wie die jeweiligen Vorläufertechnologien in der alltäglichen Wahrnehmung die Nutzungsschwerpunkte mitbestimmen, also etwa die elektrische Schreibmaschine und ein Textverarbeitungssystem. Ergänzt wird dies durch die Einschübe des beim Interview anwesenden Ehemanns. Aus Sicht der vorwiegenden Computernutzung von Frau Bikowsky, also des Schreibens, wird der erste Computer, den die Kinder hatten, als „kein anständiges“ Modell beschrieben, die elektrische Schreibmaschine und das Textverarbeitungsgerät aber als direkte Vorläufer („Das kam bei den Computern nämlich auch erst später, dass die das dazukriegten, was man richtig brauchte.“). In einem weiteren Sinn weist dies auf die Nutzungsorientierung im Alltag hin, darauf dass die konkrete Anwendungserfahrung für die Wahrnehmung von großer Bedeutung ist.

> „(HS: Also das möchte ich eigentlich ruhig noch mal ansprechen, das Thema Computer, haben sie sich denn mit Computern in irgendeiner Form noch mal beschäftigt?) Na ja, nun wollen wir mal andersrum reden, also ich habe damals ja Schreibmaschine gelernt, bin dann auch, meine Mutter hatte ja auch schon welche, so ganz normale Dreifingersuchsystem, ich musste dann allerdings gleich schon mit einer elektrischen anfangen, mit einer Kugelkopf mit einem Schreibsystem dann und so weiter, das war die erste technische Neuerung. Und dann war ich noch in anderen Firmen, dann gab es wieder eine Weiterentwicklung und so weiter. Und dann habe ich ja dann irgendwann dann, dann gab es ja diese ganzen, wie heißt das, nicht Faxgeräte, was war denn davor (MK: Schreibautomaten!) Nee, nee, die Fernschreiber, ne? (MK: Ja, was es früher gab, ja Fernschreiber) Die Fernschreibereinrichtungen, mit denen man dann ja auch beruflich dann irgendwo zu tun hatte, das waren die Vorläufer, so. Und dann hatte ich dann einen Freund, der erzählte mir dann schon, dann gab es in seiner Firma schon die ersten, ersten Textverarbeitungsgeschichten, mit denen habe ich dann beruflich schon nichts mehr zu tun gehabt, weil ich ja dann doch 71 dann aufgehört habe. (HS: Ja) Da war für mich erst mal dann Schluss. Aber wie gesagt, mit diesem ganzen, was eine Schreibmaschine dann können sollte und wollte und so weiter in meinen Augen, das war schon sehr wichtig. Und dann war eigentlich die ganze Zeit Ruhe. Und dann fing das eigentlich mit den ersten Computern, ja, dann kamen ja erst mal die Tonbandgeräte, also unsere Kinder haben ja auch sehr wenig, denen haben wir wenig Kassetten vorgespielt, wir haben also vorgelesen und solche Sachen. Also die haben also, wir haben die nicht, manche Eltern fingen damals schon an, ihre Kinder da vor so fertige Sachen zu setzen, das hatten unsere fast nie. Die gingen in Spielkreise, da gab es dann zwar Lieder, die sie gesungen haben, die wir vorgespielt hatten, das schon, aber keine fertigen Märchen und so was. Also höchstens, wenn sie mal irgendwas geerbt hatten. Irgendwann hatten wir dann auch so ein Gerät, was das nun abspielte. (...)

Gisela [die ebenfalls interviewte Tochter] hatte dann aber nachher in der Schule irgendwie dann auch Computerkurse belegt, Computer für Mädchen und so, unsere Mittlere, das ging dann langsam erst los dann da. Und ich habe dann ja angefangen, als ich, das sind auch so ungefähr zehn Jahre her, als ich zur Uni dann ging und mit der elektrischen Schreibmaschine, das Ding, das wollte nicht mehr so richtig. Ich hatte dann zwar eine, aber die machte mehr Löcher als so was, das erste Referat habe ich nur darauf geschrieben und dann haben wir in in den sauren Apfel gebissen und haben von Panasonic so ein Schreibcomputer, -automaten gekauft, so einen, der hat aber schon Display gehabt und auch so Bänder gehabt und solche Sachen und wo ich was auf. Und da habe meine ersten, weil mir das mit den Referaten dann alles war und der hat auch ein einigermaßen vernünftiges Schreibprogramm. Aber dieser komische Computer, den wir da hatten, der hatte nämlich noch kein anständiges, da konnte man Spielen mit spielen und all so ein Quatsch machen Und auch, ja, das war mit Jelena eigentlich auch und Englischvokabeln war auch das Problem mit lernen, das versuchten wir mit ihr zu lernen, aber das wollte sie nicht so richtig mitmachen. Aber der hatte irgendwie immer nicht das richtige Schreibprogramm, was ich haben wollte, der konnte alles mögliche nicht. Das kam bei den Computern nämlich auch erst später, dass die das dazukriegten, was man richtig brauchte."

Die 62 Jahre alte Frau Weinrich, die also einer ähnlichen Altersgruppe angehört und vor der Rente als Bibliotheksangestellte gearbeitet hat, wählt als Bezugspunkte, wenn es um die Frage nach Computererfahrungen geht, zunächst ebenfalls die als beschwerlich geschilderten eigenen Schreibmaschinenerfahrungen. Konkret vergleicht sie diese mit den gestiegenen Möglichkeiten, die sie bei der Diplomarbeit ihrer Tochter wahrgenommen hat. Die Schwierigkeiten, die mit der älteren Technik verbunden waren, werden an einer Beispielerzählung, die anekdotisch gewendet wird, konkretisiert. Im Vordergrund stehen aber die bei ihrer Tochter beobachteten Vorteile, mit denen sie die Arbeit an der Schreibmaschine vergleicht.[328]

„Und irgendwie ist das schon eine schöne Sache, als meine Tochter ihre Diplomarbeit geschrieben hat, da hat sie natürlich auch alles auf dem Computer geschrieben und vor allen Dingen gezeichnet, hat sie überlegt, wie groß das sein kann oder sein muss. Und das kann man alles richten kann auf diesem Computer. Und entsprechend ausdrucken oder auch die Schrift so schön machen. Es gibt so viele Möglichkeiten, was man da alles machen kann, mit kleinen Buchstaben, mit großen Buchstaben. Und Platz lassen und hinterher was einfügen. Das ging ja früher alles mit der Schreibmaschine nicht. Wenn ich mich noch zurückerinnere, ich habe oft für unsere Herren im Institut Gutachten abgeschrieben. Die haben für Gerichtsverhandlungen Gutachten gemacht, die mussten dann ganz schnell

[328] Ähnlich schildert diese Veränderungen auch der 58-jährige Lehrer Herr Kirchner „Ich fand dann allerdings, muss ich sagen, wirklich erfreulich, dass dieses Gerät also wesentlich weniger sperrig war als eine Schreibmaschine. Also ich konnte mich sehr leicht korrigieren und es kam also meinem Bedürfnis sehr entgegen. Ich konnte was schreiben, ich konnte Satzteile umstellen. Ich konnte was löschen, ohne umständlich mit Tipp-Ex und so zu arbeiten. Und ich fand das Gerät also sehr, sehr flexibel. Und insofern eigentlich dem Denken angepasster als eine Schreibmaschine. Also das fand ich wirklich ein erfreuliches Erlebnis, muss ich sagen. Ich habe beim Tippen immer sehr viele Fehler gemacht."

abgeschrieben werden. Die habe ich zu Hause dann am Wochenende geschrieben. Und wenn ich mal einen Satz ausgelassen hatte, können sie sich vorstellen, was für ein Drama das war. (HS: Mussten sie alles noch mal tippen?) Ja, wie viele Male. Ja, oder einmal hatte ich das alles schön auf der Couch ausgebreitet, um die Seiten zu sortieren. Da kommt mein Sohn und setzt sich darauf, nicht. Da bekommt man bald einen Zusammenbruch. (HS: Sagen sie, ihre Erfahrung mit der Schreibmaschine, das würde mich auch interessieren. Haben sie das mal richtig gelernt, Schreibmaschine schreiben?) Ja, ich habe richtig Schreibmaschine gelernt in so einem Schnellkurs. Das hatte ich mir selbst vorgenommen. Mein Mann hatte mir auch dazu geraten: »Mach das mal! Das ist vielleicht besser für die Arbeit.«“

Im folgenden Gesprächsausschnitt beginnt es zunächst mit der Frage nach der Schreibmaschine, in dem Frau Drews (Vgl 4.1.1.5) ebenfalls den Vergleich mit dem Computer wählt. Auch hier wird vor allem das Beschwerliche am Schreiben mit der Schreibmaschine als Erfahrung thematisiert. Dies geschieht über jene Aspekte, die beim Schreiben mit dem Computer die Vorteile gegenüber der Schreibmaschine darstellen.

RD: Also da gab es mechanische Schreibmaschinen (HS: Aha), eine mechanische
HS: Ja und hast du da auch einen Schreibmaschinenkurs gemacht schon gleich
RD: Ja, ja, das musste ich machen, das habe ich auch gemacht
HS: Und hast du richtig auf einer mechanischen Schreibmaschine da
RD: Ja und dann auf einer elektrischen
HS: Ja, aber erst auf einer mechanischen? Das kann man sich heute kaum noch vorstellen, weil
RD: Das kann man sich nicht mehr vorstellen
HS: Das findet man dermaßen anstrengend, wenn man seine uralte Maschine noch von Anno, ich habe ja auch noch so eine Olympia Monika, eine mechanische, auf dem Boden stehen, und wenn alle Stricke reißen sollten, ich habe die seit zehn Jahren oder
RD: Ja, dann bist du stromunabhängig, hast du immer
HS: Zwanzig Jahre habe ich die nicht mehr angefaßt, aber da, diese schwere, schwergängigen Tasten, das kann man sich dann später also so, so kaum noch vorstellen, dass man da überhaupt mit umgehen kann, nicht
RD: Hm und dann gab es eben auch so
HS: Und du hast mit zehn Fingern geschrieben?
RD: Ja, ja. Das, das lernt man dann einfach, auch blind
HS: Und auch blind und erinnerst du das noch, was du gemacht hast, wenn du dich vertippt hast?
RD: Ja, das war schrecklich, da musste ich radieren
HS: Ach, das ging mit Radieren
RD: Das ging mit Radieren und die ganzen Durchschläge musstest du dann Papier dazwischen stecken und dann radieren
HS: Ein Theater
RD: Und eh, manchmal ging es gut und manchmal musstest du das so lange schreiben, bis du eben fehlerfrei das geschrieben hast, das kann man sich heute nicht mehr vorstellen, heute hast du den Computer und setzt rein, machst wie, das war richtig blöde Arbeit. “

Beim interviewten Literatur- und Medienwissenschaftler Hajo Stermann, auch er gehört jener Generation an, für die im Berufsleben die Schreibmaschine eine wichtige Rolle gespielt hat, nimmt die Gegenüberstellung Schreibmaschine und Computer ebenfalls breiten Raum im Interview ein. Die ausführliche Reflexion hat hier sicherlich auch etwas mit der intensiven inhaltlichen Beschäftigung mit vergleichbaren Fragen zu tun.[329] Ähnlich wie auch Frau Drews wird das Verschwinden einer ehemals alltäglichen Technik mit einem Topos des Zeitvergleichs „wenn man sich das heute vorstellt" beschrieben.[330] Betont wird von ihm außerdem die körperlich anstrengende Seite des Schreibmaschine schreibens, die mit der Computertätigkeit verschwunden ist. Die mit anekdotischen Wendungen angereicherte Darstellung des Hochschullehrers katalysiert so die „Mythen" des Schreibmaschinenzeitalters, also die antizipierte Vorstellung der im Nachhinein als schwer angesehenen Arbeit („wahnsinniger Aufwand"). Zu sehen ist die Darstellung der Schreibmaschinentätigkeiten als Thematisierung wichtiger (und langer) Erfahrungen im Berufsalltag, die retrospektiv auch im Zusammenhang mit wichtigen Stationen der eigenen Karriere stehen („Also die Habilschrift ist sozusagen vom Handwerkszeug her noch ganz Handwerk gewesen"). Betont und authentisiert werden die Überlegungen, als es um die Ablösung der Schreibmaschine durch den Computer ging, mit nacherzählten Zitaten aus dem Gespräch mit einem Kollegen, indem dessen Argumente referiert werden. Denkbar ist, dass dies argumentativ im Rückblick als eine Art Rechtfertigung funktioniert, um den vermeintlich späten Computererwerb zu begründen.

> „Aber ich selber habe natürlich damals noch auch also mit, also ich gehörte nicht zu den ersten, die den Computer benutzt haben, sondern habe die Arbeit noch geschrieben also mit der Hand, einen Teil diktiert, dann mit der Maschine, was ein, ein wahnsinniger Aufwand ist, denn wenn man sich das heute vorstellt, grauenvoll, aber im Grunde genommen ganz traditionell noch, nicht (HS: Ja), diese ganzen, also die, als ich fertig war damit, das war 82, da hat mir ein romanistischer Kollege, Herr Settekorn war das damals, der war der allererste, der hier im Hause einen eigenen Computer hatte, der kostete damals 10.000 Mark und da konnte man, wenn man das heute sich, also ich weiß gar nicht, was der schon für Speicherraum hatte, wahrscheinlich ein Viertelgigabyte oder irgendwas, es muss einer der allerersten gewesen sein, nicht, solche Disketten musste man da reinschieben (...) Das waren diese ersten und das hat er mir gezeigt und sagte: »Toll hier, da kannst du verbessern und so weiter!« Da dachte ich: »Nee, also das, nee, also da klebe ich die Sachen [alle lachen], das ist praktischer.« Dann bin ich allerdings relativ schnell also elektrische Schreibmaschine, das hat mich dann, das habe ich dann, weiß ich dann nicht mit, ich glaube, habe ich mir so 79/80 zugelegt, elektrische Schreibmaschine, weil man einfach, ich meine, wenn man so vierzig Seiten getippt hat am Tag, man kann ja einfach nicht mehr weiter, weil die Finger ja einfach dann kaputt sind, das ist ja einfach eine, eine, ist ja nun wirklich eine harte sinnlich körperliche Schwerarbeit, die man macht. Und das nehmen einem diese elektrischen Schreibmaschinen natürlich ab, (HS: Ja) nicht, die machen natürlich furchtbare Geräusche, da habe ich immer an meinen Vater gedacht, also immer,

[329] Segeberg, Literatur im Medienzeitalter, wie Anm. 326.

[330] Schröder, Topoi des autobiographischen Erzählens, wie Anm. 203, S. 29.ff.

wenn man nachdenken muss, musste man das Ding wieder ausstellen, weil sie doch ziemlich laut waren, die habe ich dann bis Mitte der achtziger Jahre benutzt, hm, und eh, die Computer lange nicht, weil ich diese, mit diesen MS-DOS-Geschichten irgendwie so meine Probleme hatten, nicht. Ich hörte natürlich dann auch wahnsinnige Storys von irgendwelchen Kollegen, denen da also halbe Texte abgestürzt sind, nicht, so dass ich dann eigentlich eher per Zufall dann auf diese Macintoshgeschichte gekommen bin und das muss ich sagen, hat mir dann irgendwie gefallen, weil es so ein auch vielleicht an so die Dinge erinnerte, wie man früher damit umging, hm, es muss möglichst einfach sein, nicht. Es ist einfach, es ist ein intuitiv, man muss in so Sachen reindenken und so, hm, aber es ist einfach, sofort zugänglich, es arbeitet, es ist übersichtlich, es hat ja damals waren, hatten die anderen das ja noch nicht, das hatte ja diese Schreiboberfläche, nicht, so dass man sich da halbwegs vertraut noch vorkam, dass das natürlich alles ein Trick war und so, das durchschaute man dann hinterher. Das kam aber eben, wie gesagt, erst nach der, nach der Habilschrift. Also die Habilschrift ist sozusagen vom Handwerkszeug her noch ganz Handwerk gewesen, das heißt also, mit der Hand geschrieben, dann selber vorgetippt, dann diese üblichen Klebereien darüber und dann noch mal zum Schreiben gegeben, dann wieder neu zusammengeklebt, also das, na ja, das kennen sie wahrscheinlich auch noch, diese, diese, meine Frau, da hat mir meine Frau beigebracht, ich habe immer früher diese Seite noch mal geschrieben und meine Frau hatte schon diesen Trick, also man schneidet die Seiten durch und klebt sie neu zusammen, das fand ich schon also doch irgendwie einen bedeutenden Fortschritt (HS: Ja), hm, also ich will sagen, obwohl das also vom Thema her durchaus modern war und auch in moderne Fragen hineingeht, so das eigentliche Arbeiten am Thema war doch noch relativ, also das, was damals jeder Germanist benutzte, wenn er seine Arbeit schrieb, also man schrieb von der Hand mit der Schreibmaschine und so weiter, ich gehörte eigentlich nie zu den Leuten, die, es gibt ja auch Leute, die haben schon damals gleich in die Schreibmaschine geschrieben, hm, das eh, also ich brauchte immer dieses zuerst mal selber mit der Hand schreiben."

Ein weiterer wichtiger Bereich für die hier angesprochene Alltagswahrnehmung des technischen Wandels sind die Veränderungen in der Schriftkultur. Briefe schreiben als Bestandteil privater Korrespondenz ist ein Feld, in dem sehr konkret erfahren wird, wie technischer Wandel eben auch Wandel von Kulturtechniken bedeutet. Die damit verbundenen – durchaus bewussten – Auseinandersetzungen um die Frage nach Ästhetik und sinnlicher Erfahrung auf der einen bzw. der Kritik an dem unpersönlichen des Computerausdrucks auf der anderen Seite wird im Interview mit der 58-jährigen Frau Preusler, der Ehefrau des interviewten Herrn Preusler (4.1.1.7.) deutlich. Zunächst spricht auch sie allgemein über ihren Kontakt mit Computern, bevor sie im Gespräch das handschriftliche Briefe verfassen als Beispiel für ihre eher ablehnende Haltung benutzt, wobei sie dies im eigenen Bewusstsein des „altmodischen" formuliert. Als argumentative Vergleichsgröße führt sie andere Frauen an, auf deren Engagement sie ihr eigenes bezieht.

„Als das so aufkam, als wir die in der Praxis dann vernetzt wurden, habe ich gesagt, ich muss nicht mehr alles lernen. Ja, aber nun muss ich ja ab und zu mal in der Praxis einspringen, wenn jemand krank ist vom Personal oder im Urlaub ist oder

wenn wir Personalwechsel haben. Und da musste ich nolens volens musste ich und ich habe so gemerkt, ich kann es. Es ging relativ schnell, dass ich es kapiert habe. Aber es ist nicht so, es hat mich nicht, es gibt ja Frauen, die dann sagen: »Mensch, das ist noch mal so was!« Und die sich dann ganz wild und begeistert da reinfuchsen. Also, zu denen gehöre ich nicht. Ich weiß zwar mit dem Kopf, dass, wenn ich mich da genauer, wenn ich einmal mehr Zeit investieren würde, dass ich mir dann viel Zeit ersparen könnte. Aber habe ich keine Lust zu und ich bin zum Beispiel auch noch so ein altmodischer Briefschreiber. Ich schreibe unglaublich gerne Briefe. Und würde mich hüten, das per PC zu machen."

Vor allem bei den älteren Interviewten war der Vergleich zwischen Schreibmaschine und Computer ein wichtiges Erfahrungsfeld, an dem sich für die Interviewten konkret der technische Wandel festmachen ließ. Im Rückblick bleibt dabei vor allem das Staunen über den schnellen Wandel, es wurde aber auch bemerkt, dass gewisse, früher wichtige Fähigkeiten nicht mehr benötigt werden. Hier zeigt sich nochmals, dass der persönliche Nutzungs- und Erfahrungsbereich sehr stark auf die Wahrnehmung der Technik Computer zurückwirkt, bei den vorliegenden Beispielen also, dass als Nutzungsform des Computers das Schreiben im Mittelpunkt steht.

Müde Augen - Gesundheitliche Folge des Computerumgangs

Die Verhandlung der Nachteile und Folgen der Bildschirmarbeit sind ein weiteres wiederkehrendes Thema. Im Zusammenhang der Arbeit vor dem Computerbildschirm konkretisieren sich die körperlichen Erfahrungen der vorwiegend geistigen und als entkörperlicht wahrgenommenen Tätigkeiten.[331] Aufallend war, dass die negativen Folgen eher selten zur Sprache gebracht wurden. Trotzdem verweist dies auf eine wichtige Seite in der Thematisierung des Veralltäglichungsprozesses, denn so zeigt sich die Unausweichbarkeit und hohe Akzeptanz des Computereinsatzes.

Die 21-jährige Studentin Julia Preusler beschreibt die körperlichen Folgen der Computertätigkeit mit den Worten „dass man einfach beduselt ist im Kopf". Gleichzeitig wird aber deutlich, dass es ein starkes Anerkennen der beruflichen Notwendigkeit der Computertätigkeit gibt („das gehört zum Beruf dazu") und dass so ein – positives – Arrangieren, auch mit den als problematisch eingeschätzten Begleiterscheinungen notwendig wird.

„HS: Und erinnern sie das noch, wie das so war, wie sie das gelernt haben. Also oder was das für ein Gefühl war, mit diesen Dingern dann umzugehen. Hat das Spaß gemacht, war das?) Ja, also ich weiß nicht. Ich habe mich auch ganz lange gegen Computer gesperrt generell, ich habe mich schon gesperrt, eine Schreibmaschine zu bekommen, weil ich das Handschreiben immer das Schönste

[331] Christine Schachtner fasst dies bei den von ihr interviewten Software-Programmiern in der Zwischenüberschrift „Die Dominanz des Geistes und das Zurücktreten des Körpers und der Gefühle" zusammen. Schachtner, Christine: Geistmaschine. Faszination und Provokation am Computer. Frankfurt a.M. 1993. S. 152.

fand.[332] Und dann Schreibmaschine, gab es wenigstens noch das Geklapper dazu, was irgendwie so ein bisschen nostalgisch ist. Und dann Computer mit dem Bildschirm, dass man ein Problem auch mit den Augen bekommt. Dass es nach einer Zeit wie Fernsehen ist fast, dass man einfach beduselt ist im Kopf. Aber ja, jetzt ist ja schon, man muss sich dran gewöhnen. Es gehört einfach dazu. Und wenn man, ich will Richtung Journalismus gehen, da braucht man, das gehört zum Beruf dazu, dass man mit dem Computer sich auskennt."

Noch stärker zeigt sich dieser Zusammenhang im Interview mit Frau Gerkens. Sie schildert im Interview auf Nachfrage, dass sie nachdem sie in der Ausbildung mit der Computerarbeit begann, nach etwa einem Jahr eine Brille benötigte und der verschlechterte Augenwert seitdem aber konstant geblieben sei. Unabhängig von einer möglichen medizinischen Bewertung findet also eher eine Abwehr gegenüber dem Zusammenhang zwischen Bildschirmtätigkeit und Sehfähigkeit statt. Bei der umfassenden Abhängigkeit ihrer Tätigkeiten vom Computer wäre eine zu breite negative Problematisierung im biographischen Sinne kaum möglich.

„(HS: Geht es auf die Augen, merken sie da irgendwas?) Nee, also doch, gut, als ich angefangen habe mit der Bildschirmarbeit an sich, da habe ich ungefähr ein Jahr später brauchte ich eine Brille (HS: Ja) und hm, ja, seit ungefähr zwölf oder dreizehn Jahren hat sich aber mein, mein Augenwert also nicht verschlechtert, der ist also gleich geblieben (HS: Sie brauchen also beim Arbeiten dann am PC eine Brille?) Ich trage Kontaktlinsen."

Im folgenden Ausschnitt ist es nochmals Herr Leitgeb, der anhand eigener Erfahrungen den durch die Digitalisierung stark veränderten Beruf des Schriftsetzers mit dem des am Computer arbeitenden Grafikers vergleicht. Dabei nimmt er vor allem die gesundheitlichen Belastungen und Gefahren im Arbeitsalltag in den Blick. Er vergleicht die offensichtlichen Probleme im Schriftsetzerberuf mit den sehr viel subtiler wirkenden, gewissermaßen unsichtbaren Folgen am Computerarbeitsplatz, die allerdings aus seiner Sicht stärker sind. Das letztere zeigt sich vor allem in der konkreten Schilderung der an sich selbst beobachteten gesundheitlichen Folgen, indem er betont, dass er nach der Arbeit nicht mehr gut sehen kann und die einseitigen Belastungen zunehmend spürt. Wie auch in den vorherigen Beispielen aus dem Interview mit Herrn Leitgeb soll seine Argumentation mit Verallgemeinerungen funktionieren, etwa indem er darauf verweist, dass auch andere Geräte elektromagnetische Felder haben. Gleichzeitig wird in der alltagswirksamen Deutung das Subtile und Unsichtbare in der Wirkung hervorgehoben, was als Ressource in der Alltagskommunikation vermutlich „gewinnbringend" eingesetzt werden kann.

„Als Schriftsetzer? Nee, nicht so. Das ist eigentlich noch nicht so sehr entfremdet, weil sie mit einem Material arbeiten, das sie anfassen können und so taktil erleben. Und das nicht blendet oder sonst was wie ein Bildschirm, das nicht flackert und die

[332] Wie auch ihre ebenfalls interviewte Mutter kommt sie auf die ästhetischen Qualitäten des Handschriftlichen gegenüber Computerausdrucken zu sprechen.

Blickfrequenz ist einfach nicht so hoch, als wenn sie jetzt da an so einem Computer arbeiten, wie es heute ist. Da denke ich, sind die Schädigungen anderer Art. Sie sind weniger messbar, aber ich glaube, dass sie stärker sind, die Schädigungen, die man erlebt am Computer. Ja, für die Augen und für die Gelenke ist das eben alles sehr einseitig belastend. Also, sie bewegen sich einfach zu wenig am Computer. Ich sitze an so einem, dass ich meine Beine irgendwo hochlege oder so rumlümmele oder eine Hand benutze, manchmal die zweite. Also, das ist (HS: Das ist aber ganz schön viel, aber also ich sitze inzwischen auch sehr, sehr viel vor dem Computer. Man spricht ja davon oder es ist ja hoffentlich auch was dran, dass man zum Beispiel dieses Flimmern beseitigt, indem man eben bessere Bildschirme inzwischen hat, aber sie meinen, das geht trotzdem enorm mit der Zeit auf die Augen?) Ja, weil wir sind von vielen Geräten umgeben, also ein Faktor sind die Geräusche. Man hat zunächst den Eindruck, dass es geräuschlos ist das Ganze. Ist es aber nicht. Die haben sehr hochfrequente Töne, diese Geräte. Was weiß ich, mein Rechner oder mein Bildschirm oder die Scanner, mit denen wir Bilder einscannen oder sonstwas. Und noch eine Stereoanlage dran angeschlossen, die rumpiepst und so. Und es sind schon sehr hochwertige Geräte, das Beste, was man kriegen kann. Sehr hochauflösend und die Darstellung ist eins zu eins, also sie können da A3 quer drauf darstellen zum Beispiel. Aber trotzdem die Blickfrequenz ist halt sehr hoch. Am Abend ist es so, dass ich nicht mehr richtig sehen kann. Also, nicht, weil meine Augen zu sehr geschädigt sind, sondern weil die Muskulatur irgendwie nicht mehr mitmacht, die Augen werden richtig träge. Und na sie kommunizieren halt nicht mehr soviel, weil sie sich viel mehr konzentrieren müssen. Wir arbeiten mit verschiedenen Softwares, die auch immer ständige Upgrades kriegen, also die verbessert werden, verändert werden. Und dann haben sie wieder andere Befehle und Funktionen."

Die Thematisierung der (negativen) körperlichen Folgen der intensiven Computerarbeit erweist sich als weiterer Bereich, in dem sich die Subjektivierung der digitalisierten Arbeitswelt auf mitunter subtile Art und Weise zeigt. Die Problematisierung der Folgen der allumfassenden Computertätigkeiten ist schwierig, würde so doch die Digitalisierung allzu grundsätzlich in Frage gestellt werden.

4.2.2. Der Computer im sozialen Nahbereich

Der Computer als Familienmitglied

Computer in Privathaushalten sind heute selbstverständlich. Auch wenn die Verbreitung noch nicht ganz die Zahlen etwa von Fernsehen oder Radio erreichen, besitzen doch – Stand 2003 – etwa 84% der Privathaushalte mit einem Computer.[333] Mit welcher hohen Geschwindigkeit die Computer die Privathaushalte eroberten, zeigt sich daran, dass etwa 1988 erst 13% der Privathaushalte mit Computern ausgestattet waren, die zahlenmäßig stärkste Gruppe waren dabei junge Paare und junge Familien

[333] Seit 1998 führt das Statistische Bundesamt Erhebungen zur "Informationstechnologie in Unternehmen und Haushalten" durch. [http://www.destatis.de/basis/d/evs/budtab6.php], 6.1. 2005.

mit Kindern, breite Teile der Bevölkerung kamen jedoch noch ohne Computer aus.[334] Wichtiger Bestandteil des Veralltäglichungsprozesses ist, dass Computer von der ausschließlichen Nutzung als Großrechner in Großbetrieben, über die ersten preisgünstigen Personal Computern in den späten 1970ern ihren Weg zum „normalen" Bestandteil der Wohnungsausstattung genommen haben.[335] Computer gehören inzwischen zur Standardausstattung eines Arbeitsplatzes für Schule, Ausbildung oder Berufliches, aber auch für diverse Freizeitaktivitäten. Mit dem Einzug der Computer in den häuslichen Bereich sind mehr oder weniger deutliche soziale und kulturelle Veränderungen angesprochen, die die Digitalisierung mit sich gebracht hat und die innerhalb der Familien ausgehandelt werden müssen.[336]

Aus volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Sicht ist der Rezeptionskontext für das Verstehen des Technikumgangs wichtig, wie dies etwa in den Arbeiten des Tübinger Ludwig-Uhlands-Instituts bereits in den frühen 1980er Jahren angestrebt wurde und in den Cultural Studies umfangreicher umgesetzt wurde. Mit der ethnographischen Wende in der Medien(nutzer)forschung, in der die konkreten Rezeptionssituationen als wichtiges Moment in die Analysen einbezogen wurden, wurde dies deutlich.[337] Dieser Rezeptionskontext zeigt sich gerade auch über die offenen Thematisierungen in den Interviews, die so differenzierte Sichtweisen auf den Nutzungszusammenhang erlauben.

Dabei zeigt sich, dass technische Artefakte wie der Computer der Legitimation und der Rechtfertigung im familiären Zusammenhang bedürfen, gerade weil sie auch mit einem hohen Zeitaufwand verbunden sein können. Dabei kann die gemeinsame Aneignung eines neuen Hobbys durchaus auch etwas Verbindendes haben, möglich ist aber auch – etwa bei einer Ungleichverteilung von Interessen und Kompetenzen – dass der Computer potentieller Konfliktpunkt im Familienalltag wird. Hier ist auch anzumerken, dass Computernutzungen in aller Regel einen stärkeren Aufmerksamkeitsgrad erfordern, als etwa andere Medien wie das Fernsehen oder Radio, die stärker „nebenbei" konsumiert werden können.

---

[334] Hampel, Jürgen/Mollenkopf, Heidrun/ Weber, Ursula / Zapf, Wolfgang: Alltagsmaschinen. Die Folgen der Technik in Haushalt und Familie. Berlin 1991. S. 65.

[335] Wobei etwa hier die Frage der üblichen Positionierungen innerhalb des Wohnraums auch Aufschluss über die (angestrebte) Nutzung gibt (Arbeitszimmer, Kinderzimmer, Hobby-Keller).

[336] Leu, Hans Rudolf: Computer in Familien – Schritte zur Einfügung des Computers in den Alltag. In: Rammert, Werner (Hg.): Computerwelten – Alltagswelten. Wie verändert der Computer die soziale Wirklichkeit? Opladen 1990. S. 130-143.

[337] In Andreas Hepps Aufarbeitung der Medienforschungen der Cultural Studies findet sich nachwievor die explizite Forderung, den „Haushalt als die angemessene Untersuchungseinheit von Medienaneignungsprozessen zu begreifen". Hepp, Andreas: Cultural Studies und Medienanalyse. Eine Einführung. Opladen 1999. S. 210f; Morley, David: Bemerkungen zur Ethnographie des Fernsehpublikums. In: Bromley, Roger / Göttlich, Udo / Winter, Carsten (Hg.): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung. Lüneburg 1999. S.281-316. Von volkskundlicher Seite hat Bausinger diese Perspektivierung bereits in den frühen 1980ern eingefordert, ohne dass dies allzu großen Nachhall gefunden hat. Bausinger, Hermann: Alltag, Medien, Technik. In: Pross, Harry / Rath, Claus-Dieter (Hg.): Rituale der Medienkommunikation. Gänge durch den Medienalltag. Berlin 1983. S.24-36.

Innerhalb der Interviews werden diese argumentativen Arrangements, mit denen der Computer(umgang) in den familiären Zusammenhang eingeordnet wird, auf verschiedene Weise thematisiert. Gerade auch in der Dichte und Intensität der Erzählungen zeigt sich bereits die große Bedeutung dieser Prozesse. Die ausführlichen Erzählpassagen hierzu zeigen, wie konkrete Erfahrungen versprachlicht werden, wie die sprachliche Aushandlung von familären Rollen und Positionen mit und gegen das technische Artefakt Computer geschieht.

Wie stark auf den Computer in seiner Rolle als soziale Interaktionsgröße Bezug genommen werden muss, veranschaulicht nochmals seine Funktion als „nicht-menschliches Wesen". Dabei kann – wie es in einigen der folgenden Beispiele deutlich wird – durchaus eine Art Konkurrenzverhältnis entstehen, wenn Familienmitglieder oder Partner um Aufmerksamkeit mit oder gegen das technische Artefakt ringen und der Computer sich so als machtvolles „Familienmitglied" in das Familienleben einschaltet. Der Gegenpol hierzu sind Erzählungen, in denen das gemeinsame Erleben von Computerspielen oder der Internetnutzung als positiver Beziehungseffekt beschrieben werden.

Die Familie ist aber auch der soziale Raum, wo sich Technikstile ausbilden und weitergegeben werden, wo sowohl positive als auch negative Effekte „vererbt" werden, wo aber auch – etwa gegenüber den Eltern – bewusste Abgrenzungen in der Techniknutzung gemacht werden. Lern- und Aneignungssituationen finden, wie bereits deutlich wurde, häufig im sozialen Nahbereich statt. Hierfür erwiesen sich die mit verschiedenen Familienmitgliedern gemachten Interviews als relevante Quelle. Die mehrfache Schilderung von Machtverhältnissen innerhalb von Paarbeziehungen, die sich auch mit und gegen Computerkompetenzen ausbilden, belegt dies. Aber auch zwei Interviews, die mit einer Mutter und ihrer Tochter geführt wurden, und die sich beide als vergleichbar ablehnend und wenig kompetent im Umgang mit Computern darstellten, weisen in diese Richtung. Dass in den Interviews ausführlich über die Integration des Computers in den familiären Alltag gesprochen wurde, spiegelt auch dessen Bedeutung als Gesprächsthema in Familien.[338]

Eine weitere Dimension ist mit der für viele Eltern schwierigen Frage verbunden, wieviel Computernutzung den Kindern gestattet wird. Einerseits soll den Kindern nicht der Zugang zu einer als zukunftsträchtig wahrgenommenen Technik verwehrt werden, andererseits besteht die Gefahr, dass auch als problematisch beschriebene Nutzungen, wie etwa intensive Computerspiele, möglich sind und dass zu intensive Mediennutzung insgesamt als problematische Freizeitbeschäftigung angesehen wird.

Die Weitergabe von Computern als technische Artefakte aber auch von Computerkenntnissen findet häufig innerhalb der Familie statt. Ganz typisch ist hier die Schilderung der 18-jährigen Abiturientin Carola Bergert. Sie „erbt" zunächst den

[338] Keppler, Tischgespräche, wie Anm. 103.

ausgemusterten Computer von ihrer Schwester, die für den neuen Lebensabschnitt Referendariat einen neuen Computer erhält und bekommt einen Monitor aus der Schule, in der der Vater als Lehrer arbeitet. Die erste Einführung in den Computerumgang nimmt ebenfalls der Vater vor. Gleichzeitig gibt sie im Interview über den familiären Bestand an Computern Auskunft, in dem sie darauf verweist, dass ihr Bruder für das Studium sich einen neuen Computer „gezogen" hat, dieser aber von ihr benutzt wird.

> (HS: Hat ihnen das jemand gezeigt auch?) Also, mein Vater, als er mir einen gekauft hat, oder er hat nicht gekauft, er hat aus seiner alten Schule die Aussortierten, das ist auch ein ziemlich schlechter. Der Monitor ist halt super schlecht, verschwimmt die ganze Zeit. Und ich kann nach einer halben Stunde nur noch auf Schriftgröße 18 irgendwie was erkennen. Das ist nicht so richtig gut. Vor allen Dingen, eigentlich habe ich mir auch angewöhnt, gleich beim Tippen am Computer alles zu schreiben und nicht erst vorzuschreiben. Mit meinem zu Hause geht das nicht, weil wenn ich dann irgendwie zehn Minuten mal überlege und nichts schreibe in der Zeit, ist halt alles schon irgendwie ein einziger grauer Brei geworden. (HS: Da müssen sie mal einen neuen Monitor haben.) Ja, einen Monitor, auf jeden Fall jetzt fürs Studium werde ich mir einen zulegen dann. Der Computer an sich ist ganz fit. Das ist der alte von meiner Schwester, die hat jetzt einen neuen bekommen, seit sie im Referendariat ist. Mein Bruder hat sich jetzt auch einen ganz neuen Computer gezogen, weil er jetzt anfängt, Architektur zu studieren. Und er da halt auch Computer braucht, aber ich benutze den."

Die 62-jährige frühere Bibliotheksangestellte Frau Weinrich schildert im Sinne einer relativ geschlossenen Familienerzählung die positive Entwicklung des jüngsten Sohns. Gegen den anfänglichen Widerstand der Eltern wird der Computer zum positiven Katalysator im Sozialisationsprozess, zum – aus Sicht der Mutter – positiven Identitätsbaustein in der Entwicklung des Sohns. Die erzählungstypische moralische Wendung besteht darin, dass der Sohn seinen Willen durchsetzte und sich dann tatsächlich mit dem Computer erfolgreich beschäftigt hat. Die Art, wie dies geschildert wird, wirkt wie eine stehende Familienerzählung und ist möglicherweise Bestandteil des Familiengedächtnisses.[339] Sie erzählt sehr detailliert, wie der Computer als Überraschung nach einer Reise des Jungen als Konfirmationsgeschenk überreicht wurde. Mit dem wiederholten Nacherzählen wörtlicher Rede in der Erzählpassage, der direkten Nennung des Namens des Sohnes, Übertreibungen und Verstärkungen („gebettelt und gebettelt", „hoch und heilig") und einer sehr großen Detaillfülle, die sich etwa in der genauen Rekonstruktion von Ortsnamen und Daten zeigt, wird die Bedeutung und Intensität der geschilderten Erfahrung unterstrichen. Diese wichtige biographische Dimension wird durch den Gegenwartsbezug verstärkt, dadurch dass der Sohn gerade eine schwierige Umformatierung von Daten vom Russischen ins Deutsche für den älteren Bruder geschafft hat. Er hat also – so die moralische

[339] Lehmann, Albrecht: Familiengeschichten. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Bd. 4, Berlin / New York 1984. Sp. 323-330.

Schlussfolgerung der Erzählpassage – mit dem Computer eine erfolgreiche und nachhaltige Beschäftigung gefunden und darf so innerhalb der Familie die Rolle des Computerexperten einnehmen. Wichtig scheint auch zu sein, dass über diese Rekonstruktion der ersten Anschaffung eines Heimcomputers aus Sicht der Mutter eine die Familie stärkende und verbindende Funktion gefolgert wird, sie trägt somit als Familienerzählung zur „Verständigung zwischen den Generationen, Pflege des Familienzusammengehörigkeitsgefühls“ bei.[340] Rückblickend erhält die Entscheidung den Computer zu kaufen, so ebenfalls eine positive Bewertung und Rechtfertigung und dient als Beleg, auf diesem Wege positiv zum Lebensweg des Sohns beigetragen zu haben („Gott sei Dank, dass wir das gemacht haben, denn das gehört ja heute zum Leben dazu“).

> „Nein, er [der Sohn] ist ja vor allen Dingen ein Computerfreak, unglaublich. Da könnten sie meinen, er habe das studiert. Er hat als Kind damit angefangen und wir haben sehr gebangt, wir haben wirklich Wochen (HS: Wie alt ist er jetzt?) Jetzt ist er schon ein älterer Herr, er ist 28 (HS: Ja, aber da muss er ja früh mit angefangen haben?) Sehr früh, ja. Und er ist, hat sich das immer als Kind gewünscht. Damals war das noch kaum, gut, einige hatten das. Die meinten, sie könnten das ihren Kindern als Spielzeug schenken. Die hatten so was. Und wir haben gedacht, unsere Kinder werden nicht davor sitzen und spielen und sich die Augen kaputt machen. Das kommt nicht in Frage. Und Lutz hat gebettelt und gebettelt und ich sage: »Ja Kind, und wenn du mir nachher davor sitzt und ständig spielst und das ist doch überhaupt nicht gesund. Nichts Vernünftiges!« »Nein, Mama, ich werde einen Kurs besuchen, der Lateinlehrer, der macht ein Programm. Ich werde das mitmachen und...« Also hoch und heilig hat er uns versprochen, dass er damit vernünftig umgehen wird. Und dann fuhr er zur Konfirmandenzeit, das ist so kurz vor der Konfirmation, fährt die evangelische Kirche mit ihren Konfirmanden für eine Woche oder zehn Tage irgendwo ins Grüne. Da machen sie alles noch mal und es ist eine schöne Zeit für die Kinder. Da war er weg. Und da, nach dieser Konfirmandenzeit sollten die Osterferien sein, die hier fast drei Wochen dauern in Niedersachsen. Und da hatten wir dann in seiner Abwesenheit, mein Mann, mein älterer Sohn und ich haben wir ausgetüftelt, dass wir ihm das schon hinstellen. Er sollte das dann zur Konfirmation geschenkt bekommen. Und wir stellen das schon vorher hin, damit er während dieser Ferien sich damit beschäftigen kann. Damit da schon so dieser erste Rausch vorbei ist, damit die Schulzeit nicht in Mitleidenschaft gezogen wird. (HS: War das eine Überraschung?) Das war eine Überraschung, weil wir bis zum Schluss gesagt haben, dass wir das wahrscheinlich nicht machen werden, weil uns das zu gefährlich sei, dass er hier ins Spielen gerät und dass wir das nicht wollten. Weil wir das nur so kannten, wir kannten das nur, dass Kinder daran spielen.(HS: Wo haben sie das gesehen so oder erlebt?) Das wussten wir von Nachbarn. Die hat da ein, was weiß ich, ein Apple und der hatte das und da sitzen die Kinder davor und haben irgendwelche Spiele. Na ja und dann sind wir, Lars und ich, sind dann zu Brinkmann und haben das gekauft. Und haben das gerade noch geschafft, alles aufzubauen, schlecht oder recht. Und dann kam der Lutz an mit seinem Tornister, begrüßte uns, ging in sein Zimmer und in dieser Sekunde schoss er zurück und sagte: »Mama, also diese Freude!«. Mein ältester Sohn, der stand völlig

[340] Horn, Katalin: Familie. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Bd. 4, Berlin / New York 1984. Sp. 814-833, hier Sp. 826.

fassungslos da, dass sich jemand so freuen kann. Der hat sich so gefreut. Dann haben sie das oben installiert, da auf diesem Tisch und saßen zu dritt auf einem Stuhl und haben an diesem Ding gespielt. Das war ein C 64 ja. Da haben sie erst damit gespielt. Und siehe da, Lutz hat sich an die Versprechen gehalten und hat Kurs gemacht und hat in der Schule diese Programme mitgemacht und mit seinen Lehrern. Und hat sich Zeitschriften gekauft, hat ständig was dabei gelernt und gebastelt und erneuert und verkauft und neu gekauft, immerzu, so dass er da wirklich perfekt ist. Nicht. Er sagte allerdings, dass er jetzt in den letzten zwei oder drei Jahren nicht mehr auf dem Laufenden sei, weil er keine Zeit habe dafür. Aber sonst, er hat schon bei Freunden Programme installiert. Er hat schon Sachen repariert, er hat zum Beispiel der Lars hatte aus Russland etwas mitgebracht auf Disketten. Ich erzähle das jetzt vielleicht etwas ungenau, weil ich mit Computern, das ist mir ein Buch mit sieben Siegeln. Da weiß ich nichts, nur ein bisschen so, was ich erzähle ist mehr Phantasie als Wahrheit. Aber jedenfalls hat Lars aus Russland eine Diskette mitgebracht mit Gesetzesvorlagen zu irgendwelchen wirtschaftlichen Vorgängen. Und das wollte er sich jetzt zu Hause abspielen. Es ging aber nicht. Dazu braucht man ein bestimmtes Programm. Und dieses Programm fehlte ihm. Und da hat Lutz Tage und Tage gesessen, um das irgendwie aufzuschlüsseln. Das hat er geschafft. Nicht alles, aber das meiste. (HS: War das dann russisch?) Das war russisch. Das hat er irgendwie geschafft, wie fragt mich einer, das weiß ich nicht. Aber es ging, jedenfalls konnte Lars irgendwie das doch noch nutzen. Und das ist natürlich schön. Da bin ich ganz froh, aber wie gesagt, wir hatten unsere Bedenken und jetzt im nachhinein muss man sagen, Gott sei Dank, dass wir das gemacht haben, denn das gehört ja heute zum Leben dazu."

Neben diesen unproblematischen und positiven Schilderungen der familiären „Computerverhältnisse" werden mehrfach auch die schwierigen Aushandlungen der Computernutzung deutlich, in denen der Computer zum symbolischen Objekt für problematische Familienkonstellationen wird. Im Gespräch mit der 19-jährigen Abiturientin Nora Karg zeigt sich, wie sich problematische familiäre Verhältnisse in der Deutung des Computers spiegeln. Ihre am Beginn der Interviewpassagen zum Computer stehende Aussage, dass der Computer ihr „größter Feind" ist, liegt zu einem Gutteil in den familiären Computerverhältnissen begründet. Der fünf Jahre jüngere „kleine" Bruder ist ihr in Sachen Computer überlegen, dient aber in der Darstellung ebenso als negatives Beispiel einer von ihr wahrgenommenen Computersucht. Gleichzeitig ist ihre Mutter als Informatikerin tätig und so in hohem Maße Symbol für einen kompetenten Computerumgang. Ohne dies zu stark zu psychologisieren, wird doch hinreichend deutlich, dass die Abgrenzungsbemühungen der Interviewten gegenüber der Mutter sich in der Computerproblematik verdichten, dies sogar – sich selbst reflektierend – von der Abiturientin so benannt wird.[341] Beide, Mutter und Bruder, sind für sie so quasi Repräsentanten einer zu stark vom Computer dominierten Umwelt. Dies gipfelt in der erzählerischen Übertreibung, dass der kleine Bruder vierzehn Stunden täglich vor dem Computer sitzt. Gleichzeitig betont sie aber des

[341] Die biographische Dimension dessen erschließt sich im weiteren Interviewverlauf noch darüber, dass Frau Karg, ähnlich wie Frau Weichhold, sich alternativ-technikkritisch verortet.

Öfteren, dass ihr Computer nicht „geheuer“ sind und dass sie grundlegende Vorbehalte hat. Ein weiteres wichtiges Motiv ist, dass der Computer in der Familie zu einer Konkurrenzsituation führt, wenn insgesamt zuwenig Computerzeit für die einzelnen Familienmitglieder zur Verfügung steht. Auch hier fällt die ausgesprochen ausführliche Darstellung im Interview auf, die sicherlich auch in Zusammenhang mit der Aktualität der Problemlage zu sehen ist.

Nachvollziehbar wird diese Problemkonstellation zunächst über den Beginn des Interviews. Auf die offene und allgemeine Interviewerfrage zur Technik assoziiert Frau Karg zunächst mit dem Internet eine für sie besonders naheliegende, aber eben auch mit Problemen behaftete Form der Techniknutzung. Direkt anschließend formuliert sie die von ihrer Umgebung an sie heran getragenen Erwartungshaltungen („sollte es haben“), bevor sie auf ihre Ängste zu sprechen kommt, Daten ihrer Mutter am heimischen Computer zu zerstören. Wichtig in ihrer Darstellung ist, dass sie ihre Erfahrungen in eine insgesamte kritische Sicht auf Computer verdichtet und verallgemeinert („der Computer ist andauernd kaputt“) und abwertend-flapsige Begriffe wählt („Computerfuzzi“); eine Form der Auseinandersetzung, die möglicherweise auch innerfamiliär so ausgetragen wird.

„(HS: Womit wollen wir anfangen, Gerrit, was meinst du? Haben sie sich selbst irgendwas überlegt, was, was in ihrem Leben an Technik vielleicht eine gewisse Bedeutung hat?) An Technik, ich meine, es sollte ja das Internet irgendwas zu bedeuten haben, wenn das unter Technik fällt. (HS: Was denn?) Das Internet (HS: Ach, das Internet) Fällt das unter Technik? (HS: Ja, ja) Ich weiß nicht, was so alles unter Technik fällt.(HS: Das denke ich doch, das fällt ja wohl unter Technik) Sollte es haben, hat es bei mir aber nicht. Ja, ich bin da so gar nicht bewandert, also ich (GH: Und ist es jetzt bei ihnen sozusagen in der Schule das Thema oder warum sagen sie, dass es haben sollte?) Nee, es wird eben vorausgesetzt, dass man sich da ganz intensiv mit beschäftigt, auch von der Schule her, so Hausaufgaben brauchen irgendwie Zeit, zwei-, dreimal die Woche Internetrecherche zum Thema Soundso, wenn man dann irgendwelche normalen Zeitungsartikel bringt, ist das dann auch nicht so super, also man sollte sich dann schon ins Internet hängen, auch nur um sich das mal anzugucken da und weil das so vielfältig ist und (HS: Aha und haben sie denn einen Internetanschluss?) Ich habe einen Internetanschluss. (HS: Zu Hause auch?) Ja, aber [lachend] (HS: Das ist...) Der Computer, mein größter Feind (HS: Wirklich?) Ja, ja (HS: Aber das ist ja nun, das klingt ja nun schon mal sehr spannend. Da müssen wir ein nachstochern, uns interessieren ja gerade auch so Erfahrungen, wenn man, wenn man also Unlust hat oder Widerstände oder Schwierigkeiten oder..) Unlust ist das gar nicht, es ist mehr so Angst [lachend] (HS: Angst?) Dass ich da irgend etwas falsch mache, ja, da sind auch Daten von meiner Mutter irgendwie drauf und wenn ich da irgendwie rangehe und irgendwas kaputt mache, dann ist das ganz schlecht. Und da ich da nicht so geschickt bin und immer mal aufs falsche Knöpfchen drücke, kann da eine ganze Menge passieren. (HS: Also das Internet, also den Computer hat ihre Mutter auch?) Ja und mein Bruder und der ist für alle (...) (HS: Wann haben sie denn damit angefangen ungefähr?) Vor einem Jahr, ich habe einen kleinen Bruder und der hängt da schon bestimmt seit drei Jahren davor, ich weiß nicht, wie lange wir jetzt Internetanschluss haben, aber seit es das gibt, haben wir das eigentlich und der kommt da auch nicht mehr raus.

(HS: Was heißt das?) Er sitzt den ganzen Tag davor und daddelt, ich weiß nicht, also (GH: Also Daddeln heißt dann Computerspiele?) Ja, über Netz irgendwie mit irgendwelchen Freunden, keine Ahnung, aber nee, mir ist das nicht so ganz geheuer [lachend], und wenn so ein Ding kaputt ist, dann ist es kaputt und ich kann nichts dran machen. (HS: Ist denn schon mal was kaputtgegangen?) Ja, ja, ja, der Computer ist andauernd kaputt und da kann man ja selbst nichts dran reparieren, deswegen (HS: Was passiert denn da zu Hause, wenn nun mal, wenn sie daran gesessen haben und) Nein, es ist alles gar nicht schlimm, es ist sowieso immer mein Bruder schuld, nee, aber ich weiß nicht, das ist so unüberschaubar. Ich habe gerne so Sachen, wo ich verstehe, wie das geht und ich dann selbst auch mal hier eine Schraube wieder dranmachen kann und dann ist das wieder in Ordnung. Das ist beim Computer nicht so. (HS: Aha) Da muss dann erst mal so ein Computerfuzzi kommen und das dann alles wieder heile machen und (HS: Und, mich würde das schon interessieren, ob sie so ein konkretes Beispiel mal haben, was mal schiefgegangen ist?) Weiß ich nicht, wenn irgendwas, wenn das Ding abstürzt und die Maus klebt irgendwo auf dem Bildschirm und bewegt sich nicht, dann weiß ich nicht, was ich machen soll. (HS: Dann muss man ihn ausschalten. Na ja, wir schaffen es, glaube ich, jetzt nicht während des Gesprächs ihnen die Angst vor dem Computer zu nehmen) Das ist wahrscheinlich auch nicht der Sinn der Sache. (HS: Nee, nee,) (...) Ja, das mit den E-Mail, das kann ich ja bis heute nicht. Die kommen auch immer nicht an, ich habe versucht, meinen Urlaub per E-Mail irgendwie zu bestätigen oder diese Buchung zu bestätigen, das ist nicht angekommen und ich weiß nicht, was (HS: Aha) ich da so falsch mache. (HS: Sagen sie mal, hilft ihnen denn in der Familie niemand ?) Ja doch (HS: Das schon) Doch, doch, mein kleiner Bruder, aber der will das immer dann ganz alleine machen, dann darf ich dann nicht, der sagt mir dann nicht, wie es geht und ich soll es dann machen, sondern er sagt: »Was willst du denn?« und tippt das da schnell ein und dann (HS: Ja, das ist natürlich) Bei ihm klappt alles, das ist doof (HS: Das ist total unpädagogisch). Meine Mutter hat ein wenig mehr Geduld, aber weniger Zeit. (...)

Ich habe dann auch so einen ganz besonderen Horror noch vor so einem Drucker, weil das Ding funktioniert nie oder zumindest nicht, wenn ich drauf drücke. Ich weiß dann auch nicht, was ich machen soll. Und dann kommt mein kleiner Bruder und drückt da drauf und dann funktioniert das alles. (HS: Ja, das sind so echte Probleme, die in der Familie entstehen können, wo im Grunde mit solchen, mit solchem Wissen dann ja auch ein Druck gemacht wird und Macht ausgeübt wird) Ja, ja (...) Nee, er ist eben der kleine Bruder und wird oft untergebuttert und wenn, wenn er dann mal was hat, was ich nicht kann, dann freut er sich eben. Das findet er toll, das würde er mir dann auch nicht abgeben irgendwie (HS: Das kann ich mir vorstellen.) Deswegen macht er das schnell, dann ist er der Tolle, Liebe, Gute und dann hat sich das.(HS: Ja, sagen sie mal, wie viele Geschwister haben sie?) Ja, nur ihn (HS: Ach, nur den kleineren Bruder) Aber der reicht (HS: Der reicht, wieviel jünger ist der?) Fünf Jahre (HS: Ach, fünf Jahre alt) Ja, das ist ja das Unangenehme (lachen) Der kann so was ja viel besser als ich. (HS: Na ja) Aber der sitzt ja auch nur davor und macht auch nichts anders mehr (HS: Und was sagt denn nun ihre Mutter dazu, wenn er da soviel davorsitzt?) Die ist damit gar nicht glücklich, aber (HS: Aber sie kriegt ihn auch nicht mehr weg davon oder wie?) Nee, nee, nee, ich ja auch nicht, nee, das geht auch nicht irgendwie, also es ist jetzt ganz angenehm, wenn jetzt die Flatrate abgeschafft wird, dann darf er nicht mehr, weil er sitzt ja wirklich so täglich so 14 Stunden davor (GH: Was, wie?) (HS: [lachend] da ist er ja,

ja total süchtig.) Ja (HS: Er muss doch auch Schule machen, das geht doch gar nicht) Ja [lachend]“

Nach dieser ausführlichen Schilderung der familiären Situation thematisiert sie explizit das Dreiecksverhältnis zwischen ihrer Mutter, ihr und dem Computer. Die Abgrenzung zum ihr nicht näher geläufigen Computerberuf der Mutter, steht dabei im Mittelpunkt. Dass die Firma, in der ihre Mutter arbeitet, gerade in großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten steckt, quittiert sie mit einem durchaus schadenfrohen Lachen. Das biographische Motiv der Distanz gegenüber der Mutter („Die meisten eifern ja irgendwie den Eltern nach“), zeigt sich schließlich auch darin, dass sie beruflich etwas anderes als ihre Mutter machen will und dass sie genauer nicht benennen kann (oder will), was ihre Mutter beruflich macht.

„Ich weiß es nicht, ich hatte da eine Abneigung gegen, weil meine Mutter ja mit Computern arbeitet, die macht ja so was, ich weiß nicht, wie das heißt, was sie macht, aber die macht so hochkomplizierte Computersachen (HS: Also beruflich?) Ja. Und davon habe ich nichts verstanden und das fand ich irgendwie doof und da habe ich mir gedacht, mache was anderes, ich wollte auch nie, die meisten eifern ja irgendwie den Eltern nach, ich wollte nie was mit Computern am Hut haben, so, ich weiß es nicht. (...) (GH: Was macht, was macht ihre Mutter genau, oder?) Ich sage, ich weiß es wirklich nicht, also sie schreibt irgendwelche Programme, ganz komische (HS: Und macht sie das zu Hause?) Nee (HS: Im Büro?) Eigentlich, eigentlich im Büro (HS: Und was ist das für eine Firma, wo sie arbeitet oder ist das eine Behörde oder was ist das?) Nee, das ist eine Computerfirma, die gerade pleite gegangen ist [lachend) (HS: Eine richtige Computerfirma) Bull (HS [zu GH]: Bull, sagt dir das etwas?) (GH: Nee) Französische Computerfirma, die ist gerade, die ist tüchtig pleite gegangen, aber ich weiß nicht, ob man das Programmiererin nennt, was sie macht, aber ich glaube nicht, das ist irgendwas anderes, na ja. (HS: Aber sie hat, sie hat jedenfalls da ziemlich intensiv da mit Computer zu tun?) Ja, ja, nur , Na, sie will mir das ja auch immer irgendwie so beibringen und mir das ganz logisch erklären wie so ein Kosmos-Baukasten, ja, ich sträube mich da auch ganz fürchterlich gegen, ich weiß auch nicht wieso, also (HS: Also ich würde mal vermuten, das wird sich ändern, das dauert vielleicht noch eins, zwei Jahre, dann ändert sich das irgendwie) Ja, ich kann ja auch irgendwie ein damit umgehen, mehr braucht man ja auch nicht. Ich habe ja nicht vor, so was zu machen, ich habe auch nicht vor zu programmieren oder so.“

Aus Sicht der Elternperspektive wird diese Verhandlung des Computers in der Familie im Interview mit dem 37-jährigen Programmierer Werner Ihme deutlich, in dem das Zusammenspiel von Computernutzung und Erziehungsvorstellungen angesprochen wird. Die ausfürliche Schilderung lässt auch hier auf ein in der Familie wichtiges Thema schließen. Sanktionen, wie das zeitweilige Wegnehmen des Computers nach der zu intensiven Nutzung durch den Sohn stehen ebenfalls in Zusammenhang mit der Gegenüberstellung von negativ konnotierter Medien- und Techniknutzung und anderer - positiv besetzterer - Freizeitgestaltung. Die spürbar vorhandenen Erwartungen an den Sohn zeigen sich in der Kritik an den sich rasch wandelnden Interessen des Sohnes

bzw. in den vom Interviewten geäußerten Vorstellungen von sinnvoller bzw. erfolgreicher Freizeitgestaltung. Diese Sicht lässt sich auch auf der biographischen Ebene nachvollziehen. Herr Ihme hat im Interview seine Sozialisation in der DDR betont, und vor allem mit Blick auf den Technikumgang das Selbständige, Kreative und Eigenständige, dass durch die Mangelsituation gefördert wurde, hervorgehoben. So ist in einem weiteren Sinne die kritische Sicht auf den Sohn auch als Kritik an der einseitigen Konsumorientierung Westdeutschlands zu lesen.

> „(HS Was hat er [der Sohn] denn so für Interessen?) Ja, Angeln, dann sammelt er so Sachen wie, ich sage mal, was man braucht, ich sage mal, wenn man jetzt so drei Monate im Dschungel ausgesetzt wird, das heißt, ein hochwertiges Taschenmesser (HS: Ja), eine kleine, einen hochwertigen robusten Kompass, ein ganz kleines, aber doch gutes, auch stoß- und wasserfestes Fernglas, ein Feuerzeug, so Überlebenssachen, es gibt, nicht, dass er jetzt ein großes Gewehr oder ein großes Messer dabei hat, nee, um Sachen, aber dann hochwertig. (HS: Aha) Zur Zeit ist er auf dem Trip hier Fotografie (HS: Aha), hat er sich eine sehr hochwertige Kamera gekauft und liest jetzt Bücher und fotografiert (HS: Aha), ist vielleicht das nächste, ich sage mal bis vor zwei Jahren fing es an bis jetzt, vorher war es Angeln. Da wird eben aus einer alten Angel werden auf einmal fünf Superangeln, ein Wert, was man da hat, mit Kescher und Watthose, hier eine Hose, was Stiefel und alles in allem, ein Wert von 1000 Mark lasse ich dann da unten im Keller liegen (HS: Ja). Dann wird eben das Playstation vertauscht gegen das und das und das, also es wurde nicht immer gekauft, es wurde auch viel verkauft, vertauscht so und vorher war Playstation und Computer und da hatte ich ihm zeitweise den Computer weggenommen, habe ich gesagt: »Playstation gibst du weg!«, weil ich sage mal, dann mit 13, 14, das überschnitt sich so von der Zeit her, na gut, mit 13, es wurde nur gespielt, ja, ich sage, bei so einem Wetter muss man nicht in der Bude mit einem Freund sein und spielen. Und da hat er auch nur Freunde, die in der Wohnung Fernsehen gucken oder Playstation. Und da hat man das Autorennen oder das Autorennen, Intellekt ist da nichts dabei, es ist alles nur, ich sage mal, und dann kam er zum Angeln, da war er wenigstens an der frischen Luft, aber dann leider hat er die Erfolge nicht so gehabt.“

Die ausführlichen Schilderungen in den Interviews über die Erfahrungen mit Computern im Kontext der Familie zeigen, dass hier ein Bereich vorliegt, in dem ein großer Aushandlungs- und Kommunikationsbedarf in den Familien vorliegt. Der Computer mit seinen unterschiedlichen Nutzungsmöglichkeiten muss in familiäre Rollen eingepasst werden. Gerade die Ambivalenz des Computers zwischen Spiel- und Lerngerät macht dessen Bestimmung innerhalb der Erziehung zwischen Eltern und Kindern schwierig. Der Computer kann dabei auch, wie dies vor allem im Gespräch mit Nora Karg deutlich wurde, auch eine symbolische Funktion einnehmen und dabei für oder gegen bestimmte innerhalb der Familie konkurrierende Lebensvorstellungen stehen.

Lernsituationen - Inverse Techniksozialisation

Eines der wiederkehrenden Erzählmotive im Zusammenhang mit der familiären Weitergabe von Technikwissen lässt sich als „inverse Techniksozialisation“ fassen.[342] Die wiederholt thematisierte Erfahrung ist hier, dass ältere ausrangierte Computer an die vorherige Generation – zumeist der Väter und Mütter - „vererbt“ werden bzw. Computerkenntnisse innerhalb der Familie von den jüngeren an die älteren weitergegeben werden. Ein erstes Beispiel hierfür war das Interview mit Herrn Gerkens, wo dieser geschildert hat, wie ein ausrangierter Computer an die Eltern der Schwägerin weitergegeben wurde. Der Computer bewirkt hier eine Umkehrung von Mustern und Rollenerwartungen, da den Jüngeren per se die schnellere Aneignung und die größeren Kompetenzen zugeschrieben wird, bei den Älteren ein wenn überhaupt nachgeordnetes Erlernen des Computerumgangs erwartet wird.[343] Traditionelle Rollenerwartungen innerhalb der Familien werden so in Bezug auf den Computer aufgebrochen. Dies kann aber auch dazu führen, dass mit dem Austausch über Computer auch etwas Verbindendes zwischen den Generationen entsteht. Dies wird als Motiv sowohl aus Sicht der Kinder- als auch aus Perspektive der Eltern-Generation erzählt.

In einem ersten Beispiel für diese Erfahrung schildert die 67-jährige Else Bachmüller, wie sie und ihr inzwischen verstorbener Ehemann den Computer des Sohnes erhalten haben. Dies ist für beide mit dem Einstieg in die Computerwelt verbunden gewesen. Auch hier ist es so, dass der konkrete Anlass darin lag, dass der alte Computer dem Sohn nicht mehr genügte und so zum Einstiegsmodell für die Eltern wurde. Von ihr wird betont, dass die finanzielle Unterstützung der Eltern bei der Computeranschaffung für den Sohn wichtig war, hier also zumindest die ökonomische „Macht“ der Elterngeneration herausgestellt wird.

> „Peter [der Ehemann] hat nie einen Computer haben wollen und das mag 96 gewesen sein, Christoph [der Sohn] war in seinem Examen zum Diplomingenieur und brauchte, da er Graphiken darstellen musste und alle möglichen ja alle möglichen Dinge mit dem Computer machen musste, nicht mehr weitgehend ausgerüstet mit diesem Modell, den wir ihm auch zum Teil mitfinanziert hatten (HS: Also der hatte nicht mehr genug Speicherkapazität?) Nö, war einfach nicht umzurüsten für ein besseres Programm und schlug uns vor, diesen Computer doch zu übernehmen, er möchte sich einen neuen kaufen, wobei Peter sagte: »Du kannst auch so von mir einen Zuschuss kriegen, wenn du es für dein Examen brauchst, ohne dass wir dir dieses Ding, das wir ohnehin mitfinanziert haben, wieder abkaufen.« (...) Ich glaube, es war 96 und dann habe ich Peter, - Christoph hätte ja auch irgendwas anderes mit dem Computer machen können - und da habe ich Peter gesagt, weil ich ihn auch geistig beweglich halten wollte und ich weiß, wußte, dass er im Grunde genommen Freude an technischen, darauf kann ich gleich noch mal zurückkommen, an technischen Dingen hatte, dass er wirklich Freude daran

[342] Hengartner, Vom Erfahren, Erleben und Deuten einer technischen Welt, wie Anm. 237.

[343] Vgl. hierzu Abschnitt 4.4.1. Generationenvorstellungen als Orientierung.

bekommen würde. Da habe ich gesagt: »Weißt du was, wir gehen beide zusammen hin und machen jetzt im Winter einen Kursus in der Volkshochschule in Husum und dann beschäftigst du dich damit.« Und wir machten zusammen zwei Kurse da, Peter, wenn er nach Hause kam, setzte sich an den Computer und vollzog das nach, was er gelernt hatte und na ja, er versuchte einfach sich den Computer dienstbar zu machen. Ich hatte überhaupt keine Zeit eigentlich, das zu machen und alles, was ich mit dem Computer zu tun habe, ging oben rein und verschwand, löste sich in Wohlgefallen auf und es war weg. (HS: Ja) Also das ist nämlich nicht so, dass du, wenn du was kapierst, das behältst, wenn du es nicht anwendest in unserem Alter. (HS: Nee, nee) Und Peter fand zunehmend Freude daran an diesem Ding. Und er erledigte auch bald seine ganze Post da drauf, probierte die Möglichkeiten aus und beschäftigte sich damit, kaufte sich diese Bücher, diese Handbücher dazu und setzte sich damit auseinander, er hatte Spaß da dran."

Bei der 72-jährigen Luise Carstens, die noch spät ein Studium aufgenommen hat, ist es eine ähnliche Erfahrung, die im Interview geschildert wird. Auch wenn der Computer nicht vererbt wird, sind es doch die Söhne, die den Anstoß für die Beschäftigung mit der neuen Technik geben. Letztlich entsteht der Eindruck, dass auch hier das Verbindene als positive Erfahrung im Erlernen der neuen Technik im Vordergrund steht.

„Und ja, das ist auch so ein Ding. Haben sie mir zusammengebaut, meine Söhne, sie haben sich neue gekauft und (HS: Ja) haben sie den alten mir zurechtgemacht, einen Ausdrucker gekauft dazu und haben mir das alles mal zu Weihnachten geschenkt und dann bin ich in einen Computerkurs gegangen für Senioren, 24 Stunden, ich kann es, aber die letzte Arbeit hier, die ich geschrieben habe bei der Volkskunde, da bin ich nach Dänemark gefahren zu denen, ich wollte sowieso hin, da habe ich gesagt, eh, die haben natürlich alles zu Hause stehen, das richtet ihnen die Firma ein, damit sie auch zu Hause arbeiten können oder mal was abfragen können, wir haben extra ein Zimmer dafür."

Das gleiche Motiv ist auch in den Darstellungen der „Kinder"-Generationen vorhanden. Die 28-jährige Meike Hansen schildert, dass sie den ihren ersten Computer nach dem Kauf eines Neuen an ihre Mutter weitergegeben hat:

„Ich glaube, ich habe mir den, ich habe im Wintersemester 97, 98 hier angefangen, ich glaube, ich habe den Anfang 98 gekauft den ersten und den hatte ich dann jetzt letztes Jahr kurz vor Weihnachten an meine Mutter abgetreten, die (HS: Ja) wollte auch gerne Internet zu Hause und da habe ich mir dann einen neuen gekauft ja und den, das ist der, den ich jetzt habe."

Zumindest als Absicht schildert die 32-jährige Kulturmanagerin Heidrun Ziemer, das sie ihrem Vater zur Pensionierung einen Computer schenken will. Mit dem Bezug auf die E-Mail-Kommunikation wird deutlich, dass auch hier – wenn auch auf einer anderen Ebene – die Verbesserung der innerfamiliären Kommunikation wichtiger Bestandteil des Motivs ist.

„Wobei ich schon plane, ihm [den Vater] zur Pensionierung auch einen Computer zu schenken, weil ich ihm das grundsätzlich zutraue und auch glaube, dass er, wenn man ihn so ein bisschen hinstößt, auch Gefallen dran findet, das zu machen. Eben, weil er auch so ein bisschen mitkriegt, dass es für mich total selbstverständlich ist und dass es für ihn auch toll wäre, E-Mails an seine Tochter zu schicken oder so."

Mit der Schilderung der Erfahrung der Weitergabe von Computerwissen und Computerhardware innerhalb von Familien ist ein typischer Erfahrungsbereich angesprochen. Hier ist zum ersten die Orientierung an generationellen Vorstellungen des Technikgebrauchs wichtig, zum zweiten sind es die positiven Effekte, die innerhalb der Beziehungen der Familienmitglieder hervorgehoben werden und dass gemeinsames Lernen am Computer letztlich etwas Verbindendes haben kann.

Computer in Beziehungen - Beziehungsarrangements im technisierten Alltag

Eine weitere Dimension, mit der der soziale Charakter des Computers deutlich wird, sind die in den Interviews geschilderten Beziehungs- und Partnerkonstellationen. Dies ist eines der Felder, in denen sich sehr konkret Umgangserfahrungen spiegeln. Dabei ist ein Spannungsverhältnis zu beobachten, einerseits zwischen den neuen Möglichkeiten – auch gemeinsam – im Freizeitbereich mit dem Computer etwas zu erleben und als angenehm empfundene Freizeit zu gestalten.[344] Andererseits werden negative Folgen aufgezeigt, etwa wenn zuviel Aufmerksamkeit eines Partners dem Computer gewidmet wird. Vor allem die Aushandlung von Computer*zeit* und von damit verbundener Aufmerksamkeit, die von einem der Partner dem Gerät gewidmet wird, sind Elemente, die in den Interviews, wenn auch auf sehr unterschiedliche Art und Weise, thematisiert werden. In gemeinsamen Haushalten ist der Computer als potentielle Ablenkungsquelle vorhanden, mit dem eben sehr unterschiedliche (als sinnvoll und auch als weniger sinnvoll erachtete) Tätigkeiten ausgeführt werden können. Mitbegründet ist diese Problematik dadurch, dass Computertätigkeiten zumeist allein ausgeführt werden. Diese Situation stellt, wie die Thematisierungen in den Interviews zeigen, durchaus eine Herausforderung für das jeweile Beziehungsmanagement dar. In der positiven Schilderung fällt auf, dass etwa bei einigen älteren Paaren der neu angeschaffte Computer zum gemeinsamen Lernen und Erleben geführt hat.

Im Interview mit dem 31-jährigen Bankangestellten Harald Möller ist es der kürzlich privat angeschaffte Computer, der neues „Familienmitglied" wird. In der ausführlichen Schilderung der gemeinsamen Nutzungssituationen mit seiner Ehefrau, die „Hausfrau und Mutter" ist, wird die Erweiterung des Freizeitprogramms und die Informationsgewinnung mit Hilfe des Internets als wichtiger Anschaffungsgrund

[344] Dies wurde besonders deutlich in den Gesprächen mit Herrn und Frau Gerkens, für die das gemeinsame Hobby Computerspiele wichtig ist.

genannt. Zusätzliche Informationen etwa über einen Autokauf oder anstehende Reiseplanungen, aber auch die Fortbildungsmöglichkeiten für die derzeit nicht berufstätige Ehefrau werden als weitere Motive benannt. Auffällig ist, dass seine Frau vorher noch keinen Kontakt mit dem Computer gehabt hat und Herr Möller quasi seine Computerkenntnisse aus dem Beruf nach Hause „mitnimmt“ und so über einen spürbaren Wissensvorspung verfügt. Dass er das Beispiel des virtuellen Autokaufs nimmt, spiegelt möglicherweise eher sein Interesse. Es entsteht der Eindruck. dass für ihn ein – wohl durchaus auch angenehmes – Wissensgefälle in der Beziehung entsteht, sein Wissensvorsprung in Bezug auf den Computer dazu führt, dass er seiner Frau etwas beibringen kann und er sich so aber eben auch als kompetenter Partner präsentieren kann. Dass diese Situation auch ein Ungleichgewicht und Konfliktpotential bergen könnte, wird erst auf die explizite Nachfrage des Interviewers eingeräumt. Insgesamt zeigt sich in der Darstellung aber die Bemühung, gegenwärtigen Beziehungsidealen zu entsprechen, in dem Herr Möller etwa betont, dass er und seine Frau gemeinsam den Computer benutzen („also wir haben das an sich von Anfang an gemeinsam gemacht“).

> „Und es ist halt so, dass wir seit kurzer Zeit haben wir zu Hause auch einen PC. Und wir haben jetzt auch einen Internetzugang. Und das ist natürlich auch eine ganz spannende Geschichte. Das, wenn man dann abends eben, also weil meine Frau eben weniger Bezug zum Bildschirm hat oder zum PC hat als ich, weil es kommt durch meine Tätigkeit eben, weil ich da doch firm drin bin und meine Frau eben nicht. Und ihr dann das auch so ein bisschen zu erzählen, wie man dann im Internet surft und welche Möglichkeiten man hat. Das ist schon faszinierend. Und ruckzuck hat man zwei Stunden gemeinsam vor dem Bildschirm verbracht und hat an sich gar nicht mitbekommen, wie die Zeit vergeht. Also das ist schon eine faszinierende Geschichte. (HS: Also, das finde ich jetzt natürlich auch spannend bei ihnen zu Hause. Wann haben sie sich den Computer angeschafft?) Den haben wir uns vor einem Monat gekauft. Ja, ganz frisch ist er. (HS: Das müssen sie erzählen. Also, was macht ihre Frau, ist die auch berufstätig?) Die ist Hausfrau und Mutter (HS: Ah ja. Und sie machen das aber dann gemeinsam irgendwie?) Ja, tagsüber hat sie auch keine Zeit wegen der Tochter, weil sie sich eben um die Tochter dann kümmern muss. Und abends dann, wenn wir zu Ruhe kommen eben, dann machen wir den Bildschirm noch mal an und gucken noch mal rein und surfen ein bisschen im Internet. Stellen halt so die Möglichkeiten fest, die man eben dort hat. Und ja, was soll man sagen, es ist eine sehr interessante Geschichte. Wir sind beispielsweise dabei, uns ein neues Auto anzuschaffen. Und es ist eine sehr interessante Geschichte. Das habe ich durch Zufall gelesen in einer Zeitung, dass jeden Dienstag abend der Autovermieter Sixt eine Auktion veranstaltet. Also die versteigern Autos über das Internet. Und da habe ich ihr gesagt: »Komm, lass uns das mal anschauen!« (...) (HS: Ja, noch mal, es gibt jetzt also zwei Sachen, die mich weiter interessieren würden. Aber wir bleiben erst mal noch bei dem Computer mit ihrer Frau zusammen. Das finde ich interessanter. Wie weit hat denn ihre Frau sich mit dem Computer schon beschäftigt?) Vorher? Ja. Gar nicht (HS: Ach so und sie, was zeigen oder was machen sie zusammen jetzt so am Computer. Also, sie gucken sich hauptsächlich Internet an, machen sie auch noch andere Sachen?) Ja, wir haben natürlich erst mal, also wir haben das an sich von Anfang an gemeinsam gemacht. Ich habe ihr gezeigt, wie man so einen Computer anschließt, wie man das

Ganze aufbaut, das Gerät, wie man die einzelnen Software-Pakete installiert, das heißt, also welche Möglichkeiten man überhaupt dann hat, nachdem man diese Software installiert hat. Sei es nun ganz einfach, dass man einen Brief schreibt oder mal eine Tabellenkalkulation macht oder aber, es war jetzt sehr interessant, wir haben ein Programm, wo sie sich eine Route erstellen lassen kann. (HS: Eine Autoroute?) Eine Autoroute. Wir wollen jetzt nächste Woche in Urlaub fahren und wollen mit dem Auto nach Österreich fahren. Und da habe ich ihr gesagt: »Okay, du hast das Programm zur Verfügung, lass dir mal eine Route zusammenstellen und lass dir das ausdrucken«. Ja und das hat dann auch relativ schnell geklappt, weil die Programme natürlich auch so aufgebaut sind. Man wird quasi von dem Programm an die Hand genommen und durch die einzelnen Schritte geführt. Der Computer sagt einem immer, was man als nächstes zu tun hat. Und man hat immer zwei Optionen. Man hat einmal die Option, das eine zu tun oder das nächste zu tun. (HS: Also wenn man sich so eine Route zusammenstellt zum Beispiel, wenn man also wenig Autobahn fahren will zum Beispiel, macht er so was?) Er sucht ihnen immer die günstigste, also die schnellste Route aus, aber jetzt nicht, dass sie sagen, ich möchte möglichst wenig Autobahn fahren (HS: Sie wollen dann mit dem Auto auch nach Österreich fahren. Ah ja und das kann ihre Frau auch inzwischen, so eine Route da dann zusammenstellen. Machen sie auch so Computerspiele?) Also wir haben keine Computerspiele uns gekauft bislang. Es sind, wenn sie das ganz normale Microsoft-Standard-Softwareprogramm haben, sind Spiele vorinstalliert. Aber das sind Spiele, die also mich nicht reizen. Es sind Kartenspiele. Und ich meine, ich muss nicht den Computer anmachen, um Karten zu spielen, sondern das kann ich dann eben auch tatsächlich machen. Also muss ich sagen, eigentlich nicht. (HS: (...). Mit dem Computer zu Hause. Ach so, das wollte ich auch noch wissen. Gibt es denn manchmal auch so Meinungsverschiedenheiten vor dem Computer? Also dass meinetwegen, wenn sie etwas erklären und ihre Frau versteht das nicht oder so, dass sie sich. Oder beobachten sie, dass sie anders damit umgeht, als sie es tun. Sie haben ja nun den Vorsprung.) Ja, doch, das ist tatsächlich so, dass man gewisse Dinge voraussetzt, die jemand natürlich dann nicht wissen kann, wenn er nie damit umgegangen ist. Und dann schon auf Unverständnis stößt, wenn ich sage: »Wieso verstehst du das jetzt nicht?« Und dann, ich dann erst mal wieder sage: »Ach ja, natürlich okay! Du musst den Schritt erst machen und dass du dann das nächste machen kannst.«

Aus Sicht einer Partnerin schildert die 29- jährige Sylvia Schmidtke, die als Bibliothekarin arbeitet, im Interview wie ihr Ehemann durch den Computer häufig absorbiert ist. In einer längeren Erzählpassage wägt sie die Argumente für und gegen die intensive Beschäftigung mit dem „Zeitfresser“ ab.[345] Die intensive Beschäftigung ihres Partners mit Computerspielen ist für sie dabei durchaus zwiespältig. Bei aller – eher indirekt durchscheinenden – Kritik ist es ihr trotzdem lieber als andere mögliche Beschäftigungen: „Ich sage, es ist mir lieber, als wenn er in die Kneipe geht“. In ihrer Schilderung schwingt eine große Bewunderung seiner Kenntnisse mit, hier allerdings auch mit der kritisch formulierten Hoffnung, dass er diese bald wieder beruflich nutzen wird. Mit dem zeitweiligen Verlust des Partners an die virtuelle (Spiele-)Welt werden aber die letztlich getrennten Bereiche in der Freizeitgestaltung deutlich. Der

[345] Vgl. hierzu auch Abschnitt 4.3.1.2. Der Zeitverschlinger.

Interviewausschnitt zeigt auch die notwendigen Rechtfertigungsstrategien, die die Integration des Computers in das Beziehungsarrangement notwendig machen. So wäre eine zu starke Kritik an der intensiven Nutzung des Partners durchaus etwas, was eine grundsätzliche Gefahr für die Beziehung bedeuten könnte. Dass der Computer innerhalb der Beziehung und auch in der gemeinsamen „Außendarstellung“ des Paares ebenfalls ein präsentes Thema ist, ließe sich aufgrund der ausführlichen Thematisierung als Vermutung anschließen. Die Rekonstruktion eines Dialogs über den Erwerb einer neuen Spielekonsole verweist nochmals auf den Aushandlungsprozess. Im Sprechen über den Computerumgang bezeichnet sie dies zunächst als sein Hobby, auf die Interviewerfrage, ob sie selber auch Computerspiele spielt, geht sie nicht ein, sondern setzt den Bericht über die Aktivitäten des Partner fort. Der argumentative Vergleich der Spielgewohnheiten ist hierbei wichtiges sprachliches Mittel, um die unterschiedlichen Gewohnheiten zu verdeutlichen.

„Ja, auf alle Fälle, der [ihr Mann] weiß also alles, der hat ja, so was PC angeht, kann der alles, der hat ja auch alles so was mitgemacht, der hat seit seinem zwölften Lebensjahr nichts anderes mehr gemacht als an PCs rumgeschraubt (HS: Aha) und gebastelt und wieder irgendwas Neues gemacht (HS: Wird ihnen das manchmal zuviel auch?) Nö, Gott sei Dank nicht, also ich sage mal, weil ich mich halt gut selber beschäftigen kann und keine Langeweile habe, stört es mich nicht, dass er, er sitzt ja sehr viel in seiner Ecke. Nee! Es wird mir nicht zuviel. Also weil ich mir sage gut, das ist sein Hobby, er sitzt da sehr viel und es ist eigentlich auch das erste, was angeht, der Rechner und das letzte, was ausgeht,[346] aber nee, eigentlich nicht (HS: Also es ist ja nicht nur sein Hobby, es ist ja Beruf und Hobby, eine?) Ja, es wird jetzt wieder mehr Beruf, er wird jetzt irgendwann die Abteilung wechseln und dann auch mehr so in die Richtung gehen, dass er selber auch so eher Homepages und so was machen muss, schreiben muss, also das wird mehr, noch mehr sein Beruf jetzt werden, ja sicherlich, aber es ist vor allen Dingen auch sein Hobby zu Hause, wo er also alles eigentlich, Spielen von morgens bis abends am liebsten da kann der auch alles vergessen, da kriegt er auch nichts mehr mit (HS:Ja, und machen sie auch Computerspiele?) Ja mal, aber nicht so in dem Rahmen, wie er es jetzt macht, also das geht wirklich über Stunden denn, dass er wirklich dann in einem Spiel muss er dann auch mal ein Dorf bauen und die ganze Bevölkerung versorgen und auch sehen, wo er Getreide für die anbaut und ich weiß nicht, ob sie Siedler kennen? (HS: Nee) Das gibt es auch als Brettspiel, das gibt es auch als PC-Spiel in, ich weiß nicht wieviel Teilen mittlerweile, da kann er sich also über Tage, Wochen, Monate mit beschäftigen mit so was, das wirklich immer mehr auszubauen oder Figuren auch richtig zu schaffen (HS: Nee, das ist jetzt also wieder ein Spiel,

[346] Ähnliche Formulierungen wurden immer wieder gewählt, um Computerabhängigkeiten bei einem selbst oder bei anderen zu verdeutlichen. Vgl. 4.3.1.3, Sucht und Verführung: Technik und Moral (1). Als Selbstzuschreibung wählt der Computerfachmann Michael Mosbach im Gruppengespräch praktisch die gleiche Formulierung, um zu illustrieren wie sehr sein Alltag vom Computer begleitet und strukturiert ist: „Es ist halt nur das, wenn ich nach Hause komme, ist es das Erste, was ich anmache, bevor ich den Kühlschrank aufmache oder und es ist auch das letzte, was ich ausmache, (...) das ist meist jeden Tag so um halb eins so, ich kann ja halt ein bisschen länger schlafen, das ist ein wichtiger, sehr wichtiger Punkt in meinem Leben, das ist mein Hobby und mein Beruf.“

was ich überhaupt noch nicht so kenne) Das ist also, ich spiele dann mal so ein Kartenspiel oder Solitär oder so, aber nicht, wo ich jetzt über Wochen beschäftigt bin, das könnte ich nicht, da habe ich jetzt wieder keine Ausdauer zu und auch keine Lust zu. Das ist nicht mein Ding, also das ist wirklich seine Sache, das war, er hat auch eine Playstation zu Hause stehen und wir haben gerade für ihn noch so eine Dreamcast von Sega, so eine Spielekonsole gekauft, ich sage: »Möchtest du die denn gerne haben?«, »ja«. Ich sage, »ja dann kauf sie« »ja, ja« nun steht die dann im Wohnzimmer noch rum, mit der Playstation dann am Fernseher und nee, also es wird mir eigentlich nicht zuviel, weil ich mich halt wirklich beschäftigen kann. Ich sage, es ist mir lieber, als wenn er in die Kneipe geht."

Eine weitere in den Interviews thematisierte wichtige Erfahrungsdimension ist die Integration des Computers in Paarbeziehungen. Dabei sind es sowohl Chancen, etwa, dass Freizeit mit zusätzlichem Nutzen gestaltet werden kann, als auch Gefahren, dass ein Partner zu stark vom Computer absorbiert wird und so negative Effekte für die Beziehung entstehen. Dass dieses Themenfeld sehr ausführlich zur Sprache gebracht wurde, spricht auch für die mitunter schwierigen Aushandlungsprozesse, die hinter den Rollenzuschreibungen und –findungen stehen.

Machtverhältnisse und Technikwissen in Beziehungen

Mit den folgenden zwei ausführlichen Beispielen rückt ein weiterer Aspekt in Zusammenhang mit den Beziehungen in den Vordergrund. Hier ist es jeweils Computerwissen, dass vom ehemaligen männlichen Partner ausgenutzt wurde, um Machtverhältnisse innerhalb der Beziehung zu implementieren und auszunutzen. Der Wissensvorsprung gegenüber der Partnerin wurde als massives Druckmittel eingesetzt und der Computer wurde so in der rückblickenden Bewertung zum Symbol für das jeweilige Scheitern der Beziehung.

Für die 36-jährige Assistentin Wiebke Danzer nehmen nach der Scheidung von ihrem langjährigen Partner zum Interviewzeitpunkt neben der gemeinsamen Zeit in einer Pop-Band vor allem auch Erinnerungen in Zusammenhang mit dem Computer eine wichtige Rolle ein. Im Rückblick auf die Schwierigkeiten innerhalb der Beziehung wird der Computer dabei zum Schlüsselsymbol für Differenzen und Ungleichverhältnisse. Der männliche Partner, der als Programmierer gearbeitet hat, nutzte seinen Wissensvorsprung in Bezug auf den Computer aus, auch um demütigende Abhängigkeiten zu schaffen („Weil jedes Mal musste ich mir anhören, wie blöd ich bin"). Die biographische Relevanz der Erfahrung wird nicht zuletzt am Gesprächsverlauf deutlich, da sie zunächst allgemein im assoziierenden Sprechen über Technik auf den Computer kommt, um dann umgehend auf die frühere Beziehung zu sprechen zu kommen bzw. darauf, dass der Ex-Mann Programmierer gewesen ist. Plastisch und eindringlich wird dies innerhalb der Erzählung gemacht, indem sie die als demütigend empfundenen Gespräche vor dem Bildschirm nacherzählt und die Situationen detaillierend rekonstruiert. Sie betont zudem die Abhängigkeit, die durch

den Wissensvorsprung entstand („dann jedesmal musste ich fragen“). Die folgende Schilderung der eigenen Aneignung von Computerkenntnissen nach der Scheidung nimmt in der Erzählung den Charakter einer Emanzipationserzählung an, indem sie betont, dass sie es alleine geschafft hat, sich die für den Beruf notwendigen Computerkenntnisse anzueignen und sich so von den Abhängigkeiten vom Ex-Partner zu lösen.

„Ja, was gibt es noch mit Technik, also ich finde, der Computer hat in meinem Leben auch immer einen größeren Platz eingenommen. Das war ja so früher gar nicht, mein Ex-Mann ist wohlgemerkt Programmierer (SR: Eh, ich dachte, der sei irgendwie Musiker) Auch, also macht auch Musik nebenbei (SR: Ach, und der war schon immer in diesem, in diesem Programm, war der schon immer Programmierer?) Nee, der ist Programmierer, der hat ja damals nur Musik gemacht und war recht erfolgreich und dann ist er hm, wurde die Band Klaus und Helden aufgelöst (SR: Klaus und Helden war das, Entschuldigung, ich habe nämlich erzählt, Klaus und Klaus) (GH: Super [lachend]) (SR: Entschuldigung) Dazu kann ich ja auch, na gut, (…) es ist schon okay, also Klaus und Klaus und Klaus und Helden, das ist ein minimaler Unterschied, aber es ist schon okay (SR: Entschuldigung [lachend]) Hier ist übrigens ein geiles Foto aus meiner Bandzeit, da bin ich 22 und das ist mein Ex-Mann hier (SR: Das ist ja noch eine klasse Zeit mit diesem Ananasschnitt und hier) [lachend] du hättest erst mal die Klamotten da sehen sollen, die Ganzkörperfotos, so mit diesen Tigerhosen in schwarz, türkis, oh hör auf (SR: Toll, witzig) Das war unser Pressephoto sozusagen halt irgendwo (SR: Was war das für eine Band, wie hieß die?) Mezzomix und wir haben gecovert, Top forty (..), alles, was in den Charts war, so in den oberen vierzig Plätzen und haben halt in Diskotheken so gespielt, immer eine halbe Stunde Band, eine halbe Stunde in der Disko und dann ist es irgendwie von zehn bis drei immer im halbstündigen Rhythmus, ne, also war schon irgendwie ganz schön ganz Platte vorher da und so. Na ja, auf jeden Fall, der war halt Programmierer und oder hat ja dann diese Fortbildung gemacht, das heißt, wir haben uns dann irgendwann einen Computer angeschafft und das war für mich halt ein böhmisches Dorf auch und ich habe auch mich tierisch dagegen gewehrt, da überhaupt dranzugehen an den Computer und weil er ja auch immer alles konnte, also ich saß dann da und er also: »Jetzt musst du die Taste drücken« und »he he he«, »Welche Taste denn?« und so, ich war echt völlig blind, also noch blinder als heute, das war echt dagegen ist heute ganz gut und das war ganz schön schwer, sich davon freizumachen, also weil er ja immer alles besser wusste und Gott, da musste ich irgendwie da einen Satz wegmachen und da konnte man ihn aber ausschneiden und ich wusste nicht, wie das ging und dann jedes Mal musste ich fragen, weil jedes Mal musste ich mir anhören, wie blöd ich bin, deswegen war ein Computer für mich ganz lange tabu. Eigentlich habe ich mich erst damit angefreundet, nachdem ich mich von ihm getrennt hab, weil da musste ich meine Rechnungen ja selber schreiben, weil sonst hat er das alles immer gemacht. (SR: Dieses für die Messegeschichten und so) Genau. Und dann hatten wir so einen Uraltcomputer, der natürlich auch noch nicht so wirklich toll voll funktionierte, also im Vergleich zu dem heute und so, ja und da musste ich mich ja dann irgendwann ranmühen und mir das alles selbst so ein bisschen beibringen, also auch in der Firma, das, ich kann ja gar nichts eigentlich, alles, was ich mach, habe ich irgendwie mir selbst beigefummelt, deswegen immer so blöde Frage mit Excel, ich müsste mir echt mal so ein Handbuch kaufen, habe ich mir schon viele Jahre vorgenommen. (GH:Ja [lachend]) Aber ich schaffe es auch (SR: Wie, und

nach der Scheidung hast du dir selber einen Computer gekauft?) Dann durfte ich den alten behalten, weil er hat sich einen neuen gekauft, als er ausgezogen ist, er ist, wir haben uns im Oktober getrennt und im Mai ist er dann ausgezogen, wir haben ein halbes Jahr im Haus noch getrennt gelebt und weil es ja groß genug war. Und es war aber nervig, davon abgesehen. Ja und dann musste ich mir das alles selbst beibringen, ne, auch so, weil der Computer, da musste ich ja das Ganze umräumen und dann musste ich das alles auseinander stöpseln und zusammen stöpseln und dann hast du keine Bedienungsanleitung mehr, ich meine, in manchen Fällen steht schon Monitor drauf oder so, aber wenn du noch nie so was, so Kabel, in der Hand gehabt hast, da ist es schwer, also (SR:Ja) [lachend] was sieht jetzt genauso aus, mal gucken, Drucker installieren und so was Alles, das konnte ich ja alles nicht. Das musste ich mir alles beipulen und so, das geht ja alles, aber war schon irgendwie, wenn du damit noch nie was zu tun gehabt hast, dann war das irgendwie schon eine doofe Situation gewesen, (SR: Ja, ja) Nächtelang geschwitzt habe ich da echt (SR:Hast du dir da keine Hilfe geholt?) Nee, nee, das will ich allein schaffen, erst, wenn ich es nicht schaff, dann hole ich mir Hilfe, (...) Na ja, aber mit dem Computer musste ich mich halt bis jetzt auseinandersetzen und jetzt kann ich das schon so halbwegs, aber nicht so wirklich."

Ähnlich – wenn auch noch drastischer – wird eine vergleichbare Erfahrung von der 57-jährigen Souffleuse und Schauspielerin Evelyn Ottenberg in den Vordergrund gerückt. Hier sind es im Rückblick zunächst die ausgesprochen frustrierenden Erlebnisse bei einer Arbeitsamt-Schulung, die die allgemeine Ablehnung von Computern begründen, verbunden mit einer Mischung aus eingestandenem Unverständnis und Überforderung. Dies führt im Interview, hier ist der Gesprächsverlauf vergleichbar mit dem bei Frau Danzer, schließlich dazu, die Erfahrungen mit dem inzwischen geschiedenen Ehemann zu schildern. Die dramatische Betonung der negativen und demütigenden Computererlebnisse, die sie mit ihm verbindet, hängt dabei ausgesprochen eng mit dem Verhältnis zum früheren Partner zusammen („er hat mich auch gezwungen").

Die Beziehung bzw. die Aufarbeitung der Beziehung nimmt im Interview einen wichtigen Stellenwert ein, was sich letztlich immer wieder in den Technik-Verhältnissen spiegelt, wenn etwa deutlich wird, dass der Partner der „Fahrer" innerhalb der Beziehung war oder wichtige Entscheidungen von ihm getroffen wurden und sich Frau Ottenberg etwa bei den gemeinsamen Wohnmobilurlauben um die Tochter kümmern musste.[347] Dass die negativen Folgen der Beziehung noch nicht verarbeitet sind, wird

[347] Wie sich diese Erfahrungen auch in Bezug auf das Auto fahren bestätigen, verdeutlicht der folgende Ausschnitt: „Also Jens war da sehr, er ist leidenschaftlich gern Auto gefahren (HS: Ah ja), und, äh, auch wenn seine beiden Frauen sagen, „Du wir müssen jetzt mal Pipi machen, kannst du mal anhalten", da hat er nicht angehalten, das, öh, hat ihm nicht behagt, er musste fahren, fahren, fahren (HS: Mh), es war so ne quasi so ne Sucht (HS: Aha), und wir sind dadurch große Strecken gefahren (HS: Ja), lange Strecken (HS: Mh), bis wir dann irgendwann mal energisch wurden, so jetzt ist Schluss, jetzt können wir nicht mehr, jetzt müssen wir uns mal (HS: Ach so) die Beine vertreten und wir müssen mal was essen (HS: Mh), wir möchten mal was trinken, wir möchten mal ne Stadt angucken, also wir sind größere Etappen gefahren (HS: Ah ja)(SR: Und er ist immer alleine gefahren?) Immer [betont], ja (SR: Sie sind nie gefahren?) Nein (HS: Hatten Sie einen Führerschein?) Ja (HS: Aha.) (SR: Das ist ja

aus dem folgenden Satz deutlich: „Also ich nehm mal an, dass es mein Mann ist, der mich da so ran gezwungen hat, der sitzt (...) mir immer noch im Nacken."

Insgesamt handelt es sich um die Rekonstruktion negativer Emotionen im Interviewgespräch, die eng mit dem Computer zusammenhängen. In der Schilderung der Erfahrungen im Umschulungskurs des Arbeitsamts fokussiert sie diese frustrierenden Einzelerfahrungen.

SR Haben Sie einen Computer
EO: Nein [betont]
SR: Haben Sie schon an einem gearbeitet?
EO: Ja [betont] (HS: lacht)
SR: Wie kam das und in welchem Zusammenhang?
EO: Da hab ich vom Arbeitsamt eine Arbeits, äh, bewilligung oder wie heißt das immer eine Arbeits (HS: Beschaffung) eine Umschulung, ähm, Umschulung gemacht (HS: Ach so.), Umschulung, das war dann so ein, weiß nicht mehr, achtwöchiger Schnellkursus am Computer (HS: Mh.)
SR: Und was hat man da gelernt?
EO: Ich, nichts, ich hab nur Magenschmerzen da gekriegt, ich kann das nicht
SR: Also jetzt diese
EO: Diese drei Systeme, nicht mal die weiß ich mehr
SR: Drei Systeme?
EO: Apple (SR: Ach so.), Windows (SR: Ja.), wie heißt das noch? Irgendwie so was
SR: Ja, das war
EO: Ein Alptraum, für mich
SR: Das wollten die, dass Sie das in einer Umschulung lernen?
EO: Musste ich da lernen, ja
SR: Aber wo, wo, wofür war denn diese Umschulung überhaupt, wie sind Sie denn da reingeraten?
EO: Das war, damit ich noch 'n bisschen länger Arbeitslosengeld krieg, dass ich das nie umsetze war mir völlig klar, denn damals war ich ja schon 55 (HS: Mh.)
SR: Ach herrje, und dann, dann war das acht Wochen lang
HS: Und da haben Sie sich acht Wochen lang am Computer rumgequält
EO: Ja, ja, gequält, ja, ja
HS: Und, äh, was würden Sie sagen, woran lag das, dass Sie damit so wenig anfangen konnten? Also es kann zum Beispiel ja am Kurs liegen, dass einem das in irgendeiner Form präsentiert wird, dass man da irgendwie überhaupt keine Möglichkeit findet, irgendwo anzuknüpfen oder so, oder, oder irgendwo einen Grund unter die Füße zu kriegen, das kann ja eine Möglichkeit sein oder es gibt vielleicht auch noch andere, dass man irgendwelche Gründe bei sich selber sieht, oder was weiß ich ein, ein
EO: Also mir war völlig klar, dass ich nie etwas mit Computern machen wollte [betont] (HS: Mh.) oder nur bedingt, und jeden Tag da, das war ja richtig Schule, von acht bis 15, 16 Uhr, acht Stunden oder neun Stunden nur am Computer zu sitzen war für mich ein Alptraum, und, ähm, ich selber weiß [spricht lauter], dass ich nicht logisch denken kann, da ist irgendwas ausgehakt bei mir, das hab ich nicht, und das muss man aber am Computer, um die Aufgaben, die man gestellt kriegt, zu lösen (HS: Mh.), und das wusste ich nicht, wo, wie, wann, was, welches Feld, wie

irre). Er hat mich auch gar nicht drangelassen, hat auch gar nicht gefragt, ob ich fahren will, und ich wollte auch nicht so unbedingt."

jetzt, wo, hin, zurück, falsch, neu einordnen, wieder klick, klack, kluck [Gelächter], ich war immer irgendwo, wo kein Mensch war, da war ich »Ja, wie kommen wir denn da wieder raus?« [klatscht in die Hände], »Ja das weiß ich doch nicht« [HS: lacht] (SR: Ach herrje.)

HS: Gab's denn da irgendwie eine Anleitung, also dass man sich auch um Sie persönlich da mal gekümmert hat

EO: Ja, natürlich, wir hatten ja 'n Lehrer, wir waren wie eine Klasse und wir hatten Lehrer

HS: Wie viele waren da in so ner Klasse?

EO: Och das waren bestimmt so 20, 25

HS: Na ja, aber ich mein dann, äh, ist es ja, kann der Lehrer sich ja nicht pausenlos um einen kümmern

EO: Um einen, nicht immer um den gleichen (HS: Nee.), nee, man kriegte dann ja auch Aufgaben vorgelegt (HS: Ach so.), die man dann lösen sollte, und, tja, wenn man Fragen hatte, konnte man natürlich sagen: »Ich bin hier in einem Programm, ich weiß nicht wie das heißt, gibt es das überhaupt?« »Ja, bei Ihnen scheint es ja wohl alles zu geben, aber nicht das, was wir brauchen« [lachend], oh nee, das war so furchtbar [leise] und dann mussten wir Prüfungen machen, nein [schrill],schrecklich

SR: Ach herrje, und wie ist die gelaufen?

EO: Und wir mussten, kriegten Zensuren, und wir kriegten ein Zeugnis, nein [laut], schrecklich

HS: Oh Gott, da haben Sie richtig gelitten

EO: Schrecklich, da hab ich gelitten, ja, ja

HS: Haben Sie denn mal so beobachtet, wie andere damit zurechtgekommen sind?

EO: Ja, die hab ich bewundert, da war 'n junger Mann, der hat das, der hat gesagt, er wusste vorher nicht wie Computer geschrieben wird, aber der war so fix an dem Ding, das war toll, also der hat wirklich davon profitiert (HS: Aha.), und der wird das auch umsetzen (HS: Mh.) (...)

EO: Also ich war zu den Sachen gegenüber, und ich bin auch nicht geöffnet worden, und es war einfach nur (HS: Mh.), es war Zeit totschlagen (HS: Mh.)

SR: Was halten Sie denn von Computern allgemein, also, ham, haben Sie da irgendwie, also, Sie wollten ja auf jeden Fall, also Sie waren ja nicht neugierig, Sie wollten ja nicht mal irgendwann was mit'm Computer machen, oder?

EO: Nee, weil Jens hatte ja 'n Computer und er hat mich auch gezwungen, daran zu arbeiten, also da hab ich schon was gemacht, Adressen eingegeben (SR: Mh.), und speichern musst ich dann, aber er hat mich immer so'n bisschen gezwungen, und saß mir immer im Nacken [betont] (HS: Mh.) und das hab ich gehasst [betont] (HS: Mh.), ich hab's so gehasst [leise]

SR: Aber wann war denn das mit dem Computer, so ewig lang gab's den ja nun auch noch nicht

EO: Na, da hatten wir ja noch die Firma, doch wir haben's schon ja, ja, er war einer der ersten [laut] natürlich wieder, der einen Computer hatte, nich, und das ist nicht mein Ding [leise], das ist nicht mein Ding, das hab ich damals bei Jens schon gemerkt, der mich dann auf seine Art da ranführen wollte und da hab ich schon nicht gespurt (HS: Mh.), nee

SR: Und auch jetzt keine Lust?

EO: Nee, nee

HS: Das ist ja interessant [EO: lacht], das ist wirklich sehr interessant

EO: Nee

HS: Also, es ist sehr, ich, ich find das wirklich sehr interessant, aber vielleicht, äh, das, wenn Sie das noch irgendwie auch erklären könnten so von sich aus, was da so eine Abneigung bei Ihnen erzeugt, können Sie das irgendwie erklären? Können Sie sagen, was, wo Sie meinen, dass Sie, weshalb Sie da so wenig mit anfangen können?
EO: Also ich nehm mal an, dass es mein Mann ist, der mich da so ran gezwungen hat, der sitzt...
HS: Ach und das hat..
EO: ...mir immer noch im Nacken
HS: Ach und das hat so eine Abwehr erzeugt?
EO: Ja."

Mit den Interviewausschnitten wird vor allem die biographische und emotionale Seite im Zuge der Technikerinnerungen deutlich. Der Computer ist vor allem für symbolische Zuschreibungen gut geeignet, (dies auch in weniger offensichtlichen Zusammenhängen), die den Computer zum bedeutungstragenden Objekt für Personen und persönliche Beziehungen machen. Wissen und Kompetenzen im Computerumgang können im sozialen Nahbereich zu Machtgefällen führen, zu Abhängigkeiten und zum Ausnutzen derselben. Die so thematisierte Erfahrung verweist auch auf die Genderperspektive im Technikumgang, da es typischerweise jeweils interviewte Frauen sind, die dies zur Sprache gebracht haben.

4.2.3. Computerspiele – Virtuelle Welten als Alltagserfahrung

Ein weiterer wichtiger Erfahrungs- und Erzählbereich betrifft das weitläufige Feld der Computerspiele. Die starke Verbreitung der Homecomputer seit den späten 1970er Jahren ist auch vor dem Hintergrund des parallel einsetzenden Spielebooms zu sehen.[348] Die Anziehungskraft, die Computerspiele ausübten und ausüben ist vielfach verbunden mit dem Staunen über die Machbarkeit des Erstellens geschlossener Spielwelten und die Entwicklung der Computer- und (Video-)Spiele zu immer größerer technischer Perfektion.[349]

So wurde etwa deutlich, dass innerhalb der Veralltäglichung und Popularisierung des Computers Spiele eine wichtige Rolle gespielt haben. In der ersten Heimcomputergenerationen mit dem bereits mehrfach thematisierten Commodore 64 in den 1980er Jahren waren Computer häufig Spielgeräte und die Anwendungsbereiche, die später selbstverständlich wurden, waren mit diesen Geräten nur schwer oder gar nicht zu realisieren. Zu denken ist hier etwa an die frühen Nadeldrucker, deren Druckqualität eben noch nicht an Schreibmaschinenseiten heranreichte oder die ersten Textverarbeitungsprogramme, die - verbunden mit den

[348] Lischka, Konrad: Spielplatz Computer. Kultur, Geschichte und Ästhetik des Computerspiels. Heidelberg 2002. S. 34ff.

[349] „Pong", das als das erste Computerspiel gilt, simulierte etwa Tennis, indem ein virtueller „Punkt" von zwei schmalen Balken über das Spielfeld geschoben wurde. Die ersten Adventure-Spiele waren textbasierte virtuelle Rätsel. Ebd., S. 34ff. und S. 45ff.

noch schwachen Rechnerleistungen – ein als sinnvoll erachtetes Arbeiten kaum ermöglichten.

Computerspiele können durchaus als Kristallisationspunkte der mit den technischen Neuerungen verbundenen kulturellen Begleiterscheinungen der Computerentwicklungen verstanden werden. Vieles was hier spielerisch ausprobiert wird, wird in den Diskursen um die Folgen aus dem Spielerischen in andere Bereiche projiziert. Diese Leitbilder einer technikkulturellen Entwicklung wie „virtuelle Welten", „das Verschwinden des Körpers" und die Hybridisierung von Menschen und Maschinen kulminieren etwa in der Figur des „Cyborg". [350]

Computerspiele haben sich zu einem bedeutenden Teil der Pop- und Alltagskultur entwickelt.[351] Ablesbar ist dies etwa an den hohen Verkaufs- und Umsatzzahlen von Computerspielen: „Im Jahre 2004 wurden in Deutschland 59,78 Millionen Stück Unterhaltungssoftware mit einem Marktwert von 1,3 Mrd. Euro umgesetzt. Dazu kommen noch mehr als drei Milliarden Euro für die notwendige Hardware, also Spielekonsolen und PCs".[352] Dies zeigt sich auch an der Popularität einzelner Spiele und Figuren. Trotz der Popularität scheint sich aber vieles aus dem Zusammenhang Computerspiele nur bedingt in einer allgemeineren Medienöffentlichkeit wiederzufinden und wenn dann vorwiegend mit dem Fokus auf die negativen sozialen Folgen der Computerspiele bei Kindern und Jugendlichen. Dieser Aspekt, der mit der Ausdifferenzierung von Medienwelten zusammenhängt und zur Folge hat, dass kollektive Bezüge schwieriger werden, kann mit der Frage verbunden werden, wie Computerspielerfahrungen vermittelbar sind, wie sehr man „Insider" sein muss, damit die Vermittlung von Erfahrungen gelingt, bzw. auf welche Art und Weise dies geschieht.[353] Dies spiegelt sich auch in den Interviews, wenn die Interviewer Spiele nicht kannten und dies Erklärungen notwendig machte, ist aber auch eine alltagsnahe

---

[350] Der Diskurs aus kulturwissenschaftlicher Sicht aufgearbeitet in: Risi, Martin / Sommerau, Andri / Suter, Daniel / Tobler, Beatrice: Das Hirn in der Kiste. Zum Verhältnis von Technik und Subjekt in der virtuellen Welt der Computerspiele. In: Hengartner, Thomas/ Rolshoven, Johanna (Hg.): Technik-Kultur. Formen der Veralltäglichung von Technik - Technisches als Alltag. Zürich 1998. S. 263-290.

[351] Die im August 2005 stattgefundene Tagung, „Ernstfall Computerspiel – Virtuelles Handeln und soziales Spielfeld" im Hygiene-Museum war die erste größere Veranstaltung im deutschsprachigen Raum zur Kultur der Computerspiele. Hierzu: Sprenger, Florian / Vehlken, Sebastian: Bericht. In: [http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=855], 20.8.2005.

[352] „Computerspiele als Wirtschaftsfaktor" , Verband der Unterhaltungssoftware, Deutschland, [http://helliwood.mind.de/vud_home/SID/a18502eaf25cbea3862007a87ed6a261/index.php?id=15], 28.2. 2005.

[353] Mit dem Versuch, die sprachlichen Äußerungen während einer teilnehmenden Beobachtung des so genannten Ego-Shooter „*Quake 2*" aufzuzeichnen, ist Lucia Blank im Rahmen einer Seminararbeit ein bemerkenswertes und aufschlussreiches Dokument gelungen, in dem vor allem auch die Schwierigkeit der Übersetzbarkeit von Spielerfahrungen deutlich wird, bzw. die Diskrepanzen zwischen der Sprache der Spielwelt und der nicht-virtuellen Welt. Blank, Lucia: Technik im Alltag. Das Computerspiel unter praxistheoretischer Perspektive. Unveröffentlichte Seminararbeit, Universität Kiel, Seminar für Europäische Ethnologie 2004.

Erfahrung, wenn andere, die ein Spiel kennen, „mitreden“ können bzw. informiert sind und nicht Eingeweihten im Gespräch relativ viel erklärt werden muss.

Ein 2003 herausgegebener Band weist auf die grundlegenden Schwierigkeiten hin, die einer angemessenen (kultur-)wissenschaftlichen Betrachtung des Phänomens nach wie vor im Weg stehen.[354] Neben der (hier zu vernachlässigenden) kulturwissenschaftlichen Betrachtung der Computerspiele als Medieninhalte[355] prägt den öffentlichen Diskurs vor allem die Frage der Medienwirkung (Vgl. hierzu auch 4.4.4) bei Kindern und Jugendlichen, bei denen negativ bewertetes Verhalten argumentativ mit dem Konsum von Computerspielen in Verbindung gebracht wird. Dies führt auch zur Frage der Einordnung, ob Computerspiele als Spiele, als Medien oder als etwas völlig Eigenständiges zu bewerten sind.[356]

Berücksichtigt werden müssen auch die unterschiedlichen Spieletypen und die hierbei anfallende variierende Benutzungsintensität. So können so genannte Online-Rollenspiele (»Massively Multiplayer Online Role-Playing Game« (MMORPG)), in denen die Mitspieler in großen virtuellen Spielegemeinschaften über längere Zeiträume stabile virtuelle Identitäten annehmen, besonders intensive Spielerfahrungen bieten.[357] Diese erfordern einen anderen Grad an Aufmerksamkeit als etwa einfache Geduld- oder Geschicklichkeitsspiele, die „zwischendurch“ gespielt werden können und häufig virtuelle Abbildungen nicht-virtueller Spieleideen sind. Vor allem mit den intensiven Spielerfahrungen ist die im öffentlichen Diskurs auftretende Kritik an Computerspielen verbunden, die sich zumeist an in Medienberichten veröffentlichten Gewaltstraftaten männlicher Jugendlicher anschließt, deren Verhalten in direktem Zusammenhang mit den Computerspielerfahrungen gesetzt wird.[358] Hierbei werden die Computerspiele in der Bewertung stärker in einem Medienzusammenhang gesehen, das Positive, etwa in Form des sozialen Lernen, das eigentlich mit dem Spiel assoziiert wird, tritt dabei in

---

[354] Gunzenhäuser, Randi: Computerspiele als Herausforderung an die Wissenschaften. In: Keitel, Evelyne / Süß. Gunter / Ders. / Hahn, Angela (Hg.): Computerspiele – Eine Provokation für die Kulturwissenschaften? Lengerich 2003. S. 107-113.

[355] Aus volkskundlicher Sicht etwa die Analysen von Spielinhalten unter dem Aspekt der Naturvorstellungen: Tobler, Beatrice: Die DNA Im Puppenhaus. Bilder des Lebens im Computerspiel. In: Brednich, Rolf-Wilhelm/ Schneider, Annette, Werner, Ute (Hg.): Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. Münster u.a. 2001. S. 481- 490; Huber, Birgit: Inselwelt und Genlabor. Naturbilder in Computerspielen. In: Brednich, Rolf-Wilhelm / Schneider, Annette / Werner, Ute (Hg.): Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. Münster u.a. 2001. S. 491-506.

[356] Rötzer, Florian: Konturen der ludischen Gesellschaft im Computerzeitalter. Vom Homo ludens zum ludo globi. In: Ders. (Hg.): Schöne neue Welten? Auf dem Weg zu einer neue Spielkultur. München 1995. S. 171-215.

[357] Ching, Lisa: »Anarchy Online« Ein virtuelles Rollenspiel. In: Vokus. Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Schriften 1/2 2004. S. 135-149.

[358] Nachez, Michel / Schmoll, Patrick: Gewalt und Geselligkeit in Online-Videospielen. In: Kommunikation@Gesellschaft 3 (2002). [kommunikation-gesellschaft,de].

den Hintergrund.[359] In den Interviews spiegelt sich diese medial-diskursive Verhandlung der Computerspiele, in dem dies als „virtueller“ Bezugspunkt in die deutlich werdenden Positionierungen mit eingeschlossen wird. Der Rückgriff auf einen Begriff wie „Ballerspiel“ soll im Interview eine persönliche Distanz zu diesem negativen Bild der Computerspiele signalisieren und so verdeutlichen, dass vom Interviewten ein vernünftiger und kontrollierter Umgang mit Computerspielen praktiziert wird.

Ausführliche Schilderungen von Computerspielerfahrungen blieben in den Interviews eher die Ausnahme. Bemerkenswert ist im Sprechen über diese Erfahrungen aber der jeweils vorhandene Reflexionsgrad, die Perspektive, die auf das Spielen und die Spielinhalte eingenommen wird. Für die Ersterfahrung – und auch die wirkende Faszination – mit Computern sind Spiele wichtig gewesen. Dies wird vor allem in vielen Interviewbeispielen deutlich, in denen auf diese ersten Computererfahrungen als Spielerfahrungen verwiesen wird und es mitunter sehr detaillierte Erinnerungen an jene „Spielesessions“ vor allem vor dem Commodore 64 gibt. Auffällig ist hier ebenfalls, dass die Bekanntschaft mit Spielwelten meist über Freunde und Bekannte also den sozialen Nahbereich, weniger über Medien, entstanden ist. Zentral in den folgenden Interviewausschnitten ist, inwieweit sich die Interviewten selbst in ihrer Eigenschaft als Spieler typisieren und so vorherrschende Bilder und Vergleichsmöglichkeiten als Bezugspunkte deutlich werden. Wenn ein Abiturient im Interview die Frage nach Computerspielerfahrungen mit dem Satz „Ich bin eigentlich nicht so der Typ, der viel gespielt hat“, beginnt, wird auf bestehende Bilder und Erfahrungen aus dem eigenen Umfeld Bezug genommen, der eigene Spielumgang verglichen, positioniert und bewertet.

Die enge Verknüpfung von frühen Homecomputererfahrungen mit der vorherrschenden Nutzung des Computers als Spielgerät wird im ersten Beispiel deutlich.[360] Auf die offene Interviewerfrage nach der ersten Bekanntschaft mit dem Computer rekonstruiert die Interviewte Sabine Strecker (Jg. 1974) die Anschaffung des ersten Commodore 64 in der Familie und kommt so zu den Computerspielen, für die der Computer vorwiegend genutzt wurde. Als typisch für die Nutzung der ersten Heimcomputergeneration kann hierbei wohl der geschilderte Zwiespalt angesehen werden, in dem sich der Vater befand: Der Computer sollte vor allem für „Arbeiten“ angeschafft werden, wurde letztlich von der Interviewten und ihrer Schwester aber in erster Linie als Spielgerät genutzt. In der retrospektiven Betrachtung wird die Erfahrung

[359] Ablesen lässt sich dies etwa an den jüngeren Publikationen zu Computerspielen aus dem Bereich der Medienratgeber und der Medienpädagogik. Zum Beispiel: Feibel, Thomas: Killerspiele im Kinderzimmer. Was wir über Computer und Gewalt wissen müssen. Düsseldorf 2004. Lindner, Katharina / Wink, Stefan: Kids & Computerspiele. Eine pädagogische Herausforderung. Mainz 2002. Klingelstein, Marek: Crashkurs. Kind und Computerspiele Medien-Fit in 90 Minuten. Stuttgart 2005. Wesener, Stefan: Spielen in virtuellen Welten. Eine Untersuchung von Transferprozessen in Bildschirmspielen. Wiesbaden 2004.

[360] Vgl. hierzu 4.1.2. Aneignungserinnerungen – der erste Computer.

so gedeutet, dass sinnvolles Arbeiten mit diesem Computer eigentlich nicht möglich war. Dies wird in der rückblickenden Betrachtung vor allem über den Vergleich mit dem heute am Computer Möglichen deutlich gemacht. Hier ergibt sich ein interessanter Kontrast, wenn diese Sicht mit der des etwa gleichalten Markus Adloff verglichen wird, wo der Commodore 64 das Einstiegsgerät in die Computerbegeisterung gewesen ist und vor allem über die technischen Eigenschaften thematisiert wird. Der Commodore 64 war für ihn, anders als für Frau Strecker, der Ausgangspunkt einer als erfolgreich präsentierten Computer-Biographie.[361]

Der Kontakt bzw. die Erst*erfahrung* bei Frau Strecker fand über Computer von Mitschülern statt. Eine typische Erfahrung ist auch, dass die zeitweilige Intensität der Spiele thematisiert wird („Wellen"). Die erzählerische Rekonstruktion und Übersetzung von virtuellen Spielwelten wird jedoch erst auf Nachfrage des Interviewer vollzogen. Betont wird vor allem die Intensität und der hohe Zeitaufwand, der mit den Computerspielen verbunden und erinnert wird und als gewissermaßen suchtartige Phase thematisiert wird.[362]

Dass diese Erzählung insgesamt für eine - auch biographisch - relevante Geschichte steht, wird mit dem Topos der Beglaubigung, „also ich erinnere das noch wie heute", bekräftigt.[363] Der Erzählcharakter wird auch hier über die ausgesprochen detaillierte Schilderung, die mit dem Nacherzählen des Dialogs zwischen Vater und Töchtern besonders lebendig gemacht wird, deutlich. Insgesamt darf auch diese Erzählpassage als Familienerzählung bzw. als Bestandteil innerfamiliären Erinnerns verstanden werden, was sich nicht zuletzt an der anekdotischen Wendung, wie der Vater überlistet wurde, zeigt.

> „(HS: Also ich glaube, wir müssen jetzt unbedingt auch mal auf den Computer kommen, denk ich mal, wann haben Sie denn mit dem Computer erste Bekanntschaft gemacht?) Die ganz erste, würde ich fast sagen, war der C 64, weiß ich nicht, mit zwölf, dreizehn (HS: Aha.) vielleicht, nee, zehn, bei meinem Nachbarn, aber da haben wir wirklich nur ab und zu mal gespielt und selber einen bekommen dann mit zwölf, dreizehn ungefähr, vielleicht auch ein Jahr früher oder später (HS: Ja, das war dann so '86, '87, ne?) Ja, glaub schon, kann ungefähr, kann aber auch ein Jahr später, ich, ich weiß es nicht (HS: Naja gut, das ist nicht so entscheidend, aber wie, wie war denn, mich interessiert, hatte Ihr Vater einen Computer?) Nee gar nicht (HS: Wie sind Sie da ran gekommen?) Damals war das so, dass Schulfreunde, ganz viele Schulfreunde einen C64 hatten, gespielt haben, aber auch irgendwie tolle Sachen damit gemacht haben, Einladungskarten gedruckt und, also auch hergestellt, gedruckt und, so ein Schicki Micki halt damit gemacht haben, dass ich dann eben gesagt habe, damals mit meiner Schwester zusammen: »Wir möchten unbedingt einen Computer haben«. Und dann sagte mein Vater, also ich erinnere das noch wie heute, da, er hatte überhaupt keine Ahnung von Computern, gar nicht, noch nie einen gesehen in seinem Leben, etwas übertrieben, und ich auch nicht, meine Schwester sowieso nicht, und dann hat er damals gesagt: »Ja aber den

---

[361] Vgl. S. 105f.

[362] Vgl. hierzu ausführlich: 4.3.1.4 Sucht und Verführung: Technik und Moral.

[363] Schröder, Topoi des autobiographischen Erzählens, wie Anm. 203, S. 21ff.

kriegt ihr nicht zum Spielen, da müsst ihr auch mit Arbeiten!« und dann haben wir den bekommen und haben dann den angemacht und ganz schnell festgestellt, dass man mit diesem Computer gar nicht arbeiten kann, weil der kann ja gar nichts, (HS: Mh.) also ein C 64 war ja damals doch hauptsächlich ein Spiele-Computer, man konnte zwar auch andere Dinge mit ihm machen, dazu hätte man aber zum Beispiel auch Software benötigt, und, und wir wussten nicht mal was Software ist, und wir hatten wirklich überhaupt keine Ahnung davon und es lief dann wirklich da drauf hinaus, dass wir nur mit dem Ding gespielt haben, Spiele gespielt, haben noch und nöcher, also stundenlang (HS: Was denn für Spiele zum Beispiel?) Ich glaube unser Lieblingsspiel war Gianna-Sisters, das ist heute so ein bisschen wie, ähm, wie heißt denn das, wie Mario (HS: Also ich bin mit Spielen überhaupt nicht bewandert, Sie müssen mir das erklären) Ja, das ist also diese, das war ein Mädchen mit verfilzten zotteligen Haaren, also so erinner ich das (HS: Ja.), die einen Pferdeschwanz hatte und die musste durch ein Labyrinth laufen, nee, also man hatt da einfach, aufm Bildschirm hatte man einfach bloß eine Bahn, damals war das ja noch nicht mit dreidimensional und da ist sie lang gelaufen und man musste halt mit dem Joystick, ähm, runter, wenn sie sich bücken sollte hoch, wenn sie springen sollte, (HS: Ach so.) für laufen und glaub ich noch auf ‘n Knopf drücken damit sie schräg springt, man musste Sachen einfangen und dabei durfte man irgendwie nicht von den Monstern oder Tieren, ich weiß es nicht mehr, (HS: Ahja. Mh.) berührt werden (HS: Mh.) und da gab es, dann gab es so Sachen wie, wie, dass man immer ‘n Ball gegen so, so ein simuliertes Spiel halt, dass man einen Ball gegen eine Wand werfen musste und an der, äh, wenn die Wand, wo er gegen gelaufen ist, auf der rechten Seite war, hat man auf der linken Seite bloß so ein, kleines zwei, drei Zentimeter langes, so einen Stab, wo man den Ball mit gegen werfen musste, und da durfte der Ball halt nicht rausfallen, und dann gab’s noch so’n, aber das war nicht mehr, das war auch so ein jump and run Spiel, das waren so komische Figuren, die auch wieder durch so einen Gang gegangen sind (HS: Mh.) und da musste man halt dauernd irgendwie über die Leute weg springen und so was (...) wir haben diesen Computer geschenkt bekommen, haben den ausgeschlachtet, also zum Teil wirklich Samstag morgens um, um, was weiß ich neun aufgestanden, uns davor gesetzt und am Sonntag Abend hat unser Vater dann irgendwann gesagt, jetzt müsst ihr aber bald zur Schule (HS: Ooch.[lachend)) und hat uns dann da wieder weg gezogen (HS: Wieso dann haben Sie zwei Tage, volle Tage da vor dem Computer zugebracht) Ja, also mit natürlich, ein bisschen waschen und Zähne putzen, essen (HS: Und da sind Sie nicht rammdösig geworden?) Nee, wir haben glaub ich zum Teil auch wirklich diese zwei Tage nur ein Spiel gespielt (HS: Also wie die Besessenen) Wie die Besessenen, ja (HS: Ja, ja, ja, ja, ja, das kann ich schon verstehen) Aber das ging dann, weiß ich nicht, ging vielleicht ein Jahr so, zwei Jahre, mit Wellen, mal schlimmer, mal weniger schlimm und dann hatte sich das auch gegessen, dann wurde das Ding irgendwann abgebaut und liegt bis heute da.“

Die Bedeutung der Computerspiele für die frühen Computererfahrungen wird ebenfalls bei dem etwa 15 Jahre älteren Herrn Voss deutlich. Auch hier ist es der „legendäre“ Commodore 64, der eine große Faszination ausgeübt hat, die zeitweilige Nutzungsintensität wird in der ähnlichen Formulierung „Nächte durchgemacht“ deutlich. Zugleich ist es wiederum die zeitweilige intensive Spielebeschäftigung, die – durchaus mit ambivalenter Bewertung – zur Sprache gebracht wird. Wie bei Frau Strecker finden

sich Erinnerungen an einzelne Motive und Figuren aus den Computerspielen. Vergleichbar ist ebenfalls die „Initiation“ in die Spielekultur über Bekannte und die Schilderung der Spiele als soziales Ereignis („das konnte man auch mit mehreren spielen“). Ein weiteres Motiv, das wiederum auftaucht, ist der Topos des Zeitenvergleichs, „wenn man es heute betrachtet“, mit dem der rasche technische Wandel thematisiert wird.[364] Sprachlich Distanz zu den Computerspielen wird aufgebaut, indem Herr Voss die intensive Nutzung bei seinen Bekannten verortet und so das eigene Spielen etwas relativiert. Eingebettet ist die Erfahrung in ein biographisches Ereignis, nämlich den zeitweiligen berufsbedingten Ortswechsel von Hamburg in eine Kleinstadt bei Köln.

> „Also das war eigentlich schon eine ganze Weile vorher, noch bevor ich nach Gummersbach gefahren bin, habe ich mir den ersten PC gekauft, habe da ein bisschen was gemacht.(HS: Was heißt das?) Ja, versucht da zum einen für die damaligen Verhältnisse, das war ein, wenn man es heute betrachtet, ein ganz einfacher PC, der halt nicht viel konnte, so ein bisschen Textverarbeitung, ein bisschen Tabellenkalkulation und so. Und erst das versucht, irgendwo einigermaßen in den Griff zu kriegen. Und damals waren die längst noch nicht so komfortabel, die Programme, dann aber auch gesehen, dass man, wenn man eigene kleine Programme schreiben kann mit der Programmiersprache Basic. Da habe ich mir halt Bücher besorgt und auch selber was gemacht. Dann ist das eigentlich so ein bisschen eingeschlafen. Dann bin ich nach Gummersbach gekommen und hatte da dann einen Bekanntenkreis, der auch überwiegend jünger war als ich, weil ich wohnte da mit jemandem zusammen, der studiert hat da in Gummersbach. Da haben wir uns eine Wohnung geteilt und mit ihm und seinen Kollegen, die da waren, die hatten dann den legendären C 64 gehabt, ein kleiner Computer, der überwiegend für Spiele gebraucht wurde. Und da gab es massiv Spiele. Und da habe ich diese Spiele kennengelernt, mir dann auch so einen C 64 geholt. Und da haben wir dann am Wochenende oder auch teilweise in der Woche Nächte durchgemacht mit den Computerspielen. Also das waren, da kamen dann auch diese Rollenspiele auf, wo man auch mit mehreren Leuten dran sitzen konnte. Und die Ritter durch die Gegend schicken und irgendwelche Drachen erschlagen, Schätze rauben und erobern und Prinzessinnen verführen oder was weiß ich so. Irgend so ein Ziel war da eigentlich immer. Und mit Haufen Rätsel dazwischen und das konnte man auch mit mehreren spielen, auch an einem Computer und dann konnte jeder seinen Beitrag dazu beileisten, dazu einbringen und ja, dass man zur Erlösung kam. Ja, da ist manches Wochenende dann....“

Ungewöhnlich für das Gesamtsample ist in der folgenden Interviewpassage die detaillierte Schilderung und das ausführliche Nacherzählen einzelner Computerspielsituationen. Dabei ist von außen betrachtet durchaus ein – auch bewusster – Bruch mit üblichen Rollenerwartungen vorhanden, da die 36-jährige Frau Frau Gerkens natürlich nicht dem Bild des jugendlichen Spiele-Freaks entspricht.[365]

---

[364] Ebd., S. 29.ff.

[365] Anzumerken ist hier allerdings, dass ihr ebenfalls interviewter Ehemann ebenfalls ein ausgesprochen positives und ausführliches Bild seiner Computerspielerfahrungen zeichnet, vgl. S. 78.

Die Ausführlichkeit der Schilderung ist eher im Anschluss an ihre Computeraneignungserzählung (Vgl. Seite 108f.) zu sehen. Anders als in den anderen Beispielen findet eine relativ ungefilterte und spontane Nacherzählung der Spielerfahrung statt. Auch hier wird die Intensität der Spielerfahrung mit dem wiederkehrenden Sprachbild, dass eine ganze Nacht durchgespielt wurde, herausgestrichen. Gleichzeitig wird mit dem Ausschnitt das Miterleben und Erfahren der Computer(spiel)geschichte seit den 1980er Jahren deutlich. Die fehlende Distanzierung ist wohl auch vor dem Hintergrund zu sehen, dass sie nach wie vor spielt und dass auch im Gespräch mit ihrem Mann Herrn Gerkens Computerspiele ebenfalls eine wichtige Rolle spielten.

Der Erzählcharakter wird hier mit dem Nacherzählen von Gefühlen, Emotionen und den überraschenden Wendungen im Spielverlauf deutlich. Diese werden gewissermaßen in Echtzeit geschildert. Aber auch die wörtliche Rede beim Nacherzählen der Dialoge mit dem virtuellen Spielpartner ist auffälliges erzählerisches Mittel. Die Hinweise, dass sie im Spiel nicht gerne „stirbt", Gefahren begegnet und schwierige Rätsel löst und eine virtuelle Rolle („dann bin ich ein kleiner Zauberer") im Spiel annimmt, unterstreichen ebenfalls die zum Spielverlauf hergestellte Nähe. Dieses Eintauchen in die Spielwelt verweist auf die Seite der Erfahrung des Spiels in einem eigentlichen Sinne als konjunktivisch, dem Ausprobieren von Möglichkeiten im Spiel.[366]

Um die intensive Erfahrung zu unterstreichen, erzählt sie, dass sie die Zeit beim Erstkontakt mit dem Spiel „Labyrinth" „vergessen" hat. Die erinnerungswürdige Spielsituation ist auch an ein biographisch als besonders wahrgenommenes Ereignis gekoppelt, da der Ehemann sich auf einer Reserveübung befand. Auch hier findet sich, um die Erinnerung an die intensive Spielerfahrung zu betonen, mit der dies verstärkt werden soll, der Topoi der Beglaubigung „also ich weiß es noch wie heute" wieder.[367]

Besonders an der vorliegenden Passage ist, dass erzählerisch das starke – auch emotionale – involviert sein in das Computerspielgeschehen so ausfühhrlich geschildert wird, etwa auch dahingehend, dass Frau Gerkens bestimmte Spieletypen ablehnt, weil sie sich zu sehr aufregen würde.

> „(HS: Da [Schröder bezieht sich auf den Hobbykeller] haben sie also Computerspiele oder so?) Computerspiele, ja, (HS: Ja) also ich bin eher jemand, also ich brauche immer meine Zauberwelt und dann bin ich ein kleiner Zauberer und dann gehe ich so durch die Welt und dann gucke ich mal hier und da und bleibe dann vor irgendwelchen, ja, Rätseln werde ich dann gestellt wie zum Beispiel: da ist ein Riese, der schläft, so. Und dieser Riese, der liegt vor einer Schlucht und ich möchte gerne auf die andere Seite rüber von dieser Schlucht (HS: Ja), ja und wie, was kann ich machen, damit dieser Riese da nun aufwacht. Na ja und denn, hm, ich habe da hinten irgendwo habe ich da so eine Feder, glaube ich, liegen sehen, na und dann hole ich mir diese Feder und dann kitzele ich den unter die Nase, ne, so, und dann räuspert er sich und dann schwupp, legt er seinen Arm über die Schlucht rüber (HS: Im Schlaf?) Ja

[366] Turner, Victor: The Anthropology of Performance. New York 1986. S. 22 und S. 92.

[367] Schröder, Topoi des autobiographischen Erzählens, wie Anm. 203, S. 42.

und dann ich also über (HS: Ist ja herrlich...) Diese Schlucht so oder dann eh möchte ich gerne in so eine Höhle reingehen, wo ein Drachen drin ist, das geht aber nicht, weil wenn ich reingehe, dann speit der Drache immer Feuer raus aus dieser Höhle, na ja, und dann erkundige ich das Ganze, gehe ich nach oben rauf und dann sehe ich, Mensch und so, ich muss ja gar nicht vorne durch den Eingang, hier ist ja ein Loch oben, das ist ja toll, Mensch, ja Loch und wie komme ich an die Sachen, die da unten liegen ran, wäre ja toll, wenn man das irgendwie raushieven könnte. (HS: Ja) na ja und dann geht man bei und überlegt, Mensch, ich habe doch den Angler gesehen, na ja, dann geht man zu dem Angler hin, den man da irgendwo am Fluss gesehen hatte und spricht dann mal mit dem, versucht irgendwie mit dem in Kontakt zu treten (HS: Ja), ne, so solange, bis der dann also einem irgendwie antwortet und sagt, okay, entweder kriegst du die Angel so oder okay, dafür möchte ich dann aber ein Bier haben (HS: Ja), dann muss man erst mal zur Brauerei gehen oder zur Kneipe gehen und ein Bier kaufen, hat aber kein Geld, dann muss man erst mal Geld verdienen, das sind dann eben halt so Sachen, die sich also immer, immer, immer fortsetzen (HS: Ja und da sammelt man Punkte, nicht?) Ja, (HS: Ja) ja also nein Gegenstände ja eigentlich, also um dann immer, immer weiterzukommen (HS: Also es ist jetzt nicht so ein Spiel, wo man Punkte sammelt) Nee, ich sterbe auch, oder ich sage mal, es ist auch kein oder ich hasse Spiele, wo man stirbt bei oder wo man kämpfen muss, also das ist fürchterlich, also das mache ich überhaupt nicht, also das geht mir so gegen den Strich, aber diese, diese Rätsel lösen und so um drei Ecken denken oder eh verschiedene Sachen ausprobieren, auch wenn sie im ersten Moment unlogisch erscheinen, wie zum Beispiel ich hatte dann irgendwann kam mir mal so einer entgegen auch mit so einer, mit so einer großen, ich glaube, mit einer Tuba war das, so ganz großen Blasinstrument (HS: Blasinstrument ja) So und der hat soviel Lärm gemacht, dass ich mich mit dem einen nicht unterhalten konnte, ich habe nur gedacht, wie kriegst du den jetzt zur Ruhe, so und ich habe die ganze Zeit meine Gegenstände, mein ganzes Inventar durchgeguckt und ich habe alles nach dem geschmissen, also ich habe dann festgestellt irgendwann, werfen kann ich, also und dann habe ich also alles, was ich hatte, geworfen, musste ich alles wieder aufsammeln, weil half nicht (HS: Das ging nicht) Und dann nachher zum Schluss habe ich dann eine Wassermelone genommen und geworfen und das war genau das Richtige, weil direkt rein in dieses große Rohr und dann war dicht, dann war zu und der konnte nicht mehr rumtröten, ich konnte mich endlich mit diesem einen Herrn dann unterhalten und konnte also (HS: Ja) weiterreden, nur wie gesagt, so manches Mal, also diese Spiele insgesamt, die ziehen sich also auch über manchmal Monate hinweg natürlich auch, also man macht immer Schrittchen weiter und dann kommt man irgendwie irgendwann zu einem Punkt, wo es dann nicht weitergeht (HS: Ja), dann muss man erst mal eine Pause machen und ne, mein Kopf, der denkt dann also auch so die einzelnen Sachen noch mal durch, wie war denn das und dies und das und jenes und habe ich das schon ausprobiert und ne, man denkt dann irgendwie in Ruhe noch mal weiter. Ja und dann geht das vielleicht weiter munter unten, also mein Mann und ich, wir haben also beide unsere Rechner (HS: Ja) unten im Arbeitszimmer stehen, hm, ja, (HS: Haben sie das, machen sie das schon solche Spiele schon länger?) Ja. Schon, schon seit, das erste Spiel habe ich von meinem Vater bekommen gehabt (HS: Ja) und zwar war das noch, oh, wann war das, wann war das, wann war das, ich denke, das muss so gewesen sein 1988 ungefähr, so 87, 88 wird es wohl gewesen sein (HS: Ja), weil da war ich mit meinem Mann schon zusammengezogen und hm, da habe ich noch an so einer Spielkonsole gesessen, also auch wieder an den Fernseher angeschlossen und er hatte mir so´n Textadventure, das hat er mir

gegeben gehabt, weil es in Englisch war (HS: Ja), das lag ihm nicht so gut. Und das hat er also mir gegeben gehabt, also ich weiß es noch wie heute, dieses Textadventure, das ging dann darum irgendwie, dass ich in ein Kino oder ähnliches reingegangen bin und ganz zu Anfang outet man oder musste man sich also so ein outen, dann fragt er, wie heißt du, ne, männlich, weiblich und was ist deine Lieblingsfarbe und na, also wie gesagt, alles so, alles hin und her. Ja gut, alles eingegeben gehabt und na ja, dann ging es los, ne, go left, go right, ne, ne, down, up, also und dann stand dann immer eine Geschichte da und dann mehrere Möglichkeiten, was man machen kann (HS: Ja). Na ja und ich habe mich dann so durchgespielt (HS: Ja), so und plötzlich ging also dieser Bildschirm wurde schwarz und ich so, bumm, was ist denn jetzt passiert, (HS: Ja) na ja und Und was war das Ende von dem Lied, (...) Ja, also dann dieser Bildschirm wurde schwarz (HS: Ja) und ich saß da wie versteinert und habe gedacht, jetzt habe ich ihn kaputtgemacht und plötzlich zischte so ein, so ein Licht so in der Mitte auf und dann ja comicmäßig gezeichnet, aber man hat erkannt, dass es David Bowie war und zwar war das, das Spiel hieß Labyrinth (HS: Aha) und zu der Zeit gab es auch einen Film von ihm oder kurz davor gab es zumindest einen Film (HS: Ja), das hieß auch Labyrinth und das war dem nachempfunden (HS: Ja) und das war kein reines Textadventure, nein, da war ganz viel Graphik hinter und zwar war das wirklich ein Labyrinth, wo man auch durchgehen musste, auch verschiedene Rätsel lösen musste (HS: Ja), das erste war, ich bin durch einen Gang gegangen und ging und ging und ging und habe gedacht, komisch, aber irgendwas passiert hier gar nicht, merkwürdig, na ja und irgendwann habe ich dann irgend jemanden getroffen und der sagte zu mir, hm, ich sollte an die Wand gucken, na ja und der ging dann einfach weiter, ne. Da habe ich gedacht, wieso soll ich an die Wand gucken oder habe ich das jetzt nicht richtig verstanden, er sagte doch wall, ne, look on the wall, ich denke, na ja gut, merkwürdig. Na und dann habe ich so ein bisschen geguckt und dann gucke ich und dann noch ein bisschen weiter weg, habe dann so ein bisschen die Augen zusammengekniffen und habe dann auf dieser Wand, das war eine gemauerte Wand, die einzelnen Fugen über oder durch die einzelnen Fugen war Text drauf geschrieben (HS: Ja), go in here (HS: Aha). Toll, und drauf geklickt, ne, war wunderbar und ich war dann plötzlich in einem Wunderland, also da sind Sachen passiert, das ist ein phantastisches Spiel gewesen, ich habe wirklich (HS: Ja) ich glaube bis nächsten Morgen um fünf oder so dran gesessen, mein Mann (HS: Die ganze Nacht?), der war irgendwie war der unterwegs, ich glaube, der war zu der Zeit hat er irgendwie so einen Einsatz beim Bund irgendwie gehabt, also eigentlich war er schon fertig beim Bund, aber musste irgendwie zu dieser merkwürdigen (HS: Reserveübung?) Reserveübung da abhalten und aus dem Grunde hatte ich dann wirklich Freizeit, das war, aber das war toll, also dieses Spiel, das hat mich so fasziniert und ich habe das auch mehrere Male dann wirklich bis zum Schluss durchgespielt.“

Im weiteren Interviewverlauf geht es um die Kontextualisierung und Reflexion der Spielerfahrungen im Alltag der Interviewten. Dabei fällt auf, dass sie die Computerspiele mit anderen Freizeitbeschäftigungen vergleicht und eine Trennung von beruflicher und freizeitbezogener Computernutzung vornimmt. In der Reflexion des Spielens wird gleichzeitig die biographische Dimension deutlich. Sie verweist darauf, dass sie keine Kinder hat und sie und ihr Mann so selber das Spielen übernehmen,

aber eben auch die Zeit dafür haben. Anschließend folgt die Antizipation möglicher Kritik an den Computerspielen, in dem sie auf die kritische Frage einer Freundin verweist („wie kannst du das zu Hause dann auch noch?“) und dabei gleichzeitig die Spieleaktivität relativiert, indem sie diese in Zusammenhang mit anderen Freizeit- und Hobbyaktivitäten stellt.

> „Also es nervt einen schon ein bisschen, weil ich bin auch jemand, wenn, wenn dann so eine Kampfszene ist, das regt mich so auf, also es ist so, hm, als wenn ich persönlich angegriffen werde fast, also das kostet viel zuviel Energie, also ich löse lieber meine Rätsel und denke also ordentlich nach, es ist viel interessanter als also, sage ich mal, eh, schneller zu sein als der Gegner eh, auf irgendeine blöde Taste rumzuhauen (HS: Ja, ja), das bringt mir nicht soviel Spaß (HS: Ja), also dann wirklich so eher in so einer Phantasiewelt eh verschwinden, das ist doch schon wesentlich angenehmer (HS: Aber man kann sagen, sie sind damit sehr intensiv, also sie, sie, wie soll man sagen, das macht ihnen sehr, sehr viel Spaß) Ja (HS: Und sie sind da) Also es ist (HS: Spielen das sehr intensiv auch) doch, also es lässt mich dann auch nicht, gut, ich meine, wir haben keine Kinder, also insofern sind wir selber die Kinder, also (HS: Ja, ja, aber ich meine, wie ist das zum Beispiel mit, mit, also da kann ja sehr schnell sehr viel Zeit hingehen mit so einem Spiel, also) Aber da kann ich auch eh relativ gut sagen, also von da bis da und (HS: Aha) diese Zeit, und dann nicht mehr oder, ne (HS: Ja, ja, ich meine, weil sie ja nun berufstätig sind, können sie nicht einfach immer bis nachts um drei machen) Nee, nee, also das würde ich auch, glaube ich, selber auch gar nicht so durchhalten, weil irgendwann sagt der Körper ja auch zu einem, so jetzt ist auch genug (HS: Ja, also bei mir...) Und also wenn ich jetzt, ich sitze ja nun wirklich acht Stunden rein vor dem PC schon in der Firma (HS: Ja), das ist also wirklich rein, ja Computerarbeit, (HS: Ja) die ich in der Firma mache und eine Freundin von mir hat mal gesagt »ich verstehe das überhaupt nicht, du sitzt doch die ganze Zeit schon zu Hau-, eh in der Firma, vor diesem Teil, wie kannst du das zu Hause dann auch noch?« (HS: Ja). Sie würde wahnsinnig werden damit und da habe ich auch gesagt, das ist, kommt ja drauf an, was man damit macht, also ich hätte jetzt bestimmt keine Lust, hier weiterzuarbeiten, weil dafür wäre mir meine Zeit zu schade, aber wenn ich jetzt zum Beispiel, sage ich mal, Visitenkarten für meine Freundin mache oder so ein Spiel spiele, ne oder ja irgendwelche Bilder bearbeite, weil ich die dann ja photographiert habe und dann irgendwie weiterverwenden möchte, zum Beispiel, das ist eine ganz andere Geschichte. Also das ist, finde ich, hat einen ganz anderen Hobbywert (HS: Ja), ich meine, ich gehe auch gern in den Garten und jäte Unkraut, es ist also nicht so, dass wir also nur vor diesem Ding hocken. Das kann auch mal vorkommen, dass ich einen ganzen Monat lang das Ding überhaupt nicht anfasse (HS: Ja), das passiert schon, gerade in den Sommermonaten, wenn es dann schön ist.“

Ein ganz anderes Sprechen über Computerspiele findet sich bei dem 18-jährigen Abiturienten Javier Lopez. Wichtiges Motiv hier ist vor allem die Präsentation eines kontrollierten Umgangs mit Computerspielen, wobei hier vermutlich die Interviewsituation eine Rolle gespielt hat, da die Interviewer Hans Joachim Schröder und Gerrit Herlyn aus Sicht des Abiturienten eher einem Lehrer-Klientel entsprechen, denen ein maßvoller und vernünftiger Computerspielumgang präsentiert werden soll. Fast schon im Stile einer Konversionserzählung schildert er, wie er eine Zeit lang sehr

intensiv gespielt hat, nun aber diese Phase überwunden hat („Es gab mal eine Zeit“). Die im Folgenden geschilderte „Netzwerksession“ wird eher im Stile einer (einmaligen) Anekdote geschildert, mit der wiederum auch die soziale Seite der Spielerfahrung in den Vordergrund gerückt wird. Auch hier findet sich wieder der topoiartige Verweis auf die schlaflose Nacht, die durchgespielt wurde. Diese intensive Phase des Computerspielens wird aber als biographisch abgeschlossen geschildert, wenn auf das zeitliche Zurückliegen der Erfahrungen verwiesen wird und so das Vernünftige unterstrichen werden soll. In diesem Zusammenhang wird auch deutlich, dass die Unterscheidung von „Ballerspielen“ und „Strategiespielen“ ebenfalls entlang der Grenze von vernünftigen bzw. sinnvolleren Spielen und unvernünftigen bzw. als in der Medienwirkung problematisch angesehenen Computerspielen verläuft. Das ebenfalls mehrfach thematisierte Motiv der zeitweiligen intensiven Spielerfahrung, die aber als – auch biographisch – abgeschlossen dargestellt wird, verweist ebenfalls auf die Darstellung eines rationalen und vernünftigen Umgangs mit Computerspielen.

Sprachlich Distanz zu den Computerspielen wird etwa aufgebaut, in dem in der dritten Person über eigene Erfahrungen gesprochen wird, („dann treffen sich da eben ein paar Leute“) und erst auf Nachfrage des Interviewers die eigene Beteiligung eingeräumt wird. Deutlich wird aber auch, dass im Umfeld von Herrn Lopez die Computerspiele durchaus ein wichtiges Thema sind und auch der Verweis auf die „Spiele-Freaks“ dazu dient, den eigenen Umgang als legitim und vernünftig zu präsentieren. Fußen tut dies auf eigenen Beobachtungen in der Schule, wo er bei Mitschülern als Folge der Computerspiele eine zu starke Isolierung bemerkt hat.

> „Ich bin eigentlich nicht so der Typ, der viel gespielt hat, also es gab mal eine Zeit vor zwei Jahren vielleicht, da hab ich also wirklich, da kam ich nach Hause und da habe ich mich gleich vor den Computer gesetzt und habe angefangen zu spielen, also das war so ein Doom, Doom zwei hieß das, das ist so ein Ballerspiel halt, wo man dann da durch die verschiedenen Levels läuft und irgendwelche Monster umbringt und das habe ich wirklich sogar durchgespielt, also das waren um die dreißig Levels und dann hatte ich mal so eine Phase. Dann habe ich die ganze Zeit gespielt, aber jetzt eigentlich kaum noch. Ja, dann hatte ich mal, wie hieß das, Age of Empires, so ein Strategiespiel, ja ganz witzig, man fängt dann an im Steinzeitalter und dann muss man so die Zivilisation aufbauen [lachend], das ist, das war so ganz witzig, hat auch Spaß gebracht auf eine Weise, die anderen Völker zu bekämpfen, zu bekriegen und solche Sachen, also es war wirklich spannend und das habe ich auch so einige Zeit dann gemacht, aber es wurde dann auch langweilig, immer gegen den Computer zu spielen.
>
> Das ist, also so was bringt dann Spaß, wenn man es im Netzwerk macht, also das ist, das mache ich jetzt auch nicht so viel, ich, das sind solche Netzwerksessions, die dann da stattfinden, dann treffen sich eben ein paar Leute und die koppeln dann die Computer und dann wird eben im Netzwerk gespielt. Also und solche Strategiespiele, die bringen dann schon Spaß, wenn man es im Netzwerk macht, also wenn man dann direkt gegen jemanden spielt, der auf der anderen Seite sitzt oder so, und wenn das nicht der Computer sitzt, dann ist das schon, ist das schon, bringt das schon Spaß (HS: Ja) (GH: Also das haben sie auch schon gemacht, mit dem Computer dann durch die Gegend zu wandern?) Ja, ja, ja genau, ja, das war

jetzt letztens gerade, ja das ist auch schon ein bisschen her, das war in, wann war das noch? war das noch vor Weihnachten? ich glaube, das war noch vor Weihnachten, ja, da haben wir, nee, das hat auch erst mal gereicht, ja. Wir haben uns dann abends getroffen oder nachmittags schon und das ging dann also durch bis, bis morgens, einige, die haben dann aufgehört und ich hab, saß dann noch mit einem Freund und wir haben dann durchgespielt, also wir haben gar nicht geschlafen, also (HS: Die ganze Nacht?) Ja, [lachend] aber nee da sagt man auch, das reicht dann auch. Nee, also wir waren insgesamt ich glaube fünfzehn Leute oder so, die saßen dann alle (GH: Also auch mit fünfzehn Computern?) Ja, mit fünfzehn Computern. (GH: Jeder hat seinen Computer mitgebracht und dann bei einem zu Hause.) Ja, ja, der hatte dann den Keller ausgebaut und einen großen Raum und na gut, die Sicherung ist dann hin und wieder rausgesprungen, als die ganzen fünfzehn Computer am, an einer Leitung dann dranhingen und nee, aber das ist, ich will mal so, ja, das ist eine interessante Erfahrung dann auch, die man damit macht. Aber es gibt Leute wirklich, die sind, die sitzen, die machen so was öfters, also fast wöchentlich, vielleicht alle zwei Wochen oder auch in der Schule. In der Schule haben wir diesen Computerraum und die sind ja dann auch alle gekoppelt, die sind ja auch alle im Netzwerk, die Computer und die, die, wenn sie eine Freistunde haben oder auch in der großen Pause, da rasen die da in den Computerraum und fangen an ihre Computer diese Spiele zu spielen im Netzwerk. Also das, das verstehe ich überhaupt nicht, mal ist überhaupt kein Problem, das ist in Ordnung, aber nicht, nicht die ganze Zeit in der Schule auch. (HS: Na ja, das ist wahrscheinlich doch, macht ein bisschen süchtig) Auf jeden Fall, doch, doch (HS: Also ich mein, wo sie die ganze Nacht da durchgemacht haben, da haben sie das ja so ein bisschen auch selbst erlebt wahrscheinlich, nicht?) Ja, ja [lachend], also es war so ganz witzig, weil nachher, weil wir dann nur noch zu zweit waren, nicht, alle sind dann schlafen gegangen oder sind verendet [lachend] und wir saßen da noch, ich weiß nicht, wir waren auch gar nicht müde, ich weiß auch nicht, wie das kam, na ja, gut. Das war auch so, so ein Strategiespiel, wo man, was dann auch so ein paar Stunden dauert einfach, da, da spielt man nicht einmal kurz und dann ist es fertig, wie so ein anderes Spiel, was auch auf dem Netzwerk gespielt wird, das heißt Counterstrike, also da ist eine Gruppe Terroristen und dann ja solche andere Gruppe, die so eine Art Polizei, die dann hinter denen herläuft und die versucht dann umzubringen und dann die Sachen, ja, das mögen die, das mögen viele da in der Schule, also da spielen die gerne mit Counterstrike, Counterstrike und so ist das, geht das dann die ganze Zeit und die haben, also die professionell, wie die dann auch umgehen können mit den Tastaturen, das auch das kommt dann mit der Maus dann gespielt, wie sie sich dann da drehen und wie sie sich bewegen und wie sie dann, also ich weiß nicht, ich beweg mich gerade mal, dann bin ich schon tot. So ging es mir dann immer, überhaupt keine Ahnung. Hm, ja, also so was und das spielen die dann also auch mit vielen Leuten immer, nicht, und das bringt wahnsinnig Spaß, oh ja und ich hab so und so viele Kills, ich habe dreißig Kills in einer Stunde und so geht das dann [lachend], also ja aber das ist dann wirklich, die sitzen dann auch zu Hause und spielen das. Tja."

Auch im Gespräch mit der 18-jährigen Abiturientin Corinna Thorbeck findet die Konstruktion der gewünschten eigenen Sicht über den Vergleich zu anderen statt. Es scheint ihr wichtig zu zeigen, dass sie eine Gegenposition zu den auch hier beschworenen „Viel-Spielern" verkörpert. Es ist nicht ganz klar, auf wen sie sich

konkret bezieht, wenn sie im Interview sagt „Es gibt ja Leute, die haben enorm viele Spiele“. Deutlich wird aber, dass dieser argumentative Vergleich im Gespräch dazu dient, die eigene Nutzung als vernünftig und gemäßigt zu präsentieren. Die negativen Folgen des Spielens werden vor allem mit der vertanen Zeit begründet.

> „Also wir haben auch einen Internetanschluss. Und da bin ich aber eigentlich gar nicht so aktiv. Da bin ich meistens dann für die Schule dann am Suchen nach irgendwelchen Materialien. Und Computer nutze ich eigentlich auch meistens für die Schule, also Texte schreiben, Referate schreiben, solche Sachen. Also dass ich jetzt noch so viele Spiele oder so was. Es gibt ja Leute, die haben enorm viele Spiele, aber das habe ich eigentlich nicht. Ich habe zwei, aber die spiele ich eigentlich nie. Also dass ich mir nun Zeit nehme und mich davor setze und da meine Zeit vertue, das sehe ich auch nicht ein.“

Im Interview mit dem 60-jährigen Friseur Richard Thiele tritt ein weiteres Motiv hinzu, nämlich die Computerspiele als Träger von zeitweiligen Moden. Das Eingehen auf das populäre Spiel „Moorhuhnjagd“ geschieht durchaus im Bewusstsein der zeitlichen Begrenzung („wir haben im Moment große Mode Moorhuhn“).[368] Deutlich wird hier, dass der Verweis auf gerade medial stark gemachte Themen auch dazu dient, um zu zeigen, dass der Interviewte „am Puls der Zeit“ ist. Dass die Darstellung der Kontrolle über das eigene Spielverhalten wichtig ist, wird vor allem daran deutlich, dass er die möglicherweise als suggestiv wahrgenommenen Interviewerfragen nach dem Zeitaufwand abwehrt. Dabei versucht er die eigene Nutzungsdauer zu relativieren und herauszustellen, dass er lediglich „eine halbe Stunde“ spielt und viele Spiele, die vorhanden sind, von ihm noch nicht installiert worden sind und so wiederum die diskursive Seite der Spiele als Verführer und Konkurrenten herausgestellt wird.

> „(HS: Was machen sie denn nun alles so am Computer? Also die Buchführung) Buchführung, normale Korrespondenz, alles was anfällt an Schriftverkehr (HS: Machen sie auch Spiele?) Ja, wir haben im Moment große Mode Moorhuhn (HS: Ja) Moorhuhnjagd (HS: Ja), habe ich auch drauf jetzt und Vampire, (HS: Aha) Vampirejagd ist so ähnlich wie Moorhuhn, nur dass man keine Moorhühner schießt, sondern Fledermäuse, das macht ein bisschen mehr Spaß. Man kriegt da bei 500 Punkten wieder zehn Sekunden extra geschenkt, da kann man Pech haben, dass man eine Fledermaus mit einem Banner, wenn ich die Fledermaus treffe oder ein Banner, dann gehe ich auf null Punkte zurück. Da habe ich ganz wenig Punkte, weil er dann zurückzählt, da habe ich auch schon zwei Sekunden vor Ende habe ich dann den Banner abgeschossen und da habe ich null Punkte praktisch oder fast null gehabt. (HS: Ja, ja. Geht dann viel Zeit für sie drauf oder wie machen sie das so?) Nein, soviel nicht. (HS: Also lassen sie sich da zum Beispiel auch mal so verführen von so einem Computer dann von so einem Spiel?) Eine halbe Stunde so ungefähr (HS: Ach so) Das Spiel dauert nur 90 Sekunden, aber man spielt immer noch mal, immer noch mal und dann geht schon eine halbe Stunde weg, länger will ich auch gar nicht, das reicht mir dann. (HS: Ja) Es gibt auch andere Spiele noch, Solitär und Kartenspiele und Denkspiele, mache ich auch mal, aber ich habe, möchte ich sagen, vielleicht dreißig, vierzig oder noch mehr Spiele habe ich, aber alle nicht

[368] Bausinger, Vom Jagdrecht auf Moorhühner, wie Anm. 293.

installiert. (HS: Ach so) Noch nie installiert, die liegen nur rum, weil ich gar nicht die Zeit habe zu spielen, ich will auch gar nicht spielen."

Computerspiele stellen als wichtiger Erfahrungsbereich des digitalisierten Alltags gewissermaßen eine Herausforderung in der Selbstthematisierung und in der biographischen Einordnung dar. Im allgemeinen Diskurs werden diese häufig als problematisch angesehen und das „Bekenntnis" der zu starken Spielleidenschaft kann im Gespräch beim Gegenüber den unerwünschten Eindruck der Spiel- bzw. Mediensucht hervorrufen. Überhaupt legen die Interviewpassagen zu den Computerspielen nahe, dass diese stärker als Medien denn als Spiele konnotiert sind und die positive Seite des „Homo Ludens" hier in der Bewertung gegenüber einem passiven Medienkonsum zurücktritt. Zu den rhetorischen Strategien der Verarbeitung der Spielerfahrung gehört dementsprechend, dass ein maßvoll vernünftiger Umgang – vor allem über den „virtuellen" Vergleich mit Vielspielern – erzeugt wird. Auffällig war hier, dass lediglich in den Gesprächen mit Frau und Herrn Gerkens, diese Thematisierungsstrategie nicht vorhanden war und die Computerspielleidenschaft offensiv vertreten wurde.

4.2.4. Der Computer als Kommunikationsmedium

Ein weiterer wichtiger Erfahrungsbereich, der in den Interviews ausführlich besprochen wurde, stellt die Erweiterung des Computers zum Informations- und Kommunikationsmedium mit dem Internet dar. Mit dem Internet – mit seiner in der Geschichte der Kommunikationsmedien einmaligen Verbreitungsgeschwindigkeit auf dem Weg zum veralltäglichten Medium – ist auch ein qualitativ neuer Abschnitt in der Veralltäglichung des Computers erreicht. So ist im Erhebungszeitraum der Anschluss an das weltumspannende Kommunikationsnetz Hauptmotiv beim Erwerb eines neuen Computers. Die relativ junge Geschichte des „normalen" Personal Computers als Kommunikationsmedium beginnt 1990 mit der Entwicklung des World Wide Web am Genfer CERN. In kürzester Zeit wurde das WWW der wichtigste Internet-Dienst - von 500 WWW-Servern Ende 1993 wuchs die Zahl bis Ende 1994 auf über 10 000, binnen weniger Jahre folgte eine nicht mehr zu überblickende Anzahl.[369] Die Durchdringung gilt vor allem auch für private Nuztungen. So hält das statistische Bundesamt für die Bundesrepublik Deutschland für den Zeitraum zwischen 1998 und 2003 eine Steigerung der Internetanschlüsse in Privathaushalten von 8.1 % auf 46% fest.[370]

Mit dem unkomplizierten digitalen Austausch ist ein Qualitätssprung in der Geschichte der Kommunikationsmedien erreicht, der insgesamt im Zusammenhang mit den gestiegenen kommunikativen Möglichkeiten und Anforderungen einer „geschwätzigen

[369] Vgl. hierzu das Internet-Museum der FH Oldenburg/ Ostfriesland/ Wilhelmshaven [http://spot.fho-emden.de/alge/museum/], 17.5. 2005.

[370] [http://www.destatis.de/basis/d/evs/budtab6.php], 6.1. 2005.

Gesellschaft“ steht.[371] Gleichzeitig ist ein dynamisches Setting an neuen kulturellen Ausdrucks- und Partizipationsformen entstanden.

Aus Sicht der Alltagskulturforschung ist vor allem die Frage der Rezeption und Einbindung der dramatisch schnellen Veränderungen, des „Wandels der Vermittlungskulturen“ wichtig.[372] Dabei reicht die isolierte Betrachtung von Internetinhalten ohne die Berücksichtigung des Nutzungskontextes nicht aus.[373] Vielmehr ist es zentral, wie Klaus Schönberger dies in einem volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Forschungsprojekt zur Internetnutzung nachgewiesen hat, den „langen Arm des Real Life“, also die konkreten Nutzungskontexte, in der kulturwissenschaftlichen Analyse zu berücksichtigen.[374]

Dass diese Einbettung in den Alltag ein komplexer Prozess ist, spiegelt sich auch in den Sinnzuweisungen an die neuen Kommunikationsmöglichkeiten in den Interviews. Dies zeigt sich etwa, wenn konkrete berufliche oder private Interessen und Vorteile vorhanden sind, etwa der gewünschte Anschluss an das globale Kommunikationsnetz vollzogen wird, weil Freunde und Verwandte im Ausland so kommunikativ am besten erreichbar bleiben, es also benennbare Vorteile in der E-Mail-Kommunikation gegenüber anderen möglichen Medien gibt. Für den Bereich der Informationsnutzung lässt sich feststellen, dass ebenfalls die Nutzung jener Angebote thematisiert wird, bei denen es Anknüpfungspunkte an eigene Interessen gibt.

E-Mail und Internet sind so Bereiche, in denen die Veralltäglichung sehr konkret erfahren werden. Dass die Rezeptionsfähigkeit neuer Kommunikationstechniken im Allgemeinen recht hoch ist, zeigt etwa die schnelle Verbreitung des Mobiltelefons vom Statusobjekt zum unhinterfragten Bestandteil des kommunikativen Alltags. Dies liefert möglicherweise auch die Begründung, dass eher nüchtern und selten mit starken Abwehr- bzw. Zustimmungsreaktionen über die neuen Kommunikationsmöglichkeiten erzählt wird, dies als Zeichen für den bereits deutlich fortgeschrittenen Veralltäglichungsprozess zu sehen ist.

Weiterhin kann mit dem Verweis auf E-Mail- und Internetnutzung das eigene technische „Anschluss halten“ signalisiert werden und so kommuniziert werden, dass man auch im eigenen Alltag mit den technischen Entwicklungen mithält und bei der Wahl des Kommunikations- bzw. Informationsmediums eine zeitgemäße und als angemessen akzeptierte Form wählt. Diese Anforderung wird vor allem bei den

---

[371] Knoblauch, Hubert: Einleitung: kommunikative Lebenswelten und die Ethnographie einer „geschwätzigen Gesellschaft“. In: Ders. (Hg.): Kommunikative Lebenswelten. Zur Ethnographie einer geschwätzigen Gesellschaft. Konstanz 1996. S. 7-30.

[372] Höflich, Joachim: Einleitung: Mediatisierung des Alltags und der Wandel der Vermittlungskulturen. In: Ders. (Hg.): Vermittlungskulturen im Wandel. Brief- E-Mail – SMS. Frankfurt a.M. 2003. S. 7-20.

[373] Von Seiten der volkskundlichen Erzählforschung haben über die neuen Qualitäten gearbeitet: Schneider, Ingo: Erzählen im Internet. Aspekte kommunikativer Kultur im Zeitalter des Computers. In: Fabula 37 (1996). S.8-27; Bendix, Regina: Zwischen Chaos und Kultur. Zur Ethnographie des Erzählens im ausgehenden 20. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für Volkskunde 92 (1996), S. 169-184;

[374] Schönberger, Internet und Netzkommunikation im sozialen Nahbereich, wie Anm. 4.

Interviewten deutlich, die noch keinen Kontakt mit dem Internet hatten, für die der angestrebte Erwerb der entsprechenden Kenntnisse aber wichtiger Bestandteil eines zu erlernenden Computerwissens ist. Wichtiger noch als in den anderen Erfahrungsbereichen ist beim Themenkomplex Internet, dass im Erhebungszeitraum März 1999 bis April 2001 sowohl eine starke Zunahme an Nutzern zu verzeichnen war, der Gesamtbereich in der massenmedialen Berichterstattung sehr intensiv diskutiert wurde, dass aber auch mit dem Zusammenbruch des so genannten Neuen Markts im Frühjahr 2000 ein erster Dämpfer für die Internet-Euphorie vorhanden war. Dass für viele der Interviewten die erste Erfahrung mit dem Internet zum Interviewzeitpunkt anstand oder gerade erst passiert war, hat so sicherlich zu einer intensiven Erörterung beigetragen.

Betont wird in den Gesprächen als konkrete Erfahrungsdimension vor allem erstens der Zugewinn an Erreichbarkeit, wobei es sich zumeist um bestehende Kontakte handelt, die nun kommunikativ verbessert oder erweitert werden können.[375] Unter dem Stichwort Informationsvielfalt lässt sich ein zweiter Thematisierungsschwerpunkt festmachen. Hier werden die konkreten Nutzungen der verbesserten Informationsmöglichkeiten und deren sinnhafte Einpassung in den eigenen Alltag deutlich.

Erweiterung des kommunikativen Repertoires

Im Sprechen über die neuen Kommunikationsmöglichkeiten steht zunächst die Einbettung vorwiegend der E-Mail-Kommunikation als Bestandteil des Veralltäglichungsprozesses im Vordergrund. In der Thematisierung im Interview sind es weniger jene medial verhandelten, das neue und spektakuläre betonenden Nutzungsformen, wie etwa „Chats“ oder virtuelle Formen der Partnersuche, die in einem allgemeineren Sprechen über Technik wohl eher den tabuisierteren Nutzungen zugerechnet werden.[376] Vielmehr wird auf den Einsatz der Medientechnik für die Verbesserung der bestehenden sozialen Beziehungen hingewiesen.[377] Ähnlich wie auch bei den Computerspielen steht also die Betonung einer rationalen und vernünftigen Einpassung der neuen Technik in den eigenen Alltag im Vordergrund.

---

[375] Schönberger, Internet und Netzkommunikation im sozialen Nahbereich, wie Anm. 4.

[376] Herlyn, Gerrit: Partnersuche im Internet – Mediale Mythenbildung und Aneignungserfahrungen einer alltäglichen Kommunikationstechnik. In: Kommunikation@Gesellschaft 2 (2001).

[377] Dass sich dieser Veralltäglichungsprozess eben auch im Wunsch nach dem kommunikativen Anschluss äußern kann, wurde im Interview mit der 62-jährigen Frau Weinrich deutlich: „Er [der Sohn] macht mit dem Computer sehr viel. Er hat auch E-Mail über den Computer. Da habe ich mir auch schon überlegt, ob ich so was mir nicht anschaffen sollte. Das könnte ich ja verhältnismäßig schnell lernen oder er würde mir das zeigen. Da könnte ich mit ihm korrespondieren, aber da sagte meine Tochter. »Ja, Mama, da musst du ja eine ganze Computeranlage haben wieder alles. Und das kostet Geld und soviel nutzt du das ja auch nicht.« Na ja, dann nicht. Aber da muss ich sagen, dass mir das leid tut, dass ich das nicht kann.“

Im Interview mit der 18-jährigen Abiturientin Nadine Cassau wird diese Einbindung des neuen Mediums in den „kommunikativen Haushalt“ deutlich.[378] E-Mails nehmen in der konkreten Beschreibung dabei einen Status zwischen aufwendigen schriftlichen und unkomplizierten mündlichen Ausdrucksformen ein, das Technische spielt dabei keine Rolle. Reflektiert und bemerkt wird von ihr neben der Zunahme an Kommunikationspartnern und Kommunikationssituationen, dass es insgesamt mit den E-Mails eine von ihr positiv bemerkte Rückkehr zu schriftlichen Ausdrucksformen gibt. Diese Argumentation findet dabei vor dem Hintergrund von sozialen Werten statt, indem etwa bestehende Freundschaften betont werden und Kontakte pflegen hervorgehoben werden. Beobachtet wird von ihr zudem, dass für Jungen diese Art der Kommunikation eine große Erleichterung ist.[379]

> „Ich habe die längste E-Mail, die längsten Mails habe ich von einem Freund von mir bekommen, aber sonst sind eigentlich die Mails von meinen Brieffreundinnen oder von meinen Freundinnen immer länger als die anderen und deswegen ist ja auch E-Mail so günstig, denn niemand, der in der E-Mail schon drei Sätze schreibt beziehungsweise, der nur sagt: »Ich komme am Montag am Bahnhof an und freue mich auf einen Besuch in Hamburg«, wird sich hinsetzen und einen Brief schreiben (HS: Ja), das heißt, um die Leute überhaupt mal dazu zu bewegen – schriftlich – ist doch E-Mail gar nicht schlecht (HS: Ja, ja, also und deswegen sind die auch oft so kurz?) Ja, also ich denke einfach mal, dass Leute, die sowieso nicht und meistens sind es Jungen, die sowieso nicht so kommunikativ sind beziehungsweise so viel reden und auch soviel schreiben würden, dass für die E-Mail mal gar nicht schlecht ist, (HS. Ja, ja, das ist nicht so eine Hürde...) um Kontakte aufzunehmen. Auch wenn man viele Freunde hat und man kann schließlich nicht jedem einen Riesenbrief schreiben, kann man sich einfach mal melden und kann sagen: »Hallo, ich bin da, ich denke noch an dich, wir können uns ja mal wieder treffen!« und dazu ist es gut. Und so hält man auch Freundschaften besser aufrecht, als wenn man sich dann immer jahrelang vor einem Brief drückt (HS: Ja, ja, ja, ja also ein Brief ist ein ganz anderer Angang, das ist bis heute so für mich auch noch weiterhin, also es ist auch wohl eher was, was man vor sich herschiebt.) Ich habe nun gemerkt, seit ich nun, seit einem Jahr habe ich, glaube ich, oder seit anderthalb Jahren habe ich jetzt Internet und seitdem habe ich eigentlich Kontakt zu mehreren von meinen Freunden und besser (HS: Besseren Kontakt) Ja, sonst habe ich die vielleicht vorher einmal im Jahr angerufen oder so (HS: Ja) und wir haben uns einmal im Jahr getroffen und so mit der Mail hat man schon immer mehr Informationen und schreibt sich auch öfter, weil es eben schneller geht und einfacher ist “

Noch deutlicher wird im folgenden Interviewausschnitt von Lutz Adamczyk (Vgl. 4.1.1.1.) die Seite der bereits veralltäglichten neuen Technik formuliert. So betont er, dass eine E-Mail-Adresse (und deren Benutzung) als Erwartungshaltung inzwischen zum kommunikativen Repertoire dazugehört („E-Mail hat ja jetzt sowieso fast jeder“). Gleichzeitig wird aber auch hier die kommunikative „Bodenhaftung“ betont, in dem er

---

[378] Luckmann, Kommunikative Gattungen, wie Anm. 30.

[379] Dies wurde ebenfalls in den Interviews zur virtuellen Partnersuche in vergleichbarer Form angesprochen, Herlyn, Partnersuche im Internet, wie Anm. 378.

etwa in der Darstellung im Interview Chats für sich selbst ablehnt und sagt, dass er vorwiegend mit den bereits bekannten Freunden virtuell kommuniziert. In seiner Beschreibung der kommunikativen Möglichkeiten des neuen Mediums bezieht er sich – auch dies kann als durchaus typisch begriffen werden – auf ein nicht näher bestimmtes diskursives Wissen („da sind ja auch wahnsinnig viele Leute beschäftigt mit“).

> „(GH: Was mich noch mal interessieren würde, ist, also ja wenn sie jetzt schon irgendwie schon so lange mit dem Computer Kontakt haben, wann kam so diese Internetgeschichte und so E-Mail dazu und wie wird das von ihnen genutzt?) Ich kann jetzt nicht genau sagen, wann es eintrat, diese ganze Geschichte, ich schätze mal so vor vier Jahren oder so, so um den Dreh fing das, glaube ich, bei mir an und dann nutze ich eben hauptsächlich das Internet zur Informationssuche oder so und E-Mail hat ja jetzt sowieso fast jeder und das ist eigentlich unabdingbar ohne eine E-Mailadresse zu leben. (GH: Und ja, nutzen sie das sozusagen eher mit Leuten, die sie auch kennen oder kommen da dann irgendwie auch ja durch das Internet irgendwie viele Unbekannte dazu?) Nein, also ich persönlich kommuniziere eigentlich nur mit den Leuten, die ich auch kenne, also so neue Freunde durchs Internet habe ich bis jetzt eigentlich noch nicht gefunden, aber es kann auch sein, dass ich irgendwie zu wenig mit dem Internet mache, aber ich würde, würde sagen nein. Man kann ja irgendwie, mit irgendwelchen Leuten chatten oder so was, aber das habe ich eigentlich bis jetzt eigentlich noch gar nicht gemacht, die Möglichkeit gibt es ja auch und da sind ja auch wahnsinnig viele Leute beschäftigt mit (HS: Ja). Nee, aber das gefällt mir eigentlich persönlich nicht.“

Im Gespräch mit der ebenfalls 18-jährigen Abiturientin Verena Imhoff wird deutlich, dass die neuen Kommunikationsmöglichkeiten wichtiges Motiv für die Anschaffung eines Computers gewesen sind. Auch hier ist es mit den im Ausland lebenden Schwestern die Verbesserung bereits bestehender Beziehungen, die ein wichtiges Anschaffungsmotiv darstellen. Erwähnt wird von ihr der Umstand, dass sie sich schnell daran gewöhnt hat, regelmäßig E-Mails abzurufen. Auffällig ist hier, dass als diskursive Verhandlung der Erfahrungsdimension, die Gefahr der Verführung durch das neue Medium benannt wird. Dies, wie auch das Eingehen auf negative Erfahrungen („Kettensache“), kann als sprachlicher Versuch verstanden werden, einen rationalen und souveränen Umgang mit dem neuen Medium zu demonstrieren.

> „Wir waren sehr hinterwäldlerisch und hatten bis letzten Sommer gar keinen Computer nie irgendwie in die Richtung, und dann, ähm, hab ich jetzt zu meinem 18 Geburtstag ähm, Computer bekommen, gleich mit Internetanschluss und allem, weil meine Eltern gesagt haben, wenn schon denn schon, also wenn da, und meine Schwestern wohnen auch beide im Ausland, das ist halt die leichteste Kommunikationsmöglichkeit, die schnellste, das ist aber auch eine Abhängigkeitsgeschichte, wenn man das zu Hause hat, dann gerät man einfach in die Versuchung einmal, wenn nicht zweimal am Tag einfach mal so kurz zu gucken, ob nicht vielleicht irgendwie was Wichtiges angekommen ist, also (HS: Und ist da immer was?) Hä, ja da sind immer so komische, Witz des Tages und so, ich bin doch in irgendso einer, in so eine Kettensache mal rein geraten und deswegen bekomm ich immer am Tag irgendwie so fünf E-Mails, die total, also die mach ich gar nicht erst auf, die lösch ich sofort, ich müsste mal die Adresse blockieren, aber

denn, war ich bisschen zu faul bisher (HS: Ja.), also sonst, es gibt auch Tage, wo nichts kommt, aber eigentlich schon so ein, zwei am Tag, (HS: Ja.) weil ich halt viele Freunde hab, die im Ausland wohnen und (HS: Aha.) die darauf zurückgreifen können."

Im Gespräch mit dem 26-jährigen Studenten auf Gewerbeschullehramt Marcel Spieker steht bei der Thematisierung der Internet-Erfahrungen ebenfalls die veränderte und verbesserte Erreichbarkeit im Vordergrund. Während bei der Beschreibung des beruflichen Zusammenhangs eher ein Staunen über den schnellen Veralltäglichungsprozess vorhanden ist, darüber, dass direkte Kommunikation mit körperlicher Anwesenheit schnell abgenommen hat, steht im privaten Bereich das Benennen des kommunikativen Vorteils im Vordergrund („immer erreichbar"). Das nebenher genutzte ICQ dient dazu, Kontakte mit der „Heimat" aufrecht zu erhalten. Dabei werden die Vorteile gegenüber dem anderen privaten Kommunikationsmedium Telefon argumentativ herausgestellt. Dass diese schriftliche Kommunikationsform eher in mündlichen Kategorien gedacht wird, zeigt sich an den sprachlichen Analogien, die von ihm gewählt werden, um die Kommunikationssituation zu beschreiben („schnacken").[380]

„(HS: Das ist so eine Frage, ich weiß nicht, ob sie das so, so abschätzen können, aber ob sich durch diese ständige Arbeit mit dem Computer irgendwie auch die Kommunikation so unter den Kollegen verändert.) Ja, das ja. Das, das ja. (HS: Und in welcher Art?) Das ja, also es ist, ja zum Beispiel, wenn mein Chef oder meine Chefin, also Abteilungsleiter (…) sagen: »Ach das« und ich hab was fertig, dann schick ich denen eben eine Mail und sage: »Es ist fertig, guck es an.« (HS: Ach so, da brauchen sie also gar nicht rüberzugehen oder sonst irgendwas.) Nee, ist blöd eigentlich, das sind zwei Meter, aber man geht halt nicht rüber (HS:Ja, aha.) Und vor allen Dingen, ich sage jetzt mal so, man weiß ja nicht, ob er am Platz ist, das sehe ich nicht, das ist durch eine Tür getrennt, da schreibe ich ihm eine Mail, sag, ist fertig, wenn er dann kommt, dann sieht er, ja ist (HS: Ja, ja, sind sie, machen sie überhaupt viel mit E-Mails auch?) Privat? (HS:Zum Beispiel) Jein, also was Studium angeht, ja, also ich bin auch in der OE, OE-Tutor und da ja (HS: Ja), weil es einfach schnell geht, sich zu informieren (HS: Ja) und auch Informationen zu geben, privat eher jein (HS: Ja), da bin ich eher, jetzt geht das los ICQ, sagt ihnen das was? (HS:Nee) Also das ist ein Programm, das heißt ICQ, (HS: Ja), das ist englisch von I seek you, ich suche dich, (HS: Ach so) Und das ist ein Programm, das läuft die ganze Zeit im Hintergrund, wenn ich Online bin und eingetragen wird ein Nutzer bei mir wie zum Beispiel mein Vater oder auch Freunde aus der Heimat, wenn die in dem Moment on-, in dem Moment, wo die online gehen, erscheint das bei mir auf dem Bildschirm, dann sagt er boing, der und der ist online (HS: Ja) und man kann dann mit denen direkt in Kontakt treten ohne Zeitverzögerung (HS: Ja). Das mach ich viel, weil das läuft die ganze Zeit und wenn einer online geht, dann (HS: Haben

[380] Zur Frage der Einordnung der Online-Kommunikation als mündliche oder schriftliche Ausdrucksform, vgl etwa, Wolf, Anneke: Diaristen im Internet. Vom schriftlichen Umgang mit Teilöffentlichkeiten. In: Kommunikation@Gesellschaft 3 (2002). [www.kommunikation-gesellschaft.de].

sie das auch zu Hause hier?) Ja, das habe ich hier und auf der Arbeit auch (HS:Ach so, aha, dann sind sie sozusagen immer..) Erreichbar (HS:Immer erreichbar, ja, es ist ja wie eine Art Telefon, ne?) Es ist, ja, also teilweise ist es echt so, wenn meine Eltern versuchen, wir haben hier halt nur ein analoges Telefonnetz (HS: Ja), wenn meine Eltern hier anrufen und es ist besetzt, dann gehen sie an ihren Computer und machen und gucken, ob ich online bin. Wenn ich dann online bin, dann können wir da schnacken."

Eine Ausnahme im Sprechen über die neuen Kommunikationsmöglichkeiten stellt die 24-jährige Katja Flemming dar, die ähnlich wie Frau Gerkens in Bezug auf die Computerspiele, offensiv und mit großer Begeisterung für Chats schwärmt. Die ausführliche Schilderung zeigt allerdings auch hier wiederum den „langen Arm des Real Life".[381] Der von ihr ausgewählte Chat wude von einem Reiseveranstalter angeboten, bei dem sie eine Reise gemacht hat und letztlich deshalb attraktiv ist, da sich hier Menschen mit einem ähnlichen Erfahrungshintergrund und Interesse virtuell treffen können. Betont wird von ihr allerdings die Erweiterung des kommunikativen Handlungsrepertoires und der hinzugewonnenen Ausdrucksmöglichkeiten, indem sie Unterschiede zum nicht-virtuellen Leben hervorhebt, die auch im Ausprobieren neuer Rollen liegen („ich bin da voll frech"). Die Passage nimmt den Charakter einer „tollen Begebenheit" an, wenn mit großer Begeisterung die starke Bindung der anderen Cluburlauber an den Chat und das gemeinsame virtuelle Treffen geschildert wird.[382] Dies ist auch vor dem Hintergrund der biographischen Orientierung zu sehen, da der Chat wohl auch für die Ablösung aus der dörflichen Herkunft steht und für das Ausprobieren neuer Rollen, die sich etwa in der Überlegung zeigen, zeitweilig im Ferienclub auch zu arbeiten. Zudem wird deutlich, wie innerhalb der Familie das Neue bzw. das Interesse an neuen Techniken zugeschrieben und verhandelt wird („mein Vater, der ist ja dann doch eher so'n bisschen interessierter an, an so Neuheiten"). Auch hier wird betont, dass nicht „sinnlos" im Internet gesurft wird, sondern eine individuelle Sinnzuweisung an die Mediennutzung vorhanden ist bzw. vorhanden sein muss.

(SR: Wie, und was hast du bei denen mit dem Computer gemacht?) Ja, ab und zu mal was geschrieben oder so, wenn mal irgendwas, äh, irgendwelche formel-, formelle Briefe oder irgendwelche, ähm Bewerbungen oder irgendwas halt, das fällt nicht, und dann haben wir den Computer gehabt, und ruckzuck auf einmal stand da ein Modem, das war mein Vater, mein Vater war dann so fortschrittlicher, ich habe gedacht, Gott Internet, wenn du da nachfragst, bei meinen Eltern, das kriegst im ganzen Leben, sagen sie nicht, du lässt dir einen Internetzugang einbauen oder ein Modem oder irgendwas, ähm, da sind die viel zu, viel zu zurück, dacht ich mir, von meinen Eltern eigentlich, und auf einmal hat mein Vater, der ist ja dann doch eher so ein bisschen interessierter an, an so Neuheiten und so Sachen, und auf einmal kam er an mit'm Modem und seitdem bin ich eigentlich nicht mehr aus'm Internet

[381] Schönberger, Internet und Netzkommunikation im sozialen Nahbereich, wie Anm. 4.

[382] Bausinger, Hermann: Strukturen des alltäglichen Erzählens. In: Fabula 1 (1958). S. 239-254.

wegzubringen, also (SR: lacht) Chats und so, das ist schon toll, find ich schon klasse, Chat, E-Mails und so, das ist schon klasse (SR: Mh.), ich guck jetzt nicht besonders auf viele Seiten, da guck ich eigentlich nur hin, wenn ich wirklich was brauch irgendwie, wenn ich was Besonderes brauch oder such, dann geh ich schon mal, dann, dann ja, aber ich, ich surf jetzt nicht sinnlos im Internet rum (GH: Mh.) eigentlich. (SR: Und, also ich hab das, die Erfahrung gemacht, dass ich mich beim Chat total unsicher fühle) Ja? Ich bin da voll frech [Lachen], mehr oder weniger, also ich trau mich da mehr wie wenn ich da jemand was ins Gesicht sagt (SR: lacht.), auf jeden Fall (SR: Wie, wie bist denn da ran gekommen?) Also ich hab das irgendwie mal gehört und hab gedacht, nun musst du das vielleicht auch mal gemacht haben Also ich war im super guten Chat, (...) Und zwar, ich war im Urlaub im Club Puntarabi und ähm, ja die hatten Internet, und da war alles mögliche, Events und so weiter, hieß Club Puntarabi Punkt com. Da gibt's halt alles mögliche, Events, und so weiter, Gästebuch und ähm, und Chat, und da war ich halt in dem Chat, ich hab das Gästebuch mir durchgelesen, dacht ich, ja gut, das sind alles Leute, die mal da waren, die da was erzählen, die erzählen sich auch gegenseitig was über die Gäste, äh, über das Gästebuch, und ähm, der Chat lief, hier auf einmal, weil irgendwie keiner wusste, wann überhaupt wer im Chat ist, und auf einmal hat einer mal im Gästebuch geschrieben: »So, morgen Abend, acht Uhr, Chat«, und da waren sie alle drinnen, und das war der Hammer, und da waren sich, haben sie alle von dem Club erzählt, und jeder, ach, hallo, wer bist du denn, und jeder hat sich ein Pseudonym gewählt, ich bin Sunbaby gewesen, so heißt (...) Das ist eigentlich ganz gut, ich wollt erst Sunflower haben, aber Sunflower, weil ich Sonnenblumen so schön, und dacht ich, Sunflower hat, das war alles schon vergeben unter E-Mail Adresse, ist ja klar, denkt ja jeder zweite dran, und na ja da hab ich aus Sunflower hab ich halt Baby gemacht, und da dacht ich halt Sun noch, Sun noch, na ja, nimmste Baby, probierst es mal und da hat's geklappt, ja, und in dem Club hab ich auch gearbeitet letztes Jahr, eine halbe Saison (SR: Wie, und wie bist du auf den Chat von dem Club gekommen? Weil du da Urlaub gemacht hast) Weil ich da Urlaub gemacht habe (SR: Ah!) Ich hab da auf der Seite mal geguckt von denen."

Bei der Betrachtung des Erfahrungsbereichs Internetnutzung fällt auf, dass die Wahrnehmung der neuen Kommunikationsmöglichkeiten vor dem Hintergrund einer sinnhaften Einordnung in den eigenen Alltag zu sehen ist. Betont wird in den Deutungen zumeist das Rationale und Vernünftige des Umgangs und der Anschluss an Erfahrungen aus dem nicht-virtuellen Leben. Das dramatisch Neue, das etwa in den medialen Diskursen über neue Medien vorherrschend ist, erfährt so im alltäglichen Erfahren eine Relativierung. Auch hier ist allerdings zu berücksichtigen, dass das Sprechen im Interview von Vorstellungen des legitimen Gebrauchs beeinflusst ist. Die Abgrenzungen des eigenen Mediengebrauchs vom „sinnlosen" Surfen in der Interviewsituation machen dies etwa besonders deutlich.

Informationsmanagement

Neben den veränderten Kommunikationsbedingungen rücken mit den Internet auch die neuen Informationsmöglichkeiten in den Vordergrund. Auch hier stellt sich die Frage, wie diese neuen Angebote im Alltag erfahren, eingepasst und mit Sinn versehen

werden. Bei den folgenden Beispielen wird das Abwägen von Vor- und Nachteilen, aber auch der Versuch, sich zu orientieren deutlich. Der von außen kommende Anspruch, mit den neuen Medien umgehen zu können, kommt dabei mehr oder minder stark zum tragen.

Diese Sinnzuweisung wird im ersten Interviewbeispiel sichtbar. Sabine Strecker, eine 27-jährige Studentin auf Gewerbeschullehramt schildert, wie es, nachdem sie mit einem Flatrate-Tarif zeitweise kostenfrei surfen konnte, zunächst schwierig war, für sich sinnvolle Angebote zu finden. Das Problem mit dem Überangebot zeigt so vor allem, dass den Nutzungsmöglichkeiten einer neuen (Medien-)Technik im konkreten Handeln und Erleben im Alltag ein Sinn erst zugewiesen und erkannt werden muss, bzw. eine angebotene Nutzungsart sich als sinnvoll erweisen muss. Dies wird von ihr als relativ langsamer Prozess geschildert.

> „Aber ich hab das auch erlebt, das erste, seitdem ich jetzt in dieser, ich bin vorm halben Jahr umgezogen ungefähr, da haben wir jetzt ISDN und diesen Sondertarif, so dass wir zum Beispiel sonntags kostenlos surfen und telefonieren können, und das haben wir eigentlich gemacht, um zu surfen, aber haben also die ersten Woche wirklich, sind wir dann ins Internet gegangen und haben gedacht: »na ja, und jetzt?« also man weiß ja gar nicht, was man suchen soll da, man hat immer Fragen, aber wenn man dann davor sitzt (HS: Weiß man nicht wie man da vorgehen muss, um die beantwortet zu kriegen) Ja vor allem fallen einem dann auch die Fragen gar nicht mehr ein, wenn man da wirklich dran sitzt, (HS: Ja.) also man muss sich schon vorher fragen, was, was will ich überhaupt da drin. (HS: Was will ich überhaupt, ja, ja, ja, ja, ja, ja) Und es kommt jetzt halt so langsam immer mehr, dass ich dann denke, das kann ich mal im Internet, kann ich mal schauen ob ich was finde. Mh, ja aber, was ich am Anfang erlebt habe, war eben, dass man dann im Internet war und da gesessen hat und gedacht hat, was macht man jetzt immer, ja wir können ja mal gucken wie weit das von hier bis nach Bremerhaven ist, ja machen wir mal, mh, das ist ja toll, aber eigentlich hat einen das in dem Moment gar nicht, also, interessiert.“

Ähnlich wie bei Frau Strecker wird auch im Gespräch mit dem 70-jährigen Herrn Hinrichs die Frage der Sinnzuweisung an neue Medien für die eigenen Bedürfnisse thematisiert. In der Formulierung „Das Surfen ist mir nicht gezielt genug“ zeigt sich eine grundsätzliche Kritik, mit der das Rationale und Planvolle der eigenen Mediennutzung betont werden soll. Der argumentative Vergleich wird im Gesprächsausschnitt mit anderen von ihm genutzten Informationsmöglichkeiten gezogen. Dabei ist der Verweis auf die Qualitäten von CD-Roms mit Informationen auch als Hinweis zu verstehen, am Bekannten festzuhalten. Gleichzeitig spiegelt sich in dem Interviewausschnitt der von ihm verhandelte Erwartungsdruck, sich Internetkenntnisse anzueignen und zukünftig dieses Kommunikations- und Informationsmedium zu nutzen.

> „Also dass ich im, im Internet, also dass ich noch nicht mal, ja, wir haben einen Anschluss zu Hause, aber den hat unser Sohn und wir wollen jetzt hier aus anderen Gründen einen ins Geschäft legen, wir haben ja ISDN und dass ich mich damit noch nicht befasst hab, das ist eigentlich, das ist eigentlich der Grund, dass ich, das Surfen ist mir nicht gezielt genug. Da ist es nämlich so, da können sie ja sagen mit dem Müll, wissen sie (HS: Ja) da gucken sie hier und da gucken da, das ist nichts

Halbes und nichts Ganzes (HS: Ja) und das ist eigentlich der Grund, dass ich mir gesagt habe, dazu brauche ich das Internet eigentlich gar nicht. Wenn ich mir eine, eine Information holen will, wer wo sitzt oder wo, wo ich irgendwas, das ist was Anderes, eine Adresse praktisch, dass ich das Internet benutze wie ein Telefonbuch, dann (HS: Ja) ja. Aber wenn ich da nur so, nur dies mal guck und das mal guck, das ist mir eigentlich zu, zu lasch. Und dann nehme ich mir lieber so ein, ein Geografieprogramm und eh (HS: Also eine CD-Rom oder was?) Ja und die, die, das ist ja dann praktisch die, bei diesen Programmen, die sind ja so groß und so umfangreich, da bleiben die Daten, die Hauptdaten bleiben auf der CD-Rom und da wird nur, nur das System, was unbedingt dazu nötig ist, auf die Festplatte kopiert und dann müssen sie die CD-Rom einlegen, wenn sie so was nachsehen, aber da ist es so, dass man dann, dann bewegt man sich in einem ganz bestimmten Rahmen, wo man dann so hingeleitet wird und so weiter, nicht. Und dann auch Sequenzen hört und Bilder sieht und Tondokumente oder so, aber eben ganz gezielt. Dann nehme ich mir ein Thema vor und dann gehe ich auch in die Seitenbereiche und das ist beim Surfen nicht so, dass, dass und (HS: Ja) deswegen habe ich das eigentlich, eigentlich nicht gemacht."

Im Interview mit der 27-jährigen gelernten Goldschmiedin Astrid Ottenberg ist es ebenfalls die Skepsis gegenüber der noch wenig praktizierten neuen Kommunikationsform Internet, die von ihr hervorgehoben wird. Gleichzeitig wird in dem eher diffusen Wissen auch eine gewisse Bewertungsunsicherheit spürbar, in dem sie sagt, dass sie noch keine rechte Meinung zum Internet hat, eben dies aber vermutlich zunehmend als Anspruch von außen spürbar wird. Erkennbar wird, dass sie zwischen eigenen Erfahrungen („Ich war mal drin") und diskursiv verhandelten Nutzungen unterscheidet. Ihre Skepsis bezieht sich vor allem auf die eher erfahrungsfernen Möglichkeiten des neuen Mediums. Mit Blick auf virtuelle Formen des Kennenlernens formuliert sie ihr Unbehagen („Ich finde nur solche Sachen sehr merkwürdig"), wobei offen bleibt, woher sie das Wissen bezogen hat. Auch hier werden die als sinnvoll erachteten Informationsmöglichkeiten als nah am eigenen Interessenbereich bzw. als dessen Erweiterung formuliert.

„(SR: Was denkst du von, von diesem ganzen Internetkram?) Em [Pause] (SR: Also interessiert dich das?) [Pause] hm, also ich finde es [Pause] ich finde es, ich finde es, ich weiß noch nicht genau, wie ich es finden soll, einfach deswegen, weil ich davon noch zu wenig weiß, also klar, man kriegt schon so ein bisschen was mit aus Medien und von Freunden und so weiter und so fort, aber ich selbst habe es noch nicht so wahnsinnig viel benutzt. Ich war mal drin, um irgendwie ein, zwei Sachen mir rauszusuchen, wie da wollte ich was wissen über Ergotherapie habe ich mir mal was aufgerufen oder was war das andere, Haarentfernung, habe ich mir dann auch aufgerufen. Das war dann auch so ganz interessant, da mal was dazu zu lesen, aber jetzt so, solche Sachen wie im Internet chatten oder irgendwo sich einzuklicken und zu gucken, was andere Leute so den lieben langen Tag machen oder E-Mails verschicken oder, also so was alles, das habe ich alles noch nicht gemacht. Und weiß ich noch nicht so recht, wie das, was das, also hm. Also ich habe noch keine so rechte Meinung dazu, muss ich gestehen (SR: Was?) Ich finde nur solche Sachen sehr merkwürdig, wie das, wenn Leute sich übers Internet kennenlernen und sich irgendwie viele, viele E-Mails schreiben und [Pause] also ich weiß nicht,

also es gibt natürlich sicherlich auch Brieffreundschaften, aus denen vielleicht mal was Engeres geworden ist, aber, aber also so diese Internetfreundschaften, wo dann Leute losziehen und alles aufgeben, um dann mit einer Internetbekanntschaft zusammenzuziehen und da also, das, das, ich finde das alles sehr merkwürdig, finde ich sehr komisch. Also ich weiß nicht, wie ich da, das finde ich irgendwie..."

Die Rezeption der neuen Informationsmöglichkeiten als weitgehend unspektakuläre Erfahrung wird von der Assistentin Olga Flemming thematisiert. Hier findet die Anwendung über alltagsnahe Inhalte statt, deutlich werdend im täglichen Blick auf den nun virtuell erhältlichen Speisenplan aus der Kantine.[383] Das Selbstverständliche hat sich dabei über die Nutzung am Arbeitsplatz eingestellt, wo das Internet kostenfrei und ohne technische Probleme vorhanden und verfügbar ist. Dass das Internet als Medium geeignet ist, die Grenzen zwischen privater und berufsbezogener Nutzung zu verwischen, zeigt sich hier daran, dass sie eine extra eingerichtete private E-Mail-Adresse nicht benutzt hat, da die Korrespondenz über die Firmen-Adresse lief.[384]

„Ja, aber ich bin, seit ich bei TV Today bin, weil da ist immer Internet, von morgens bis abends bist du ja da online, weil es ja, weil die ja eine Pauschale zahlen, und es nichts kostet, da guck ich gern rein, also da guck ich immer zwischendurch mal, was ich grade brauche, ob das Stadtplandienst ist, wo ich mal eine Straße nachgucke oder Freizeitgestaltung, dass ich irgendwas wissen will, da guck ich gern mal rein, mh, das mach ich oft. (SR: hat du so einen, so einen regelmäßigen Turnus, also sagst du, jeden morgen guck ich da und da rein.) Mh, nö (KT: Hast du eigentlich eine E-mail Adresse?) Ich hab auf der Arbeit eine E-mail Adresse aber ich hab noch nicht mal, ich hatte mal eine private, gmx, eine gmx Adresse, aber hab ich gar nicht mehr, weil ich zu selten darüber was gemacht habe (KT: Mh.), ist die gelöscht worden (GH: Was, dann löschen die, die?) Ja, die löschen die (...) enn du vier Wochen da nichts machst (...) Da ist es weg, und deshalb, das war mir dann zu umständlich, mir da ständig wieder eine neue anzumelden, wenn ich mal wieder, äh, und ich, weil ich viele private E-mails, ehrlich gesagt auch über die Firmen-mail-Adresse schreibe und deshalb hab ich das andere dann einschlafen lassen, die gmx Adresse (SR: Mh.), aber ich hab jetzt, ich hab vielleicht so bestimmte Sachen, wo ich immer mal drauf guck, aber jetzt nicht richtig regelmäßig, wo guck ich immer drauf, weiß nicht, äh, Gruner und Jahr also intern, auf das benutz ich ja permanent (SR: Wofür?) So Gruner und Jahr Seite, Telefonnummern, die stehen da alle drin, da guck ich immer, guck ich auf den Speiseplan [Lachen] Das ist total klasse."

---

[383] Ähnlich nüchtern und pragmatisch, wenn auch vor einem ganz anderen Erfahrungshintergrund, beschreibt die Kieferorthopädin Frau Anders den praktischen Nutzen des neuen Mediums: „ Also den Internetzugang, den habe ich schon ganz lange und eigentlich auch durch Freunde, die dann wiederum sagten, Mensch, guck doch mal da rein, der hat schon eine Homepage, schau doch mal, ob dich das interessiert und gut, die Fachzeitschriften sind natürlich interessant, dass man da einfach mal reinschaut oder wenn man selbst wissenschaftlich arbeiten möchte oder zu irgendeinem Thema ganz speziell Wissen haben möchte, und dann auch genau weiß, unter welcher Adresse man suchen muss, dann ist das, ist das, denke ich, auch ja sehr praktikabel, nicht. Wenn du jetzt vielleicht gerade aus Amerika die Zeitschriften dir orderst, die dann mit einer Verspätung von mehreren Monaten ja auch erst ankommen und ja du dann keinen vernünftigen Index hast und erst mal alle Zeitschriften durchwühlen musst, also das als Bibliothek zu benutzen, ist, finde ich, eine sehr, sehr praktische Angelegenheit."

[384] Herlyn, Die andere Seite der Informationsgesellschaft, wie Anm. 83.

Im Interview mit dem 37-jährigen Programmierer Werner Ihme steht die erfolgreiche Integration des Computers in den eigenen Alltag im Vordergrund. Wichtig erscheint hier, dass die Darstellung der Aneignung der neuen Kommunikationsmedien als problemlos geschildert wird und dass er sich über das argumentative Darstellen von Vorteilen als kompetenter Anwender ausweist.

> „Es geht jetzt viel über E-Mail auch (HS: Ja) und nicht mehr Fax, was damals auch noch viel war, ich sage mal, bis vor drei Jahren bin ich vielleicht, habe ich vielleicht drei, vier Faxe in der Woche durchschnittlich so weg Fax, hin zu Faxgerät, ich habe hier keins, damals war es ja auch noch nicht eine eigene Abteilung, hochlaufen, jetzt brauche ich vielleicht maximal noch einmal im Monat zum Fax, jetzt geht alles über E-Mail. Man bekommt einen E-Mail, man schickt einen E-Mail, Technologie E-Mail. (HS: Ja, ja, ja) Und nicht nur zu Anfragen, wenn ich jetzt einen Reifen brauche für mein Auto, was kaputtgegangen ist hier in Hamburg, wo kriege ich schnell billig einen her und dann kann man ja auch anmailen und kann sagen, wie ist euer Tarif und so, das hat man ja früher mit Telefon gemacht, also nicht im privaten Bereich, sondern auch im kommerziellen Bereich. Ich möchte wissen, wir brauchen das und das, Angebote nach da, da, E-Mail, und dann kriegt man erst die E-Mail zurück, ja."

Bei der Thematisierung der Erfahrung des Informationsmediums Internet zeigt sich, dass die konkrete Einbettung in den eigenen und vorhandenen Alltag im Vordergrund steht. Argumentative Kosten-Nutzen-Vergleiche machen deutlich, dass der individuelle Sinn der neuen und neuesten Medien mitunter erst gefunden werden muss und dass dementsprechend ein Anschließen an bestehende nicht-virtuelle Interessen zunächst vordergründig ist. Die „großen" medialen Diskurse etwa über den Internet-Hype bleiben gleichzeitig eher außen vor, so dass auf der Ebene der Erfahrungen, der „lange Arm des Real Life" sich vor allem darin zeigt, dass viele Mediennutzungen im Alltag nicht grundlegend neu sind.[385] Einzuschränken ist hier allerdings, dass in der Interviewsituation diese Arten der Nutzung eher thematisiert werden und tabuisiertere Formen eher ausgespart bleiben.[386]

---

[385] Eine Ausnahme bildet Herrn Kirchner, ein 58-jährigen Lehrer, der gleichzeitig tätig am Hamburger Bildungsserver des Deutschen Klima Rechenzentrums ist, mit seiner technikeuphorischen Sicht auf das Internet, die er mit starken Sprachbildern betont („dass man da die Welt noch einmal schafft."). „Also mich fasziniert, sage ich mal, an dem Internet, das muss ich dazu sagen, fasziniert mich das immer, dass ich ein bisschen das Gefühl habe, dass man da die Welt noch einmal schafft. Also die Information, die man da reinsetzt, die sind ja alle schon mal irgendwie da, nicht. Und man baut sie aber in sein eigenes Gedankensystem, das man sich entwirft und man hat ein Konzept. Und so baut man sie noch mal ein und veröffentlicht sie da. Und da sind sie. Also das ist irgendwie was, ich weiß nicht, ob das eine Selbstüberschätzung ist, das fasziniert mich jedenfalls. (HS: Aber ich schätze mal, das Internet ist ein gigantisches Gebäude inzwischen) Ja, das ist es. (HS: Es ist wie so ein Buch in der Bibliothek vielleicht, ne) Ja, schlimmer. Also es ist ja mehr wie also sämtliche Läden zusammengenommen, Bibliothek und Zeitungskiosk und Bahnhof? Es ist ja alles mögliche drin, ne. Und so (HS: Aber man kann es da noch mal so) Aber man kann sich ja da eine eigene Welt konstruieren."

[386] Wobei auch hier entgegengehalten werden kann, dass die tabuisierteren Formen Themen entsprechen, die auch in der nicht-virtuellen Welt tabuisierter sind.

4.2.5 Erfahrungen der Dynamik des technischen Wandels

Ein weiterer Bereich betrifft etwas allgemeiner das Sprechen über die Wahrnehmung des technischen Wandels. Dieser hat gegenwärtig zu einem Großteil mit Innovationen „rund um den Computer " zu tun. Um die alltäglichen Erfahrungen im Umgang mit dem Computer zu bewältigen und mit Sinn zu versehen, müssen diese sprachlich aufgearbeitet und Formen gefunden werden, um der „Macht der Computer" zu begegnen. Dies führt zur Seite der moralischen Bewertung von konkreten Erfahrungen im Umgang mit Technik, die von den Interviewten in Beziehung gesetzt werden zu allgemeinen Sichtweisen auf und Einsichten in den technischen Wandel. Diese Sichtweisen führen gewissermaßen zu einer Meta-Ebene der Verarbeitung von Technik-Erfahrungen. Dabei lassen sich bei den in sehr unterschiedlichen Zusammenhängen gemachten Erfahrungen vergleichbare Muster herausarbeiten, die argumentativ zum Einsatz gelangen und die bei der alltäglichen Bewältigung von Technik wichtig sind.

Was sich im Folgenden etwa als individuell erlebter Innovationsdruck, als Gefühl, mit dem von der Technik mitbestimmten Wandel nicht mehr mitzukommen zeigt, verweist auf die Aushandlungsprozesse alltäglicher Technikkritik. Die Äußerungen sind aber auch Ausdruck einer Ohnmacht und eines Gefühls des Ausgeliefert-seins gegenüber dem technisierten Alltag. Effekte des technischen Wandels werden so bemerkt und reflektiert, dynamische Entwicklungen und Innovationen kritisch auf eigene Erfahrungen bezogen. Wichtiges Motiv ist bei diesen Sinnaushandlungen insgesamt die Rückgewinnung der Position der menschlichen gegenüber den nicht-menschlichen Akteuren.[387]

Die dabei in den Interviews verwendeten Motive sind (1.) Die Verselbständigung und der zunehmende Kontrollverlust der Menschen in Bezug auf den technischen Wandel und die (Computer-)Technik, (2.) das zu schnelle Veralten von Technik und die fehlende Nachhaltigkeit und Verlässlichkeit der angebotenen Computerprodukte, (3.) der Anpassungsdruck, sich an technische Entwicklungen anschließen zu müssen, obwohl dies eigentlich nicht gewünscht und eingesehen wird und (4.) die „vorgetäuschte" Einfachheit technischer Lösungen, mit der sich die Menschen immer wieder selbst „belügen" würden.[388]

Die Beschäftigung mit Computern als gewissermaßen erzwungene Situation und als technik-sozialer Druck wurde in den Interviews verschiedentlich geäußert – allerdings nur von interviewten Frauen. Diese Einsicht in die Übermacht der technischen Systeme lässt sich etwa mit fünf sehr ähnlichen topoiartigen Aussagen aus den Interviews belegen:

---

[387] Latour, Der Berliner Schlüssel, wie Anm. 112.

[388] Vgl auch Abschnitt 4.3.3.1. Kritik des Technikeinsatzes: die scheinbare Rationalität.

- „Ansonsten ist alles [die Nutzung des Computers] nur eher so, weil es sein muss“ (Frau Bergert).
- „Deswegen ist mir das [die Computer] eigentlich nicht so sympathisch, obwohl das natürlich nicht geht also ohne“ (Frau Hansen).
- „Ich würde es [den Umgang mit Computern] gerne tun, aber nur einfach, weil ich denke, man kommt heute nicht dran vorbei“ (Frau Dorendorf).
- „Also wir müssen ja auch Hausaufgaben am Computer geschrieben abgeben und so, also kommt man nicht mehr drum herum und muss sich damit abfinden“ (Frau Karg).
- „Jeder macht es [Umgang mit Computern] ungefähr und ich will da nicht so doof sein“ (Frau Drews).

Diese Sichtweisen auf den technischen Wandel wurden in einigen der bereits diskutierten Beispiele vor allem aus der Arbeitswelt deutlich. So sind etwa die Äußerungen von Frau Kramer (Vgl. 4.1.1.4) zur permanenten Digitalisierung des Arbeitsplatzes als Reaktionen und Verarbeitung des technischen Wandels zu sehen. Auch die Kritik im Interview in der Behördenregistratur (Vgl. S.161ff) zielt in eine vergleichbare Richtung. Zu starke Technisierung führt in der Argumentation letztlich zum unsinnigen und nicht mehr rationalen Einsatz von Computersoftware. Wichtig ist jeweils die Betonung der Qualitäten der menschlichen Akteure gegenüber den technischen Lösungen. Für die Argumentation spielt dabei jeweils eine Rolle, dass diese Einschätzungen erfahrungsbasiert sind. Dabei werden Beobachtungen aus dem eigenen Alltag verallgemeinert und erhalten so eine alltagswirksame Sinnzuschreibung. Dass dies so in der geäußerten Form auch im Interview präsentiert wird, ist als Beleg für die Akzeptanz und Absicherung, die diese Argumente im (Berufs)alltag der Interviewten haben, zu sehen.

Besonders deutlich wird die Wahrnehmung der Verselbständigung der Technik als alltägliche Erfahrung im Interview mit Herrn Leitgeb. Er stellt das Beherrschen neuer Softwareversionen und die *eigentliche* Arbeit argumentativ gegenüber und formuliert so ein klassisches Dilemma. Besonders die dynamische Entwicklung wird dabei, fast schon im Sinne eines Naturgesetzes, in den Blick genommen. Mit dem Dilemma wird, so ließe sich interpretieren, auch eine Legitimation des menschlichen Verhaltens argumentativ erreicht.

> „Irgendwo ist das endlos. Sie können nicht unendlich viele Softwares beherrschen, zwei, drei vielleicht. Und dann wird es schon schwierig, weil die Upgrades auch so schnell kommen, dass sie... entweder sie haben Zeit zu arbeiten oder sie haben Zeit sich zu qualifizieren. Und in der Zeit, wo sie sich qualifizieren, können sie nicht arbeiten. Und andersrum ist es so, in der Zeit, wo sie arbeiten, rauscht die Entwicklung an ihnen vorbei. “

Im Interview mit der pensionierten 68-jährige Lehrerin Frau Dorendorf werden die für sie gerade aktuellen Überlegungen deutlich, sich noch mit dem Computer beschäftigen zu wollen. Dabei wird der Eindruck der omnipräsenten Computertechnik sehr klar formuliert und das Gefühl, nicht daran vorbei zu kommen. („Das ist ja ein Bereich, der so weitgehend unsere Gesellschaft bestimmt und verändert, dass ich schon denke, man müsste es eigentlich wissen."). Die konkrete Erfahrung, anhand derer sich dies zeigt, ist eine Rezension, die sie für eine Fachzeitschrift geschrieben hat und mit der sie beim Verlag auf großes Unverständnis stößt, als sie ein mit Schreibmaschine geschriebenen Manuskript einreicht. Diese Passage nimmt einen deutlichen Erzählungscharakter an, in dem sie mit dem nacherzählten Dialog mit dem Verlagsmitarbeiter und dessen überraschter Reaktion auf eine Pointe steuert. Deutlich formuliert wird auch die Frage des Sinns des Computereinsatzes, den sie für sich selbst zum Interviewzeitpunkt (noch) nicht sieht („weil ich glaube, ich mache es auch nicht, einfach aus dem Grunde, weil ich nicht weiß wofür und wozu").

> „Für mich ist das auch insofern aktuell, als ich mir immer noch nicht sicher bin, ob ich in die Computertechnik, in das Internet, ob ich mich da eigentlich reinfummeln sollte oder nicht. Ich würde es gerne tun, aber nur einfach, weil ich denke, man kommt heute nicht dran vorbei, eigentlich darüber Bescheid zu wissen, nicht, was, was ist eigentlich Internet? was leistet es? und so weiter. Wie funktioniert so etwas? Ich habe also keinen Computer, ich kann auch gerade nur mal so mit vier Fingern Schreibmaschine schreiben und hab eigentlich, hab das überlegt, machst du das, gehst du da rein in diese Technik, eignest du dir das an. Und ich habe es bisher nicht gemacht, weil ich glaube, ich mache es auch nicht, einfach aus dem Grunde, weil ich nicht weiß, wofür und wozu (HS: Also wie sie das eben beschreiben, klingt das so, als wenn es, ich sage das ja mal, ich meine das also jetzt nicht abwertend, sondern weil mir im Moment kein besseres Wort einfällt, als wenn es so ein gewisses Bildungsinteresse wäre, weil das eben jetzt alle machen) Ja. (HS: Und man es wissen müsste, aber...) Es ist nicht nur, nee nicht nur Bildung im Sinne von sozusagen E-Bildung, nicht, E und U, also nicht (HS: Ja) im humanistischen, sondern einfach, um, das ist ja ein Bereich, der so weitgehend unsere Gesellschaft bestimmt und verändert, dass ich schon denke, man müsste es eigentlich wissen. Ich müsste eigentlich für mich jetzt unterscheiden können, ist eigentlich dieses Internet sozusagen das Öffnen einer völlig neuen Welt und neuer Möglichkeiten oder ist es eigentlich wie viele, die das nun beherrschen mir sagen, es ist natürlich auch alles sehr begrenzt und du musst genau wissen und so weiter und so freischwebend sich die Welt ins Haus holen, ist auch Quatsch. Ich weiß es nicht, ich kann das also nicht, ich kann also nicht mit der Maus da rumklicken. (...)
>
> Ich merkte das erste Mal, dass es inzwischen eine Art Defizit ist, keinen Computer zu haben, als durch die Vermittlung einer Freundin aufgefordert wurde, eine Rezension zu schreiben und für einen Berliner Verlag, für eine historische Zeitschrift. Das habe ich dann gemacht, schön mit Hand, dann habe ich das auch mit Schreibmaschine getippt und dann habe ich mit meiner Freundin in Berlin telefoniert und habe gesagt, so und so, ich schicke dir das hin und so. Ach so und dann habe ich mit dem Verlagsmann, genau so, das gesagt, daraufhin sagt er: »Wie bitte, mit Schreibmaschine? Haben sie keine Diskette?«, »Ja, nee«. (HS: Ja, das kann ich mir schon vorstellen, das ist also) So und wenn ich nun jährlich fünf oder sechs oder zehn Rezensionen schreiben würde, dann wäre das notwendig, nicht.

(SR: Wie ist es so gelöst worden?) Dann bräuchte ich das auch. Meine Freundin hat das auf ihren Computer getippt und hat ihm die Diskette gegeben, aber da ich keine regelmäßigen schriftlichen Dinge verfasse oder so, brauche ich es nicht."

Stärker auf der Seite der technischen Entwicklung wird die alltagsweltliche Kritik am zu schnellen Wandel im Bereich der Computertechnik im Interview mit dem 40-jährigen Germanisten Josef Nievergelt deutlich. Auch dessen Erfahrung, dass die Kurzlebigkeit vieler technischer Angebote („Wegwerftechnologie") zu einer fehlenden Nachhaltigkeit geführt hat, wird ausführlich zur Sprache gebracht. Dabei formuliert er vor allem den Eindruck, den von Computer- und Softwareherstellern vorgegebenen Systemanforderungen ohnmächtig ausgeliefert zu sein, da die permanente Innovation und Veränderung der Produkte in deren Kalkül liegt. Konkret beklagt er, immer wieder zu Neuinvestititionen genötigt zu sein, um weiterhin etwa Daten austauschen zu können und sich letztlich so nicht auf die einmal erworbene Technik verlassen kann, sondern sich immer wieder mit Aktualisierungen auseinandersetzen muss. Als Umgangsstrategie wird etwa formuliert, dass er neue Produkte eher später kauft.

„Also das ist, ja und jetzt ich hab mittlerweile (...) einen neuen gekauft hab, doch es war einfach und das ist wirklich das Fatale..., (...) also erstens ärgert es mich... es sind ja funktionsfähige Geräte, die man aber irgendwann gewissermaßen wegschmeißen oder weggeben muss, weil ich mit einer neuen Programmversion nicht mehr klar komme, weil, ja der Computer einfach nicht mehr genügend Leistung hat. (HS: Was ärgert dich da jetzt?) Eben, dieses verschleuderte, also die Computertechnik ist im Prinzip von Anfang eine Wegwerftechnologie, also (HS: Ja.) so sind ja auch die Programme konzipiert, also, etwas böse gesagt, nicht, das ist, das ist mal so ein Punkt, der mich eigentlich ärgert, aber man kommt deshalb bin ich nicht der, der jetzt als erster das neue Programm kauft (HS: Ja.), oder als erster alle Jahre neuen Rechner, (HS: Mh.), aber du kommst nicht umhin, wenn du, wie gesagt, viel Daten austauschst, irgendwas machst (GH: Ja, etwas neuer, ja) Also zu erneuern einfach, auch wenn ich da etwas behutsam vorgehe bei so was, ich hab jeweils auch erstmal intern erneuert, also das heißt, also da größere Festplatte, mehr Arbeitsspeicher eingebaut, aber da-, das geht dann auch vom Prozessor her irgendwann nicht mehr. Ich habe '96 hab ich dann, den hab ich dann, äh, in der Schweiz gekauft, also das war, weil die Preise sind jetzt auch nicht mehr, der Unterschied so minin, das sich dann dieser ganze Aufwand mit Zoll und, und, und so weiter (GH: Ja.), und den hab ich, den hab ich noch, aber nicht in der Form, auch da hab ich letztes Jahr noch einiges an Arbeitsspeicher erweitert (HS: Aber das Modell ist von '96?) Das Modell ist, also es ist 'n Pentium (HS: Mh.), also der, na Pentium schon, hun-, äh, (--), glaub ich, also, äh, es ist schon, und das war einer der also diese Generation, äh, äh (GH: Mh.), und äh, ich hab also ein, jetzt ein Zip-Laufwerk dann noch eingebaut letztes Jahr gewissermaßen noch mal so eine Generalüberholung, also mehr Arbeitsspeicher, um damit ans Netz gehen zu können, also das, äh, dass ich das zu Hause hab, äh, auch ein, ja auch im Hinblick auf den, äh, befürchteten, äh, Milleniumscrash, dann ein gewissermaßen das Betriebssystem auf al-, auf Windows 98 aufgerüstet wer-, also sozusagen auch sonst, hab ich noch was Gebrauchtes, das ist blöde, man sieht dann also immer wieder mh, mh, muss dann jede, das ganze das Modem und all, all die Dinge, alles neu installieren, alles neu zum Laufen bringen, das ist wirklich zum davonrennen,

und auch den Bildschirmtreiber muss man noch, äh, das war völl-, muss du dann wieder selber irgendwo zusammensuchen im Netz, erst, dass, das du einigermaßen, dass es vernünftig läuft, nich, jetzt, äh, das ist völlig (GH: Mh.)."

Eine weitere, auf einer etwas anders gelagerten Ebene gelagerte Form der Erfahrungsverarbeitung betrifft den mit dem Computer einhergehenden technischen Wandel. Die Positionierung gegenüber laufenden technischen Neuerungen gehört zu den alltäglichen Technikerfahrungen, wobei hier besonders viel Kritik- und Konfliktpotential liegt. Dabei lassen sich verschiedene Argumentationsmuster erkennen, mit denen Erfahrungen im Computerumgang in eine technikkritische Deutung überführt werden. Vermeintlich sinnloser Technikeinsatz, zu schnell wechselnde technische Innovationen und Produkte oder der erfahrene Druck, neue Technik benutzen zu müssen, lassen sich so als Form der Erfahrungsverarbeitung verstehen, mit der alltagswirksam der Übermacht der Technik begegnet werden kann. Dass diese individuellen Schilderungen aus konkreten sozialen Zusammenhängen entstammen, legt die Vermutung nahe, dass diese diskursive Verarbeitung, etwa am Arbeitsplatz, als reflexiver Bestandteild des Umgangs mit Technik vorhanden ist.

4.2.6. Zusammenfassung

Mit dem Blick auf die Erfahrungen im Computerumgang wurde versucht, die sprachliche Verarbeitung von gedeuteten Handlungen, in die die Technik-Nutzer „verstrickt" sind, zu systematisieren. Diese Handlungen werden erst zu (Technik)-Erfahrungen, in dem sprachliche Formen gefunden werden, mit denen diese Erfahrungen verbalisierbar und kommunizierbar werden. Dabei ließen sich aus den Interviewmaterialien verschiedene Erfahrungsfelder herausfiltern, die sowohl qualitativ als auch quantitativ in besonderem Maße thematisierungswert waren und so gleichzeitig wichtige Hinweise für die Frage der Veralltäglichung von Technik am Beispiel des Computers geben. Die Techniknutzer sind dabei immer wieder vor die Aufgabe gestellt, ihren Umgang mit dem Computer mit Sinn zu versehen, zu interpretieren, einzuordnen oder auch kritisch zu reflektieren. Hier spielt wiederum die biographische Dimension eine zentrale Rolle, da Erfahrungen vor allem mit dem Selbstbezug verarbeitungswürdig und somit erzählbar und verarbeitbar werden; „Positionierungen" der eigenen Erfahrungen im Sinne der narrativen Identität vorgenommen werden müssen.[389] Zur Erfahrung wird der Technikumgang aber auch, indem sich diese als geteilt, sozial und kommunikativ abgesichert herauskristallisiert und zum Bestandteil der „Kommunikationsarbeit" wird.[390] Die Überführung in eine Erfahrung ist jeweils vor dem Hintergrund sozialer und kultureller Erwartungen zu sehen.

---

[389] Deppermann / Lucius-Höhne, Narrative Identität und Positionierung, wie Anm. 196.

[390] Knoblauch, Arbeit als Interaktion, wie Anm. 201.

Als ausgesprochen wichtiger Teilbereich erwiesen sich hier zunächst die Erfahrungen im Umgang mit Computern am Arbeitsplatz, deren Verarbeitung im Sinne biographischer Erfahrung in den Interviews reflektiert wurde. Die Digitalisierung ist dabei vor dem Hintergrund allgemeiner Veränderungen der Arbeitswelt zu sehen, wie sie gegenwärtig in den Sozial- und Kulturwissenschaften diskutiert werden. So lässt sich etwa das Phänomen der „Subjektivierung von Arbeit“ auf der Ebene der gemachten und geteilten Erfahrungen wiederfinden. Dies zeigt sich sowohl in Form der rezipierten Diskurse um die Veränderungen der Arbeitswelt als auch ganz konkret, in dem Sinne, dass gestiegene Anforderungen und gewonnene Freiheiten thematisiert werden.

Als ebenfalls besonders erfahrungsrelevant erwies sich der soziale Nahbereich, in den der Computer mit seinen vielfältigen Nutzungsoptionen integriert werden muss. Die soziale Dimension der neuen Technik wird dabei vor allem über Aushandlungsprozesse und Interessenskonflikte zwischen Familienmitgliedern und Partnern deutlich, darüber, dass Technik in Rollenvorstellungen integriert werden muss bzw. vorhandene Rollen in Frage stellen kann. Besonders drastische Beispiele verweisen darauf, dass Computerwissen instrumentalisiert wird, um Machtverhältnisse innerhalb von Beziehungen aufzubauen und auszunutzen.

Ganz anders reflektiert wurden Erfahrungen mit dem Computer als Spielgerät. Hier war es häufig die Antizipation bestehender diskursiver Bilder von der schädlichen (sozialen) Wirkung der Computerspiele, die dazu führte, dass gerade in der Interviewsituation, ein vernünftiger und kontrollierter Umgang mit den Computerspielen demonstriert werden sollte. Mit den neuen Kommunikations- und Informationsmöglichkeiten ist ein weiteres Erfahrungsfeld angesprochen. Auffällig hier ist vor allem gewesen, wie vorhandene soziale Kontakte und Interessen eine Erweiterung oder auch Intensivierung erfahren, ein grundsätzlich neuer, nur den neuen medialen Eigenschaften geschuldeter Umgang hingegen eher nicht festzustellen ist. Interviewpassagen, in denen allgemeiner Erfahrungen des technischen Wandels beschrieben wurden, zeigten vor allem, wie sich Technikkritik im Alltag konstituiert, aus Alltagserfahrungen verallgemeinert wird und so die Techniknutzer ihre Spielräume der Bedeutungszuschreibungen an die Technik ausloten.

4.3. Mensch-Maschine-Interaktion – Deutungsfiguren des nicht-menschlichen Wesens

„Der Computer ist nur so gut, wie wir ihn machen.“ (Frau Tessner)

Innerhalb der sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung zum Computer ist sehr exponiert auf die Schnittstelle der Mensch-Maschine-Interaktion eingegangen worden. Gerade von medientheoretischer Seite ist dabei ein begrifflicher Apparat entstanden, mit den neuen technischen Qualitäten auch eine kulturell stark wirkende Seite zuaddiert wird. Die sozialen und kulturellen Folgen der Informatisierung werden beispielsweise als „Implosion räumlicher und zeitlicher Konstanten“ (Peter Weibel), als „Inflationierung der Dimensionen“ (Florian Rötzer), als „fixierte Ästhetik des potentiell endlos Erreichbaren“ und als „Interfacekultur“ (Manfred Faßler) bezeichnet.[391] Aus der Sicht der Alltagskulturforschung stellt sich gegenüber diesen globaleren Einschätzungen die Frage, wie die „neue“ Technik – speziell auf die Mensch-Maschine-Interaktion bezogen – tatsächlich empfunden, wahrgenommen und rezipiert wird. Die mitschwingende Faszination und Begeisterung für die technischen Möglichkeiten ist sicherlich ein zu berücksichtigender Aspekt. Beim Versuch der Rückübersetzung der Mensch-Maschine-Beziehung in alltägliche Wahrnehmungs- und Nutzungskontexte ergeben sich aber andere Fragen der Mensch-Maschinen-Interaktion, die den computer- und internet- bzw. medientheoretischen Einschätzungen eine alltagspraktische Sicht als differenzierendes Korrektiv gegenüberstellen.

In den erhobenen Interviews sind es verschiedene rhetorische Figuren, mit denen der Computerumgang gedeutet wird. Diese verweisen darauf, wie der soziale Charakter des Computers mit seinen handlungsanleitenden und handlungsstimulierenden Fähigkeiten, den interaktiven Möglichkeiten im Alltag gedeutet wird. Mit den Zuschreibungen einer moralischen Qualität an den Computer wird die Seite der Computer als „nicht-menschliche Wesen“ besonders deutlich.[392] Diese für die Bewältigung des alltäglichen Umgangs offenkundig notwendigen Positionierungen und Selbstvergewisserungen gegenüber der „Macht“ der Computer äußern sich in unterschiedlichen wiederkehrenden rhetorischen Figuren, in denen mit verschiedenen sprachlichen Strategien die Rückkehr der handelnden Akteure, die Aushandlung von moralischen Positionen im Verhältnis Mensch und Technik und alltagswirksame Erklärungen einer letztlich schwer zu verstehenden (computer-)technischen Welt deutlich werden.

Diese sprachlichen Regelungen verweisen nochmals auf die sozialen Qualitäten, die Computer zugeschrieben werden. Diese soziale Dimension macht für Thomas

---

[391] Manfred Faßler: Mediale Interaktion: Speicher, Individualität, Öffentlichkeit. München 1996. S. 35ff.

[392] Die Titelschlagzeile der ersten Ausgabe des ersten deutschsprachigen Computermagazins „Chip“ war 1978 „Der Computer – das unbekannte Wesen?“.

Leithäuser auch die „Provokation des Personalcomputers“ aus.[393] Je nach Situation wird dieser in seiner Argumentation damit zum „Konkurrent, Gegenspieler, Mitspieler, Gesprächspartner“ und nimmt eine Rolle ein, „die wir sonst gewohnt sind, von lebendigen Personen als Kommunikationspartner“.[394] Als „evokatorisches“ Objekt – dies die Formulierung Sherry Turkles – fordert dieser zu Affekten, Phantasien, Wertungen und Philosophieren immer wieder neu heraus.[395]

Wie diese Sozialität der Technik sich konkret darstellen kann, haben Karl Heinz Hörning und Karin Dollhausen aus techniksoziologischer Sicht anhand einer teilnehmenden Beobachtung in einem mit Computern ausgestatteten Büro gezeigt. Der Computer nimmt mitunter rasch wechselnd je nach Arbeitsituation verschiedene kommunikative Sinnfiguren an, auf die sich die Büroangestellten beziehen.[396] In diesen Zuschreibungen wird der Computer etwa zum Statist, zum Moderator, zum Störer oder erscheint als unbeteiligter Dritter. Die anthropomorphisierenden Begriffe, die hier aus soziologischer Sicht vorgeschlagen werden, verweisen auf die Wesenhaftigkeit und den sozialen Charakter der Technik, die sich aus dem Umgang der Nutzenden ergibt. Das technische Arbeitsgerät unterliegt dabei permanenten Wechseln in seiner Sinngebung für die Akteure:

> „Der Computer läßt erfahrbar werden, daß Komplexität nicht bewältigt und Probleme nicht gelöst werden, sondern permanent kommunikativ be- und überarbeitet werden müssen. (...) Der Computer infiziert auch dann, wenn er bereits zum alltäglichen, routiniert behandelten und weithin unbeachteten Bestandteil des Geschehens avanciert ist, die Wirklichkeit der Arbeitsorganisation mit seinem unhintergehbaren Zweifel an stabilen Ordnungen.“[397]

Ähnliches hat die Sozialpsychologin Christina Schachtner für Software-Spezialisten festgestellt. Der Computer gewinnt seine Besonderheit – abgeleitet von ihr aus Interviews mit Software-EntwicklerInnen – dadurch, dass das „tote“ technische Artefakt jenseits der gegebenen Rationalität der Maschine zum „präsentativen Symbol“ wird und den Interviewten als ein quasi menschliches Gegenüber erscheint, mitunter aber auch als ein Teil der Nutzenden selbst. Nicht zuletzt dies führt zu den emotional-sinnlichen Verhaltensweisen im Umgang mit dem Computer.[398]

---

[393] Leithäuser, Thomas: Ordnendes Denken. Vom medialen Gebrauch des Personalcomputers. In: Schachtner, Christina (Hg.): Technik und Subjektivität. Das Wechselverhältnis zwischen Mensch und Computer aus interdisziplinärer Sicht. Frankfurt a.M. 1997. S. 69-85

[394] Ebd., S. 82f.

[395] Turkle, Die Wunschmaschine, wie Anm. 140.

[396] Karl-Heinz Hörning/ Karin Dollhausen: Metamorphosen der Technik. Der Gestaltwandel des Computers in der organisatorischen Kommunikation. Opladen 1997, S. 246.

[397] Hörning, Experten des Alltags, wie Anm. 42, S.112.

[398] Schachtner, Geistmaschine, wie Anm. 332.

Die im folgenden diskutierten rhetorischen Figuren haben sich aus der vergleichenden Analyse der Interviewmaterialien ergeben. Die benutzten vergleichbaren Argumentationen und Sprachbilder habe ich jeweils als eigene rhetorische Figur bestimmt, wenn das Motiv mindestens drei Mal in ähnlicher Form in den Interviews zu finden war.[399] Dies mag zunächst als gering erscheinen, ist aber vor dem Hintergrund der sehr offenen Interviewführung, der thematischen Breite und der großen Freiheit, was die Auswahl von Schwerpunkten und Themen der Interviewten anging, hinreichend.

Die argumentative Funktion der Figuren lässt sich mit der (Rück-)Gewinnung der menschlichen Macht im Technikumgang, dem Nachweis von Mängeln der Technik, und den Einsichten in das „Wesen" des Computers als Akteur/Aktant beschreiben. Gleichzeitig wird so die soziale Bedeutung der Technik betont. In den rhetorischen Figuren werden eigene Erfahrungen im Computerumgang gedeutet und in einen größeren und allgemeineren Kontext über Wesen und Wesenhaftigkeit der Technk überführt.[400] Vor allem hier werden die Einsichten in den sozialen Charakter der Technik über das Sprechen über den Computer als nicht-menschliches Wesen deutlich. Dies ist gewissermaßen das Anerkennen des Akteursstatus des Computers mit sozialen Qualitäten, der aber auch die Übermacht der Technik relativieren soll.[401] Die von Latour beschriebenen Aushandlungsprozesse im Akteur-Netzwerk zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Wesen lassen sich auf der Ebene der rhetorischen Figuren als sprachlich-deutende Zuschreibungen beobachten und beschreiben. Wichtig ist zudem, dass die Figuren argumentativ mit einer „Mischkalkulation" aus eigenen Erfahrungen bzw. Beobachtungen und verallgemeinernden Schlussfolgerungen funktionieren. Bei den im Folgenden diskutierten Beispielen wird dies immer wieder deutlich.

Die rhetorische Figur der „scheinbaren Rationalität" etwa, also die in den Interviews geäußerte Einschätzung, dass der Computereinsatz häufig nicht den vorgebenen rationalen Zweck der Arbeitserleichterung erfüllt, sondern der Technikeinsatz zum Selbstzweck geriert, kann in den verschiedenen sprachlichen Ausformungen als Wiederherstellung von sozialem Sinn im Verhältnis zwischen menschlichen Techniknutzern und nicht-menschlichen Computersystemen verstanden werden. Die zumindest partikulare Akzeptanz der geäußerten Meinung verweist dabei auf die Aushandlung von Technikbedeutungen als soziale und kulturelle Reaktion gegenüber der Technik. Sowohl der technische als auch der soziale Sinn sind dabei fragil und in Bewegung. Vor allem die von Latour aufgebrachte Frage der Verteilung und Delegation

---

[399] Schröder, Topoi des autobiographischen Erzählens, wie Anm. 203, S. 20. Bei der vergleichenden Analyse von Topoi im Erzählen in biographischen Dokumenten hält Schröder ebenfalls drei vergleichbare Belege als Kriterium für ausreichend.

[400] Herlyn, Gerrit: Rhetorische Figuren der Technikdeutung. In: Hengartner, Thomas / Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Berlin / Hamburg 2005. S. 409-428.

[401] Latour, Der Berliner Schlüssel, wie Anm. 112.

der Moral zwischen (technischen) Artefakten und menschlichen Akteuren wird in den rhetorischen Figuren sichtbar, wenn Computern per se auch bestmmte – soziale – Eigenschaften zugeschrieben werden, auf die mit moralischen Handlungen und Haltungen zu reagieren ist. Erklärungen über den „richtigen“ und angemessenen Umgang mit Computern werden entsprechend auf dieser Ebene angeboten. Moralische Verhaltensanforderungen wie etwa „Geduld-haben“ oder die Verteilung und Aushandlung von „Schuld“ bei Computerpannen oder „nicht wie geplant“ gelaufene Operationen sind in ihrer Deutung so auch auf einer nicht-technischen Ebene angesiedelt, die für Orientierung im Umgang mit dem nicht-menschlichen Wesen sorgen sollen.

Die intensive Thematisierung in den Interviews lässt darauf schließen, dass das in den Gesprächen sichtbar werdende Reflektieren über Computer Spiegel des auch in anderen Situationen vorhandenen Aushandelnds von Technik im Alltag ist.

Die ersten der im Folgenden behandelten rhetorischen Figuren handeln von den Einsichten in die Wesensqualitäten des Computers. Anthropomorphisierungen (4.3.1.1.), der Computer als zeitverschlingendes Artefakt (4.3.1.2.) und der Computer als Verführer (4.3.1.3.) sind auf einer sozialen und kulturellen Ebene Wesenszuschreibungen zum technischen Gegenüber. Diese Zuschreibungen verweisen auf die sprachlichen Mittel, mit denen der Computer zum sozial agierenden Gegenüber gemacht wird, In einer zweiten Gruppe sind es die Deutungen und Anforderungen des Computerumgangs und der Interaktionsqualitäten des Computers. Das praktische Wissen (4.3.2.1.) oder die Deutung des Computerumgangs als unvollständige Erfahrung (4.3.2.2.) sind Optionen, den Computer alltagsnah erklären zu können und sprechen für die vorhandenen Strategien, eine schwer begreifbare komplexe Technologie in einem sozialen Sinn beherrschbar zu machen. Nullen und Einsen – Technik erklären können (4.3.2.3.) und „Schuld“ und Verantwortung bei Computerpannen (4.3.2.4.) sind weitere rhetorische Figuren in diesem Zusammenhang. In einem dritten Bereich sind es schließlich die eher abstrakteren Folgen des Computereinsatzes im Alltag und deren kritische Bewertung, die in sprachlich verdichteter Form aufgearbeitet werden. Der Nachweis eines nur scheinbar rationalen Computereinsatzes (4.3.3.1.), die grunsätzliche Gegensätzlichkeit von Mensch und Computer (4.3.3.2.), Ängste vor dem Computer (4.3.3.3.), der Verlust körperlicher Erfahrungen (4.3.3.4.), die Dynamik computertechnischen Wandels (4.3.3.5.) sowie Überwachungsängste (4.3.3.6.) spiegeln zwar auch gängige Diskurse und Technik-Bilder, werden aber in den vorliegenden Beispielen immer auch als Reflexionen eigener Erfahrungen und Beobachtungen im Alltag dargestellt. Hier zeigt sich auch besonders deutlich die Abhängigkeit der Einschätzung der Computertechnik von anderen sozialen Faktoren, wenn etwa die Kritik am Computer mit Lebensentwürfen, Positionierungen, Wertvorstellungen und deren Hintergründen zu sehen ist.

4.3.1. Interaktionen – Charakterisierungen des virtuellen Gegenüber

4.3.1.1. Anthropormophisierungen – das nicht-menschliche Wesen Computer „lebt“

Im Sprechen über das „digitale Gegenüber“ werden immer wieder Anthropomorphisierungen des Computers deutlich, die diesem eine gewisse Form von „Eigenleben“ zugestehen, der so zum „Zwischending“ zwischen Objekt und Subjekt wird.[402]

> „Der Computer zieht also nicht nur die bisher getrennten Orte des Arbeitens, Lernens und Spielens im äußerlichen Sinne vor sich zusammen. Spielen wird vielmehr zu einer innerlichen Beziehung im Arbeiten und Lernen mit dem Computer. Das verstärkt seine anthropomorphe Charaktermaske, die die Nutzer schwerlich umhin können, ihm aufzusetzen. Ohne Anthropomorphisierungen und Personifizierungen – damit auch der Aktualisierung frühkindlicher Spielerfahrung – kommt der Umgang mit dem Computer nicht aus.“ [403]

Mit dem Vergeben von Namen als wohl deutlichster Form der Anthropomorphisierung oder dem Zuschreiben von quasi-menschlichen Charaktereigenschaften wird das technische Artefakt auf die Ebene der sozialen Wesen „geholt“ und eine vermeintliche Nähe zwischen Menschen und Computern argumentativ hergestellt.[404] Einer der Effekte dieses Arguments ist, dass dem Computer so eine gewisse Unlogik und Menschlichkeit zugesprochen werden kann, was auch bedeutet, dass dieser nicht immer verstanden werden muss. Aus Sicht der Biographieforschung kann mit der Vermenschlichung so ein zusätzlicher Sinn zur erzählten Lebensgeschichte kommen.[405] Dass das „Sprechen vor dem Computer“, das die Linguisten Werner Holly und Stephan Habscheid untersucht haben, häufig auch ein Sprechen *mit* dem Computer ist, ist eine weitere Beobachtung in diesem Zusammenhang.[406] In den Interviews werden sprachliche Wendungen verwandt, mit denen der Computer personifiziert wird und die sich unschwer als Bestandteil der Alltagssprache identifizieren lassen.[407] Erklärungen in den Interviews etwa, mit denen ein mündliches Sprechen des Computers suggeriert wird, wie, „Der Computer *sagt* einem immer, was man als nächstes zu tun hat “ oder die Annahme quasi sozialer Verhaltensformen wie beispielweise: „Der Computer hat einen an die Hand genommen“, verdeutlichen dies.

---

[402] Tietel, Erhard: Das Zwischending: die Anthropomorphisierung und Personifizierung des Computers. Regensburg 1995.

[403] Schachtner, Geistmaschine, wie Anm. 332, S. 82.

[404] Schachtner erwähnt eine interviewte Software-Programmiererin, die sich erstaunt über das Vergeben von Eigennamen äußert. Ebd., S. 41.

[405] Koller, Biographie als rhetorisches Konstrukt, wie Anm. 193. S. 41ff. Koller verweist auf ein vergleichbares Beispiel. In der Diskussion rhetorischer Figuren in lebensgeschichtlichen Interviews demonstriert er an der rhetorischen Figur der Vermenschlichung eines Hundes diese Dimension.

[406] Habscheid / Holly: Sprechen vor dem Computer, wie Anm. 129.

[407] Dies korrelliert mit sprachwissenschaftlichen Untersuchungen zur Durchdringung der Sprache mit Begriffen aus dem Computerbereich. Busch, Albert: Computerwortschatz im Gegenwartsdeutsch. In: Wengeler, Martin (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Hildesheim / Zürich / New York 2003. S. 180-196. (Germanistische Linguistik 169/170).

Der folgende Interviewausschnitt verdeutlicht, wie die 36-jährige Projektmanagerin Brigitte Tessner ihr Verhältnis zum Computer einerseits zu versachlichen und zu rationalisieren sucht, es andererseits deutliche Signale gibt, die virtuelle Technik zu *vermenschlichen* und den Umgang mit ihr auf einer eher symbolischen Ebene zu bewältigen. Dabei ist sie sich der relativen Macht des Computers bewusst, betont aber gleichzeitig einen spielerischen Umgang mit dem Computer, mit dem der Aushandlungsprozess von Macht und Ohnmacht zwischen Nutzerin und Computer bewältigt wird. Auch hier wird die direkte Ansprache des Computers – sogar in der vermittelten Form des Interviews – deutlich. Bemerkenswert im Hinblick auf die Reflexion der Anthropomorphisierungserfahrung ist ebenfalls, dass im Interview das Sprechen mit dem Computer auch in der Form eines rekonstruierten Zitats eingebracht wird: „Weißt du, hör mal zu: »Du bist blöd Computer!«".

Im Interviewausschnitt ist die gewählte Sprache für die Beschreibung der Mensch-Maschine-Interaktion betont umgangssprachlich und die Interviewte gibt – entgegengesetzt zu ihrer Position im mittleren Management – Erklärungen in einer bewusst direkten Ausdrucksweise. Dies wird etwa darin deutlich, dass der Computer einen Eigennamen – Friedhelm 2 - erhält, aber auch darin, dass die Interviewte sich selbst in ihrem Umgang mit Computern als „Rampensau" einschätzt. Die Distanzierung zum den Arbeitsalltag bestimmenden Arbeitsgerät kann aber auch als eine Umgangsstrategie verstanden werden, dem Computer nur eine gewisse Macht einräumen zu wollen.

> „Und das andere ist eben halt, der Computer ist nur so gut, wie wir ihn machen, ne. Und solange ich nicht speichere, mache ich auch nichts kaputt. So. Und dann gib ihm. (...) Solange ich nichts speichere, also wenn ich eine alte Datei erst mal daran rumspiele, mache ich ja heute auch noch. Und dann ist das bis dahin alles wunderbar und auf einmal ist das, phhh, löst sich in Rauch auf oder irgendwas ist, wo man sagt, das kann doch nicht angehen. (HS: Wie ´ne Bombe erscheint) Ja, so ungefähr, so wie bei Atari früher, man hat maximal 28 Bomben, da muss man immer auf dem Bildschirm nachzählen, wo sind sie nun. (...) So, und das ist irgendwie nur eine Sache, dadurch natürlich, dass ich an der Uni damit anfangen konnte und nicht erst im Berufsleben. (...) Man wird ja zu einer echten Rampensau, man sagt ja wirklich so, weißt du, hör mal zu: »Du bist blöd Computer! Zur Not stelle ich dich aus.« Da gibt es ja diese ganzen Spielchen, die man da machen kann. (...) Und das ist irgendwie hm, wenn mir einer heute sagt: »nee, jetzt bist du zu weit gegangen!« dann muss ich mir sagen: okay, ich bin zu weit gegangen und habe irgendwie einen Mist gemacht, dass er dann eben übergelaufen ist oder sonst was, ne. Aber sonst, der hat keine Macht über uns. (...) Und wie gesagt, ich schimpfe ja dann auch mit ihm, mein Friedhelm 2, der kriegt dann eine an die Backen und das ist irgendwie so.(...) Ja, ich weiß nicht, das ist irgendwie so. Wir können nicht ohne, aber ich, verdammt noch mal, so ernst will ich ihn dann doch nicht nehmen."

Was mit der Namensgebung für den eigenen Computer besonders plakativ deutlich wird, findet sich jedoch auch in weniger auffälligen Beschreibungen. Die Interviewte Sabine Strecker beschreibt, dass sie mit dem Computer, aber auch mit anderen

technischen Geräten spricht. Dies ist etwas, von dem sie meint, dass von ihr beobachtete Männer dies in dieser Form nicht tun würden. Das von ihr beschriebene „freundschaftliche Verhältnis“ und die gewählte Formulierung „Bindung“ sprechen ebenfalls für die Aufnahme einer quasi-sozialen Beziehung als sinnvolle und legitime Umgangsform mit der Technik:

> „Also ich weiß das nicht, ich kann nur sagen, dass ich glaub, dass ich zu vielen Sachen, mit denen ich häufig zu tun hab, technischen Geräten, mit denen ich häufig zu tun hab, dass ich zu denen eher eine Art freundschaftliches Verhältnis habe, als ich das bei Männern sehe. Ich glaub Männer, also die ich so kennen gelernt hab, die sehen das meistens als Gerät, das benutzt wird, wenn sie jetzt nicht gerade irgendwie Elektroniker, Elektrotechniker sind und wenn es kaputt ist dann weggeworfen wird, und dann gibt’s halt ein Neues (HS: Ach und sie meinen Sie, Sie nennen das jetzt freundschaftliches Verhältnis?) Ja, ich glaub schon, also ich hab mit meinem Auto geredet, ich rede auch manchmal mit meinem Computer (HS: Mh.), also ich sag, das hört sich so, also schon beim Auto, klar dass ich dann irgendwie »Komm Junge, ‘n paar Meter machst du noch«, (HS: Ach so.) das schon natürlich (HS: Ja, ja, ja.), also ich hab da schon eine Bindung zu gehabt, ich hab auch irgendwie eine Art von Bindung zu meinem Computer, das denk ich schon.“

Beim Universitätsprofessor Udo Tschersig wird ebenfalls auf den anthropomorphen Umgang mit dem Computer eingegangen. Für ihn ist es vor allem der Eindruck, mit dem Computer zu „kämpfen“. Mit dem Verweis auf die entsprechende Literatur wird die eigene Beobachtung belegt, abstrahiert und verallgemeinert und versucht, Distanz zum eigenen Verhalten aufzubauen.

> „Und dann dieses andere Gefühl, was ich auch schon in der Literatur gelesen habe, dass man plötzlich mit dem Computer wie mit einem Gegner kämpft, also dass der sich personifiziert, nicht. Und dass man dann sagt, »ah, jetzt hab ich dich, du Schwein«, nicht. Nicht so, dieses plötzlich, wenn man etwas, das ist nichts anderes, als dass man es kapiert hat und es richtig macht und nun hat er dann doch reagiert oder hat nun doch, also das ist schon so ein Punkt.“

Mit dem Verweis auf die „sehr individuellen Probleme“, die Computer haben, verdeutlicht die Interviewte Meike Hansen, dass mit der Anthropomorphisierung auch verbunden ist, dass Computer gar nicht in Gänze verstanden werden können, letztlich ein Stück weit unberechenbar bleiben. Der damit angesprochenen Komplexität kommen somit eher wesenhafte Züge zu und in diesem Sinne werden Computer auch verantwortlich für Fehler gemacht und eigene mögliche Fehler im Computerumgang relativiert.

> „Da habe ich auch schon meinen Mitbewohner gefragt, der auch mit Computer sich sehr gut auskennt und er meinte auch, ja, da wüsste er jetzt auch nicht Bescheid, also irgendwie, es scheinen halt auch Computer unter sich völlig verschiedene Sachen zu machen so, (HS: Ja, ja, sicher) sehr individuelle Probleme zu haben (HS: Ja) und ich bin immer noch davon überzeugt, dass sie nur erfunden worden sind, um mich zu ärgern.“

Computer in der sprachlichen Bewältigung zu personalisieren und zu vermenschlichen, kann als erste rhetorische Figur und somit als legitime Betrachtungsweise der Mensch-Maschine-Interaktion mit Computern begriffen werden. Dies basiert argumentativ auf Selbstbeobachtungen und der Schilderung eigener Erfahrungen der Interviewten. Dass Computer als technische Artefakte zu dieser Art der Deutung führen, hängt sicherlich auch damit zusammen, dass sie von den Nutzern zu „persönlichen" und personalisierten Geräte gemacht werden. [408] Mit individuell gestalteten Benutzeroberflächen, Konfigurationen und Voreinstellungen oder der Ausschmückung der Hardware wird eine Beziehung zum eigenen Gerät hergestellt.[409]

4.3.1.2. Der Zeitverschlinger

Ein weiteres Motiv, das die argumentativen Einpassungen der Computertechnik in den Alltag verdeutlicht, ist das des Computers als Zeitverschlinger. Interviewte thematisierten auf immer wieder vergleichbare Weise ihre Erfahrung im Computerumgang, dass sie die vor dem Computerbildschirm verbrachte Zeit ex post als schnell vergangen bzw. als schneller vergangen als bei anderen Tätigkeiten empfunden haben. Hinzu kommt, dass diese Zeit als „vertane" und mitunter unnütz verbrachte Zeit bewertet wird, zudem gibt es mitunter ein Staunen über die allein mit Medien und Technik verbrachte Zeit.[410] Auch hier zeigt sich – ähnlich wie beim Verführer-Motiv (4.3.1.4) –, wie sich der Computer machtvoll als soziale Interaktionsgröße in den Alltag einschaltet. Ist er erst einmal vorhanden, erhalten seine vielfältigen Möglichkeiten einen Aufforderungscharakter, sei es nun für freizeit- oder arbeitsbezogene Tätigkeiten.

Diese rhetorische Figur weist auf die Herausforderung der Computernutzer hin, die Zeit „vor dem Bildschirm" in das eigene Zeitmanagement zu integrieren und vor sich selbst, aber auch vor anderen, eine akzeptable Sinnzuweisung der Computerzeit herzustellen. Auch in dieser sprachlichen Wendung geht es um die Interpretation der subtilen Macht, mit der sich der Computer in den Alltag einschaltet. Diese Figur kann auch als Reflexion der eher unbewusst vorgenommenen Tätigkeiten vor dem Bildschirm verstanden werden.

---

[408] Höflich, Joachim: Das Handy als „persönliches Medium". Zur Aneignung des Short Message System (SMS) durch Jugendliche. In: *Kommunikation@Gesellschaft* 2.

[409] Die Fotoserie My Terminal is my Castle, dokumentierte auf eindrückliche Weise, die Ausgestaltung von Computerbildschirmen mit Nippes und persönlichen Acessoires am Arbeitsplatz; Siffert, Hans-Peter: My Terminal is my Castle. Computerschmuck im Großraumbüro. In: Der Alltag. 1 (1985). S. 62-79. Studien zur Gestaltung von Bildschirmhintergründen als „Identitätsmarkern" des *eigenen* Computers könnten dies ebenfalls belegen.

[410] Fragen der alltäglichen Gestaltung des Zeitmanagements und der Zeitgestaltung in seinen sozialen und kulturellen Bezügen werden von Thomas Hengartner als zentrale Aufgabe einer „vom Menschen her denkenden" Alltagskulturwissenschaft Volkskunde gesehen, Hengartner, Thomas: Zeit-Fragen. In: Vokus. Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Schriften. Sonderheft „Zeit". S. 5-18, hier S.13f. Ders.: Zur Ordnung von Raum und Zeit. Volkskundliche Anmerkungen. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 98 (2002). S. 27-39.

Ein interviewter Lehrer bringt die Erfahrung der rasenden Zeit mit der folgenden Metapher auf den Punkt: „Ein Computer ist ein schwarzes Loch, da verschwindet die Zeit.“ Ganz ähnlich, wenn auch weniger negativ, wird dies vom Interviewpartner Harald Möller beschrieben: „Und ruckzuck hat man zwei Stunden gemeinsam [mit der Ehefrau, G.H.] vor dem Bildschirm verbracht und hat an sich gar nicht mitbekommen, wie die Zeit vergeht.“

Sehr plastisch wird dies auch von dem 29-Jährigen Horst Nienau, Student der Medientechnik, beschrieben, als er im Interview von den ersten Spielenachmittagen in seiner Kindheit am Computer erzählte. Er erklärt, dass „am Computer die Zeit rasend schnell vergeht“, mit dem Magischen und der unerklärlichen Faszination, die vom Computer ausging, was in ihm aber einen negativen Beigeschmack hinterließ:

> „Also im Nachhinein denke ich, haben wir da echt eine Menge... da sind wir ganz schön tief eingestiegen für unsere 13 oder wie alt wir gewesen sein mögen, 14. Was mir allerdings damals auffiel an dem Computer war dieses Magische. Ich besuchte Jörg [einen Freund] regelmäßig nachmittags und wenn ich zu ihm kam und wir spielten Spiele, dann verging der Nachmittag, wie so ein Nachmittag verging, nämlich in etlichen Stunden. Wenn ich aber zu ihm kam und wir setzten uns an den Computer, dann saßen wir da eine halbe Stunde und ich guckte wieder hoch und es war plötzlich dunkel und ich musste wieder nach Hause. Also sprich, wir saßen keine halbe Stunde da, vom Gefühl her war es eine halbe Stunde. (...) Ich habe es nie wirklich ergründet, woran es liegt, es ist mir nur mal aufgefallen, dass am Computer die Zeit rasend schnell vergeht, das hab ich auch doof gefunden, das hat mir Bauchweh bereitet.“

Das gleiche Phänomen beschreibt der zum Interviewzeitpunkt 58-jährige Lehrer Herr Geiger. Auch für ihn nimmt der Computer den Nutzer letztlich so stark in Anspruch, dass sich die Zeit zu beschleunigen scheint. Plastisch wählt er für den Eindruck, die Zeit nicht sinnvoll genutzt zu haben, das Bild, „hinterher mit leeren Händen zurückzubleiben“. Das Neue und Besondere am Umgang mit dem Computer stellt er dabei im Vergleich mit der „analogen“ Tätigkeit des handschriftlichen Schreibens heraus, wobei er einen Gegensatz zwischen Ordnung (früher) und Unordnung (heute) konstruiert:

> „Wenn du schreibst oder so, das ist ja dann irgendwie, dann siehst du ja hinten nach, was du in diesen Stunden gemacht hast. Aber wenn du also jetzt an dem Computer irgendwas probierst, was Geschriebenes wiederzufinden oder irgendwas mehrere Dinge alphabetisch zu ordnen oder dann aus der alphabetischen Ordnung rauszurufen oder so irgendwas, da sind Stunden weg, ohne dass du was getan hast. Du sitzt hinten nach mit den gleichen leeren Händen da wie vorher und die Zeit ist weg. Also da wird es unangenehm. Ja und was jetzt also mit dem Internet-Anschluss war. Wenn man da also mal anfängt und da ein bisschen was rumsucht und ein bisschen was aufruft und da und dort schaut, da war mir also auch die Zeit im Fluge vergangen. Und am nächsten Tag sehen wir dann auf dem Protokoll, das ja da geführt wird, dass wir über eine Stunde im Internet rumgehupft sind.“

Rudolf Hansen bringt am Ende eines längeren Gesprächsabschnitts über den Computer – in dem auch seine Begeisterung für den Erzählgegenstand deutlich wird – den Zeitverlust vor dem Bildschirm mit der ebenfalls öfters geäußerten Kritik am scheinbar Rationalen von technischen Lösungen zusammen. Dies äußert er im Sinne eines Fazits auf die Interviewerfrage nach abschließenden Bemerkungen im Gespräch zum Computer. Um das Argument rhetorisch abzusichern, bedient er sich dabei einer drastischen Übertreibung („Die größte Lüge des 20. Jahrhunderts“):

> „(HS: für diese Frage, gibt es da noch irgendwas, was, wo sie meinen, was man da mit beschreiben müsste, also jetzt ihre Arbeit mit dem Computer, ihre Erfahrungen mit dem Computer, gibt es irgendwas, wo sie meinen, das haben wir jetzt da ganz außen vor gelassen und das gehörte eigentlich mit dazu?) Ja, die größte Lüge, ich sage jetzt mal, des 20. Jahrhunderts ist der Satz: »ich mach das mal schnell mit dem Computer!« Weil es läuft einfach nicht, vor allem, wenn ich sage, die Arbeit, ich tipp die mal schnell in den Computer, da geht immer irgendwas schief, also es geht nicht mal eben schnell mit dem Computer zu machen. Routinierte Sachen ja, was weiß ich jetzt, irgendein Bild einzuscannen oder so, das funktioniert, aber wenn es ein klein bisschen größeres Projekt ist, es ist einfach die größte Lüge.“

Seine ebenfalls interviewte Schwester, die 28-jährige Meike Hansen, beschreibt die nicht vorhandene Zeitersparnis in ähnlicher Weise. Erfahrungsbasiert, mit dem Bezug auf eigene Schreibarbeiten, zeigt sich so eine alltägliche Technikkritik, die mit dem zu schnellen und zu selbstverständlichen Einsatz von Computern einhergeht. Die Kritik zielt, ähnlich wie in der rhetorischen Figur der scheinbaren Rationalität (4.3.3.1.), darauf, dass menschliche Fähigkeiten („gute Sekretärin“) den vermeintlich schnelleren Computerlösungen mindestens ebenbürtig sind.

> „Wenn man was schnell was machen will am Computer, dann ist so ein Gerät eigentlich überhaupt nicht geeignet. Ich habe aber auch selber festgestellt, auch in der Textverarbeitung, dass man sich dann denkt, so jetzt habe ich die Hausarbeit fertiggeschrieben, jetzt mache ich nur noch mal schnell die Seitenzahlen und die Fußnoten und ruckzuck sind zwei, drei Stunden um, weil so schnell geht das immer gar nicht, also es ist gar nicht so eine wirkliche Zeitersparnis, mit so einem Gerät zu arbeiten, was das Textschreiben an sich angeht schon, aber dann nachher so der Kleinkram wie Seitenzahlen verteilen und die Fußnoten an der richtigen Stelle, dann verrutscht das irgendwie selbständig und irgendwas verschiebt sich wieder und dieser ganze Kram, der hält einen manchmal so fürchterlich auf, also in der Zeit hätte es, glaube ich, eine gute Sekretärin auch schon abgetippt, denke ich mal, also es ist unglaublich.“

Für den Informatik-Studenten Martin Jungclaus ist es weniger die beschleunigte als vielmehr die mit sinnlosen Aktivitäten vor dem Bildschirm verbrachte Zeit. Der Computer wird so zur Ablenkungsquelle, die die Funktion des „Berieselungsmediums“ Fernsehen übernommen hat. Typisch, wie auch für die anderen Beispiele, ist hierbei, dass die vor dem Bildschirm verbrachte Zeit im nachhinein negativ bewertet wird, es

offensichtlich aber sehr schwierig ist, den eigenen Computerkonsum so zu kontrollieren, dass dieser Effekt nicht eintritt.

> „Ich sitz natürlich viel vorm Computer jetzt, aber ich genieß das immer noch nicht richtig, also ich hab ja so'n sehr ambivalentes Verhältnis zum Computer, ich ärgere mich eigentlich meistens, wenn ich zu lang vorm Computer saß, weil ich dachte halt irgendwie, der Computer hat für mich so'n bisschen die Funktion des Fernsehens eingenommen für viele Leute, viele Leute, wenn die nicht wissen, was sie machen, dann machen sie halt den Fernseher an und nach zwei Stunden ärgern sie sich, was hab ich jetzt hier gemacht, zwei Stunden vertan. Bei mir ist das so, na ja mache mal Computer an und gucken, ob ich e-mail habe und dann ach ja, jetzt könnte ich halt hier mal das machen, dann macht man total sinnlose Aktivitäten, dann sortiert man seine bookmarks von Netscape oder guckt, ob man sein Festplatte aufräumen kann und so einen Mist und das ist halt irgendwie, das ist, find ich, auch total vertane Zeit. Das ist total bescheuert, aber ich mach das trotzdem dauernd."

Das gleiche Erzählmotiv allerdings mit dem stärkeren Fokus auf den Systemzusammenhang der Computertechnologie findet sich im Interview mit dem Literatur- und Medienwissenschaftler Hajo Stermann. Mit dem Verweis auf den Computer als „Zeitvernichtungsmaschine", die hier im wissenschaftlichen Sprachgestus der Abstraktion formuliert wird, wird diese Kritik auf den Punkt gebracht. Deutlich wird hier aber wiederum die Erfahrungsseite, die hinter der Einschätzung steht.

> „Was ich entnervend finde, ist diese dauernde Umstellung auf neue Programme, nicht, weil man ja dauernd, also ich habe meinen zu Hause jetzt, der ist drei Jahre alt, ja gut, da geht also hm, hm die Internetversion, dann Netscape, da läuft nur 3.1., wenn ich nun 4. haben will, womit ich an elektronische Kataloge komme, dann brauche ich wieder ein neues Betriebssystem. Wenn ich in dieses neue Betriebssystem installiere, dann muss ich wieder alle Sachen rausnehmen, dann muss ich sie wieder neu installieren, diese ganzen Sachen, nicht, also das finde ich irgendwie doch schon entnervend da dran, so dass es, es gibt ja Leute, die sagen, dass im Grunde diese Computer eine Zeitvernichtungsmaschine sind, weil sie zwar Zeit natürlich ersparen, weil sie aber einfach viel Zeit vernichten, die man einfach damit zubringt, sich die Dinger neu einzurichten, sich damit zu beschäftigen, sich da reinzukriechen, dann gibt es da, also ich habe zwei, dreimal wirklich Sachen erlebt, da ging also nichts mehr."

Noch stärker auf der biographischen Seite, gewissermaßen mit der Langzeitperspektive schildert der Hochschullehrer Harald Walther in einer Erzählung ähnliches. Auch hier ist es die Formulierung „was die Zeit wegfrisst", mit der die Folgen der Computerarbeit beschrieben werden. Nachdem er länger selber nicht programmiert hat, stellt er im Interview dar, wie er vor zwei Jahren wieder damit begonnen hat. In diesem Zusammenhang ist die Darstellung der an sich selbst gestellten hohen Ansprüche bei computertechnischen Lösungen wichtig und das Motiv der erfolgreich abgeschlossenen Arbeit. Deutlich wird auch die Schwierigkeit, das eigene

Zeitmanagement zu kontrollieren. In seiner rückblickenden Bewertung fällt ihm dann auf, dass zuviel Zeit in die Programmiertätigkeit geflossen ist, auch hier wird auf das Sprachbild des „Zeit wegfressens“ gegriffen, um dies zu veranschaulichen. Als weiteres Problem wird sichtbar, dass die Ansprüche steigen und es schwierig ist, das richtige Maß zu finden. Ebenfalls typisch ist im Zusammenhang mit den Zeiterfahrungen das Motiv, dass die abschließenden Detailarbeiten die meiste Zeit in Anspruch nehmen.

> „Ja, weil ich jetzt habe ich wieder das Programmieren angefangen vor, vor zwei Jahren und merke einfach, dass das unheimlich viel Zeit frisst, also das ist unglaublich, was da für Zeit draufgeht. Und gerade so, das habe ich gerade jetzt am Wochenende gemerkt, wo ich oder die Woche davor, wo ich ein relativ kleines Programm gemacht habe, da geht es übrigens um die, um die Internet, also dass Anmeldungen von Seminaren von uns über das Internet gemacht werden können. Also manche, viele Seminare sind bei uns teilnehmerbegrenzt, da muss man sich anmelden. Das geht jetzt irgendwie so über Karteikarten, die werden dann abgeliefert und so weiter und da wird eine Verteilung gemacht. Das wollte ich übers Internet machen, dass man von irgendwo sich eintragen kann. Kein, kein kompliziertes Problem, habe ich auch relativ schnell sozusagen im Groben zusammengehabt und dann ging es dran es sozusagen das Finish zu machen, also auszuchecken, dass es wirklich unter allen saublöden Bedingungen auch geht und alle Fehler abfängt und so. Und da schätze ich jetzt, dass das ungefähr 20 Mal so lange dauert wie das, wie der erste grobe Entwurf. Der erste grobe Entwurf war so, dass ich es vorzeigen konnte und sagen: »guck mal, so sieht das aus, so geht das und so«. Alles toll, wunderbar, nur dachte ich auch, jetzt bin ich ja schon fast fertig, noch zwei Tage und dann ist es gut, da habe ich noch ganz enorm viel Zeit reingesteckt, um das sozusagen das Finish zu machen. (...) Das ist das, was einen nervt, was die Zeit wegfrisst, wo man, wo ich dann also, deswegen die Frage ob ich nicht viel, viel mehr Zeit jetzt hätte, wenn ich das sein gelassen hätte.“

Die Versprachlichung der Erfahrung der schnell vergangenen Zeit vor dem Computerbildschirm ist als Auseinandersetzung mit dem Versprechen, durch den Einsatz von Computern rationaler und effizienter arbeiten zu können, zu verstehen. Gerade in der Erfahrung, dass sich der versprochene Zeitvorteil oft ins Gegenteil verkehrt, d.h. als Zeitverlust oder als sich beschleunigende Zeit wahrgenommen wird, verdichtet sich, dass die handelnden Subjekte immer auch um eine Repositionierung ihrer Bewertung des Nutzens und der Nutzung von Technik „ringen“ und die Frage, ob und wie sinnvoll die Computerbenutzung ist, immer wieder neu beantwortet und entschieden werden muss. In diesem Sinne lässt sich die Folge der Digitalisierung als „Paradox von Zeitgewinn und Zeitverlust“[411] verstehen, das von den Alltagshandelnden erlebt wird. Gleichzeitig gibt diese Figur aber auch die alltägliche Einsicht in die Wesensqualitäten des nicht-menschlichen Wesens Computer wieder.

[411] Degele, Einführung in die Techniksoziologie, wie Anm. 175, S. 174.

4.3.1.3. Sucht und Verführung: Technik und Moral (1)

Äußerungen über die beobachtete und wahrgenommene Sucht nach und Verführung durch die (medialen) Qualitäten des Computers sind eine weitere wichtige rhetorische Figur, die in eine ähnliche Richtung verweisen und über die der machtvolle soziale Einfluss von Computern argumentativ verhandelt wird. In den Interviews ist regelmäßig von Menschen aus dem engeren sozialen Umfeld die Rede, die dem Computer „verfallen" sind und nicht mehr in der Lage seien, sich der Anziehungskraft des Gerätes zu entziehen bzw. zu widersetzen. Ebenso kommen Selbstbezichtigungen vor, das heißt dass Interviewte angeben, dass sie sich – zumindest zeitweise – der Verführungskraft des Computers nicht hätten entziehen können.[412] Mit der Zuschreibung der Verführungskraft wird wiederum die Wesensseite des Computers betont und das soziale Potential, das in den immanenten Angeboten vorhanden ist hervorgehoben. Bezogen wird die Zuschreibung Sucht und Verführung dabei vor allem auf die medialen und spielerischen Angebote des Computers, bei denen eine intensive, aber eben auch nicht-arbeitsbezogene und somit nicht zweckrationale Nutzung besonders nahe liegend ist. Eine Entsprechung hierfür findet sich auf der Ebene des Medien-Diskurses über die Gefahren neuer Medien.[413]

Diese Erzählfigur hat dabei auch die Funktion, im Gespräch den eigenen Umgang mit dem Computer als rational, kontrolliert, legitim und angemessen zu präsentieren und dessen Verführungsqualitäten – etwa in Form von Computerspielen – widerstehen zu können. Hier zeigen sich die in der Gesprächssituation vollzogenen sprachlichen Akte der Selbst- und Fremdpositionierung besonders deutlich.[414] Mit dem Einführen von dritten Personen und der Bewertung von deren Verhalten findet eine moralische Einordnung sowohl des fremden als auch des eigenen Verhaltens statt. Dass dies besonders bei einem Thema – also der Verführungskraft von Medien und Technik geschieht - , bei dem die richtige Dosierung besonders intensiv diskutiert wird, ist sicherlich kein Zufall. Die Rede von der starken Medienabhängigkeit von Brüdern, Freunden oder Partnern wird im Interview in jeweils ähnlichen topoiartigen Formulierungen, die auf den Computer als dauerhaften Begleiter im Alltag aufmerksam machen, thematisiert:

- „Er sitzt den ganzen Tag davor und daddelt." (Die Abiturientin Nora Karg über ihren Bruder).

---

[412] In einem kleineren von mir durchgeführten Forschungsprojekt zu virtuellen Formen der Partnersuche wurde dieser Aspekt besonders deutlich. Durch die omnipräsente Möglichkeit „online zu gehen", ist die Verführungskraft des neuen Mediums mit der attraktiven Kommunikationsmöglichkeit (und auch Selbstbestätigungsoption) als „Einbruch" im Alltag vorhanden. Herlyn, Gerrit: Partnersuche im Internet – Mediale Mythenbildung und Aneignungserfahrungen einer alltäglichen Kommunikationstechnik. In: Kommunikation@Gesellschaft 2 (2001); Ders.: „Forest an Sternenstaub..." Partnerfindung diesseits und jenseits virtueller Welten. In: Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur 15 (2000/2). S. 16-21.

[413] Eine typische Schlagzeile für diese mediale Verhandlung der sozialen Folgen des Computers mit den typischen Folgen der Sucht lautet etwa „300 000 Online-Süchtige in Deutschland", Der Spiegel, 37/2000. S. 167.

[414] Deppermann / Lucius-Höhne, Narrative Identität und Positionierung, wie Anm. 196.

- „Der sitzt aber auch seit er sechs ist oder so, Tag und Nacht am Computer“ (Katja Flemming über einen als Computer-Freak beschriebenen Nachbarn)
- „Das erste, was er macht morgens, ist, er macht den Computer an und das letzte, was er macht abends, er macht den Computer aus und zwischendurch sitzt er wirklich fast die ganze Zeit konstant halt vorm Computer.“ (Der Informatik-Student Martin Jungclaus über einen Freund)
- „Spielen von morgens bis abends am liebsten, da kann der auch alles vergessen, da kriegt er auch nichts mehr mit.“ (Die Bibliothekarin Sylvia Schmidtke über ihren Ehemann).

Der Interviewte Rudolf Hansen vergleicht im folgenden Ausschnitt seine eigenen Computerspielgewohnheiten mit denen eines Nachbarn, der argumentativ als Gegenpol eingesetzt wird, um das eigene Verhalten als einigermaßen maßvoll und kontrolliert zu beschreiben und sich zu positionieren („Aber so bin ich nicht“). Auch hier wird die auf die intensive Beschäftigung zielende Formulierung „Tag und Nacht“ benutzt, um das suchtartige Verhalten zu belegen.

> „Ja, Playstation spiele ich auch immer noch, und zwar nicht soviel. Also ich habe einen Nachbarn, der sitzt Tag und Nacht daran, der ist auch, der ist ein bisschen jünger als ich - ein, zwei Jahre - , der hat auch auf seinem PC da irgendwelche Adventurespiele und zieht sich im Winter auch wirklich die Gardinen zu und sitzt dann Tag und Nacht an dem Ding dran, bis er dann durch die Abenteuer durch ist, aber so bin ich nicht, ich setze mich, wenn ich mal eine Stunde Zeit habe und Lust habe, davor und spiele halt irgendwas.“

Ähnlich verweist ein interviewter Informatik-Student, der selbst viel Zeit vor und mit dem Computer verbringt, auf einen ehemaligen Mitbewohner, den er als extremes Beispiel für Computersucht und den nicht mehr kontrollierbaren Umgang heranzieht. Ins Blickfeld gerät so das soziale und kulturelle Gefahrenpotential, aber auch das hohe Maß an notwendiger Selbstkontrolle, das als immanente wichtige Eigenschaft im Computerumgang herausgestrichen wird. Die argumentative Funktion lässt sich als Vergleich des eigenen, so als noch vernünftig dargestellten Verhalten, mit einem negativen Beispiel, in dem die schwierige Kontrolle nicht mehr gelingt, beschreiben.

> „Ich weiß als ich in Braunschweig war, habe ich in einer WG gewohnt mit einem guten Freund von mir und der hatte so einen Apple Computer, da war es immer so, wenn der mal ausgegangen ist, also der ist wirklich extrem computersüchtig, so wollt ich nie werden, weil das erste, was er macht morgens ist, er macht den Computer an und das letzte, was er macht abends, er macht den Computer aus und zwischendurch sitzt er wirklich fast die ganze Zeit konstant halt vorm Computer, wenn er nicht gerade arbeitet oder Musik machen geht oder halt was isst, aber er isst auch so gut wie gar nichts, weil er kocht halt nicht oder so, der hat wirklich gar kein anderes Leben als seinen blöden Computer.“

Der von dem Lehrer Alois Geiger aufgegriffene Ausdruck des „Computerzölibats“, mit dem die Frau eines Kollegen dessen „nächteweises“ (auch hier wird dieses Motiv wiederum benutzt) Abtauchen bzw. dessen Rückzug mit dem Computer beschrieben hat, geht in eine vergleichbare Richtung. Als Folge der intensiven Computernutzung leiden soziale und familiäre Beziehungen unter der Dominanz des nicht-menschlichen Wesens. Typisch für die Argumentation ist auch, dass sich eine gewisse Eigendynamik in der Beschäftigung mit dem Computer entwickelt. Auf der sprachlichen Ebene findet eine Detaillierung und Dramatisierung dieser Situation über das wiedergegebene Zitat der Ehefrau statt.[415]

> „Es ist also wirklich gewesen, dieser Kollege in der Schule, der diese ganzen Computer betreut. Dessen Frau hat dann irgendwann auch mal Alarm geschrien und hat gesagt, ja, es sind also, wie, wie nannte sie es? Es ist der Computerzölibat oder so ungefähr, der dadurch entsteht und der saß ja wirklich nächteweise an seinem Computer. Der steht im Keller unten und da hat er sich also hin verkrochen. Und sie sagte: »Und ich habe also die Kinder und die Familie, es bleibt alles an mir hängen, bloß weil er an seinem blöden Computer sitzt«. Und er hat sich damals ja wirklich sehr gerade um dieses alte Schulverwaltungsprogramm, was nicht so optimal war, da hat er sich mit rein vertieft und hat das Programm verändert und verbessert und verfeinert. Und hat dann für unsere Schule modifiziert und so weiter.“

Ein weiteres Beispiel für die im sozialen Nahbereich beobachtete Sucht ist die Abiturientin Nora Karg (Vgl. zu diesem Beispiel auch 4.2.2.). Sie verweist auf ihren jüngeren Bruder, der dem Computer gewissermaßen verfallen ist. Die Zeitangabe von den 14 täglich vor dem Computer verbrachten Stunden ist sicherlich eine Übertreibung, die im Sinne des zum Tragen kommenden anekdotischen Stils erzählt wird. Mit dem Dauerkonsum werden allerdings trotzdem zwei Modelle des Computerumgangs gegenübergestellt, der eher ablehnende und vorsichtige von ihr, mit dem unkontrollierten und kritisierten des Bruders.

> „(HS: Wann haben sie denn damit [mit dem Computer] angefangen ungefähr?) Vor einem Jahr, ich habe einen kleinen Bruder und der hängt da schon bestimmt seit drei Jahren davor, ich weiß nicht, wie lange wir jetzt Internetanschluss haben, aber seit es das gibt, haben wir das eigentlich und der kommt da auch nicht mehr raus. (HS: Was heißt das?) Er sitzt den ganzen Tag davor und daddelt, ich weiß nicht, also (GH: Also Daddeln heißt dann Computerspiele?) Ja, über Netz irgendwie mit irgendwelchen Freunden, keine Ahnung, aber nee, mir ist das nicht so ganz geheuer (...) Aber der sitzt ja auch nur davor und macht auch nichts anders mehr (HS: Und was sagt denn nun ihre Mutter dazu, wenn er da so viel davorsitzt?) Die ist damit gar nicht glücklich, aber (HS: Aber sie kriegt ihn auch nicht mehr weg davon oder wie?) Nee, nee, nee, ich ja auch nicht, nee, das geht auch nicht irgendwie, also es ist jetzt ganz angenehm, wenn jetzt die Flatrate abgeschafft wird,

[415] Bergmann, Authentisierung und Fiktionalisierung in Alltagsgesprächen, wie Anm. 210; Bergmann, Klatsch,wie Anm. 207. Bemerkenswerterweise handelt es sich um die Rekonstruktion eines Gespräches, bei dem Herr Geiger selbst nicht anwesend war, dessen Schilderung aber bei ihm soviel Eindruck hinterließ, dass er das Sprechen über dieses Gespräch erinnert.

dann darf er nicht mehr, weil er sitzt ja wirklich so täglich so 14 Stunden davor (GH: Was, wie?) (HS: [lachend]) da ist er ja, ja total süchtig.) Ja (HS: Er muss doch auch Schule machen, das geht doch gar nicht!). Ja [lachend]."

Das Suchtmotiv steht in der Bewertung des Computerumgangs für den Verlust der Selbstkontrolle, wofür allerdings nicht der Mensch, sondern eine der Technik innewohnende Verführungskraft verantwortlich gemacht wird. Dies geht soweit, dass mit diesem Argument legitimiert wird, „Opfer" dieser Computersucht geworden zu sein. So stellt Rudolf Hansen in seiner biographischen Selbstdeutung eine zu intensive Phase des Computerspielens am Ende der Schulzeit als den Hauptgrund dafür dar, dass er das Abitur nicht erfolgreich abschließen konnte. Im biographischen Sinne erhält die Erzählpasse den Charakter einer Rechtfertigungsgeschichte, in der an die Verführungskraft des Computers eine Teilschuld für das schulische Scheitern delegiert wird.[416]

„Dann habe ich mir später noch den C64 gekauft, den hatten ja auch viele so in dem Alter von Commodore, so dieses Grundmodell und habe dann über viele Jahre nur gespielt, was mich dann damals auch den Gymnasialzweig gekostet hat, weil ich Tag und Nacht gespielt habe (...). Weil meine Eltern mich nicht davon abbringen konnten, ich hatte den auch fünf Jahre dann, vier oder fünf Jahre und [habe] dann auf dem gespielt."

Die Selbstboebachtung eines gewissermaßen suchtartigen Verhaltens wird ebenfalls im folgenden Interview als Motiv deutlich. Der 30-jährige Bankangestellte Harald Möller schildert plastisch, wie der Computer – hier vor allem mit dem Informationsangebot des Internets – seine Handlungen am Arbeitsplatz mitstrukturiert. So beschreibt er, wie seine erste morgendliche Handlung am Arbeitsplatz das Einschalten des Computers ist. Das Bedürfnis, bei den sich permanent ändernden Börsenkursen auf dem aktuellen Stand zu sein, führt zum dauerhaft wiederkehrenden Blick auf den Computerbildschirm. Das Suchtmoment und die damit verbundene Unruhe wird in der Selbstdiagnose mit dem Wort „kribbelig" beschrieben.

„(HS: Also, wie ist das bei ihnen mal. Wenn man jetzt einfach mal so einen Arbeitstag nimmt, läuft der Bildschirm, also läuft der Computer von morgens bis abends dann, ist immer an. Und wieviel müssen sie denn da so gucken. Was rechnen sie so am Tag?) Zeit? (HS: So ungefähr, kann man nicht sagen, weil es zu verschieden ist?) Kann man nicht sagen, weil ich an sich ständig drauf schaue, wirklich ständig drauf schaue. Also ich habe bei mir auch schon bemerkt, dass es auch schon wie so eine Sucht geworden. Das erste, was ich mache morgens, wenn ich reinkomme, ich mache nicht das Licht an, ich mache den PC an. Und schaue dann immer auf die Börsenkurse und gucke nach, gucke, wie ist Tokio gerade. Wie war New York gestern, schaue mir die einzelnen Börsenplätze an. Gucke drauf, was machen die Währungen, welche Nachrichten sind da. Und abends, wenn ich eben gehe, gucke ich auch noch mal drauf. Was macht die Börse hier, schaue mir noch

[416] Lehmann, Albrecht: Rechtfertigungsgeschichten. Über eine Funktion des Erzählens eigener Erlebnisse im Alltag. In: Fabula 21/22 (1980/81). S. 56-69.

mal explizit ein paar Werte an, auf die ich halt ständig eben achte. Und gucke, wie hat New York eröffnet, wo ist der Dow Jones. Was sind die Nachrichten. Und mache dann den Bildschirm aus. Also, das ist schon das erste und das letzte, was man macht. (HS: Und warum meinen sie, das wäre fast schon eine Sucht geworden? Also,) Ja, weil ich mich, also wenn ich (HS: Wenn sie es nicht machen, fehlt ihnen was?) Ja. Also wenn das Ding nicht läuft, dann werde ich kribbelig. Ich weiß, dass die Börse läuft und sehe nicht wohin. Und das ist, macht mich dann kribbelig."

Der Schüler Jörg Schrader, der selber keinen Computer hat, verweist eher abstrakt und verallgemeinernd auf die Gefahr der Verführung („Man wird eben auch süchtig"). Das suchtmäßige stellt er dabei ebefalls in Zusammenhang mit den Computerspielen. Dabei wird die laufende Verführung in Form eines inneren Dialogs geschildert, den er dem Interviewer nacherzählt.

„Also es ist natürlich schon sehr interessant, wenn ich einen Computer zur Verfügung habe und daran dann alleine sitzen kann, ohne dass mich jemand daran hindert, dann höre ich natürlich auch nicht gleich nach einer halben Stunde auf, sondern spiele dann auch gerne ein paar Stunden. Man wird eben auch süchtig, man denkt so, ich möchte jetzt unbedingt Erster werden, ich möchte die jetzt umbringen, ich möchte es schaffen und das ist klar, das entwickelt sich dann und um so länger du spielst, desto mehr wirst du da gefesselt, also das ist eben, du möchtest das eben gewinnen, und du möchtest, ach so schwer ist es doch nicht, ach, ich versuche es noch mal."

Die rhetorische Figur vom Computer als Suchtmittel und Verführer verweist vor allem auf die soziale Dimension und die Wesenhaftigkeit des Computers, die es erfordert, nicht nur technisch, sondern vor allem sozial zu agieren und zu reagieren. In der argumentativen Absicherung werden die Einflussnahmen des Computers und die soziale Gefahr, die von ihm als technischen Gegenüber ausgeht, legitimiert. Diese Verführungsdimension, die gewissermaßen im Computer mitgeliefert wird, bezeichnet und verweist vor allem nochmals auf die „Beziehungsseite", die der Mensch-Maschinen-Interaktion zugeschrieben wird.[417] Bezogen wird das Suchtpotential dabei vor allem auf Computerspiele und Internetanwendungen, deren übermäßige Nutzung aus dem Arbeitsgerät Computer den „Verführer" machen. Dabei wird das eigene Verhalten über den Vergleich mit dem beobachteten Verhalten anderer positioniert, um es als vernünftig und angemessen darzustellen. Gleichzeitig dient das Sucht-Motiv dazu, retrospektiv eigenes „Fehlverhalten" im Computerumgang zu legitmieren und zu erklären.

[417] Turkle, Sherry: Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet. Reinbek bei Hamburg 1999.S. 42.

4.3.2 Umgangsstrategien

4.3.2.1. Das praktische Wissen

Eine weitere rhetorische Figur, die für die Beschreibung der Interaktion mit dem Computer wichtig ist, ist dass der Computerumgang und die Aneignung von Computerkenntnissen an einen praktischen Umgang gekoppelt seien. Bei diesem „praktischen Wissen" steht das „Gewusst-wie", das sich auf die aktive Handlungsseite des Technikumgangs bezieht, im Gegensatz zum theoretischen und zumeist – so die Kritik Karl-Heinz Hörnings – privilegierten „Gewusst-dass".[418] Praktisches Wissen steht dabei für erfahrungsgeleitete (und als erfolgreiche dargestellte) Praxen, die aus dem aktiven Umgehen gewonnen wurden. Gerade der Umgang mit dem Computer bzw. das Reden über den Umgang mit dem Computer scheint dieses praktische Wissen fast zwangsläufig nach sich zu ziehen, das heißt, dass sich bestimmte Handlungskompetenzen und Technikbewertungen überhaupt erst im Umgang herausbilden können. In der sprachlichen Umsetzung ist das argumentative Grundmotiv dabei, dass der Computerumgang (nur dann) erfolgreich verläuft, wenn dieser regelmäßig praktiziert wird. Das theoretische Wissen ist dagegen wenig hilfreich und schwer zu erlernen. Damit verbunden ist auch die Einsicht, dass die Komplexität der technischen Abläufe für den alltäglichen Umgang nicht verstanden werden kann bzw. verstanden werden muss. Aus Perspektive der Technikforschung lässt sich die Funktion dieser Argumentation in erster Linie als Entlastung beschreiben. Auch hier ist es die Mischung aus erfahrungsbasierten Einschätzungen und argumentativen Verallgemeinerungen, die zur Wesensbestimmung im Sinne der rhetorischen Figur führen.

Die Kurzformel, mit der das Motiv des praktischen Wissens in den Interviews mehrfach explizit zusammengefasst wurde, ist der Anglizismus „Learning by doing".[419] Dieser wurde immerhin in sieben Interviews zur Beschreibung der jeweils eigenen Aneignung von Computerkenntnissen benutzt.

Ein erstes Beispiel für diese Deutung des praktischen Wissens sind die ausführlichen Schilderungen des 61-jähriger Friseurs Richard Thiele, die er im Zusammenhang mit dem Erwerb seines ersten Computers und der Aneignung von Computerkenntnissen beschreibt. Ein Kunde gab ihm eine erste – also für das theoretische Wissen stehende – Einführung in das Arbeiten mit dem Computer mit dem Effekt, dass der Interviewte am nächsten Tag alles wieder vergessen hatte und es nun allein versuchen musste. Im

---

[418] Hörning, Experten des Alltags, wie Anm. 42, S. 226f.

[419] Analog dazu ist auch das Sprachbild „Trial and error" zu verstehen, das etwa von Herrn Marquardt als „Methode" im Interview angeführt wird, um sich den Computer zu erschließen, aber gleichzeitig dazu dient, auf die zu große Komplexität der Software hinzuweisen: „Ja, das wurde so gesagt. Da ist so ein Ding. Jetzt fange mal an damit. Und am Anfang waren die Programme ja auch simpel. Und da fing man an damit zu schreiben. Und nach einer Weile, da wurde das komplizierter. Und man hat sich dann so nach der Methode Trial and Error hat man sich allmählich da reingearbeitet. Und ich muss auch sagen, dieses Programm, was ich zurzeit da im wesentlichen benutze, das hat also Funktionen noch und noch."

Modus einer rückblickenden Erfolgserzählung beschreibt er anschließend seinen Weg von der „Initiation“ in den Umgang mit der neuen Technik („keine Ahnung gehabt“) über seine ersten Erfahrungen hin zum erfolgreichen Techniknutzer.[420] Als Schlussfolgerung wird dabei die Einsicht formuliert, dass dies an den praktischen Umgang, an das Ausprobieren und selber machen gekoppelt ist. In Bezug auf die Erzählung fällt auf, dass die Aneignung so relevant war bzw. so einschneidende Veränderungen mit sich gebracht hat, dass sie auch nach Jahren noch präsent und erzählenswert ist.

> „Ja, es ist auch schon ein paar Jahre jetzt. Da habe ich mir erst einen Computer gekauft, null Ahnung gehabt, überhaupt nicht. (HS: Sie haben sich aber einen Computer gekauft?) Ja. (HS: Ich meine, wie haben sie das gemacht, man muss, man muss ja irgendwie, es gibt ja so viele verschiedene, was, was, wie haben sie das entschieden, was sie da nehmen?) Ah, ein bisschen informiert habe ich mich schon und dann bin ich eben hingegangen und habe mir einfach einen gekauft, habe mich ein bisschen beraten lassen und habe mir den gekauft, weil alle sagten, kaufe dir einen Computer, da hast du leichte Buchführung, kannst du alles machen, aber ich habe mich immer gesträubt, weil ich keine Ahnung hatte und auch gar nicht wusste, ob ich das überhaupt kann - Buchführung machen. Und die erste Einweisung hat mir ein Kunde gegeben, der hat mir die erste Einweisung gegeben, wie das so bedient wird, wie man anmacht, ausmacht und hat mir alles, einiges erklärt, war den ganzen Abend hier und das war alles ganz einfach. Hat mir gezeigt, kann ich, ja okay und aber soviel erzählt, alles einfach und wie er weg war, wusste ich nichts mehr! (...) Ja, es war einfach, es war zuviel, was er mir gezeigt hat, das war zuviel, deswegen konnte man das, konnte ich das nicht behalten. Und da war alles wieder weg, aber er hat mir das installiert, das Buchführungsprogramm und na, ein bisschen ist vielleicht doch hängengeblieben und da habe ich mich selber gemacht, die Buchführung, per Hand. Computer, weil das anders, das liegt nicht am Computer, sondern am Buchführungsprogramm (...) Ja, waren ein paar Fehler drin und die waren nicht so gravierend, aber waren Fehler drin eben, und die habe ich dann, beim zweiten Monat habe ich noch weniger gehabt, zwei, drei Fehler und beim dritten Mal habe ich dann nichts mehr gemacht und da habe ich nach einem Vierteljahr nur noch Computer gemacht.“

Eine ähnliche Erfahrung bei der Aneignung von Computerwissen schildert Ruth Bikowsky, als sie über ihren ersten, von der Tochter geerbten, Computer erzählt. Auch ihre argumentative Beschreibung mündet in der Schlussfolgerung, dass der Computer eine regelmäßige Beschäftigung und Anwendung der Kenntnisse einfordern würde („Wenn man es nicht ständig macht, vergisst man auch vieles wieder“). In ihrer

---

[420] Vergleichbar ist hier auch die Schilderung des Hochschullehrers Udo Tschersig: „Dann habe ich mir das einfach, ja und dann kamen diese Aldiangebote (HS: Ja) und dann war bei uns eine Sekretärin, die wollte das auch und da habe ich gesagt, ja, das kann ich mir ja nicht bieten lassen, sich privat eben anschaffen und dann habe ich mir also dann mich da reingestürzt und mir das einfach gekauft. Das Problem ist, dass man die Zeit nicht hat, eben Stress jetzt sich damit wirklich gründlich einzuarbeiten. Das heißt, ich lebe aus der Hand in den Mund. Ich lerne immer das gerade so, was ich so, ich kann noch keine Seite formatieren richtig. Also schreibe das eben dann so hin, wie es so in etwa passt und dann (HS: Haben sie denn das ganz allein sich dann da angeeignet?) Ja, ja, von wem sollte ich sonst, (HS: Ja) das habe ich so immer so learning by doing und mein Mitarbeiter Schlotau, dann hat er mir dies und jenes eingerichtet und die Seite eingerichtet oder so etwas.“

biographischen Selbstdeutung wird die Technikaneignung retrospektiv zur Erfolgsgeschichte („da habe ich meinen Meister drauf gemacht“), was vom beim Interview anwesenden Ehemann mit den Worten: „Das war schon sehr professionell“ anerkennend kommentiert und bestätigt wird.

> „Den [Computer] habe ich jetzt geerbt, die [Tochter] brauchte einen neuen, größeren und als sie dann auszog und so weiter, dann habe ich den gehabt. Der ist in der Zwischenzeit auch zigmal aufgerüstet und fit gemacht und ganz langsam habe ich mich dann auch reingefuchst und dann wieder ein anderes, was weiß ich was, und in der, und jetzt habe ich dann im letzten Jahr dann darauf zwei, da habe ich meinen Meister drauf gemacht, zwei Hochzeitszeitungen drauf gemacht, da habe ich schon mit Corel Draw, mit Photos bearbeiten und solche Sachen dann drauf gemacht. (Ehemann: Das war schon sehr professionell!) Ja, das war sehr professionell, da bin ich sehr stolz drauf, aber es ist natürlich so, wenn man es nicht ständig macht, vergisst man auch vieles wieder. Und ich brauche dann immer wieder Hilfen und wenn das dann nicht so, dann irgendwo mal was nicht klappte.“

Vergleichbar ist dies auch für die 66-jährige Rentnerin Christiane Reinlich, die im Berufsleben als Apothekenangestellte gearbeitet hat. Die im Interview angesprochenen Schwierigkeiten mit dem Computer werden auf die mangelnde Praxis zurückgeführt und so erhält das fehlende praktische Wissen die Funktion einer legitimen Erklärung des eigenen Scheiterns. Das schnelle Vergessen des am Computer Erlernten ohne dessen regelmäßige Anwendung ist ebenfalls eines der wiederholt benutzten Motive, mit dem wahrgenommene fehlenden Kompetenzen legimitiert werden („so und dann war es wieder weg“). Um die gewissermaßen dramatische Erfahrung im Gespräch erzählerisch zu untermauern und zu authentisieren, werden die Gespräche mit dem ehemaligen Chef nacherzählt.

> „Ja, der, das, der, der hatte zu große Hände und spielte auf der Tastatur, »Ja Frau Reinicke, dann, dann, dann müssen Sie dies machen«, ich musste den ja morgens auch anschmeißen, wenn ich als erste in der Apotheke war nicht, das wechselte immer ab, musste den in Gang setzen, nich, »Dann machen Sie dies«, ich sag »Ja, ich seh nichts, Sie müssen mal langsam machen, ich kann nicht so schnell« Dann hat er sich drei Minuten bemüht, mir das langsam beizubringen, und wir wurden dann auch mal so in so einen Computerkurs, aber wenn da so viele sind, und die haben dann einem auch so Raffinessen gezeigt, die ich dann vielleicht in den, in den nächsten vierzehn Tagen nicht gebraucht hab, so und dann war’s wieder weg.“

Ihre ehemalige Kollegin Susanne Siblewski, die der gleichen Altersgruppe angehört, beschreibt dies im Interview ähnlich. Auch hier ist es die unregelmäßige Anwesenheit in der Apotheke, die dazu führt, dass sie nur selten am Computer arbeitet. Anders als Frau Reinicke betont sie allerdings die Taktiken, die sie als Reaktion auf die Erfahrung des praktischen Wissens herausgebildet hat, indem sie die jüngeren Kolleginnen fragt oder sich einen „Spickzettel“ gemacht hat.

> „(HS: Ja, ja, haben sie Bekanntschaft mit dem Computer gemacht?) Ganz lose und zwar habe ich, nachdem ich aufgehört habe zu arbeiten, noch ein paar Jahre lang

vertreten (HS: Ja) in Apotheken, die hier drüben waren, hatten dann einen Computer und dann habe ich mir halt einen Spickzettel gemacht, den habe ich mir in die Kitteltasche gesteckt und wenn ich was nachgucken musste, dann habe ich geguckt, a, so erst a und dann das und dann das (HS: Ja) und wenn es aber schnell gehen musste, dann habe ich immer eine von den jungen Mädchen gebeten (HS: Ja), das mal eben schnell zu machen, nicht (HS: Ja) und wenn ein Kunde es eilig hatte und wissen wollte, wann kann er das abholen, aber sonst habe ich es halt mit Spickzettel gemacht (HS: Ach so, also das war im Grunde ein bisschen schwierig, sich diese verschiedenen Schritte immer so zu merken?) Na ja, weil ich, weil ich ja nur mal einen Tag und dann nach vier Wochen mal drei Tage (HS: Ja) und dann wieder monatelang gar nicht."

In einem weiteren Beispiel sind es wieder die fehlenden Praxismöglichkeiten, die auch hier den Charakter einer Rechtfertigung für einen empfundenen Mangel an Computerkompetenzen einnehmen. Im Interview mit der arbeitslosen Goldschmiedin Astrid Ottenberg ist es ein Computerkurs für Mädchen, der an der Schule angeboten wurde und der letztlich unbefriedigend und wirkungslos bleibt, weil die fehlenden Übungs- und Vertiefungsmöglichkeiten fehlen.

„Also dieser Schreibmaschinenkurs war dann auch ganz, ganz nett noch, aber wie gesagt, ist auch nicht so wahnsinnig viel haften geblieben, weil da ja auch einfach viel Übung dazugehört und wenn man dann keinen eigenen Computer zu Hause hat und das hatte ich damals nicht, hm, dann macht es also, wenn ich da jetzt so nachträglich drüber nachdenke, auch irgendwie wenig Sinn."

Im Zusammenhang mit dem praktischen Wissen ist auch die häufig wiederkehrende Ablehnung des theoretischen Wissenserwerbs durch Computerhandbücher zu nennen.[421] Diese geben eine Negativfolie ab, um den Vorrang des praktischen Wissens argumentativ zu untermauern. Sie sind als typische „theoretische" Anleitungen schlecht verständlich geschrieben und der Erwerb von Computerwissen ist stärker an die praktische Einübung gekoppelt.

Die Interviewte Heidrun Ziemer äußerte etwa: „Also ich – zum Beispiel – hasse ich Handbücher, ich habe kein gutes Verhältnis zu Handbüchern und finde gerade so was, was Computerprogramme angeht, das sehr kompliziert, da was raus zu verstehen. Das finde ich total abstrakt." Im Interview mit Harald Möller heißt es genauer: „Also das Handbuch zu einem Computer, das ist katastrophal." Der Interviewte Jürgen Napp wählt exakt das gleiche Adjektiv, nämlich „katastrophal", wenn es um die Möglichkeiten der theoretischen Durchdringung des Computers geht: „Also, mit dem Buch habe ich es versucht. Es ist katastrophal. Ich kriege es nicht gut hin. Ich weiß nicht, ob es an mir liegt, aber die meisten, die da in dem Bereich tätig sind, sagen auch: »mit Büchern, das wollen wir nicht. Das ist zu umständlich«."

[421] Anzumerken ist hier, dass die Frage nach den Handbüchern mehrmals in den Interviews explizit gestellt wurde, wenn es um die Aneignung von Computerwissen ging.

Die Folge dieser alltäglichen Ablehnung der theoretischen Aneignung ist, dass andere Strategien bei auftretenden Problemen benutzt werden, um sich zu helfen. Die Interviewte Verena Imhoff verweist etwa darauf, dass sie eher Freunde fragt oder ausprobiert, also typische Formen des praktischen Wissens wählt, um sich im Umgang mit dem Computer zu helfen.

> „Das ist immer, also so gerade so Formatierungssachen, da habe ich einfach keine Ahnung, manchmal komm ich auf irgend eine Taste und dann sieht das alles ganz anders aus, und dann weiß ich nicht, wie man das rückgängig macht oder, oder man hat alles geschrieben und dann druckt er es aus, und dann sieht es ganz anders aus, als man eigentlich dachte, und so, also (HS: Ja.), wie gesagt, das ist halt, das, das Manko, das wenn das sich so bisschen selber beibringt, das sind einfach auch mal elementare Sachen einfach nicht weiß so (HS: Haben Sie so, haben Sie ein Pro-, also so ein Buch da?) Mh, aber hab ich noch nie reingeguckt (HS: Ach haben Sie noch nie reingeguckt.) Nee (HS: Überhaupt noch nicht?) Nee, weil ich mag solche Bücher nicht, da, da sucht man immer so lange nach dem, was man braucht, also manchmal sind's ja wirklich nur so ganz spezifische Kleinigkeiten, und bis ich das in diesem Buch fnde, dann hab ich vielleicht auch durch Probieren schon oder durch irgendwelche Anrufe schon weg bekommen."

Das Befragen von Kollegen als typische Lösungsstrategie des praktischen Wissens bei Problemen im Computerumgang beschreibt auch der am Hamburger Bildungsserver für Schulen tätige Lehrer Herr Kirchner.

> „Also da stand nicht sehr viel drin in den Handbuch, aber ich habe das eigentlich intuitiv, ja selbsterklärend entwickelt da (...) ich habe auch immer Probleme damit. Also ich habe jetzt ja dadurch, dass ich jetzt da für das Internet publiziere, stehe ich häufig vor schwierigen Fragen. Und die löse ich in der Regel auch nie über Handbücher, sondern über Mitarbeiter hier Also eine, so eine häufig auftretende Frage sind Konvertierungsprobleme. Also ich bekomme von Zulieferern, die also für den Hamburger Bildungsserver arbeiten, irgendwelche Texte, die in einem Programm geschrieben sind, das ich nicht gleich öffnen kann. So, und was mache ich dann? Und da fehlt mir auch die entsprechende Software, ich weiß aber persönlich auch nicht, welche das nun wäre, die ich brauche. Und dann gehe ich hier zu diesem Mitarbeiter und frage ihn. Und er gibt mir die entsprechende Software, sagt, wie ich damit umgehen muss. Und dann kann ich diese Sachen konvertieren."

Die Betonung des praktischen Umgangs mit bzw. des praktischen Wissens über Computer ist ein weiterer Bereich von individuellen Computerdeutungen, der auf alltägliche Strategien im Umgang mit einer (über-)komplexen Technik hinweist. Bei der Deutung der Schwierigkeiten im Computerumgang dient dieses Bild dazu, sich – trotz der vorhandenen Wissens- und Verstehenslücken – als weitgehend „erfolgreicher" Computernutzer zu präsentieren und damit auch das eigene Selbstverständnis nicht infrage stellen zu müssen. Und gerade das Bewusstsein, dass das Technikwissen angesichts der Komplexität von Computertechnik stets ausschnitthaft bleiben muss, kann dabei als legitime Selbst-Rechtfertigung herangezogen werden – so

unterschiedlich im einzelnen die Vorstellungen von (und die tatsächliche) Kompetenz auch sein mögen. Das praktische Wissen ist auch Spiegel konkreter Nutzungsformen, wenn so „praktische“ Problemlösungsstrategien wie Rat suchen bei Freunden oder Kollegen betont werden und gleichzeitig der Verzicht auf den theoretischen Wissenserwerb wie er in der Ablehung der Handbücher deutlich wurde, herausgestellt wird.

4.3.2.2. Komplexität reduzieren (müssen) – Computerumgang als unvollständige Erfahrung

Im Zusammenhang mit dem angesprochenen praktischen Wissen fällt eine weitere wiederkehrende Deutung des Computerumgangs auf. Ähnlich wie auch dieses ist auch die Schilderung der immer nur partikularen, nie die ganze Komplexität des Computers erfassenden Umgangs Bestandteil alltäglicher Erfahrungen im Umgang mit dem Computer. Zu viele Angebote und Möglichkeiten etwa, die innerhalb der regelmäßig benutzten Software vorhanden sind, führen zu dem Eindruck, das „Ganze“ nicht mehr überblicken zu können. Dies wird in der alltagsweltlichen Deutung so interpretiert, dass mögliche Angebote argumentativ ausgeblendet und abgewehrt werden müssen. Die daraus folgende Ausschnitthaftigkeit des jeweiligen Computerwissens wird so begründet. Gleichzeitig ist diese rhetorische Figur auch Bestandteil alltäglicher Technikkritik, wenn etwa so auf die sich zu schnell ändernden Computerprogramme hingewiesen werden kann, die von den Herstellern in immer kürzeren Produktzyklen angeboten werden.

Im Gespräch mit der 28-jährigen Studentin Meike Hansen werden die typischen Sprachbilder, mit denen die Komplexität alltagssprachlich erfasst werden, deutlich. Die gewählten Begriffe „unübersichtlich“ und „tausend Möglichkeiten“ verweisen hier zunächst auf die problematische Seite der Komplexität als typischen „Wesenszug“ des Computers, die in dieser Deutung auch eine entlastende Funktion hat, wenn sie dies in engem Zusammenhang mit ihren eigenen Schwierigkeiten im Computerumgang beschreibt.

> „Ich finde, das reicht oft auch aus, also ich glaube, manche Funktionen machen diese Programme dann halt eben auch unübersichtlich, wenn das dann zuviel Möglichkeiten bietet (HS: Ja) und gerade, wenn man sich dann nicht so gut auskennt und deswegen habe ich vielleicht auch ein bisschen länger als nötig gebraucht, um mich dann wirklich mit diesen Sachen auch nachher gut auszukennen, als wenn das jetzt wirklich nur mir so ein paar Vorschläge halt macht, was ich tun kann und wenn man dann halt eben sich langsam steigert (HS: Ja) und so steht man dann auf einmal da und hat tausend Möglichkeiten und weiß dann natürlich nicht, wo man anfangen soll.“

Die Komplexitätserfahrung als typischer Bestandteil der Arbeitswelt beschreibt der Ingenieur Herr Marquardt, da er sich im Arbeitsalltag mit den vielfältigen Möglichkeiten der Textverarbeitungssoftware zurechtfinden muss. Dass der vielleicht auch

vorhandene Ehrgeiz des Ingenieurs, die Technik zu verstehen und zu durchschauen dabei laufend an Grenzen stößt, wird von ihm wie folgt zusammengefasst: „Da gibt es unendliche Tiefen von Möglichkeiten, die überblicke ich überhaupt nicht." In der anschließenden Erzählpassage zeigt er anhand eines Beispiels ausgesprochen plastisch, dass dies gewissermaßen zu einem Eigenleben der Computersoftware führt. Insgesamt schwingt hier auch die Kritik an der Verselbständigung der Technik bzw. der Software mit. Als Konsequenz versucht er, sich in seiner Nutzung auf „Basisfunktionen" zu beschränken.

> „So ein Wordprogramm unter Windows. Da gibt es unendlichen Tiefen von Möglichkeiten, die überblicke ich überhaupt nicht. Also bei mir ist es so, ich habe so meine Basisfunktionen, da gibt es so Masken und Formulare und Vorlagen und die benutze ich. Die rufe ich auf und fülle sie aus und so weiter. Wenn da irgend etwas krumm läuft, häufig passiert es da. Neulich hatte ich mal den Fall, da schreibe ich ein kleines m, da hieß es, der 3. Meter oder so ähnlich. 3. und dann Meter als m abgekürzt. Und dann wollte ich weiterschreiben, flupp, plötzlich macht der ein großes m aus dem kleinen. Was fällt ihm denn jetzt wieder ein? Ich mache es noch mal, wieder ein großes M. Also in solchen Fällen könnte ich aus der Haut fahren. Ich habe aber dann eine Sekretärin, die da sehr firm ist. Die hat es auch gleich erkannt. Also da war eine Einstellung, also dass jeder Satzanfang muss groß geschrieben werden. Das ist automatisiert. Nach einem Punkt muss der nächste Buchstabe groß sein. (HS: Das ist ja ein Witz!) Oder eine Weile lang war auch, wenn man ein großes C, also ich mache, habe so eine Angewohnheit, es ist so, wenn ich Absätze mache, A, B, C, dann mache ich manchmal ein kleines oder großes, ich weiß jetzt gar nicht mehr, egal, ein großes A in Klammer, so vorne eine Klammer, hinten eine Klammer und so bezeichne ich den Absatz. Einfach so eine Marotte. Und wenn man dann das C in Klammer setzt, schwupp, da war es ein Copyright-Zeichen da. Also ein C im Kreis drin, auch so ein Automatismus, den kann man dann irgendwo einstellen. Jetzt weiß ich es. Jetzt kann ich es auch locker erzählen, aber fragen sie mich nicht, was los ist, wenn man da so richtig im Druck ist und dann macht dieses blöde Ding irgendwie wieder solche Mätzchen, die man nun gar nicht begreift, warum er es jetzt so macht."

Im Interview mit der pensionierten Apothekenangestellten Frau Reinlich führt die Einsicht in die letztlich unverständlich bleibenden technischen Vorgänge dazu, die technischen Abläufe auszublenden oder zu negieren. Funktionalität und Anwendungsbezogenheit bleiben in der Logik der Anwender so als Umgangsstrategie wichtiger als das Verstehen (müssen). Diesen unverständlichen Bereich umschreibt sie mit den „tieferen Geheimnissen":

> „Aber wir waren jetzt eben äh, beim Computer, das find ich faszinierend, und würd's gerne können, aber hab's eben auch nie richtig, es hat gerade gereicht so die Rezepte einzugeben, und das so, aber so diese tieferen Geheimnisse... Oder ich möchte eben auch im Grunde gerne wissen wie es eigentlich funktioniert, so ein Chip."

Vergleichbar wird dies auch bei dem interviewten Grafiker Fritz Leitgeb deutlich. Bei ihm wird die Abwehr der technischen Abläufe als sehr bewusste Umgangsstrategie formuliert, so dass das Verstehen der komplexen Technik letztlich auch ein unsinniger da nicht mehr zu bewältigender Arbeitsaufwand wäre. Interessant ist dabei, dass dieser argumentative Kniff notwendig wird, um eine selbstbewusste Haltung gegenüber der Technik und letztlich der eigenen Arbeit behalten zu dürfen.

> „(HS: Ach, da sind sie heute noch, sie arbeiten in einem Verlag, ja. Und wie hat sich das da so entwickelt mit, also die Bekanntschaft mit dem Computer?) Plötzlich gab es ihn. Dann wurde er eingeführt und alle waren entsetzt, weil sie dachten: »Oh, ich verstehe das nicht. Ich kann das nicht.« Und die Widerstände gerade der älteren Leute waren sehr groß, also die inneren auch. Und die versuchten halt das handwerkliche Denken zu übertragen auf diese Schiene, was nicht funktioniert. So und es ist ein Fehler, ergründen zu wollen, warum das so funktioniert. (HS: Das gibt es schon bei vielen Maschinen, dass man nicht mehr weiß, warum sie so funktionieren.) Das ist eigentlich auch relativ gleichgültig, weil für mich entscheidend ist der Input, wo bediene ich das Ding, damit das Ergebnis rauskommt, was ich haben will. Was dazwischen passiert, weiß ich nicht.“

Ein weiterer Aspekt im Zusammenhang mit der Erfahrung der komplexen Technik, ist dass Anwendungen auch als sinnvoll erachtet werden müssen. Die Abiturientin Corinna Thorbeck beschreibt, wie sie in einem Informatik-Kurs in der Schule das Programmieren vermittelt bekommen sollte. Dabei wird deutlich, dass auf der Ebene des Verstehens sich der Computer ihr nicht erschlossen hat.

> „Ja, wir haben, ich habe mal einen Informatikkurs belegt, in der zehnten, glaube ich, war das oder war es in der elften, aber das fand ich nicht so doll. Da musste man programmieren und alles mögliche (HS: Ich habe überhaupt keine Ahnung, was bedeutet das eigentlich programmieren?) Ja, irgendwie selber irgendwelche Programme schreiben, mit denen man dann später was anfangen kann (HS: Also wie läuft denn das überhaupt, also man hat den Computer eingeschaltet und was schreibt man denn da oder worauf schreibt man da?) Ja, das ist eine gute Frage, das weiß ich bis heute nicht richtig. Wir sollten damals, war das irgendein Anwendungsprogramm, da sollten wir Dinge tun, die habe ich bis heute nicht verstanden. Ich weiß es nicht, ich weiß nur, wie man mit den einzelnen Programmen jetzt umgeht.“

Mit der sprachlich-argumentativen Bewältigung der Erfahrung der hochgradig komplexen Computertechnik ist eine weitere wichtige Seite der Thematisierung der alltäglichen Erfahrung des Computerumgangs angesprochen. Deutlich wird, dass das komplexe Zusammenspiel aus technischen Abläufen und wie auch immer gearteten Anwendungsmöglichkeiten bewältigt werden muss. Verstehen, etwa auch in dem Sinne, wie dies Herr Preusler (Vgl. 4.1.1.7) für die für ihn angenehme Technik beschrieben hat, ist beim Computer in einem umfassenderen Sinne nahezu unmöglich. Aus dieser Erfahrung heraus bilden sich bestimme Erklärungs- und Deutungsmuster

für den alltäglichen Umgang heraus, die entweder zu einer auch entlastenden Technikkritik führen oder zum Ausblenden des Technik-Verstehens.

4.3.2.3. Nullen und Einsen – Technik erklären können

Wer sich – im eigenen Verständnis – auf einer elaborierten Ebene mit dem Computer beschäftigt, schätzt sich in der Regel auch als geübt darin ein, sein Expertenwissen weiterzugeben, zu vereinfachen und in der eigenen Umgebung verständlich zu machen. Computerkompetenz – ob von außen oder sich selbst zugeschrieben – führt argumentativ dazu, vereinfachende Erklärungsmuster anzubieten. Die von dem 44-jährigen Verfahrenstechniker Franz Voss angebotene Erklärung: „Computer sind ja von Haus aus dumm, verstehen nur Nullen und Einsen“ tauchte in vergleichbarer Weise bei den Interviewten auf, die sich selbst im Interview als elaborierte Computernutzer präsentieren wollten. Im Unterschied zu jenen Positionen, in denen Computer als unverständlich und ihr Funktionieren als unzugänglich beschrieben werden, erfolgt hier eine positive Positionierung gegenüber der Computertechnik, die als nicht kreativ und grundsätzlich verstehbar geschildert wird. Gerade die Vereinfachung auf eingängige Bilder („Nullen und Einsen“) ist im Grunde genommen ein argumentativer Kniff, der aber offensichtlich in alltäglichen (Kommunikations-)Zusammenhängen als Strategie und rhetorische Figur erfolgreich funktioniert und auch im Forschungsgespräch mit Kulturwissenschaftlern als brauchbare Argumentation erscheint.[422] Die Frage, wie es von den „Nullen“ und „Einsen“ zu komplexer Hard- und Software kommt und wie diese dann im Einzelnen funktioniert, bleibt letztlich unbeantwortet und in der Einschätzung der Informanten auch zweitrangig, solange das alltägliche Expertenwissen und der selbst zugeschriebene Expertenstatus nicht wirklich erschüttert werden. Hier tritt typischerweise als Form des Sprechens von Experten über Technik das Erklären auf. Dieses zeigt sich im Nachvollziehen der Technik und im Versuch, dies in logisch aufeinander aufbauenden Schritten zu vollziehen. Kausale Zusammenhänge werden bereits über die Sätze einleitenden Worte deutlich („Weil Computer sind ja...“, „Das heißt nicht...“, „So und da muss man“). Die verallgemeinernden Schlüsse finden dabei auf der Ebene des Technisch-Logischen statt. Dass diese Art der Erklärung in der Gesprächssituation funktioniert, liegt sicherlich auch daran, dass der Interviewer Hans Joachim Schröder sich explizit nicht als Technik-Experte im Gespräch präsentiert hat.

> „Man muss eine gewisse Art des Denkens an den Tag legen, um Programme zum Beispiel zu entwickeln. Und diese Technik kann man sich aneignen. (HS: Und kann man das irgendwie beschreiben, was für eine Art des Denkens man möglichst haben soll?) Es ist – gut - dann muss ich ein bisschen ausholen. Weil Computer sind ja von Haus aus dumm, verstehen nur Nullen und Einsen, aber diese beiden Zahlen bzw. Zustände können sie unheimlich schnell handhaben. Da sind sie dem Menschen eben überlegen. So. Aufgrund dieser Tatsache, dass es eben nur zwei

[422] Ähnlich wurde dies bereits im Abschnitt „Aneignung als individuelle Erfolgsgeschichte“ von Mike Rinne erklärt. Auch in diesem Interview ist diese Art des Sprechens ausgesprochen wichtig für die Selbstdarstellung als Technik-Experte.

Zustände gibt, und der, sage ich mal, Unfähigkeit des Computers, kreativ zu sein, muss man ihm eben haargenau sagen, was er wann wie machen soll. Dazu muss man die Technik der Computerherstellung, der Chips und so weiter und der Verarbeitungsprozesse kennen. (...) Das heißt nicht, dass man jetzt in Null und Eins denken muss, aber man muss viel stärker auf die Gegebenheiten eingehen. Denn wenn man da auch nur den kleinsten Fehler macht, dann macht der Computer zwar genau das, was man ihm gesagt hat, aber da kommt das Falsche raus. (...) So – und da muss man nach bestimmten Regeln bestimmte Vorgänge festlegen, in denen man eben auch noch eingeschränkt ist, nicht alles ist machbar. Und das ist so eine bestimmte Denkweise. Das ist, wie soll man das sagen... (HS: Kann man es am Beispiel erklären?) Eigentlich haben sie immer nur so die Möglichkeit, ja, entweder du machst das oder das. Es gibt eigentlich immer nur zwei Zustände. In ein paar wenigen Ausnahmefällen kann man auch mehrere Möglichkeiten schalten, aber das ist im Grunde nur wieder eine Aneinanderkettung von Ja und Nein. Und in diesem Schema muss man denken, nur Ja-Nein, Schwarz-Weiß. (HS: Also ich lasse mir das ja gerne erklären, weil ich das alles nicht weiß. Ich kenne mich da mit Programmieren überhaupt nicht aus. Ich bin da also insofern total unbewandert. Und das finde ich sehr interessant.)“

Auch Rudolf Hansen benutzt im Interview diese vereinfachende Erklärung, in dem er auf das Grundprinzip der binären Rechnenoperation verweist: „Der Computer kann nur Ja oder Nein“. Bei ihm ist es der Anlass zwischen den Computer „Verstehen“ wollen als der eigenen Haltung und dem nur „Benutzen“ zu unterscheiden, wofür als Beispiel das Computerverständnis des Vaters angeführt wird, der die Gruppe der Benutzer repräsentiert. Gleichzeitig wird die selbst zugeschriebene Expertenrolle argumentativ gefestigt, in dem Vorstellungen von einem anthropomorphen Eigenleben des Computers als typische Positionen von Laien eingestuft werden. Das Muster des Erklärens wird auch hier mit dem Verweis auf die Logik der Technik verfolgt („einfaches, logisches gradliniges (...) Denken“) und mit Bezugnahme auf die Fehlerquelle Mensch, der nicht logisch mit dem Computer umgeht, eingesetzt: „Der Computer ist nicht zu blöd, es ist immer der, der davor sitzt.“.

„(HS: Wie gehen sie denn so mit um, wenn, wenn jetzt also irgendwelche Schwierigkeiten mal auftauchen?) Also (HS: Kann man das beschreiben?) Ja. Einfaches logisches gradliniges nicht in verschiedenen Dimensionen, also nicht verschieden dimensionales Denken, also einfach nur geradeaus denken. Schwer zu def-, schwer zu erklären, weil der Computer kann nur Ja oder Nein. Grundsätzlich so, und wenn was nicht funktioniert, dann hat das einen Grund, der Computer ist nicht zu blöd, es ist immer der, der davor sitzt. Das muss man einmal erkannt haben, dass ich den Fehler mache, das es an mir irgendwie liegt. Man wächst da rein, also ich wachse damit jedenfalls rein, weil ich mich damit auseinandersetze auch, also wie gesagt, es gibt ja... Ich unterscheide immer zwischen den Leuten, die einfach was wollen von dem Computer und Leuten, die den Computer verstehen wollen. Also mein Vater zum Beispiel, der will was vom Computer, der will meinetwegen was gedruckt haben, der will damit im Internet surfen, ich will aber den Computer verstehen.“

In einem ähnlichen Zusammenhang wird dieses Erklärungsmuster auch im Interview mit Horst Nienau, einem 29-jährigen Studenten der Medientechnik, verwendet. Hier wird ebenfalls die Gegenüberstellung von reinen Benutzern und denjenigen, die Computer tatsächlich verstehen gemacht, die sich für ihn vor allem an Beobachtungen an seinen jüngeren Kommilitonen festmacht, die lediglich ein „aufgepfropftes Technikverständnis“ haben („Ich denke, Technik anwenden können wird verwechselt mit Technik wirklich durchschauen und verstehen“). Es lässt sich im Interview fast so etwas wie ein umgedrehter Kulturpessimismus feststellen, wenn er beschreibt, dass gerade durch die jüngsten Entwicklungen im Computerbereich eine zunehmende Verflachung und Verfälschung in der Techniknutzung zu beobachten ist. Das von ihm bewunderte Verstehen der Technik wird am Beispiel eines älteren Dozenten in der Fachhochschule verdeutlicht, der aufgrund seiner langjährigen Erfahrung mit verschiedenen Vorläufertechniken noch über das bewunderte Verstehen verfügen kann. In diesem Zusammenhang fällt dann auch der Begriff des Maschinencodes, also der „Nullen“ und „Einsen“ als Kennzeichen des verstehenden Arbeitens am Computer. Das Interview scheint ihm dabei die Gelegenheit zu geben, sich über das beobachtete Phänomen „aufregen“ zu dürfen und seine Meinung öffentlich zu machen. Deutlich wird auch, dass Herr Nienau dankbar ist, die kritische Auseinandersetzung mit bestimmten jüngeren Entwicklungen im Sinne eines Statements zur „Lage“ der Computernutzung im Interview darstellen zu dürfen. So endet die Kritik mit einem gesagten „Punkt“, mit dem Argumentation und Positionierung abgeschlossen werden.

> „Und zwar der Punkt, an dem wir jetzt gerade noch mal stießen, war, Jugendliche, die sogenannte Technikgeneration und da ist nämlich meine, mein Verdacht der, dass so junge Leute und die ich jetzt auch so beobachte in meinem Studium, die da eher jünger sind, hm, wo man sagen würde, das ist doch jetzt mal Technikgeneration, die werden damit groß, so mit Handy und so und mit Internet, dass die eigentlich einen viel laienhafteren Umgang mit der Technik haben als Leute, die ein deutlich höheres Alter haben, damit meine ich jetzt nicht mich, sondern wirklich Menschen, die noch sehr viel älter sind, weil die mit der Technik in dem Sinne so groß geworden sind auf einer sehr oberflächlichen Ebene, der reinen Anwendungsebene, das heißt, wer heutzutage, sagen wir mal, am Computer mit Windows arbeitet und ein Programm bedient, der das die Idee von Windows ist die, dass man das benutzen kann, ohne einen Funken von Computer zu verstehen und ich glaube, dass auch genau das in so einer jungen sogenannten Technikgeneration, die keine ist, nicht so recht, passiert, dass die das so oberflächlich nutzen, aber dann den die Substanz dahinter gar nicht so kennen. Und deswegen ja würde ich sagen ist der Umgang damit nicht so intensiv, die machen zwar viel und benutzen das, aber durchschauen das nicht so recht. (GH: Ist das, nimmst du das so bei den Kommilitonen auch so wahr oder?) Das behaupte ich, ich behaupte, dass es so ist, ich unterstelle denen das, hm, sagen wir mal, ich habe ein Fach, das Mikroprozessortechnik heißt und unser Lehrer da, der erklärt dann, wie so was funktioniert und der hat das Verständnis irgendwo daher, dass er eben, er erzählt doch immer mal, wie er selbst mit so ersten Prozessoren, die sie so hatten, dann da wirklich bitweise das reingefüttert hatten, mit Tastern hm da also den Maschinencode wirklich 110001 da so eingegeben hat, geben musste, weil sie keine anderen Schnittstellen dafür hatten, der ist schon etwas alt und schon lange

da im Haus und ich denke mal, das sind so Sachen, das, die so selbst sogenannte junge Computerfreaks überhaupt gar nicht so einen Background haben die nicht und der fehlt da auch. Und da würde ich sagen, da ist so ein, das ist so ein aufgepfropftes Technikverständnis, was da so da ist, so eins anwenden können. Ich denke, Technik anwenden können wird verwechselt mit Technik wirklich durchschauen und verstehen. Es ist so als junger Mensch, der irgendwie im Internet surfen kann, das ist, der ist ungefähr technikbegabt wie jemand, der einfach Auto fahren kann, aber das heißt ja noch lange nicht, wer Auto fährt, der dann auch an seinem Motor was reparieren kann. (GH: Das ist ein guter Vergleich, das leuchtet mir ein.) So und dann manchmal macht das dann so Respekt vor denen, dass die damit so umgehen können, aber ja es ist eben nur Nutzen irgendwo. Aber leider und das finde ich das Unangenehme daran und deswegen ist es mir auch so unsympathisch, ist dieses Benutzen können von Internet und diesen Dingen immer noch gepaart mit einer unangenehmen Prahlerei oder einem so: »Boh, ja wir, wir Webbies!« oder was weiß ich, wie man es nennen soll [lachend]. »Wir Surfer und so« und das, ja genau, Punkt."

Mit den Sprachbildern der Nullen und Einsen ist ein Beispiel für eine sprachliche Figur vorhanden, mit der typischerweise Expertenwissen und Expertenstatus verdichtet und vermittelt wird. Dass in den aufgeführten Beispielen männliche Interviewpartner für eine rationale Sichtweise auf die Computertechnologie plädieren, ist sicherlich nicht als zufällig zu bewerten. Sie rekurrieren vielmehr auf ein populäres Bild, wonach ihr Geschlecht die aktiv handelnden und beeinflussenden Nutzer stellt. Gerade die Verdichtung auf die einfache Formel „eins-null", gekoppelt mit den Erklärungsangeboten für die Wechselwirkungen zwischen Computer- und Alltagswelt sind dafür typische rhetorisch-argumentative Figuren.

Die Art des Sprechens, etwa mit den dargebotenen Erklärungen, beinhaltet die typischen Merkmale eines auf Kompetenz ausstrahlenden Technikverständnisses. Das Nachvollziehen von Technik auf einer technisch-logischen Ebene ist dabei ebenso zu nennen, wie die Bezugnahme auf genaue Zahlenangaben, mit der technische Wertigkeiten ausgedrückt werden.[423] Wertigkeiten von bestimmten Modellen, ihren

[423] Im Interview mit dem Meterologen Heiner Lamprecht wird dieses Sprechen über Technik immer wieder deutlich. Technische Features darstellen und diese mit Zahlen genau benennen und bewerten, das Preis-Leistungs-Verhältnis vergleichen und sich selbst dazu positionieren, sind dabei die typischen Modi, wie Technik aus Expertensicht verhandelt wird: „Also das mache ich auch, aber ich warte eher, also wenn, gut, ich tendiere nicht dazu, unbedingt immer das Allerneueste zu nehmen, das hat auch durchaus Risiken, weil die meist auch noch nicht ganz so ausgereift sind, die erste Version, entweder von der Software oder von der Hardware, also ich warte dann schon eher, bis irgendeine Generation ausläuft und dann die nächste rauskommt oder die übernächste schon, und dann kriegt man sie einmal billiger und die Qualität ist für meine, weil ich es ja nicht professionell mache oder bei professionellen Sachen ist es vielleicht anders, aber für den Privatbereich, aber das Ding, die Kamera hat sechshundert Mark gekostet (HS: Das ist ja nicht teuer.) Ursprünglich hat sie 1500 gekostet (HS: Ja) vor ein paar Jahren (GH: Und so (…) ja auch nicht mehr) Nee, die haben Speicherkarten, dieses (Nord) also ich habe eine 8 Megabyte-Karte drin, die kostet 50 Mark und da gehen mit dieser Auflösung 24 Bilder. Dann muss man sie auslesen in den Computer und dann kann man sie löschen und kann die nächsten draufmachen. (HS: Ja) Man kann auch die Karte auswechseln, wenn man

Features und Vergleiche mit älteren Modellen wären weitere Formen sprachlich Kompetenz in der Bewertung von Technik zu erzielen.

4.3.2.4. „Schuld“ und Verantwortung - Technik und Moral (2)

Bruno Latours Begriff von der Technik als dem „nicht-menschlichen Wesen, das mit einer eingeschriebenen Moral“ eine handlungsanleitende Dynamik entwickelt, lässt sich auch anhand des empirischen Materials als wahrnehmungsrelevante Kategorie belegen. Schilderungen von Situationen, in denen die „Schuld“ an Computerpannen verhandelt wird, verlaufen auf einer ausgesprochen moralischen Ebene, wenn Anteile am Fehlverhalten entweder mehrheitlich der menschlichen oder der technischen Seite zugeschlagen werden. Dies ist auch ein Spiegel alltäglicher Erfahrungen, dass jeweils überlegt werden muss, wie die Verantwortung im Technikumgang auf die menschlichen und nicht-menschlichen Akteure verteilt wird. Die a priori in der Computertechnik steckende Behauptung vom logischen „Rechnen“ versetzt die Nutzer allerdings eher in die Situation, die Fehlerquelle bei sich auszumachen, sodass Computerfehler gewissermaßen auf der Ebene des Besonderen und Ungewöhnlichen anzusiedeln sind.

Der folgende Interviewausschnitt, in dem eine Erzählung über eine Computerpanne geschildert wird, verdeutlicht diese Übernahme der moralischen Verpflichtung, die die erfolgreiche Nutzung des „rationalen“ Gegenübers einfordert. Regelmäßiges „Speichern“ wird durch einen einmal gemachten Fehler für den Ingenieur Herrn Marquardt zur verpflichtenden Verhaltensdipsosition für den zukünftigen Umgang mit dem Computer. Im Sinne Latours ist hier die Verteilung der „Schuld“ an der Fehlfunktion eindeutig beim menschlichen Akteur zu suchen.[424] Die Aushandlung der moralischen Verhältnisse zwischen Mensch und Technik zeigt sich in den Konsequenzen, die Herr Marquardt schildert, nämlich dem zukünftig veränderten Verhalten und in der damit einhergehenden Verallgemeinerung. Als auch rechtfertigende Erklärung ist die besonders dramatische und so auch erinnerungswürdige Situation des Gewitters und des Stromschlags einzuschätzen. Der von ihm gewählte Modus ist der der Erzählung, mit der das Besondere der Situation hervorgehoben wird (Gewitter!) und als moralische Schlussfolgerung eben die Änderung des eigenen Verhaltens steht.

> “Es ist eigentlich, ich glaube, nur einmal ist es passiert. Da war ich auch in so einer Drucksituation und arbeitete noch am Bildschirm in so einer Anfangszeit, wo das alles noch nicht so abgesichert war. Und da braute sich draußen ein Gewitter

---

unterwegs ist und den Computer nicht dabei hat. Und es gibt auch eine gröbere Auflösung, diese normale VGA-Auflösung, da passen dann 120 Bilder drauf.“

[424] Ähnlich schildert dies auch Herr Stermann, der in diesem Zusammenhang auch auf die sprachliche Interaktion mit dem Computers verweist. „Was einem natürlich zu Anfang passiert, also das ist nun wirklich ein dummerhafter Fehler, wenn man bis nachts um zwei schreibt, man klickt es an und dann kommt ja immer zum Schluss, also: »Wollen sie die Änderungen?« und dann drückt man aus Versehen »nein«, nicht, dann ist alles weg, was man hingeschrieben hat.“

zusammen. Auf einmal zisch und blitz und so wie der Blitz weg war, da war auch der ganze Bildschirm schwarz und die ganze Arbeit war weg. Alles war weg. (...) Nichts gesichert, da hatte ich auch noch einen Fehler gemacht, da konnte ich auch nicht mehr sagen: »Na, tut mir leid, jetzt sage ich ab.« Es hatte keinen Zweck. Aber das, das sind eigentlich seltene Fälle gewesen, muss ich sagen. Irgendwie kann man sich dann doch immer, immer noch behelfen. (...) Das ist passiert und hinterher ärgern sie sich. Und man ändert dann auch seine Verhaltensweisen dann. Man passt dann in Zukunft wirklich auf und dass diese Sicherungen dann auch ordnungsgemäß laufen."

Ganz ähnlich wird ein einmaliger Datenverlust im Interview mit der Kulturmanagerin Heidrun Ziemer geschildert. Auch hier gibt es ein vergleichbares erinnerungswürdiges Erlebnis. Die von ihr für die Situation gewählte Charakterisierung „klassischerweise" verweist auf die Erfahrungsnähe und auf die Nachvollziehbarkeit, die sie beim Zuhörer mit dieser Erzählung erwarten kann. Mit der verallgemeinernden Schlussfolgerung „Ich finde, da sind die Leute meistens selber schuld" wird hier der Aushandlungsaspekt der moralischen Position deutlich. Dies wird von ihr unterstrichen, in dem sie auf den Kommentar des Interviewers Hans Joachim Schröder ihre Einschätzung wiederholt.

„Ich habe immer rechtzeitig begriffen, dass es gut ist, Datensicherung zu machen und auf Diskette zu sichern. Das ging eigentlich immer, ich finde, da sind die Leute meistens selber schuld, wenn sie keine Kopien machen auf verschiedenen Medien. Aber ich weiß zum Beispiel noch gut, wie ich mal so einen Job hatte, da war Freitag nachmittags immer die Putzfrau da. Und ich hatte da die Aufgabe, eben die Datenbank zu aktualisieren, irgendwann zog sie klassischerweise den Stecker raus. Und dann war eben auch ein Teil verloren gegangen, ein Teil des Tageswerks, weil einfach keiner damit gerechnet hat, da war kein Automatismus. Und da musste ich schon noch mal, ich habe zwei Stunden sind mir verloren gegangen (HS: Das geht noch) Das war meine Datensicherung, so ein kleiner klassischer Fall so, wie man es sich vorstellt, die Putzfrau zieht den Stecker."

Mit der folgenden, zunächst ganz ähnlich wirkenden Erzählpassage aus dem Interview mit der 29-jährigen Bibliothekarin Sylvia Schmidtke wird eine andere Verteilung von Moral und Verantwortung deutlich. Auch hier sind es Daten, die unwiederruflich verloren gegangen sind, die den Ausgangspunkt bilden. Anders als in den vorangegangenen Beispielen wird die „Schuld" am Datenverlust hier allerdíngs beim Computer verortet. Der moralische Nachweis hierfür ist aber offensichtlich viel schwieriger, da sie betont, dass sie die Daten nicht wiedergefunden hat und dass dies im Stil einer eigentlich unglaublichen Geschichte präsentiert wird.

(HS) Ja, gab es auch so Sachen, wo sie wirklich dann auch mal in Schwierigkeiten kamen?) Gab es, [lachend] ich habe dann damals hatte die Fachhochschule, also der Fachbereich fünfzigjähriges Bestehen des der Bibliotheksschule und 25-jähriges Jubiläum gleichzeitig vom Fachbereich Bibliothekswesen, da haben wir dann so eine Jubiläumszeitschrift gemacht, das habe ich auch in Form eines Seminares dann mitgemacht, wo wir auch Artikel geschrieben haben, alte Schüler interviewt haben und all so was. Und das habe ich dann nachts einen Artikel zu Hause

geschrieben und ich wollte den ja nun auf Diskette speichern. Da wusste ich nicht so richtig, wie das geht, ich wusste, ich muss Laufwerk A irgendwie haben, ich habe es dann aber irgendwo gespeichert, aber nicht auf der Diskette und es war nachher weg und ich musste alles noch mal schreiben, ich kriegte dann schlaue Ratschläge (HS: Wieso, es war ganz weg, der Text?) Es, er war, ich habe ihn zumindest nie wiedergefunden (HS: Sie haben ihn nicht gefunden?) Ich habe ihn nie wiedergefunden, ich kriegte dann schlaue Ratschläge: »Ja, guck doch mal alle Dateien durch!«, aber es waren ja von irgendwelchen Dateien und Verzeichnissen und Unterverzeichnissen, also ich habe ihn wirklich nie wiedergefunden, ich habe ihn dann komplett noch mal geschrieben und ich habe da bis morgens um halb drei dran gesessen, gedacht: »Verflucht. Jetzt gehst du ins Bett.« Ich habe also auch gegrummelt und gegrollt vor mich hin und habe ihn dann am nächsten Tag noch mal geschrieben, etwas anders natürlich, weil ich das auch nur auf dem Tonband alles hatte (HS: Ja) und zusammenschustern musste für mich wieder, also da, da hatte ich echt ein Problem."

Die Verhandlung von Computerpannen führt zur nächsten rhetorischen Figur, die auf der moralischen Ebene der Verteilung von Schuld und Verantwortung zwischen Mensch und Computer verläuft. Hier zeigt sich nochmals die Wesenhaftigkeit, mit der der Umgang mit dem Computer im Alltag belegt wird. Vor allem die Verhandlung von Fehlern und Pannen ist prädestiniert für diese moralischen Deutungen und Erklärungen. Ergänzen ließe sich dies noch mit weiteren sozialen Charaktermerkmalen, die topoiartig als moralische Anleitungen aus dem Technikumgang abgeleitet werden. So wurde etwa die Formulierung „Geduld lernen" mehrfach benutzt, wenn es um die Verhaltensanforderungen im Umgang mit dem Computer ging.[425]

4.3.3. Kritik am und soziale Folgen des Computereinsatzes

4.3.3.1. Kritik des Technikeinsatzes: die scheinbare Rationalität

Dem „Rationalisierungsparadigma" wie der Techniksoziologe Karl-Heinz Hörning das wissenschaftlich wie nicht-wissenschaftlich vorherrschende Bild benennt, wonach steigende Technisierung mit einer Rationalisierung von Denken und Handeln einhergeht, stehen im Alltag andere Deutungen gegenüber. Zur „bedeutungsstrukturierenden und handlungsorientierenden Seite der Technik tritt eine bedeutungsunterminierende und desorientierende" hinzu.[426] Diese Seite der Techniknutzung, die auf die kulturellen Handlungs- und Deutungsspielräume verweist, die die Techniknutzer haben, wird etwa daran deutlich, wie Interviewte Computernutzungen in ihrer Umgebung als nur scheinbar rational entlarven und

[425] Im Gespräch mit der Abiturientin Nadine Cassau ging es um die durch immer wieder abstürzende Internetseiten verursachten Frustrationen, wozu sie formulierte: „Beim Internet lernt man auch viel Geduld zu haben, so oft wie das abstürzt und wie lange die Seiten brauchen, um sich aufzubauen, (...) wird man ein sehr geduldiger Mensch."

[426] Hörning: Experten des Alltags, wie Anm. 42, S. 95.

Anwendungsfelder markieren, in denen selbstbewusst handelnde Menschen der Technik überlegen sind oder wären und sich die „Versprechen“ der rationalen Technik nicht erfüllen. Dies ist als Argumentationsmöglichkeit zu verstehen, mit der die Rückkehr der handelnden Akteure gegenüber der Technik thematisiert werden kann, wenn im Aushandeln des Verhältnisses Mensch und Technik die Seite menschlichen Handelns und Denkens betont wird.

Konkret werden in den folgenden Beispielen jeweils Erfahrungen aus dem eigenen Umfeld benannt, in denen ein Zuviel an Computereinsatz unsinnig war und dass menschliche Kopf- oder Handarbeit der Computerleistung überlegen gewesen wäre, ein möglicher Zeit- oder Arbeitsvorteil durch den Computer letztlich so nicht vorhanden gewesen ist. Dies kann als Bestandteil eines alltäglichen Reflexionsprozesses über den Einsatz von Technik begriffen werden, der diskursiv und kommunikativ immer wieder neu zu lösen und herzustellen ist. Deutlich wurde diese Kritik bereits an den ausführlichen Schilderungen der Mitarbeiter der Registratur in der Behörde (Vgl. S.161ff). Das papierlose Büro, das Zielsetzung der umfangreichen Digitalisierungsprozesse ist, wird – durchaus ironisch – zum Paradebeispiel der Grenzen des Technikeinsatzes, da zusätzliche Arbeit anfällt und letztlich mehr Papier verbraucht wird. Die Menschen sind also in dieser Art der Argumentation – so darf die moralische Schlussfolgerung im Sinne Latours wohl lauten –, auch wenn dies ihnen weisgemacht werden soll, nur sehr bedingt zu ersetzen. Ein weiteres bereits angeführtes Beispiel für den alltagswirksamn Nachweis der scheinbaren Rationalität ist die Erzählung von Herrn Marquardt über die von ihm beobachtete „Bildschirmkrankheit“ der jüngeren Kollegen, die sich in ihren Schreibarbeiten zu sehr auf die Strukturierungshilfen des Computers verlassen würden (Vgl. S. 58).

Der Geologe Erich Behnke formuliert diese Einsicht mit Blick auf sein Studium und gegenwärtige Erfahrungen im Beruf als Kritik an der zu starken Gläubigkeit, die computertechnischen Lösungen entgegengebracht wird. Der Verweis auf die mitunter effektivere „Handarbeit“ ist so Kern der Argumentation und der sprachlich verdichteten Erfahrung, dass die versprochene Zeitersparnis durch den Computer sich ins Gegenteil verkehrt. Sprachlich wird dies erzeugt, in dem er die topoiartige Aussage: „Das macht doch alles der Computer. Es dauert also nur fünf Minuten!“ ehemaligen Vorgesetzten in den Mund legt. Deutlich wird auch, dass in dieser Argumenation Computerlösungen nicht zwangsläufig „Sinnvolles“ bedeuten. In diesem Deutungszusammenhang ist die Verselbständigung der Technik ein weiteres wichtiges Motiv. Dies wird hier ausgeführt anhand der geschilderten „Systemzwänge“, denen er im Berufsalltag mit der Benutzung von bestimmten Computerprogrammen unterworfen ist und die er mit dem Vergleich zum System Straßenverkehr verdeutlicht. Ein weiterer Kritikpunkt in diesem Zusammenhang ist, dass die ästhetischen und symbolischen Qualitäten der Computerlösungen den tatsächlichen Nutzen überdecken würden („und das auch ganz schick finden, damit zu arbeiten“).

„Die vorhandenen Programme passen auch nicht immer auf die individuellen Herausforderungen. Man behilft sich damit, Vorgesetzte, Professoren zu der Zeit [in seinem Studium] sagten einem immer: »Das macht doch alles der Computer. Es dauert also nur fünf Minuten!« Aber in der Regel passt es nicht. Und es bedarf immer noch sehr viel Arbeit, einige Sachen auf die eigene Anwendung kompatibel zu machen und dann sinnvoll damit zu arbeiten. Und nachher im Büro oder in einer Firma hat sich gelegentlich sogar herausgestellt, dass normale Handarbeit schneller geht als wenn man mit einem Programm arbeitet, das man nicht versteht. (...) Dass man gezwungen ist, den geforderten Maßstäben nachzukommen und mit bestimmten Programmen zu arbeiten, auch wenn man die individuell oder persönlich gar nicht so gut findet. Und wenn die zum Teil auch sehr viel Geld kosten. Aber die Umweltbehörde in Hamburg fordert zum Beispiel gewisse Programme und ein gewisses Layout, weil die damit arbeiten und auch für Kunden auf bezahlte Schulungen geschickt werden und das auch ganz schick finden, damit zu arbeiten. (HS: Also sie meinen die Behörden?) Die Behördenvertreter und die Ingenieurbüros sind dann gewissermaßen gezwungen, wenn sie Aufträge haben wollen, es in dem Format abzugeben und sich dann damit zu beschäftigen, was für einen Privatunternehmer doch immer mit Zeit und Kosten verbunden ist. (HS: Hat ihnen das auch schon Verdruss gemacht, solche...) Selbstverständlich machte das Verdruss, sowohl zeitlich als auch finanziell und es gibt halt Vorgaben. Und solange man auf diesem Sektor mitmischt, muss man sich dem beugen wie im Straßenverkehr.“

Beim Germanisten Josef Nievergelt zeigt sich die Kritik ebenfalls an den Systemzwängen, denen der Nutzer ausgeliefert ist und die sich hier – auch dies darf als durchaus typische Argumentation im Alltag verstanden werden – in der Kritik an den Microsoft-Produkten („Bill Gates“) verdichtet. Verbesserte Prozessoren und Arbeitsspeicher führen demnach nicht zu schnelleren Anwendungen, sondern zu zusätzlichen nicht benötigten Möglichkeiten („Schnick-Schnack“). Als Beispiel werden die zunehmenden Automatisierungsfunktionen angeführt, die eigentlich als Hilfe gedacht sind, tatsächlich aber zusätzliche Arbeit bewirken. Dies spiegelt durchaus konkrete Alltagserfahrungen von Computernutzern, dass vieles, von dem was neu ist, zunächst als Zumutung empfunden wird und der Sinn für die Anwendung erst „erarbeitet“ und gefunden werden muss.

„Ja, wenn man den Zusammenspiel nicht mit also, äh, kaum gibt es einen vernünftig, schnellen Rechner auf dem Markt, kommt Bill Gates und, entwickelt ein Programm, das noch, was weiß ich, 50 Megabyte mehr Festplatte braucht und Arbeitsspeicher frisst, dass du im Prinzip nicht schneller bist als vor fünf Jahren. (...) wenn du das mal macht ’n altes Programm jetzt auf ’n neuen Rechner laufen lässt, das macht dann bumm, nich, und ist da, von vorher, was ja, äh, im Prinzip ist das ja, natürlich die Oberflächen waren anders, äh, aber, was mich dann vor allem ärgert ist, dann alles dieser Schnick-Schnack, einfach, das ist, in den Programmen, nich, also (HS: Mh.) eben das du all diese Voreinstellungen, die du nie brauchst, oder die, die einfach standardmäßig drin sind, Assistent wie das jetzt heißt, all der Unsinn, den du... (GH: Aber den man aber eigentlich nicht benötigt..) oder also es gibt, oder irgendwelche Automatisierungsfunktionen, die denn gleich... Also wenn, wenn du das Gefühl hast du schreibst eine Liste, dann wird beim nächsten Enterbefehl,

macht er dir wieder einen Unterpunkt, und solchen Unsinn, wo du dann mehr Arbeit hast, diese Autoformatierung zurück zu nehmen in das, was du willst."

Im Interview mit dem Verwaltungsangestellten Dirk Engelhard nimmt die ausführliche Schilderung der sich über Jahre erstreckenden Einführung des „papierlosen Büros" einen wichtigen Raum im Interview ein. Auch hier wird deutlich, wie in der Deutung sich der Computernutzen ins Gegenteil verkehrt und so zum Bestandteil einer alltäglichen Technikkritik wird.

„Die Systeme sind nach wie vor, glaube ich, noch nicht so ausgereift, und dieses papierlose Büro, also das ist ja genau die entgegengesetzte Tendenz, dass immer mehr Papier eigentlich produziert wird, also es wird ja einem suggeriert, es gäbe weniger Papier, aber wenn du mal guckst, was durch den Kopierer und so alles gejagt wird, also es wird nicht weniger auf alle Fälle. Das glaube ich nicht."

Das gleiche Beispiel für den nicht sinnvollen Computereinsatz wählt die 65-jährige Chefsekretärin Irene Schmidt-Kastner. Auch hier findet sich zunächst die Kritik am Computereinsatz („von wegen man spart Zeit"). Als Beispiel führt sie ebenfalls die Papierverschwendung an, die im Büro zu beobachten ist und die letztlich Folge der zu leichten Möglichkeit des Ausdruckens ist. Der Hinweis, dass sie das verschwendete Papier als Malpapier für die Enkelkinder weiterbenutzten lässt, darf durchaus so verstanden werden, dass so der fehl gelaufenen Techniknutzung wieder ein Sinn durch die Umnutzung zukommt, der Fehler auf der technischen Ebene auf einer sozialen Ebene „ausgebügelt" wird.

„Um einen Sprung zu machen zu heute: also von wegen man spart Papier, also was heutzutage an Papier verschwendet wird, seit es Computer gibt, ist ja ein absoluter Wahnsinn, meiner Meinung nach, nicht, ich druck mal schnell aus und dann kommt so ein Stapel erstmal in den Papierkorb und da bin ich ja immer noch geschädigt von damals, ich nehm das ja immer mit und scheid das ab und mach Malpapier für die Kinder daraus. [lachend]"

Mit der rhetorischen Figur der scheinbaren Rationalität wird die Kritik an vielfach als überflüssig und zu selbstverständlichen Computerlösungen thematisiert. Das Entlarven der digitalen „Versprechen" als nur scheinbar vernünftig ist dabei auch im Sinne einer Stärkung der menschlichen Positionen gegenüber der Technik zu begreifen. Sprachlich-argumentativ werden die technischen Lösungen dabei als Selbstzweck entlarvt, der aber – versteckt hinter einer mächtigen Struktur – nur noch schwer wahrzunehmen ist.

4.3.3.2 Mensch und Computertechnik als Antagonismus

Im Erzählen über den Computer wird dieser oft als Paradebeispiel für den Verlust des „Menschlichen" beziehungsweise „Zwischenmenschlichen" in einer technisierten Welt angeführt. Dies geschieht vor allem auf der Ebene einer alltäglichen Technikkritik, bei

der die negativen sozialen und kulturellen Folgen der umfassenden Technisierung thematisiert werden. Dieser Eindruck von der Verselbständigung der Technik und der weitgehend unbemerkten Unterwerfung des Menschen unter die Technik wird in einer Form dargestellt, die als alltägliche Version einer langen Traditionslinie der Technikkritik als Kulturkritik verstanden werden kann.[427] Hervorgehoben wird vor allem der Eingriff der Computer in Kommunikations- und Interaktionssituationen und die Zunahme der Zeit, die mit dem Computer und nicht direkt mit anderen Menschen verbracht wird.

Trotz der eher pauschal-alltagstheoretischen Deutung geben die folgenden Beispiele aus dem Sample aber auch Aufschluss über den konkreten Erfahrungsbezug, auf dem diese Folgerungen basieren. Von allen wertenden Äußerungen zum Computer sind diese technikkritischen am emotionalsten in der Wortwahl („Ich mag die nicht") – und sie werden allesamt von Frauen geäußert. Letzteres spiegelt in erster Linie die kulturellen Erwartungshaltungen auch und gerade im Forschungsgespräch wider, nämlich die erstaunlich hartnäckige Aufteilung in Technikbefürwortung und -kritik entlang von Gendergrenzen, und – damit gekoppelt – den Umstand, dass eine grundsätzliche Ablehnung von Technik wenn, dann eher von Frauen formuliert werden *darf*.[428] Bereits deutlich wurde diese Kritik Im Interview mit Paula Weichhold (4.1.1.3), in der diese polarisierende Sicht auf die Folgen der Technisierung und die starke Ablehnung von Computern zur Sprache kam.[429]

Im Gespräch mit der 35-jährigen Zahnarzthelferin Frau Fiebig wird dies ebenfalls mit einer grundlegenden Kritik an der Computertechnik und am kulturellen Leitbild Computer deutlich.[430] Ausgehend von negativen Erfahrungen, die bereits Anfang der 1980er Jahre von ihr gemacht wurden, zieht sich eine grundsätzliche Skepsis durch spätere Erfahrungen hindurch und wird verallgemeinert. Der Omnipräsenz der Computer begegnet auch sie in der Argumentation mit dem Aufbau von Oppositionen,

---

[427] Sieferle, Fortschrittsfeinde, wie Anm. 234.

[428] Ein Beispiel hierfür sind die Ausführungen der arbeitslosen Goldschmiedin Astrid Ottenberg, die den Gegensatz von Computerarbeit und Handarbeit im Gespräch herausgestellt hat und dabei betont, dass Medien- und Technikumgang die weniger kreative Tätigkeit ist: „Ja doch irgendwie schon. Und eh, als es dann tatsächlich auch akut wurde, was ich mir nun wählen sollte als Beruf, bin ich dann auch irgendwann auf diesen Wunsch zurückgekommen, weil ich hatte vorher noch mal ein Praktikum gemacht in der Graphik-Design-Firma und da saß ich dann auch vor dem Computer. Und ich fand es furchtbar, also es hat mir keinen Spaß gebracht und dann stand auch für mich fest, eh, nein, ich möchte wirklich was mit den Händen machen und irgendwie Ergebnisse erzielen und also so sichtbare Gebrauchs- na ja, Gebrauchsgegenstände ist es ja so, als das ist Schmuck nicht definiert, aber als eine Sache, die man in die Hand nehmen kann und was weiß ich nicht, an den Finger stecken oder so. Na und ja und dann habe ich das gemacht. [Pause] Ja. Und das hat mir auch Spaß gebracht, das [Pause] arbeiten da."

[429] Erinnert sei hier nochmals an die von Frau Weichhold gewählten Formulierungen „Ja, ich finde es halt fürs zwischenmenschliche nicht so toll." und „Ich find Computer ätzend, unkommunikativ", mit denen sie ihre ablehnende Haltung gegenüber der zunehmenden Digitalisierung zum Ausdruck bringt.

[430] Michael Friedewald: Der Computer als Werkzeug und Medium. Berlin/ Diepholz 1999. (= Aachener Beiträge zur Wissenschafts- und Technikgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bd.3), S. 23f.

bei denen sich Technik zu menschlichen und sozialen Qualitäten als Gegensatz verhält. Deutlich wird auch, dass es hier um ein Argumentieren vor dem Hintergrund eigener Erfahrungen (Fahrkartenautomat, Arbeit, familiäres Umfeld) geht und dass das nicht eingelöste Versprechen der Technik sich konkret in der Geld- und Zeitverschwendung manifestiert. Die Computernutzer im Umfeld der Interviewten – im erzählten Beispiel die Tochter und der Lebensgefährte – müssen immer wieder neu beweisen, dass der Technikeinsatz tatsächliche Vorteile bringt. Gleichzeitig wird deutlich, dass es sich um eine lange Erfahrungsgeschichte handelt, die bereits in den frühen 1980er bei ihrer Tätigkeit in einer Umweltschutzgruppe beginnt, so gewissermaßen das dem Computer immanente falsche Rationalitätsversprechen nachgewiesen wird.

„Also Computer! Ich denke, ich bin der Technik ganz schön ablehnend gegenüber grundsätzlich. Also bestimmten Bereichen, sagen wir mal so. Zum Beispiel Computer finde ich ganz doof. Ich mag die nicht, das ist irgendwie nicht meine Welt, es ist mir egal, wo sie... Die begegnen mir inzwischen fast überall. Wenn ich ein Ticket kaufen will für die Bahn, muss ich das an so einem Ding machen. Da muss ich alles eintippen, ich will von da nach da. Ich habe so und soviel Prozent Ermäßigung, weil ich eine Bahncard hab oder so. Ich finde, dieser menschliche Kontakt ist für mich eigentlich auch sehr wichtig. Ich mag das viel lieber, wenn ich zum Schalter gehen kann und jemanden habe, mit dem ich reden kann. Diese Computer! Entweder funktionieren sie nicht oder sie nehmen meine Münzen nicht oder meine Geldscheine nicht. Das sind so Sachen, die ich nicht gut finde. (...) Ich mag auch nicht so gerne den ganzen Tag, also wenn man zum Beispiel bei uns auf der Arbeit könnte ich mir das ja auch aussuchen, am Computer zu sitzen. Bildschirmarbeit haben wir da ja auch. Ich sitze nicht so gerne da den ganzen Tag am Bildschirm, das mag ich nicht. Das gebe ich auch ehrlich zu.

1983, 84 da haben wir richtig so auf alten Dingern gearbeitet, ich bin im Umweltschutzverein gewesen. Da haben wir nur Adressenverwaltung gehabt. Das war im Prinzip wirklich so das erste, was da drauf gemacht wurde. Und die sind permanent abgestürzt und also es war, wir haben manchmal nächtelang gesessen und wir hatten gerade alles drin, eine Taste falsch gedrückt, wasch, war wieder alles weg. Konnten wir wieder von vorne anfangen. Ich habe immer gesagt, ich hasse Computer. Es hat einfach so meine ablehnende Haltung nur verstärkt. (HS: Ja, erinnern Sie das noch, wie sie damit zum ersten Mal so in Berührung gekommen sind?) Es ging irgendwie los, dass nichts klappte. Und immer musste dann einer von dem Verein kommen, mürrisch, und sagen: »Da musst du das und das machen« Irgendwie musste immer jemand kommen, der spezialisiert war. Man ist so ausgeliefert! Man kann nicht mehr sagen, so ich gehe jetzt meine Karteikarten durch und wenn ich das nicht kann, dann gucke ich noch mal was anderes. So ist man immer an eine Person gebunden.

Wir haben jetzt im Haus einen Computer, also so einen normalen kleinen PC. Meine Tochter nutzt den und mein Freund nutzt den und nun hatten wir keine Soundkarte, wir hatten keine Boxen. Nun ist das geschenkt worden, also an meine Tochter, weil die hat bald Geburtstag und sie hatte so eine CD-Rom bekommen, da brauchte man einen Ton. Das passt alles nicht. Irgendwie haut es nicht hin. Ein Bekannter von uns, der macht bei der Arbeit die ganze Computergeschichte, hat also wirklich

Ahnung. Es ist kein dummer Junge in dem Sinn, der kann das wirklich, der hat da drei Stunden an diesem Computer gesessen und kriegt es nicht hin. So, jetzt hängen wir wieder da. Ja, es wurde viel Geld ausgegeben und es klappt überhaupt nicht. Computer sind doof!“

Angst um das „menschliche Miteinander“ äußert auch die 74-jährige pensionierte Apothekerin Susanne Siblewski. Sie problematisiert im Interview die Unterwerfung des Menschen unter die Technik und benennt Vereinsamung und Vereinzelung als Folgen der Überforderungen der Menschen durch die Technik. Ihre Argumentation illustriert sie mit den Beobachtungen anlässlich eines Museumsbesuchs und knüpft an diese Einzelbeobachtung ihre grundlegende Einschätzung an, dass viele Menschen aufgrund ihrer nervlichen und psychischen Konstitution nicht für die Bildschirmarbeit geeignet seien.

„Ich habe ein bisschen Angst um das menschliche Miteinander, also dieses nur über Apparate alles machen, was immer schlimmer wird, das macht mir Beklemmungen. Ich meine, mich geht es nichts mehr an, aber wissen sie, ich habe zum Beispiel mal im Museum für Kunst und Gewerbe, da war also irgendeine Ausstellung und da war in einem Raum standen, ich weiss nicht, 15 Computer oder oder wie Fernseher und da waren also irgendwelche und davor standen nun Leute mit Kopfhörern, jeder für sich, vor diesen Apparaten standen allein (HS: Ja) und irgendwo demonstrierte das so dieses Alleingelassensein mit einem Apparat (HS: Ja), wo man ja sonst im Museum sich unterhält und und es waren sicher auch Leute, die zusammen dahingekommen waren, die sich aber völlig isolierten (HS: Ja) und diese Isolation, wo heute so viele Leute vielleicht irgendeinen ganz anderen Beruf wählen würden, aber Computer wählen, weil sie da eine gewisse Aussicht haben, den Beruf auch wirklich, also da eine Stellung zu kriegen (HS: Ja) und eigentlich nervlich überhaupt nicht dafür geeignet sind und auch psychisch nicht, das ist meine Meinung (HS: Ja) davor.“

Im Gruppengesrpäch in der Behördenverwaltung wurde dies sehr ähnlich formuliert. Auch hier wird auf den Begriff des „Zwischenmenschliche[n]“ abgehoben, wenn es um die Veränderungen geht, die die Digitalisierung mit sich gebracht hat. Bei der Beschreibung des Arbeitsalltags wird der Verlust an face-to-face-Kontakten als Folge des Einsatzes der neuen Kommunikationsmedien beschrieben. Die zunehmende „Vereinsamung“ wird hier ironisch gewendet als Folge der neuen Kommunikationsmöglichkeiten thematisiert.

„HWD: Was aber auch ein Ergebnis dieser ganzen Technologie ist halt, das Zwischenmenschliche geht auch verloren, das, das finde ich auch. Man sieht sich kaum noch, jeder sitzt vor seinem Bildschirm, hier wundere ich mich manchmal, dass ich die Leute also tagelang nicht sehe.

GvW: Hier?

HWD: Das, ja selbst in dieser kleinen Behörde, in diesem Flur hier, wenn ich Herrn Schmidt sehen soll, da muss ich sagen, früher hat man sich dauernd gesehen, da wurden Akten angefordert, wurden geholt, da waren irgendwelche Vorgänge, die gesucht wurden und heute, dadurch nun, man unterhält sich nur noch so.

GvW: Also die mailen euch irgendwas?

HWD: Mailen.

BB: Dann schickt mal die Akte sowieso, früher sind sie runtergekommen, dann hat man noch mal ein bisschen geklönt, heute ist es ja nicht mehr so. Es wird alles nur noch per Mail geschickt und dann schickst du die Akte rauf und man sieht sich nicht. Da kannst du nur noch »Hallo« hinterher tippen (...) Aber dann sieht man ja, wie gesagt, die Vereinsamung wird dann eintreten, wenn hier alle angeschlossen sind ans System und das stabil läuft, dann werden wir hier doch ziemlich allein gelassen werden [lachend]."

Ebenfalls auf den Berufsalltag bezogen schildert die Zahnärztin Frau Beck-Haller diesen Gegensatz. Befragt danach, ob sie einen Computer in der Praxis hat, führt sie dem Interviewer die Diskussion vor allem auch anhand eigener Erfahrungen und Beobachtungen vor, die für sie mit der computer-„gelenkten" Arbeit verbunden ist.[431] Ähnlich wie auch Herr Preusler schildert sie ebenfalls aus Medizinerperspektive das Eindringen des Computers als technischer Agent, der Aufmerksamkeit fordert und ablenkt und so das eigentlich menschliche Zwiegespräch zwischen Arzt und Patient störend beeinflusst. Verdeutlicht wird ihre Einschätzung mit einer Beispielerzählung eines Frauenarztbesuchs.

„(HS: Ja. So, jetzt möchte ich noch was anderes fragen. Sie haben ja wahrscheinlich sicher auch einen oder sogar mehrere Computer inzwischen in der Praxis, nicht, wie ist das?) Hm. Wir [in der Praxis] haben nur einen in der Verwaltung (HS: Einen. In der Verwaltung) Nur einen praktisch an der Anmeldung, weil wir bisher, ich will das auch eigentlich nicht, wir beide wollen das bisher nicht, am Stuhl einen Computer zu haben. (HS: Ach, das gibt es auch?) Viele machen das inzwischen und mich stört es persönlich und ich finde es auch nicht so hygienisch und denke, es muss jemand bedienen können, die Helferin. Da habe ich aber nicht immer die, die es bedienen kann (HS: Wie, ich kann mir das nun gar nicht vorstellen.) Da müssen alle Leistungen, alles, eingegeben werden und dann kann man es auf dem Display abrufen und also Ärzte machen das ja schon sehr viele. Und ich gehe zu diesen Ärzten sehr ungern, die es machen, die nur da sitzen und auf ihren Computerbildschirm gucken und da bin ich der Bildschirm und nicht da hinten, der da sitzt. (HS: Also das kenne ich auch, ja, ja.) Also es war vor vielen

[431] Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist, dass auch der HNO-Arzt Herr Preusler die Beziehung des Patienten im Behandlungszimmer (vgl. S.105f) anspricht und auch für die Kieferchirurgin Dorothea Anders ist dies offenbar erzählenswert. Technik – so ihr auch mit Untersuchungen belegtes Argument – solle nicht im Vordergrund sichtbar sein: „Also ich möchte auf keinen Fall, man sagt Hightech high Touch, also jemand, wenn jemand sehr viel Technik in seiner Praxis hat, dann brauchen die Patienten sehr viel, sehr viel Berührung zum Ausgleich. Und wenn man das versucht ein bisschen auf einem niedrigeren Niveau zu halten, also nicht da die Computer an jeder Behandlungseinheit stehen zu haben und nun Technik um die Patienten drum herum bis zum Umkippen, dann denke ich, fühlen sich die Patienten doch ein bisschen geborgener. Das hat man früher ganz anders gedacht, aber es gibt ja Untersuchungen darüber, wie Patienten das auch selbst empfinden und Technik einerseits als etwas sehr Faszinierendes, gerade für die Patienten, die ja selbst zu Hause mit Computer umgehen, klar. Aber wenn man in so einen Behandlungsraum hineinkommt und man wird so von dieser Technik überwältigt, ist das, glaube ich, kein so gutes Gefühl. Gerade wenn man jetzt vielleicht auch noch kleinere Kinder hat, die das erste Mal zu einem kommen, die ja sowieso vielleicht, wenn sie nicht von den Eltern entsprechend dann ganz gut vorbereitet sind, die vielleicht Ängste haben und nicht da so selbstverständlich sich auf diesen Behandlungsstuhl draufsetzen, dann ist es, glaube ich, schöner, wenn die da ganz langsam eingeführt werden und nicht so überwältigt werden davon."

Jahren schon mein erstes Erlebnis mal, war ich neu bei einem Frauenarzt und dann war, der saß nur vor seinem Ding und ich erzählte da hinten (HS: Nee, nee, das ist ja) Und der guckte da nur rein und das war das erste und letzte Mal, dass ich da war, da habe ich gesagt, so will ich das auch nie handhaben. Und man ist mit diesem Medium einfach auch befasst und man darf das nicht unterschätzen (HS: Ja, ja) Wieviel Aufmerksamkeit, Augenkontakt und überhaupt die Körpersprache, die einem dann völlig entgeht am Patienten.(HS: Aber ich meine, wenn das jetzt ein Zahnarzt macht, dann würde also die, die eigentliche Behandlung, da kannst du ja nichts mit Computern machen) Nein. Also da gibt es sicherlich sehr moderne Praxen, die machen schon einiges über Computer auch, ob das nun Keramikfüllungen sind oder die dann über Radiovisiographie dann ihre Röntgenbilder anders abrufen und solche Dinge, die also schon so Spielereien am Patienten auch über Computer machen (HS: Ach so) Aber das Bohren an sich ist natürlich immer noch die Ur-Arbeit, die man trotzdem."

Mit der Gegenüberstellung von Computer und Mensch, der alltäglichen Beschreibung des Verlustes „menschlicher" Qualitäten durch zunehmende Digitalisierungsprozesse, steht im alltäglichen Argumentieren und Aushandeln von Technik sprachlich-kommunikativ die Möglichkeit zur Verfügung, durch die Betonung eines elementaren Unterschieds zwischen Mensch und Computer diesen in die „Schranken" zu verweisen. Gleichzeitig kann so deutlich gemacht werden, dass es genuin menschliche Tätigkeitsbereiche gibt, die von der Technik nicht ausgefüllt werden können. Vielmehr ist in bestimmten Fällen der Computereinsatz kontraproduktiv und führt zu sozial unverträglichen Situationen. Gleichzeitig sind diese sprachlichen Wendungen in einem weiteren Sinne als alltagsweltliche Warnungen vor der Verselbständigung der Technik zu sehen.

4.3.3.3. Ängste vor dem Computer

Ähnlich wie der Mensch-Technik-Antagonismus ist auch die Formulierung von Ängsten vor dem Computer ein wiederkehrendes Motiv in der sprachlichen Auseinandersetzung mit der Digitalisierung. Auch hier sind es vorwiegend die interviewten Frauen, die dies vorwiegend formulieren (durften). Der Begriff „Angst" ist dabei tatsächlich die jeweils gewählte Formulierung der Interviewten, wenn es darum geht, verschiedene negative Aspekte der Digitalisierung anzusprechen. Auf der einen Seite werden so Vorbehalte und die vorhandene Skepsis gegenüber der neuen Technik begründet, auf der anderen Seite wird so möglicherweise auch eine Erklärung bzw. Deutung eines im Vergleich zu den Männern anderen Umgangs geliefert. Zudem wird so wiederum die emotionale Seite des Technikumgangs betont.

Ein erstes Motiv in diesem Zusammenhang wird im Interview mit der 32-jährigen Kultumanagerin Heidrun Ziemer deutlich. „Angst" vor dem Computer wird thematisiert, auch um die unterschiedliche Herangehensweise an den Computer zwischen ihr und ihrem Freund zur Sprache zu bringen. Zumindest angedeutet ist so, dass die

Beziehungsseite, wie sie in Abschnitt 4.2.2. thematisiert wurde, auch hier eine Rolle spielt.

> „Das erinnere ich schon, dass wir den [Computer] dann halt zu Hause hatten beziehungsweise mein Freund und hm, (HS: Der hat sich also einen angeschafft?) Genau. Und er hatte da überhaupt keine Berührungsängste gehabt und ich weiß noch, dass ich auch immer unheimlich Angst hatte, was zu löschen. (HS: Ach so, ja, ja) [lachend] Eben Probleme hatte, das wirklich zu verstehen, das waren ja noch diese Betriebssysteme, es ging ja damals noch über MS-Dos und war eben noch überhaupt nicht benutzerfreundlich,“

Ähnlich ist es bei der Abiturientin Nora Karg. Die formulierten Ängste vor dem Computer stehen hier in Zusammenhang mit der problematischen Beziehung zur Mutter (Vg, ausführlich S.178ff).

> „(HS: Der ist für alle? Und ist es so, dass da nun irgendwie zum Beispiel von ihrem Bruder oder auch von ihrer Mutter gesagt wird, da musst du aber aufpassen und gehe da mal ein bisschen vorsichtiger mit um?) Nee, das gar nicht mal, aber ich weiß, dass da irgendwie wichtige Sachen drauf ist, sind, weil meine Mutter damit auch arbeitet und ich traue mich da nicht so ganz ran. (HS: Aha, ja, ja, das ist ja interessant, die Angst vor dem Computer, das ist ja nicht so selten.) Ich habe ja nicht nur Angst vorm Computer, ich habe grundsätzlich Angst vor solchen Sachen, die mir nicht so ganz, weiß ich nicht, mit denen ich nicht so ganz vertraut bin. (HS: Ja) Ich habe mich auch ganz lange gesträubt, überhaupt an den Computer zu gehen, aber das ist ja jetzt, das geht ja gar nicht mehr anders. Also wir müssen ja auch Hausaufgaben am Computer geschrieben abgeben und so, also kommt man nicht mehr drum herum und muss sich damit abfinden. (HS: Und sie haben das also erst mal so doch abgewehrt, vor sich hergeschoben?) Ja, auf jeden Fall.“

Was sich in den beiden vorangegangenen Beispielen angedeutet hat, dass die Ängste auch damit zusammenhängen, dass diese auch in einer Unsicherheit und dem Gefühl eines zu geringen Verstehens des Computers begründet sind, wird im Gespräch mit der 67-jährigen Else Bachmüller deutlich. Sie formuliert die Angst so, dass ein Fehler grundsätzlich fatale Folgen haben könnte.[432]

> „Aber nicht, dass ich nun meinetwegen irgendein besonderes Konzept oder so was, ich bin auch gar nicht meinetwegen so ein Adressbuch einzurichten, wie man das ja im Computer kann, das könnte ich ja natürlich auch mal machen oder so was, aber da habe ich dann doch immer so ein bisschen Angst, nachher vielleicht machst du irgendwas falsch und das Ding explodiert im Extremfall, so was. Also das, es ist so, dass ich eigentlich noch mal ganz gerne einen Kursus in der Weise machen möchte, wie ich ihn 96 gemacht habe, solch einen handfesten, nicht. Das würde ich schon gerne machen.“

Das Sprachlbild der Angst, hier im Zusammenhang eines möglichen Explodierens, wird auch von der 65-jährigen Chefsekretärin Schmidt-Kastner verwandt, um die zunächst

[432] In gewisser Weise lässt sich hier ein Gegenentwurf zum „praktischen Wissen“ erkenen, bei dem ja gerade das Ausprobieren im Vordergrund steht.

vorhandene Angst bei der Computeraneignung zu beschreiben. Hier dient das Motiv allerdings dazu, um das eigene Überwinden der Angst zu beschreiben.

„Da, und dann gab's da den allerersten Computer auch in dem Büro, der hatte noch einen grünen Bildschirm (HS: Ja.), taten die Augen ganz fürchterlich weh, das war das erste, als ich dann zu Trebitsch kam, da, da war dann ein richtiger Computer, vor dem ich auch immer fürchterliche Angst hatte am Anfang, weil ich dachte, weil ich dachte, irgend, wenn ich auf irgend'n falschen Knopf drücke, explodiert der [lachend], also ich saß da einen Abend alleine, musste noch eine Dispo für den Dreh schreiben, und alle waren weg und dann kam auch noch Gewitter und ich kam an irgend einen Knopf und ich hatte plötzlich so große Buchstaben auf dem Bildschirm und wusste nicht, wie ich das wieder weg kriegen sollte, und hab da dann zu Ende geschrieben und immer gebetet, dass das auf dem Papier dann richtig macht [lachend] (SR; Und war richtig?) Ja, ja, war richtig, aber da hab ich auch festgestellt, dass man vor diesen Geräten einfach auch die Angst verlieren muss, nich, also heute probier ich, ich hab einen neuen Computer gekriegt, eine Einweisung, pff. ich find, wenn man einen mal bedient hat, dann kann man den anderen auch ausprobieren, das find ich nicht mehr schlimm."

Die 28-jährige Ingenieurin Gisela Uhlig kommt auf das Thema Angst in einem anderen Zusammenhang zu sprechen. Hier sind es weniger konkrete Erfahrungen im Umgang mit dem Computer als der Verweis auf eher abstrakte Gefahren wie Computer-Viren, die gleichzeitig für sie für die Abhängigkeit von Computernetzwerken stehen. Dies reflektiert sie innerhalb einer Passage, in der es eher allgemein um Technikentwicklungen geht.

„Also was mir ein bisschen Angst macht an Technik ist jetzt diese ganze Internetgeschichte, dass da wirklich gerade dieser Lovebug, der gerade war, diese I-love-You-E-Mail und so, dass man eigentlich mit ein bißchen Wissen ziemlich viel zerstören kann auch und dass das sofort komplett um die Welt geht und im Prinzip in der ganzen Welt überall was kaputtmachen kann, also dass sich jetzt die Technik irgendwo fast verselbständigt ein bisschen (HS: Ja). Also eine andere Sache ist die, wenn ich wirklich was suche, wir haben zu Hause kein Lexikon, wir haben aber Internetanschluss, am Wochenende hatten wir das gerade, wie sieht eine Seekuh aus, dann gehe ich ins Internet und tippe ich irgendeine Suchmaschine ein, tippe Seekuh ein und dann kommt da eine Seekuh auf den Bildschirm (HS: Ja), das ist irgendwie auch so faszinierend, dass es da schon soviel gibt, dass es alles gibt, dass man alles im Prinzip ist schon mal dagewesen (HS: Ja), so und das geht jetzt im Moment nur rasend schnell, dass sich das noch weiterentwickelt und das ist irgendwo, teilweise ist es faszinierend, teilweise ist es auch beängstigend das Ganze, so, wenn man das so als Technik betrachtet, die andere Seite ist die, es gibt so viele technische Entwicklungen im Bereich ja in allen Bereichen eigentlich, was einem sonst, wo man sich gar nicht, gar keine Gedanken darüber macht, was einem irgendwann mal plötzlich auffällt, also zum Beispiel muss ja jemand, der so eine Glühlampe entwickelt hat, unheimlich viel Geld verdient haben oder so was in der Richtung oder überhaupt auf die Idee zu kommen, so eine Warnleuchte zu entwickeln und wie die dann nachher aussieht oder ein Schaltkreis für den Computer überhaupt zu entwickeln oder so was (HS: Ja) hm, das ist schon irgendwo faszinierend, diese, diese Technik an sich ist irgendwie faszinierend, wenn man sich anschaut, wie früher Radios ausgesehen haben in der Größe da, das war

ein Radio, was da oben steht (HS: Ja) und da ist jetzt alles mit drin, das ist die gleiche Kiste, die da steht, nur sehr viel effektiver (HS: Ja) und faszinierend ist irgendwo, wie einfach Technik sein kann, wenn man sich ein Auto anguckt, das ist eine Karosserie und da ist ein bisschen was drin, aber wie gut sie wiederum funktionieren kann eigentlich. Und das, ja, dass man mit wenig eigentlich viel machen kann, also Technik ist irgendwie ja in jeder Hinsicht, das ist, geht ja schon beim Telefon los, früher waren das Riesenapparate, eine Zeitlang wählte man immer noch, heutzutage tippt man nur noch, das sind auch so Technikentwicklungen, die gehen rasend schnell voran."

In einem weiteren Sprachbild, das mehrfach in den Interviews benutzt wurde, wurde die Angst vor Computern thematisiert. Sowohl im Sinne von Berührungsangst als auch als Angst, Fehler zu machen und so etwas am Computer kaputt zu machen. Thematisiert wird so eine Haltung, die zur Vorsicht, wohl auch in einem weiteren Sinne, im Umgang mit Technik gemahnt, auch als Warnung, sich nicht zu schnell und kritiklos neuen Techniken zu öffnen. Ähnlich wie auch der Hinweis auf den Verlust des Menschlichen durch neue Technik ist auch dies eine Art des Sprechens, die nur bei weiblichen Interviewten vorkommt. Dies hängt wohl auch mit geschlechtsspezifischen Thematisierungsstrategien, was den Umgang mit Technik angeht, zusammen. Angst respektive Vorsicht sind Sprechweisen, die eher weiblich konnotiert sind, das selbstbewusste und forsche Herangehen (und so auch Sprechen über Technik) tendenziell eher männlich.

4.3.3.4. Virtualität und Real Life – Verlust des Körperlichen

Eine weitere sprachliche Figur verweist auf das Verschwinden sinnlicher Erfahrungen im Zuge der Digitalisierung und der dadurch bedingten Übernahme vielfältigster Aufgaben durch die digitale Technik. Körperliche, sinnliche oder direkte Wahrnehmungen werden, so das sprachliche Motiv, zunehmend verdrängt von entsinnlichten digitalisierten Arbeitsabläufen. Wie in einer Black Box verschwindet der tatsächliche Prozess für den Nutzer, sichtbar wird nur das Ergebnis.

Die Sprachbilder sind hier vom inhaltlichen Gehalt unterschiedlicher, aber trotzdem in ihrem argumentativen Gehalt vergleichbar, da dieses Motiv geeignet ist, im alltäglichen Technikumgang menschlich-sinnliche Erfahrungen in ihrer Wichtigkeit *gegenüber* dem Computer argumentativ zurückzugewinnen und entsprechend einzufordern.[433] Der jeweils formulierte Erfahrungshintergrund ist dabei, dass mit der Computertätigkeit Ergebnisse als weniger sichtbar wahrgenommen werden. Ihre Legitimation bezieht diese Figur auch aus der Diskurstradition, die parallel zur Computerentwicklung

[433] Neben den ausführlichen Interviewausschnitten gab es auch verschiedene kurze Hinweise auf diese alltägliche Auseinandersetzung für und wider des Computereinsatzes. So äußerte etwa der Bankangestellte Herr Möller: „Und ich meine, ich muss nicht den Computer anmachen, um Karten zu spielen, sondern das kann ich dann eben auch tatsächlich machen. Also muss ich sagen, eigentlich nicht."

beobachtbar ist. Schlagworte wie virtuelle Welt, künstliche Intelligenz, Cyborg oder Cyberwelt verweisen auf die Auflösung der Grenzen von Realität und Virtualität.[434] Verbunden ist diese Sichtweise mit einer Kritik an der Verselbständigung der Technik und dem damit verbundenen Zurücktreten der Menschen hinter der Technik.

Ausgesprochen deutlich wird dies im Interview mit Horst Nienau beschrieben. Der Student der Medientechnik thematisert die Erfahrungen, die mit dem intensiven Einlassen auf dem Computer verbunden sind. Die Entkörperlichung und Entmaterialisierung der Arbeit wird daran festgemacht, dass seine „vier Gliedmaßen" nur noch auf den Computer ausgerichtet sind, es einen zunehmenden Verlust ganzheitlicher Erfahrungen gibt und er sich der geistigen Struktur des Computers anpasst. Mit dem Vergleich des Berufs des Baggerfahrers, der für ihn etwas „Ehrlicheres" repräsentiert, werden die „verschwindenden" Arbeitsergebnisse deutlich gemacht. Ein in diesem Zusammenhang aussagekräftiges Sprachbild ist: „Das hat nichts mit etwas zu tun, was man *wirklich* schafft, was man hinterher anfassen kann."[435]

> „Ja. Also deswegen wollte ich, da kann ich da noch einmal was zu sagen zu diesem Ganzheitlichen, dass ich zum Beispiel denke, so eine Art am Computer, wie sie in meiner Zukunft tatsächlich ja stattfinden kann sehr wahrscheinlich, dass das zum Beispiel auch eigentlich was ganz Schreckliches ist. Man begibt seine Gedanken da so in diese Computerwelt hinein, gerade so, wenn ich also eher so Programmierungen mache oder so, dann fängt man an zu denken wie in der Struktur eines Computerprogramms und ist so sehr die vier Gliedmaßen sind eigentlich nur dazu da, um sich auf einem Stuhl zu halten, um eine Maus und Tastatur zu bedienen. Das hat nichts mit etwas zu tun, was man wirklich schafft, was man hinterher anfassen kann oder da ist ein Beruf irgendwie eines Baggerfahrers, was ich sagte, was ich als Kind gerne werden wollte, das ist was Ehrlicheres, auch wenn man da nur sitzt, trotzdem irgendwie oder oder noch besser was, wo man seinen Werkstoff anfasst."

Der 51-jährige Graphiker Herr Leitgeb spricht ebenfalls sehr ausführlich über diesen Gegensatz von virtueller Arbeit und nicht-virtueller Arbeit. Ausgangspunkt ist bei ihm die Erörterung der Veränderungen in der Arbeitswelt. Mit Blick auf die Veränderung des Fotografenberufs durch die Digitalisierung verallgemeinert er die Folgen der zunehmenden Virtualisierung verschiedener Tätigkeitsfelder. In seinem Argumentationsstil bezieht er sich immer wieder auf allgemeine, gerade aktuell verhandelte Themen, wie etwa die Mensch-Maschine-Vergleiche oder das biophysische Funktionieren des Körpers. Auch hier gibt es den Hinweis auf die zunehmende Virtualisierung anhand alltäglicher Tätigkeiten wie dem Einkaufen und mit dessen zunehmender Verlagerung in die virtuelle Welt. Ähnlich wie im Interview mit Horst Nienau werden auch hier die weiterführenden Konsequenzen, wie der Verlust der Kreativität, betont und so eine zu intensive Computernutung in eine technikkritische

[434] Vgl. auch Abschnitt 2.2. Exkurs: Deutungsmotive in der Computergeschichte.

[435] Schachtner, Geistmaschine, wie Anm. 332.

Sicht überführt. In beiden Beispielen wird das Adjetiv „schrecklich“ gewählt, um die Veränderungen angemessen zu beschreiben.

> (HS: Also die Fotografen haben noch nicht ausgedient?) Nee, nee, auf keinen Fall. Einige werden sich böse umstellen müssen, weil ihre Kreativität wird darunter natürlich leiden, weil sie weniger in der Realität produzieren als vielmehr da digital was machen. Schrecklich. (HS: Also, sie empfinden das als schrecklich?) Ja, natürlich. Wir kennen unsere reale Welt kaum und bauen uns schon eine neue. Und fangen damit an, die echte, überhaupt damit stellt sich auch die Frage wie zum Beispiel, wir sprachen schon darüber in der Filmmatrix, was ist die Realität. Und das ist dann auch irgendwann die philosophische Frage. Was ist denn Projektion und was ist wahr? Oder was ist die Wahrheit? (HS: Darauf gibt es keine Antwort.) Ich denke mir, dass sie durch solche dummen Spiele wie diese digitale Computer, diese computerisierte Welt, der Wahrheit immer näher kommen. (HS: Glauben sie?) Das glaube ich, ja. Was, ich meine, wenn sie sich die Frage stellen, was sind sie, wenn sie das rein materiell betrachten. Dann sind sie 90 Prozent Wasser, so ein Elektrolythaushalt, viele Mineralien, die durch ein System zusammengehalten, zusammengebaut, zusammengeklebt sind. Irgendwann, es gibt ja auch inzwischen schon, weiß ich nicht, Proteinmotoren oder so. Also, dieser Übergang zwischen der organischen Welt und der digitalen Welt, ich weiß es nicht mit der richtigen Terminologie zu beschreiben, aber das ist ja schon keine Zukunftsmusik. (HS: Ja, da haben sie recht, das wird immer fließender.) Das fließt ineinander, sie werden integrierter irgendwie in eine Maschine Mensch, Mensch, Maschine. Also, alles deutet darauf hin. Die Wege, die wir machen, werden immer weniger. Sie bräuchten nicht mehr zur Bank. Sie brauchen nicht mehr einkaufen zu gehen. Die Einzelhändler haben zwar noch keine Leute, die das zustellen, es gibt noch logistische Probleme, denke ich mir. Aber das ist das Ziel.“

Im Sinne einer kritischen Auseinandersetzung mit der neuen Technik schildert auch die pensionierte 68-jährige Lehrerin Frau Dorendorf den Gegensatz von virtuellem und nicht-virtuellem Erleben. Anhand des wöchentlichen Rituals des Zeitschriftenkaufs eines Hamburger Nachrichtenmagazins betont sie, dass ihr die „Tuchfühlung“ beim Kaufvorgang wichtig ist, obwohl die Informationen des Druckerzeugnisses auch inzwischen virtuell vorliegen würden. Deutlich wird aber auch, dass durch die virtuelle Möglichkeit der einfacheren Verfügbarkeit der Zeitungsinformation, das ältere Modell erklärungs- und legitimierungsbedürftig wird und sie dies abschließend formuliert: „Das sind natürlich alles Macken irgendwo.“

> „Ich habe eigentlich auch Freude daran, loszugehen und es selber in die Hand zu nehmen und zu kaufen. Ich habe zum Beispiel eigentlich fast nie, nur einmal für zwei Jahre, glaube ich, ein ZEIT-Abonnement gehabt, ich habe nie den Spiegel abonniert, ich kaufe regelmäßig montags den Spiegel, ich kann gar nicht leben ohne, seit ich von meinem Mann getrennt lebe, bin ich auch alleiniger Besitzer des Spiegels, eine der vorzüglichen Errungenschaften dieser Trennung. Sonst saß er natürlich erst am Spiegel und ich kriegte den immer erst als zweite oder in den Pausen. Und also ich kaufe mir das, das macht mir auch Freude, mir das zu kaufen und es macht mir auch, ich finde es auch gut, mich zu ärgern, wenn ich ihn mal nicht kaufe, dann weiß ich genau, dann muss ich den nächsten Tag ganz schnell oder so, was auch immer, was ich kaufen will, kaufe ich direkt, ich brauche

sozusagen die, na die Tuchfühlung. Ich genieße es auch, ich könnte mir ja wahrscheinlich im Internet Informationen jetzt also über meine Interessenthemen Galizien, galizische Literatur und so weiter könnte ich mir ja wahrscheinlich alle Informationen runterladen und besorgen. Ich würde das, ich würde dann aber vermissen dieses Entdecken. Das heißt also per Zufall entdeckt man ja manchmal etwas, Mensch toll, auf welche Weise auch immer, ob über Rezensionen oder über irgendeine Sendung oder weiß ich wie. Und so, so bau und sammel ich mir meinen Bereich zusammen und bau das also auch Stück für Stück auf, wenn ich jetzt die ganze Liste der Literatur drüber hätte, dann käme ich gar nicht nach, dann würden sich bei mir wahrscheinlich die Dinge so stapeln, aber ich hätte kein Zeitgefühl für das Inbesitznehmen. Das sind natürlich alles Macken irgendwo."

Die kritischen Auseinandersetzungen mit den virtuellen Möglichkeiten spiegeln die zunehmenden Möglichkeiten, Aufgaben an den Computer zu delegieren. Anhand eigener Erfahrungen wird in den Interviewbeispielen deutlich, dass dies auch als Verlust empfunden wird, bzw. sinnlich-körperliche Erfahrungen zurückgedrängt werden. In diesem Sinne ist die rhetorische Figur auch Ausdruck der Kritik an einem Zuviel an Technik bzw. der alltäglichen Reflexion was an die Technik delegiert werden soll und was nicht.

4.3.3.5. (Computer-)technischer Wandel überholt die Menschen

In einer weiteren Figur zeigt sich, dass die Theorie des Cultural Lag, also die These vom Hinterherhinken der kulturellen Rezeption hinter den technischen Innovationen, zumindest als alltagswirksame kulturelle Diagnose vorhanden ist.[436] Die Erfahrung bzw. Beobachtung, dass die laufenden technischen Neuerungen die Menschen zunehmend überholen und überfordern würden, steht dabei im Vordergrund.[437] Dabei sind es drei Aspekte, die deutlich werden. Zum ersten die Kritik an der zu schnellen Abfolge an neuen Produkten und Softwareentwicklungen, die somit anstatt zu helfen zur Überforderung werden.[438] Zum zweiten die Kritik an der Übertechnisierung der Ausstattungen, daran, dass letztlich ein Zuviel an Technik jeweils mit verkauft wird, das nicht wirklich benötigt wird und so mehr den Herstellern als den Anwendern nutzt. Drittens die alltagsnahe Beobachtung, dass sich die beschriebenen Entwicklungen zunehmend beschleunigen würden. Es handelt sich dabei um durchaus wichtige Aspekte für die alltägliche Auseinandersetzung mit Technik, stehen doch häufig Entscheidungen an, ob und wie der eigene „Gerätepark" zu aktualisieren ist bzw. bis zu welchem Punkt noch an einem „veralteten" festgehalten werden soll. Diese Figur lässt

---

[436] Ogburn, William F.: Kultur und sozialer Wandel. Ausgewählte Schriften. Neuwied 1969.

[437] Mit Blick auf die thematisierten Erfahrungen wurde dieser Aspekt bereits angesprochen, vgl. 4.2.5. Erfahrungen der Dynamik des technischen Wandels.

[438] Die Abiturientin Nora Karg wählt für die dadurch entstehende Überforderung den Begriff „unüberschaubar": „Nee, aber ich weiß nicht, das ist so unüberschaubar. Ich habe gerne so Sachen, wo ich verstehe, wie das geht und ich dann selbst (HS: Ja) auch mal hier eine Schraube wieder dranmachen kann und dann (HS: Ja) ist das wieder in Ordnung. Das ist beim Computer nicht so."

sich aber auch als Abwehrreaktion auf die permanenten Anforderungen eigene Wissensbestände in Bezug auf Technik zu aktualisieren verstehen.

Im Sinne einer pauschaleren Kritik an der Technik wird diese Figur vom Ältesten der Interviewten, dem 69-jährigen Volker Derksen, formuliert. Er informiert sich selbst regelmäßig über den technischen Wandel, in dem er sich die Auslagen von entsprechenden Fachgeschäften ansieht. Reflektiert wird dabei von ihm, dass sich die Veränderungen beschleunigen. Bewertet wird dies im Sinne einer auch sonst im Interview vorherrschenden technikkritischen Einstellung:[439] „Also da kann mir doch keiner erzählen, dass das also irgendwie in den Griff zu kriegen ist."

> „Ja, also wie soll man dann also soll man dann Technik bewundern. Ich kann also, wenn bewundern ist bestimmt nicht das richtige Wort, wenn ich dann wieder feststelle, wie sehr ich hinter dem Mond bin, dass es das schon wieder gibt, also einmal im Jahr gucke ich mir irgendwo so ein Technikgeschäft an und gucke nur aus Spaß (HS: Ja), wie die Auslagen, wie sie sich verändern, ob sie hier so einen Hifi-Laden oder so was sehen, in einem Jahr, die Abstände werden immer kürzer, also es wird ja immer schneller, das ist ja nicht ein Jahr soviel und im nächsten Jahr wieder soviel, sondern im nächsten Jahr doppelt soviel und immer schneller und immer (HS: Ja), also da kann mir doch keiner erzählen, dass das also irgendwie in den Griff zu kriegen ist, das ist, das kann ich mir einfach nicht vorstellen, also meine Vorstellungswelt reicht nicht aus und ich habe noch nirgends etwas gefunden, gelesen oder gehört, wo mir einer überzeugend sagen kann: »Hör mal zu, du bist also ein Schwarzseher«"

Die Studentin Melanie Preusler formuliert ihre Kritik an der Dynamisierung der technischen Entwicklungen in einem ganz ähnlichem Sprachgestus. Auch hier ist es die Geschwindikeit der Veränderungen, die für den einzelnen nahezu unausweichlich ist. Der „Digital Divide" wird als Folge davon als alltägliche Diagnose gestellt.

> „Es ist einfach so undurchsichtig. Das verbessert sich in so... also einfach viel zu schnell. Man kommt überhaupt nicht mehr mit und es gibt einfach einige, die sich damit total auskennen und die haben einen Riesenvorsprung vor einigen Leuten. Und ich finde es einfach, ich denke, ohne dieses Ding da wäre es irgendwie, wäre es gleichwertiger. Die Chancen irgendwie, wenn man jetzt irgendeine Arbeit schreibt oder... und da haben einige Möglichkeiten, sich da irgendwelche Informationen so rauszuziehen aus dem Internet und irgendwie toll zu verarbeiten. Andere kennen sich damit nicht so gut aus, obwohl es überhaupt nicht zum Fach gehört, haben die da viel bessere Chancen mit."

Konkreter auf der technischen Ebene sind die beiden nächsten Beispiele angesiedelt. Der Metereologe Heiner Lamprecht weist darauf hin, dass mit der Technik zunehmend Möglichkeiten gegeben sind, die zum Selbstzweck verkommen, da die Menschen die technischen Feinheiten („eigentlich Laborwerte") nicht mehr nachvollziehen können.

> „Ich meine, die neuesten Versionen haben immer Probleme, da hat man Ärger und die, gut, dann hat man nicht die leistungsfähigste Komponente, aber man hat eine,

[439] Die bereits vor dem Gespräch geäußerte Selbsteinschätzung lautet: „Ich bin ein Technikmuffel.".

die sich bewährt hat und die auch gleichzeitig noch billig ist (HS: Ja), nicht, wie gesagt, wenn man professionell das benutzen würde, da wird man anders vorgehen, da würde man mehr auf moderne Technik und mehr Sicherheit gehen, aber im privaten Bereich (HS: Ja), gut, es ist ärgerlich, wenn das Ding irgendwann zusammenbricht. Ich meine, ich brauche kein Gerät, das noch vierzigtausend Hertztöne abspielt, das höre ich nicht mehr (HS: Ja) in der Richtung oder ich meine, die haben technische Werte, da schlackert man mit den Ohren, aber man selbst kann die in der Regel, also ich jedenfalls, vielleicht gibt es, es gibt Leute, die sicher ein bisschen feineres Gespür haben, wenn es Musiker sind, was Frequenzbereiche angeht (HS: Ja), aber das sehe ich dann auch nicht ein (HS: Ja), für mich ist es nicht existentiell so was, das sind dann diese technischen Daten, die immer mitgeliefert werden, die eigentlich Laborwerte sind, aber nie oder selten mal praktische Bedeutung haben für die Privatnutzung jedenfalls."

Mit Blick auf die technische Ausstattung ihres Computers reflektiert die 27-jährige Studentin aus dem Bereich Gewerbeschullehrerin Sabine Strecker ebenfalls die Überausstattung ihres Computers mit Arbeits- und Rechenleistung. „Niemand braucht das" ist in der kritischen Reflexion das Argument, mit dem die Übertechnisierung auf den Punkt gebracht wird.

„(HS: Was ist das für einer?) Das ist, ja das ist eine gute Frage, ah, das ist ein Intel Stellaron, ich glaub ein 230er, ich glaub eine 800, ich hab den jetzt mit dem Bekannten zusammen zusammengebaut, ich glaub es ist eine 800er Festplatte, eine 1,1 oder zwei, oder acht? Jetzt weiß ich es, es war eine 800 Megabyte Festplatte, mein alter und die neue, die hat nämlich, glaube ich, acht, das sind für mich Dimensionen, die einfach so utopisch und unsinnig sind (HS: Ja.), deswegen weiß ich das nicht (HS: Mh.), das macht für mich keinen Sinn, weil niemand braucht das (HS: Mh.), wenn er wüsste, wie man es genau anwendet und wenn die Programmierer ihre Programme vernünftig schreiben würden, bin ich halt der Meinung, würden wir alle mit 800 MB auskommen vielleicht (HS: Mh.), vielleicht ein Gigabyte, man braucht das nicht, das ist Blödsinn."

Mit der rhetorischen Figur, dass der technische Wandel, vor allem der durch den Computer bedingte, die Menschen überholt, werden Erfahrungen der Übertechnisierung kritisch thematisiert. Dass Technik zum Selbstzweck gerieren könnte, dass bestimmte Ausstattungen zwar möglich sind, aber für die Menschen nicht unbedingt mehr von Vorteil sind, ist dabei das eine, dass dies zunehmend schneller passiert das zweite Argument. Auch diese Figur ist auf der Ebene der Rückgewinnung von menschlichen Positionen gegenüber der Technik zu verstehen bzw. als Möglichkeit der kritischen Auseinandersetzung mit Technik zu sehen.

4.3.3.6. Datensicherheit und Überwachungsängste – Vorsicht und Kontrolle

Ein weiteres Motiv lässt sich mit der Positionierung der Menschen in einer von der Technik immer stärker durchdrungenen alltäglichen Umgebung in Verbindung bringen. Das Spannungsfeld zwischen den positiven Effekten einer zunehmenden Vernetzung und den damit verbundenen negativen Folgen, die sich als Überwachungsängste bzw. Kontrollverlust fassen lassen, ist Bestandteil jener Wissensbestände und Diskurse, zu denen sich die Techniknutzer als Experten des Alltags positionieren müssen.

Die im folgenden diskutierten Beispiele stehen für die Darstellung eines kompetenten Umgangs mit den vielfältigen Möglichkeiten und Gefahren der neuen Technik und für eine bewusste Auseinandersetzung in Bezug auf den eigenen Alltag. Gleichzeitig wird hier besonders die kommunikative Dimension der Verhandlung von Technik deutlich, sind es doch gerade die zur Mythenbildung anregenden Möglichkeiten, die hier zum spekulieren einladen.

Die Funktion dieser rhetorischen Figur kann wohl einerseits als Warnung vor dem Kontrollverlust der Technik verstanden werden, andererseits geht es auch um die sozialen Folgen der Digitalisierung, darum, dass eine positive Techniknutzung und der Technikmissbrauch mitunter nahe beieinander liegen. Der Abschnitt über das so genannte Jahr-2000-Problem, in dem die Zukunftsängste und -visionen deutlich wurden, verwies bereits in eine ähnliche Richtung (Kap. 4.1.4).

Anhand des Beispiels der Bezahlmodalitäten beim Einkauf im Internet wird im Interview mit dem Friseur Richard Thiele diese Figur deutlich. Er formuliert eine gewisse Scheu vor der Nutzung und verneint von sich aus den Kauf per Kreditkarte, also die virtuelle Preisgabe persönlicher Bankdaten im Internet. Die Thematisierung in Form des Abwägens von Argumenten verweist auf die Präsenz der Problematik. Es scheint so, dass die formulierten Sicherheitsbedenken (etwa dass beim Online-Banking große Gefahren herrschen), ihn als Nutzer als verantwortungsbewusst und kompetent ausweisen sollen. Diese Art der Auseinandersetzung ist als wichtiger Bestandteil des Aneignungsprozesses und der kommunikativen Aushandlung von Technik anzusehen. Das Abwägen von Argumenten für und wider ist ebenfalls als typische Form hier anzusehen, einerseits vorsichtiger Technik- und Mediennutzer zu sein („Kreditkartennummer“), auf der anderen Seite aber zu signalisieren, dass man mit den aktuellen Entwicklungen Schritt hält („Superlastminute-Angebote“, „günstiger.de“).

> „Ich gucke ganz gern mal rein, was es so gibt, bei Alltours zum Beispiel (HS: Ja) gibt es Superlastminute-Angebote ab 20 Uhr, wenn sie da reingucken ab 20 Uhr und das sind wirklich Restplätze, die am Tag im Reisebüro nicht mehr verkauft wurden, da muss ich meist die nächsten, übernächsten Tag geht es los. Da gibt es Flüge nach Mallorca für 86 Mark hin und zurück zum Beispiel jetzt, (HS: Ja) also es ist sehr günstig. (HS: Haben sie so was schon mal gemacht?) Nein. Man kann es, könnte jetzt buchen per Internet, man kann auch buchen per Fax oder auch per Telefon (HS: Ja), um ganz sicherzugehen, ich habe auch schon reingeguckt, alles mögliche schon bestellt und gemacht, aber kaufen würde ich nie mit Kreditkarte und so, das mache ich nicht. (HS: Warum nicht?) Ich habe ja keine Kreditkarte und

möchte ich auch nicht, meine Kreditkartennummer da eingeben, möchte ich nicht. (HS: Ja, ja, also man hört ja doch immer wieder auch.) Da habe ich irgendwie (HS: Ist ein bisschen unheimlich) Kein gutes Gefühl mit, also Homebanking habe ich keine, ein gutes Gefühl, (HS: Ja) da kann keiner rein und es gibt soviel Nummern und Kennummern und Pinnummer, Transaktionsnummer, das ist es schon schwierig, was zu machen. (HS: Aber wenn man dieses richtig mit Kreditkarte Einkäufe macht, dann kann das eben doch sonstwohin rutschen.) Das mache ich nicht. Ich gucke mal rein „günstiger. de“ wenn man die Artikel kaufen will, was der günstigste Preis ist, wo es den günstigsten Artikel gibt und wo es am teuersten gibt. Wenn ich jetzt in Hamburg losgehe, dann weiß ich, ach, der günstigste, ich zahle das, dann bin ich ganz gut im Limit, nicht. Dann habe ich nicht zuviel bezahlt. (HS: Ja) das kann man schon machen.“

Beim Abiturienten Yumiko Nayashi ist ebenfalls das Thema der Datensicherheit wichtig, das hier im Stile einer modernen Sage präsentiert wird.[440] Die Nacherzählung einer vom Lehrer erzählten Geschichte über den Datenmissbrauch bei einem Freund des Lehrers ist als Bezugnahme auf den „offiziellen“ Schuldiskurs zu verstehen, mit dessen Warnungen an die Schüler vor den Gefahren des Internets. Offen bleibt, welche Veränderungen der Erzählstoff vom Lehrer zum Schüler zum Interviewgespräch gemacht hat.

Wichtig für die Thematisierung ist allerdings der Sprung im Gesprächsverlauf, wenn er beim Thema Internet umgehend auf die Gefahren der neuen Technik zu sprechen kommt. Auch hier lässt sich wiederum als kommunikative Funktion feststellen, dass so ein vernünftiger evtl. auch maßvoller Umgang mit dem verführerischen Medium im Gespräch nachgewiesen werden soll. Bezug genommen wird dabei auch auf den allgemeinen Diskurs, wenn auf gängige Bilder wie dem gläsernen Menschen oder den Hacker als omnipotente aber ambivalente Figur der Computerkultur verwiesen wird.[441] Eine weitere Wendung im Gesprächsverlauf ist ebenfalls von Bedeutung. So lässt sich ein „Zurückrudern“ des Abiturienten auf die sagenhafte Geschichte hin feststellen, nachdem diese zu „erfolgreich“ ist und vom Interviewer Hans Joachim Schröder akzeptiert wird. Auf dessen detaillierende Nachfragen wird eine Unsicherheit in den Formulierungen des Abiturienten deutlich.

„Weil das Internet, letztens haben wir bei Geographie darüber auch gesprochen, was man mit Internet alles machen kann, man kann sich Informationen herbeiziehen, das ist natürlich klar, bei den Leistungskursen in GMK ist es natürlich gang und gäbe, dass man das machen muss, aber auch man kann auch mit dem, mit dem Internet allerlei Sachen machen, was illegal ist, zum Beispiel von der Kinderpornographie haben wir ja vor einigen, einiger Zeit hat man etwas davon

[440] Moderne Sagen, bei denen gegenwärtige Techniktrends aufgegriffen werden, sind in Rolf Wilhelm Brednichs Zusammenstellungen verschiedentlich vorhanden. Das Spiel mit den Unsicherheiten gegenüber dem Neuen und die im Beginn begriffene Aushandlung der sozialen Nutzung der neuen Technik dürfte ein wichtiger Grund für das Funktionieren der Erzählstoffe sein. Zu nennen sind hier etwa Sagen über Handy-Atrappen. Brednich, Rolf Wilhelm: Die Ratte am Strohhalm. Allerneueste sagenhafte Geschichten von heute. München 1996, S.67.

[441] Zu den Bildern vom Hacker, vgl. Gröndahl, Boris: Hacker. Hamburg 2000.

gehört in den Nachrichten bis über von den ganzen Dingen, man mit dem Internet auch in Personen eindringen kann sozusagen, in diese ganzen geheimen, na wie soll ich sagen, intimen Dinge. Zum Beispiel hat der Freund, unser Geographielehrer hat das erzählt, der Freund von unserem Geographielehrer, da kamen plötzlich Leute herein von irgendwelchen Versicherungen oder so, die haben plötzlich von Dingen gewusst, denen er erst mal gar nichts gesagt hat oder von den anderen Personen gar nichts gesagt, anderen Menschen gar nichts gesagt hat, wo er sich gewundert hat, warum sie überhaupt an diese Information herangekommen sind und also da, da hat er echt einen Schreck bekommen, meinte er. Und das Internet ist ja wirklich ein globales Netz, man kann, man kann Dinge umgehen, zum Beispiel diese ganzen Sicherungen oder diese ganzen, na wie soll ich sagen, dass zum Beispiel andere Leute nicht in einen eindringen können. Ne, da gibt es ja (GH: Das sind die Computer) Sicherheitsprogramme oder so, es gibt natürlich auch Hacker, die das umgehen können und die wissen natürlich von Dingen, die von, von denen man denkt, dass nur der das davon weiß, der, den das persönlich angeht und na ja, das ist ja auch schon so eine Sache, ne. (HS: Also, das würde mich jetzt doch ein bisschen genauer interessieren oder wie du dir das erklärst, also jetzt hat der Lehrer erzählt, da sind plötzlich Leute angekommen, die (YK: Ja) Informationen über ihn hatten, wo er nicht verstanden hat, wo die (YK: Ja) die her hatten) Ja, genau (HS: Wie kann man sich denn das erklären, wo kamen diese Informationen her?) Er war, er war ja tätig in der Internetbranche, also er hat ganz viel mit Internet zu tun gehabt (HS: Ja) und da ist es natürlich klar, dass man Informationen in das Internet eingibt oder in den Computer eingibt (HS: Ach so, siehst du, so ist das eben) Genau und diese ganzen Dinge zum Beispiel, die im Computer gespeichert sind, die kam durch Computerhackern, sage ich jetzt mal, irgendwie, ich weiß nicht, wie das geht (HS: Kommt man da ran) Kommt man da ran, ich weiß auch nicht, wie das geht, also das ist unglaublich zum Teil, diese ganzen Strategien, die sie, die (HS: Na ja, also denen würde ich natürlich auch nicht trauen, das kann ich mir schon vorstellen, ich würde mich höllisch vorsehen, da also irgendwelche Daten, die ich für mich behalten möchte, da nun in den Computer reinzustecken und dann womöglich noch ins Internet, aber es muss ja so sein, dass, also mal angenommen, das ist an sich ja ein gutes Beispiel (YK: Ja), finde ich, wenn da nun also Leute, sagen wir mal, von der Versicherungsbranche (YK: Ja) gekommen sind, dann muss er irgendwann mal zum Beispiel in den Computer Informationen über irgendwelche Krankheiten eingegeben haben, die er hatte vielleicht, ne.) Ja, ich weiß nicht mehr, ob es Versicherung war, auf jeden Fall waren das Leute, die (HS: Na ja, so was ist aber denkbar, ja, ja,) Auf jeden Fall sollen das auch irgendwie Dinge gewesen sein, von denen nur er was gewusst hat, zum Beispiel was sein Lieblingsessen ist oder so, glaube ich, sogar war das."

Noch deutlicher wird der mit dem Blick hinter die digitalen „Kulissen" erwünschte Expertenstatus im Gespräch mit dem Studenten Markus Adloff. Seine ausführlichen Schilderungen der Gefahren und Risiken der vernetzten Welt sollen ihn auch als – typisch männlichen? – Technikexperten ausweisen. Hierzu eignet sich das Thema Datensicherheit besonders gut, handelt es sich doch um eine den meisten Computernutzern bekannte Gefährdung in Form von Viren oder mehr oder minder

deutlichen Betrugsversuchen (z.B. Nigeria-Connection oder der so genannte I-Love-You-Virus) und deren mediale Aufbereitung als wichtige Computerthemen.[442]

Die Einnahme der Expertenposition funktioniert dabei über Verallgemeinerungen und zusammenfassende Schlussfolgerungen, indem der Interviewte beispielsweise häufig in der „Wir"-Form („Und da kommen *wir* halt an die Grenzen.") spricht Auffallend in diesem Sprechen über Technik ist ebenfalls, dass mit umgangssprachlichen Bemerkungen eine Nähe zum geschilderen Geschehen erzeugt werden soll („Also wenn der BND bei uns »anklopft«"). Weiterhin wird in dieser Art des Expertenwissens deutlich, dass er eine ahnungslose „Masse" von Computernutzern konstruiert („„Alle Leute wollen ins Internet, egal um welchen Preis"). Aber auch die bewusst übertreibenden und drastischen Formulierungen, mit denen die Dringlichkeit des Themas herausgestellt wird und somit die Bedeutung der eigenen Expertenrolle unterstrichen werden soll, sind auffällige Mittel, um sprachlich den Experteneffekt zu erzeugen („Sicherheit für persönliche Daten ist ein Riesenproblem"; „also im Moment geht allerhand Sachen durchs Netz. Und das ist unheimlich gefährlich."; „Das ist echt krass."). Nicht zuletzt ist es der sprachliche Einsatz einer Vielzahl von Fachbegriffen, der dazu dient, die Expertenposition zu untermauern („Kryptographie", „NSA, national security agency") und denen er ausführliche Erklärungen folgen lassen kann.

Wie auch im vorherigen Beispiel findet auch im Gespräch mit Markus Adloff der Einstieg im Stile einer modernen Sage statt („Ein Freund von mir hat plötzlich 20.000 Mark auf dem Konto gehabt"), die ein „unglaubliches" Erlebnis im Umgang mit Institutionen als Ausgangspunkt hat.[443] Das Sagenhafte wird hier am Ende der Erzählpassage aufgegriffen, wenn auf die Überwachungsphantasien angespielt wird, in dem auf „Schlüsselbegriffe" verwiesen wird, nach denen staatliche Institutionen („BND") systematisch Computeraktivitäten observieren würden. Deutlich wird in der Passage – nicht zuletzt an den erstaunten und ungläubigen Reaktionen des Interviewers Hans Joachim Schröder – dass sich der Komplex als interessantes und im kommunikativen Sinn Gewinn bringendens Gesprächsthema erweist. Der Rückgriff auf die Geschichte des Chaos Computer Clubs ist als weiteres Signal für das eigene Insider-Wissen und die Kompetenz als Computer-Freak zu lesen.[444] Der Bezug auf andere Fachinstanzen, wie etwa das Computermagazin c´t ist ebenfalls in diesem Zusammenhang zu sehen und ist ein weiterer Beleg für den gewünschten Effekt des Expertenwissens. Insgesamt lässt sich die Rolle Markus Adloffs, die über seine Bewertungen und Positionierungen erfolgt, als die des „Warners" beschreiben,

---

[442] Roth, Klaus: „Sie mögen überrascht sein, diesen Brief von mir zu erhalten". Phantastische E-Mail-Geschichten mit krimineller Absicht. In: Hengartner Thomas / Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Berlin / Hamburg 2005. S. 391-408.

[443] Bergmann, Klatsch, wie Anm. 207.

[444] Die Frühgeschichte des Chaos-Computer-Club selbst ist dokumentiert: Chaos Computer Club Hamburg (Hrsg.): Die Hackerbibel Teil 1. Lörrach 1985.

„Ein Freund von mir hat plötzlich 20.000 Mark auf dem Konto gehabt und hat sich gefreut, da war es eine Fehlbuchung. Es ist (HS: Die ist er auch wieder losgeworden?) Nach ein paar Wochen haben sie es dann kapiert, aber das ist halt der Punkt, also da weiß man nicht, was da an Unheimlichkeiten passiert. Als BTX eingeführt wurde, Bildschirmtext, der Vorläufer von Internet auf die einfache Weise, Minitel in Frankreich, als BTX eingeführt wurde, hat der Chaos-Computer-Club herausgefunden, dass in der Austastzeile irgendwo immer ein paar Daten mitgeschickt wurden. Und die Haspa hatte schon ganz früh ein System, mit dem man Überweisungen machen konnte dort. Und die hatten in ihre Maschine so umprogrammiert, ihre Mailbox, dass jeder Anrufer dort eine winzige Überweisung ausgelöst hat. Die haben 130.000 Mark zusammengetragen und sind dann mit den 130.000 Mark zur Haspa gerannt und haben gesagt, hier wollt ihr euer Geld mal wieder haben. Das ist auf unserem Konto gelandet.

Und es gab, das ist so witzig, weil halt damals war das halt der absolute High-Tec und es konnten sich nur wenige Leute überhaupt leisten, dieses teure Spielzeug sich zu, das hätte ich auch gerne gehabt, aber das gab es in Göttingen gar nicht. Das gab es in Berlin oder so am Anfang. Unglaublich teuer natürlich und der Witz ist ja auch, dass jetzt halt dieser Internet-Boom gerade losbricht. Alle Leute wollen ins Internet, egal um welchen Preis. Man muss ins Internet und die Leute möchten dort konsumieren oder Sachen angucken, Dienstleistungen nutzen, die man vorher nicht nutzen konnte. Und während dieser ganzen Geschichte wird zum Beispiel der Datenschutz fällt quasi unter den Tisch. Es gibt nämlich noch keine vernünftigen Standards, um wirklich Sachen wie Kreditkartennummern, also Elektronic-cash ist auch eins von diesen großen Problemen, also Sicherheit von Geld ist schon ein Problem, Sicherheit für persönliche Daten ist ein Riesenproblem, also im Moment geht allerhand Sachen durchs Netz. Und das ist unheimlich gefährlich. Also diese Cookies, Cookie-Geschichten, dass halt eine Maschine bei mir ein, na, aber das ist auch nicht so schlimm, na gut, dass Sicherheit. Es gibt halt eine Menge Geschichten, die da sind, die sehr offen sind und E-mails für jeden lesbar, der irgendwie ein bisschen Zugang zum Netz hat. Und es gibt unheimlich viele Sicherheitsrisiken, vor denen sich vor zehn Jahren noch die Leute gefürchtet haben. Wenn wir, denken wir 1984, als der Orwell-Film rauskam, 1984. Horrorvisionen, ein Fernseher, der dich durchs Bild beobachtet, (HS: Der große Bruder) Und alle sagten damals, das ist was Schlimmes, das darf nicht passieren. Und also das war klar, das sollte nicht passieren. Das ist zu gefährlich. Und im Moment stürzen sich wahrscheinlich die gleichen Leute halt ins Internet und sagen, sie wollen das ausprobieren. Sie wollen das alles angucken und alles sehen. Und genau genommen ist da halt die Möglichkeit gegeben, dass ich so was wie Profile erstelle. Halt gucke, da kommt jemand regelmäßig in den Laden rein und guckt immer Sachen an. Aha, das ist interessant. Da weiß ich schon mal, was, ich gucke immer bei dem Reiseveranstalter und gucke immer Südostasien. Dann weiß ich irgendwann, ach der kommt immer mit seiner Adresse, immer von derselben Maschine im Uninetzwerk 134 10359 ist meine IP, an meinem stationären Arbeitsplatz. Der kommt also immer da rein. Ist ja interessant. (HS: Ah ja und dann können die also) Ich kann irgendwann Profile erstellen.

In dem Zusammenhang muss man auf jeden Fall auch sagen, dass Technik immer wieder von Sex angetrieben wird, weil die ersten Leute, die im Internet vernünftige Zahlungsmodi hatten, also Shopsysteme, dass ich halt ein Produkt liefern kann und dafür Kohle verlange. Die ersten, die das hatten, waren letzten Endes die Pornoanbieter, Sex treibt Technik auf jeden Fall (HS: Ja, ja, also das kann ich mir

schon vorstellen, klar) Auch mit der Erfindung vom Buchdruck. Also Gutenberg ist mit dem sakralen Text genau richtig gelandet, die Bibel zu printen, weil halt die Nachfrage groß war, aber schon ziemlich bald danach haben sie andere Sachen gemacht. Sie konnten noch keine Bilder drucken, aber Texte. Und das ist gut gelaufen das Geschäft, also (HS Meinen sie, dass da auch schon der Sex damals so eine Triebfeder war?) Ja, es gibt so, ich habe das Heft leider nicht dabei, es ist auch in der CT, das ist ein Computermagazin, ein Superartikel gewesen, die hatten so eine kleine Chronologie geschrieben, welche Techniken für welche Lustzwecke entwickelt wurden oder zweckentfremdet wurden. Das hat immer unglaublich viel für den Boom gemacht. VHS-Video, VHS-Video ist nur so groß geworden, weil es Pornos gab. Das ist das Video Home System, Standard Videosystem, ist nur so groß geworden, weil einfach rechtzeitig die richtigen Filmchen erreichbar waren. Also das ist der Push letzten Endes. Ich denke, das hat den Trieb gebracht, deswegen haben sich die Leute alle so ein Gerät gekauft. Also auf jeden Fall (HS: Also mittlerweile, was die Überwachung zum Beispiel angeht, hört man ja auch, dass also Städte werden ja, also diese) Das ist schlimm (HS: So, was weiß ich, Verkehrsknotenpunkte und so was, überall hängen Kameras) Es gibt irgendwo in England so ein Flächenversuch, wo sie eine gesamte Stadt verkabelt haben, irgendwie Hochleistungsrechner dran haben, dass sie im Prinzip, wenn da ein Gangster reinläuft, der irgendwie von dem es ein Photo gibt, dann müsste er sich schon sehr verkleiden oder sein Gesicht entstellen, damit er nicht erkannt werden würde. (HS: Ach, wird das so von Kameras überwacht?) Ja, die haben ein knallhartes, also ich habe nur so ein bisschen davon gehört, aber die können also komplett die Innenstadt komplett überwachen. Das ist echt krass. Und da kommen wir halt an die Grenzen. Also da wird halt die Persönlichkeit immer weiter beschnitten, obwohl so, was diese Internetgeschichte angeht, im Moment ja keinem was ausmacht, was vor zehn Jahren noch allen was ausgemacht hat. (...) Auf der anderen Seite halt Telefonanlagenabhörgesetz, letztes Jahr neu gekommen, dass halt jetzt jedes Unternehmen, das mehr als 10 Nebenstellen hat, innerhalb von einem Tag abhörbereit sein muss. Also wenn der BND bei uns anklopft, müssen die sofort die Möglichkeit haben, die Anlage von innen anzuzapfen. Also es muss alles anzapfbar sein. Das ist Infopol, europäische Initiative zur na zum Datenschutz in elektronischen Systemen. Das ist haarsträubend (HS: Aber das ist doch genau das Gegenteil) Natürlich, das ist der absolute Knaller. Die, also der Staat wird immer heftiger. Die werden immer mächtiger und das wird immer gläserner, oder Kryptographie auch, ein Riesenthema, also Verschlüsselung von Daten. In, nach US-Gesetzen wird eine Verschlüsselung, die stärker, man misst es in Bit, also in Verschlüsselungsbits, eine Verschlüsselung, die stärker ist als 40 Bit wird als Waffe eingestuft. Und Waffen dürfen nicht exportiert werden. Wenn ich also, da gibt es eine geile Geschichte dazu. Also, es hat jemand ein Schlüsselsystem entwickelt. Phil Zimmermann vor fünf Jahren, PGP, Pretty Good Privacy. Das ist eine asymmetrische Verschlüsselung. Das heißt, ich habe zwei Schlüssel, gebe ihnen meinen öffentlichen Schlüssel und wenn sie mir was schicken wollen, verschlüsseln sie es mit dem öffentlichen Schlüssel. Dann kann es jemand, der in der Mitte sitzt, zwar einfangen die Nachricht, aber kann sie nicht lesen, weil ich habe einen privaten Schlüssel. Und nur wenn ich meinen privaten Schlüssel dazu stecke, dann kann ich die Nachricht wieder entschlüsseln. Okay, das funktioniert, ist sehr sicher und ich kann bis zu, also kann militärische Verschlüsselung machen, 1024 Bit, das knackst du mit dem Großcomputer in fünf Wochen nicht. Also das ist unglaublich sicher. Das ist mit einer passphrase letzten Endes gesichert, also ich habe so einen Erkennungssatz, so eine Parole und es ist super sicher. Bis Version 5.6 ist das alles

akkurat, ist das ein sicheres System. Und dann hat sich Phil Zimmermann kaufen lassen von der NSA national security agency USA, so was ähnliches wie das CIA. Das ist eine eigene Agentur, in New Jersey sitzen die. Die haben einen Riesenklotz und die beschäftigen sich nur mit nationaler Sicherheit im Datenbereich. Und jetzt haben die halt gesagt, ich weiß nicht, wie das alles zustande gekommen ist, auf jeden Fall haben die gesagt, bau doch mal bitte eine Hintertür ein für uns, damit wir reinkommen können. Hat der Mann also PGP 6.0 entwickelt und das hat eine Hintertür. Das heißt also, wenn ich das benutze, kann definitiv, können die Amerikaner können meinen Kram mitlesen, wenn sie wollen. Frankreich hat Kryptographie zum Beispiel komplett verboten. In Frankreich darf nicht verschlüsselt werden. In Deutschland ist es derzeit ungeregelt. Also in Frankreich ist es eine Straftat, eine Information zu verschlüsseln, weil wir ja doch darum wissen, dass man natürlich mit militärischer Verschlüsselung arbeiten könnte. Da geht dir keiner mehr durch. Das kriegst du nicht mehr auseinander die Daten, ne. (HS: Ach du lieber Gott, ja. Na ja, also) Das ist so vielschichtig, also diese Sicherheitsgeschichte, was unsere Technik halt entwickelt. Das ist halt wirklich der fragwürdigste Teil. Also wir haben jetzt neue Möglichkeiten, aber wir haben auch viel mehr Überwachungsmöglichkeiten. Man wird immer gläserner und da muss man wirklich aufpassen. Weil vielfach, ich habe ja auch keine Kontrolle, wie sie schon sagen, sie kriegen Post, sie haben eigentlich keine Kontrolle mehr über ihre Daten. (HS: Also ich denke, die Kontrolle wird wahrscheinlich in dem Moment noch wachsen, wo ich ins Internet reingehe, ne? Dann hängt da, sind da immer irgendwelche unsichtbaren Augen, die mir zugucken, nicht und...) Nicht unbedingt Augen, man wird zwangsläufig irgendwo mitgezählt, man wird irgendwo gezählt. Man ist nur irgendwo jemand, der halt da noch mit dabei ist. Sie gucken, die Frankfurter Rundschau oder sie gehen ins Spiegelarchiv oder ins Taz-Archiv oder sie sind regelmäßig bei dem Büchergeschäft, dem großen, wie heißt es Amazon.com, größter Buchhandel im Internet. Der größte Internetbuchhandel der Welt. Wenn ich so amerikanische, ich habe es noch nicht gemacht, aber da kann ich mit Kreditkarte amerikanische Titel bestellen.(...) (HS: So Möglichkeiten, Leute zu steuern. Das finde ich auch unheimlich. Das weiß ich auch nicht. Man hat beispielsweise in der Zeitung gelesen, dass so die Telefonüberwachung eben unheimlich zugenommen hat.) Das ist inzwischen wohl, die müssen das ja nicht beantragen, die können einfach aufschalten, da merkst du nichts von. Dann lauschen die dich ab. Wenn man international telefoniert, wird auch permanent abgehört. Also muss man da immer so ein paar Stichworte fallen lassen. Schnee, Ware, Ankunft, ich glaube, dann hast du ruck zuck den BND vor der Tür stehen."

Ein letzter Bereich der rhetorischen Figuren lässt sich mit der Deutung von Kontroll- und Überwachungsvorstellungen umschreiben. Zur Orientierung in der digitalen Welt gehört auch der Umgang mit und die Positionierung gegenüber möglichen Gefahren der zunehmenden Vernetzung. Gleichzeitig ist dies so auch ein Themenbereich, der aufgrund der Unübersichtlichkeit des komplexen Themenfeldes für den Nachweis eines (alltäglichen) Expertenstatus besonders geeignet ist, wie sich eindrücklich vor allem am ausführlichen Sprechen des Studenten Markus Adloff im Interview zeigt. Zudem ist die die Vorstellungskraft herausfordernde Vernetzung ein Feld, das als thematische Resssource in alltäglichen Gesprächssituationen als besonders gewinnbringend eingesetzt werden kann.

4.3.4 Grenzen der Versprachlichung

Der Blick auf die rhetorischen Figuren könnte den Eindruck entstehen lassen, dass die entsprechenden Erfahrungen und Umgansgweisen mit Computern grundsätzlich verbalisierbar und sprachlich verarbeitbar sind. Werden jene Äußerungen betrachtet, in denen das starke Interesse an Computern formuliert wird, fällt auf, dass auch bei den Interviewten, bei denen eine große Nähe zu Computern vorhanden ist, recht schnell Grenzen der Formulierbarkeit auftreten, was diese Faszination ausmacht.[445] Bestimmte eher indifferente Begriffe fallen vermehrt, wie „fantastisch", „unglaublich" oder „interessant", wenn es um die Beschreibung des Computers geht. Dies kann durchaus als grundsätzliches Problem der subjektorientierten Alltagskulturforschung angesehen werden, dass zu alltägliche Erfahrungs- oder Diskursfelder sich einer ausführlichen Versprachlichung in narrativ-biographischen Interviews entziehen und somit die Gefahr besteht, dass diese aus dem Blick des Forschenden geraten.[446] Gleichzeitig sind diese aber auch als wichtiger Hinweis auf das Sprechen über Computerfaszination zu lesen.

Die folgenden Ausschnitte sind dafür in gewisser Weise typisch. Der Meterologe Herr Lamprecht erzählt, dass er bereits sehr früh einen Taschenrechner besaß, auf die Frage des Interviewers nach dem Anschaffungsgrund, antwortet er, dass ihn dies immer interessiert habe:

> „Also, da war es noch sehr ungewöhnlich, wenn man zu Hause einen Computer hat, Taschenrechner schon eher (HS: Und wie sind sie dazu gekommen, sich das anzuschaffen?) Das hat mich immer interessiert. (HS: Das hat sie immer interessiert) Ich meine, ich war auch immer in diesem Umfeld Geowissenschaft, ich habe ja 72 hier in Hamburg angefangen zu studieren."

Ähnlich wird dies auch im Interview mit Markus Adloff verbalisiert, bei dem ebenfalls der Ausdruck „interessant" benutzt wird, um die Nähe zur Computertechnik auszudrücken.

> (HS: Ja, ja. Also wie ist denn das bei ihnen überhaupt mit den Computern losgegangen?) Ich hatte, also ich wollte immer einen haben, schon so mit 8 oder 10 dachte ich immer, so was müsste man haben. Ich kannte aber niemanden, der so was hatte, konnte das eigentlich nirgends angucken und vom Konfirmationsgeld mit 14 habe ich mir (HS: Also, das war dann 1986, sie sind doch 1972 geboren?) Ja, also, ich fand das immer schon interessant, ich habe im Fernsehen so Sendungen gesehen, was man damit machen kann."

Auch bei den Interviewten Michael Folville und Lutz Adamczik, die beide eine ausgesprochen große Nähe zur Informatik aufweisen und thematisieren, werden jeweils eher knappe und eher unpräzise Formulierungen gewählt. „Gereizt" und

---

[445] Schachtner, Geistmaschine, wie Anm. 332.

[446] Schmidt-Lauber, Brigitta: Grenzen der Narratologie. Alltagskultur(forschung) jenseits des Erzählens. In: Hengartner, Thomas / Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Berlin / Hamburg 2005. S. 145-164.

„fasziniert“ sind hier die Begriffe, mit denen das starke Interesse charakterisiert wird. Genau lauten die Formulierungen: „Und irgendwie haben mich Rechner immer gereizt“, bei Michael Folville, während es bei Lutz Adamczik heißt: „Das hat sich dann so weiterentwickelt, das hat mich eben auch fasziniert, die ganze Geschichte.“

Offensichtlich bleiben gerade die Versuche, die biographische Nähe zum Computer, vielleicht auch zur Technik im Allgemeinen, genauer zu beschreiben schwierig. Wie sich im Interview mit Michael Frank zeigt, tritt noch ein weiterer Aspekt hinzu, dass die starken technischen Veränderungen in ihrer Komplexität schwer zu erfassen und so mit auch zu versprachlichen sind.

> „Also wenn man das jetzt mal so sieht, was sich so alles in den letzten zwanzig Jahren getan hat, wie weit sich das geändert hat, also auch der Umgang mit solchen Geräten, auch das, was man damit macht, ich weiß nicht, also wenn man die Jahre davor sieht, so schnell in der kurzen Zeit nicht vorstellbar.“

Zumindest als Vermutung lässt sich schlussfolgern, dass diese Formulierungungsgrenzen allgemein akzeptiert sind, grundlegendere Bestimmungen in der alltagsweltlichen Deutung des Computers als Technologie nicht unbedingt notwendig sind.[447]

4.3.4. Zusammenfassung

Die Deutungen der Interaktionen mit dem Computer ließen immer wieder ähnliche sprachliche Muster erkennen, mit denen auf das Verhältnis Mensch und Computer eingegangen wurde. Diese lassen sich als Spiegel der Aushandlungsprozesse und Bedeutungszuschreibungen an die Technik auf ihrem Weg in den Alltag verstehen. Dabei handelt es sich zumeist um alltagsprachliche „Mischformen“, in denen Erfahrungen und Beobachtungen im eigenen Umfeld mit diskursiven Wissensbeständen gemischt und verallgemeinert werden und zu denen sich die Techniknutzer positionieren müssen.[448] Gleichzeitig sind diese Auseinandersetzungen als typische Formen des Sprechens über (neue) Technik zu verstehen. Dass sich bei der sehr offenen Interviewgestaltung trotzdem immer wieder ähnliche Argumentationsmuster und teilweise bis ins Detail gleiche sprachliche Wendungen finden ließen, spricht meines Erachtens sehr deutlich für die Alltagsnähe dieser Form der kommunikativen Verarbeitung von Technikerfahrungen.

Die Ausführlichkeit, mit der das Verhältnis zwischen Mensch und Computer zur Sprache kam, spricht vor allem auch für die soziale Dimension dieser Technik. Die Charakterisierungen des virtuellen Gegenüber, die sich etwa in den Figuren der Anthropomorphisierungen oder der Sucht- und Verführungsbilder zeigen, verweisen

---

[447] Dies ließe sich auch wiederum als Bestätigung der Bedeutung des praktischen Wissens verstehen, wenn auch so der Schwerpunkt auf dem Umgang mit Technik liegt.

[448] Deppermann / Lucius-Höhne, Narrative Identität und Positionierung, wie Anm. 196.

auf die Latoursche Deutung der moralischen Seite im Handeln von technischen und menschlichen Akteuren. Als thematisierte Umgangsstrategien zeigten sich vor allem jene Deutungen, die der Logik der Technik eine alltagstaugliche, die Technik relativierende Sicht zur Seite stellen. Die dabei auftretenden Vereinfachungen oder die Betonung des praktischen Wissens sind dabei vor allem auch als Strategien im Umgang mit der komplexen Computertechnik zu verstehen, um kommunikativ sinnvolle Erklärungen anbieren zu können. Vor allem die zuletzt behandelten Formen der alltäglichen Technikkritik zeigen eine weitere Seite des Technikumgangs und der Technikaneignung. Deutungsspielräume, die sich etwa in dem Vorwurf, dass computertechnische Lösungen eine scheinbare Rationalität erzeugen würden, zeigen, sind durchaus wirksame alltagsweltliche Regelungen und Auseinandersetzungen in Fragen des Einsatzes neuer Technik. In den Einzelbeispielen lassen sich hier die von de Certeau beschriebenen Taktiken wiederfinden, wenn Auseinandersetzungen mit den technischen Systemen als im Einzelfall erfolgreiche „Finten“ dargestellt werden.

Wichtig ist hier auch, nochmals die Abhängikeit der benutzten rhetorischen Figur von der sozialen Stellung und dem erwünschten Bild in Bezug auf Technik zu betonen. So fiel auf, dass die pauschale Kritik an Computern zumeist von den interviewten Frauen geäußert wurde, der Verweis auf vereinfachende Eklärungen über das Funktionieren von Computern eher einem typisch männlichen Sprechen über Technik zugeordnet werden konnte. Gerade an den Deutungen der Mensch-Maschine-Interaktion zeigt sich auch die Verhandlung von Expertenwissen und Expertenstatus im Alltag. So wurden sprachliche Mittel, um dieses Expertenwissen kommunikativ zu erzeugen, etwa an akzeptierten Formen der Erklärung von Technik deutlich, aber auch das Sprechen über bestimmte thematische und kommunikative Ressourcen zeigte, wie Expertenwissen in Gesprächssituationen kommunikativ hergestellt wird.

4.4. Deutungen als Orientierung: der Computer als soziale „Difference Engine“

„Wir kennen unsere reale Welt kaum und bauen uns schon eine neue.“

Herr Leitgeb

Der englische Mathematiker Charles Babbage, der als einer der Pioniere der digitalen Technik gilt, nannte einen seiner mechanischen Rechner „Difference Engine“.[449] Diese Metapher, von der Maschine, die Unterschiede macht, soll für das letzte Kapitel aufgegriffen werden. Standen bisher vielfach geteilte Erfahrungen im Computerumgang im Vordergrund und eine allgemeinere Bestimmung dessen, wie Erfahrungen mit und Zuschreibungen zum Computer im Alltag vorgenommen werden, geht es nun darum, wie mit und gegen die digitale Technik soziale und kulturelle Zuschreibungen und Differenzierungen im Alltag gemacht werden. Allgemeiner formuliert soll gefragt werden, wie sich symbolische Ordnungen in Bezug auf Technik herausbilden. Bestandteil des Veralltäglichungsprozesses ist, dass sich bestimmte Bilder über Nutzer und Nutzerkulturen durchsetzen und akzeptiert werden, kulturell abgesichert zum „geglaubten“ Wissensbestand über Technik und ihre Nutzer werden.

Vieles in der Deutung eigener Erfahrungen, in der Bewertung der Technik und in der Positionierung im digitalen Alltag geschieht über die Reflexion des Verhaltens anderer, über Vergleiche und Verallgemeinerungen. Technik wird dabei in Beziehung zum biographischen Entwfurf und zum Lebensstil gesetzt. Unterschiedliche Grundeinschätzungen, seien sie nun technikbejahend, wie etwa bestimmte Vorstellungen eines „modernen“ Lebensstils oder aktiver Teil einer Informationsgesellschaft sein zu wollen, oder seien sie technikablehnend sind dabei erkennbar.

Diese Vorstellungen lassen sich als Orientierungswissen fassen, als mehr oder minder deutlich explizierbare Wissensbestände, mit denen Erwartungen an andere Techniknutzer und an Techniknutzungen verbunden werden und „geglaubte“ und akzeptierte Verallgemeinerungen in Bezug auf den Umgang mit Technik im Alltag erkennbar werden. [450] Konkret spiegelt sich dies etwa in den Erwartungen in Bezug auf einen bestimmten Technikumgang, der mit Alter, Geschlecht, Bildung oder Beruf in Zusammenhang gebracht wird. Gleichzeitig wird vor dem Hintergrund dieser

---

[449] Endres, Bianca: Die analytische Maschine. In: Stadelmann, Kurt / Wolfensberger, Rolf / Museum für Kommunikation (Hg.): Wunschwelten. Geschichten und Bilder zur Kommunikation und Technik. Zürich 2000. S. 24.

[450] Stefan Beck hat aus kulturwissenschaftlicher Sicht darauf aufmerksam gemacht, dass Wissensarbeit und die Vermittlung von Wissen gegenwärtig zunehmend als alltagskulturelle Größe an Bedeutung gewinnt: „Wissensarbeit – verstanden als Wissensproduktion (...) oder als Wissenstransfer, (...) nimmt jedoch nicht nur im Bereich der Ökonomie einen zunehmend zentraleren Stellenwert ein, sondern wird als Wissensaneignung zu einem Charakteristikum des Alltagslebens unter den Bedingungen der „reflexiven Modernisierung“. Beck, Stefan: Rekombinante Praxen. Wissensarbeit als Gegenstand der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 96 (2000). S. 218-246, hier S. 232.

Erwartungen auch das eigene Selbstbild in Bezug auf Technik gesehen und positioniert.

Die Eindeutigkeit des Verhältnisses von sozialem Hintergrund und formulierten Vorstellungen zur Technik ist dabei allerdings nicht zu eindimensional zu denken. Dezidierte Vorstellungen haben zur Folge, dass es mitunter auch ein Spiel mit Differenzen und Erwartungen gibt, Reflexionen der vorherrschenden Bilder in die Formulierungen mit einfließen. Wenn etwa ältere Interviewte ihre Computernähe oder ihr Interesse im Interview demonstrieren, geschieht dies auch vor dem Hintergrund des erwarteten jugendlichen Kompetenzvorsprungs und vor dem der vorhandenen Bilder der Medien- und Techniknutzung.

Im Folgenden steht im Mittelpunkt, wie sich diese Vorstellungen vom Computerumgang in den Interviews geäußert haben und wie sie im alltäglichen Deuten funktionieren. Als besonders oft thematisierte Form des Orientierungswissens erwiesen sich die Generationendeutungen, also die geäußerten Vorstellungen von generationsbedingten Unterschieden in der Computernutzung. Ein zweiter Bereich, in dem die Verhandlung des Orientierungswissens deutlich wurde, sind die Darstellungen von Computerfreaks im Interview. Auch hier wurden Beobachtungen im eigenen Umfeld verallgemeinert, in dem typische Eigenschaften eines Computerfreaks alltagssprachlich präsentiert wurden. Ein dritter Bereich des Orientierungswissens zeigte sich in der Verhandlung von Medienwirkungen. Konkret erwies sich die potentielle Gefahr von Computerspielen als typisches Feld, bei dem Eltern verallgemeinernde Deutungen hierzu äußerten. Viertens waren es allgemeinere Einschätzungen über die sozialen Folgen des computertechnisch bedingten Wandels, mit denen technikkritische Bewertungen begründet und verallgemeinert wurden. Geschlechterunterschiede wurden nur in Ausnahmefällen thematisiert. Dies zeigte vor allem, in welchen Feldern weitgehend tabuisierten Vorstellungen vorhanden sind. In einem letzten Abschnitt geht es um die in den Interviews erfragten Technikverständnisse im Hinblick auf den Computer.

Bei dieser alltagsweltlichen Vorstellung von Nutzern und Nutzergruppen ist auffällig, dass die Interviewten zwar häufig von konkreten Beispielen oder Beobachtungen ausgehen, die argumentative Zielrichtung aber eine Verallgemeinerung bzw. Typisierung ist. Gerade in diesen auf das Allgemeine zielendem sprachlichen Gestus zeigt sich die moralische Dimension der Bewertung und der Selbstpositionierung, aber auch die Herstellung sozialer Wirklichkeit über die Deutung von Techniknutzungen und Techniknutzern.

Auch hier wird meines Erachtens deutlich, dass diese Art der Verdichtung, Bewertung und Orientierung im Alltag vor allem kommunikativ hergestellt und verhandelt wird. In diesem Sinne lässt sich von einem Orientierungs- und Kommunikationswissen sprechen, dessen Mischung aus Fakten, sozialen Motiven, Meinungen und Bewertungen wichtiger Bestandteil im alltäglichen Sprechen über Technik ist. Verhandelt werden so auch moralische Vorstellungen in Bezug auf Technikeinsatz und Techniknutzung. Die Bilder vom Computerfreak etwa lassen sich, indem so etwa mit

der intensiven Computernutzung auch negative Aspekte verknüpft werden, so lesen, dass das Maximum an technischer Kompetenz und Nutzung mit sozialen Nachteilen „erkauft“ wird. Gleichzeitig wird mit diesen „Kompetenzerwartungen und Kompetenzzuschreibungen“[451] und den negativen Folgen auch eine Entlastungs und Legitimationsfunktion des je eigenen Technkumgangs erreicht.

4.4.1. Generationenvorstellungen als Orientierung

Als besonders zentral für das Orientierungswissen in Bezug auf den Computer erwiesen sich die Vorstellungen von typischen generationsabhängigen Mustern des Computerumgangs. Das eigene Verhalten und der Umgang anderer mit der Computer-Technik wird immer wieder in Bezug gesetzt zu generationellen Deutungsbildern, in dem typisierte Vorstellungen von Technik und des Technikumgangs an das jeweilige Alter gekoppelt werden.

Bezogen auf Technik haben die Soziologen Reinhold Sackmann und Ansgar Weymann darauf aufmerksam gemacht, dass sich „reale“ Technik-Generationen vor allem über die in Kindheit und Jugend erlebten technischen Innovationen konstituieren.

> „Die jeweils jüngeren Technikgenerationen greifen technische Innovationen schneller auf, indem sie früher Geräte kaufen und neue Kompetenzen erwerben. Erst später, wenn eine technische Innovation zum Alltag gehört, wie z.B. Pkw und Telefon, gleichen sich Kaufverhalten und Kompetenzunterschiede zwischen den Generationen an.“[452]

Für diese Vorstellung einer Technik-Generation ist es wichtig, dass diese ihre prägende Technologie etwa 20 Jahre nach der Geburt erfährt. Im Falle der von Sackmann und Weymann als Computergeneration bezeichneten jüngsten Technikgeneration sind dies etwa die nach 1964 Geborenen, die ab dem Jugendalter, also dem Beginn der 1980er Jahre, die Computertechnik kennengelernt haben.[453] Generation als Größe der alltäglichen Deutung und Orientierung, wie sie in den Interviews deutlich wurde, verweist allerdings auf einen etwas anders gelagerten Zusammenhang. So wird in der Argumentation quasi naturgesetzmäßig den Jüngeren bzw. der nachfolgenden Generation der elaboriertere, aber auch unkritischere, da weniger distanziertere Umgang mit Computern nachgesagt. Die Generationendeutung ist also nicht zwangsläufig an die tatsächliche Alterskohorte gekoppelt, sondern ist eher als alltagswirksames Orientierungs- und Kommunikationswissen vorhanden, denn auch für 18- oder 19-jährige Interviewte findet die Orientierung im digitalisierten Alltag über Einschätzungen statt, dass die nachfolgende Generation zwar kompetenter ist,

---

[451] Hengartner, Vom Erfahren, Erleben und Deuten einer technischen Welt, wie Anm. 237.

[452] Sackmann, Reinhold / Weymann, Ansgar: Die Technisierung des Alltags: Generationen und technische Innovationen. Frankfurt a.M./ New York 1994, S. 9.

[453] Ebd., S.42.

aber auch distanzloser und und somit den Verführungen durch die Technik stärker unterlegen würden.[454]

Dass diese Art der Thematisierung von Generationenvorstellungen im alltäglichen Sprechen einer plausiblen und gängigen Diskurstradition folgt, lässt sich etwa daran ablesen, dass in Ende der 1970er Jahre geführten biographischen Interviews mit älteren Hamburger Arbeitern bereits der Begriff der „Computergeneration“ benutzt wurde. Hier sprach einer der Interviewpartner davon, um im durchaus technikkritischen Gestus auf die Veränderungen in der Arbeitswelt aufmerksam zu machen.

> „Na, jedenfalls, ich muß ehrlich sagen, dass ich nicht mit Begeisterung an der EDV hänge. Alles ist unmenschlicher geworden. Dabei hat das alles ganz harmlos angefangen. Endgültig eingeführt wurde bei uns die EDV im Jahre 1964. Das fing bei der Lohn- und Gehaltsrechnung an. (...) Schon in der Berufsschule hatten wir einmal bei der Volksfürsorge eine Besichtigung gemacht. Das war eine der ersten Firmen, die diese Tabulatoren hatte. Die konnten eine Versicherungspolice für damalige Begriffe in unheimlich schneller Zeit schreiben. Da gingen ja immer so Stangen rauf und runter, die reihenweise schon den Text schrieben, der vorher in irgendwelche Programme eingegeben war. Das grenzte für uns schon an ein Wunder. Heute würde kein Mensch mehr die Dinger ansehen. Inzwischen hat sich ja der Begriff »Computer« eingebürgert, »Computergeneration« sagt man ja heute schon. Wir leben ja schon in der vierten, fünften, sechsten Computergeneration. Aber wir leben ja immer in derselben Generation. Man wird ja nicht jünger. Es mag vielleicht heute einem jungen Menschen Spaß machen, der sich sagen kann: »Ich bin froh, wenn ich nichts mehr zu tun habe«. Aber man muss ja die Zeit des ewigen Umlernens bedenken. Wir hatten einen Beruf und mußten täglich ein Arbeitspensum schaffen. Wir wurden aber überrollt und überholt von den Neuerungen auf diesem elektronischen Datenverarbeitungsgebiet. Und dann heißt es immer: Sie müssen damit fertig werden, da muß man mit leben.“ [455]

Ein erstes Beispiel für die in den Interviews häufige Formulierung der Generationenvorstellungen ist dem Gespräch mit der 19-jährigen Abiturientin Carola Bergert entnommen. Als es im Gespräch um Angsterfahrungen beim Fernsehen geht, kommt sie auf das von ihr beobachtete Verhalten jüngerer Schüler zu sprechen. Deren Aggressivität und mangelnde soziale Kompetenzen werden zurückgeführt – durchaus im Sinne klassischer Medienkritik – auf den intensiven Konsum von medialen Gewaltinhalten, vor allem auch in Form von Computerspielen. Die Synthese aus eigener Beobachtung, der Verallgemeinerung in der Argumentation („Fernsehen, Computerspiele“) und der Bewertung („da ist es nur noch heftig“) in Form einer moralischen Schlussfolgerung wird hier deutlich.

---

[454] Die Zuordnung zu einer Generation – auch im Sinne einer Technik-Generation – ist in der biographischen Deutung wichtiger Bestandteil. Geteilte Erfahrungen beziehen sich im Bereich der Technik- und Medienerfahrung auf vergleichbare Technologien, Modelle oder Marken. Der rasche Wechsel bewirkt, dass sich diese gemeinsamen Bezugspunkte nur kurzzeitig vorhanden sind, etwa der C64 als Spielgerät als typische Jugenderfahrung der zwischen 1970 und 1975 Geborenen.

[455] Lehmann, Erzählstruktur und Lebenslauf, wie Anm. 198, S. 199.

„Ja. Man sieht, also ich gucke mir jetzt auch irgendwie wie die jüngeren Stufen aus meiner Schule... da ist es nur noch heftig. Also, die sind total aggressiv, sind rotzfrech, haben überhaupt nicht mehr irgendwie so ein Gefühl miteinander umzugehen, so auch gerade in bezug auf Ältere so. Also, das sind Sachen so, die hätte ich mir früher nie geleistet, da hätte ich gar nicht dran gedacht, so mit einem Menschen umzugehen. Das ist halt ein viel brutalerer Umgang. (HS: Unter den jüngeren Schülern?) Ja (HS: Und worauf führen sie das zurück?) Ja, unter anderem genau auf diese Medien so. So Computerspiele, Fernsehen, aber auch alles andere, was irgendwie für die Jugend heute auf den Markt kommt. Das ist so gut wie alles mit Gewalt und mit Aggression und mit »ich bin stärker als der andere« verbunden so.“[456]

Im Interview mit dem 36-jährigen Herrn Gerkens wird der – ebenfalls immer wieder geäußerte – Umstand deutlich, dass die Jüngeren, da sie ja mit der Technik aufwachsen, ein gewissermaßen „natürliches“ Verständnis für diese haben (dies ist auch der gewählte Begriff), wenn von früher Kindheit unbemerkt das technische Wissen „aufgesaugt“ wird. Dass diese Alltagstheorie vor allem eine eher orientierende Funktion hat, zeigt sich darin, dass die Zuschreibungen zur Technikgeneration nicht konsequent angewandt wird. Dieser Widerspruch wird zwar vom Interviewten formuliert, aber nicht weiter bemerkt, wenn er auf seine 97-jährige Großmutter verweist. Ihr von ihm als problemlos geschilderter Umgang mit dem Fernseher muss also andere Gründe haben, da sie ihn frühestens im mittleren Erwachsenenalter kennengelernt haben kann.[457]

„(HS: Aber meinen sie, das gibt doch auch Probleme für das Lernen, nicht?) Es gibt nicht unbedingt Probleme. Es ist immer eine Sache, wie man oder mit was man aufwächst. Zum Beispiel für mich ist das überhaupt kein Problem, jetzt mit Videorecorder oder so was umzugehen. Ich bin damit groß geworden. Ich, wenn ich mir heute einen neuen Videorecorder kaufe, ich brauche in der Regel keine Bedienungsanleitung zu kaufen oder zu lesen, um das Ding bedienen zu können. Vielleicht nicht bis in die letzte Einzelheit, aber dass das funktioniert, kein Problem. Wenn ich dagegen sehe meinen Vater, der steht vor so einem Ding wie ein Ochs vorm Berg. Der kennt sich zwar wunderbar mit Autos aus, damit ist er auch groß geworden, das hat er gelernt. Aber so ein Videorecorder, ich sage mal überspitzt jetzt, die Batterie von der Fernbedienung auszuwechseln, dazu ist er nicht in der Lage. (HS: Ja, ja, ich kann das gut verstehen.) Oder meine Großmutter mit ihren 97 Jahren oder bald 97 Jahren. Sie kann zwar einen Fernseher bedienen und alles weitere keine Ahnung davon. Und genauso, die heutige Generation wächst eben mit den Computern auf und für die ist das was ganz Natürliches. So wie ich eben mit dieser elektronischen Welt von Musikgeräten, sage ich mal, aufgewachsen bin, so wachsen die Leute jetzt mit diesen, dieser Umgebung, mit diesem Wissen, mit dieser Technik auf und saugen das in sich auf, was unmerklich vor sich geht

[456] Vgl hierzu auch das Interview mit Paula Weinhold, S.77.

[457] Das Fernsehen wurde in Deutschland zwar noch vor dem 2. Weltkrieg eingeführt, die Entwicklung zum Massenmedium setzt aber frühestens Mitte der 1950er Jahre ein. Bleicher, Joan: Mediengeschichte des Fernsehens. In: Schanze, Helmut (Hg.): Handbuch der Mediengeschichte. Stuttgart 2001. S. 490-518, hier S. 499.

wahrscheinlich, ohne dass sie das eben bewusst machen und bewusst mehr lernen."

Die 65-jährige Chefsekretärin Irene Schmidt-Kastner bestätigt gewissermaßen die Theorie der Technik-Soziologen, wenn sie auf die Frage nach der Bekanntschaft mit dem Telefon, das Aufwachsen in der Kindheit mit einer Technik als wichtigen Unterschied zwischen den Generationen ausmacht. Bemerkenswert ist dabei, dass sie im Gespräch das Technikthema wechselt und auf ihre Enkel verweist, die den Computer mit der „Muttermilch" mitbekommen hätten. Auch dies ist wiederum ein Sprachbild, das sich auf den natürlichen Charakter bei der Aneignung der Computertechnik bei den Jüngeren bezieht.

„(HS: Erinnern Sie das noch wie Sie mit dem Telefon Bekanntschaft gemacht haben früher als Kind?) Nein, das meinte ich ja gerade damit, dass ich da rein geboren bin, denn wenn Sie heute Kinder fragen: »Ist das was Tolles, ein Computer?«, sagen sie: »Wieso?«. Die kennen das, mit der Muttermilch praktisch. (HS: Aha) Meine, meine zwölfjährigen Enkel, die sitzen am Computer als hätten sie nie was anderes gemacht."

Ähnlich wird die „Natürlichkeit" der Technik der Jüngeren von der Bankangestellten Doris Kramer (Vg. 4.1.1.4) beschrieben, in dem sie die Trennung zwischen kompetenten und nicht-kompetenten Kollegen im Computerumgang entlang generationeller Grenzen verlaufen lässt. In ihrer Interpretation ist das tiefere Verständnis des Computers vor allem auch eine Altersfrage. Gleichzeitig wird bei ihr deutlich, dass diese sprachliche Figur den Status einer Rechtfertigung annimmt, wenn der quasi natürliche Wissens- und Verstehensvorsprung der Jüngeren die älteren Kollegen von einem zu hohen Erwartungsdruck entlastet.

„Die [eine Kollegin in der Bank] kann auch mit den Programmen umgehen und hat auch einen ganz anderen Zugang, selbst wenn sie nicht genau weiß, wie das geht. Sagt sie, entweder das, das müsste die oder die Taste sein. Probieren wir es mal aus. Und dann findet sie das auch, weil sie irgendwie weiß, wie dieses Gerät denkt, während ich das überhaupt nicht nachvollziehen kann, wie so eine Maschine denkt. Ich denke immer, Scheiße, das geht wieder nicht. Liegt es an mir oder liegt es wieder am Programm, dass es heute nicht läuft, weil ich weiß nicht, irgendwas abgestürzt ist. Also ja. Solange es funktioniert, ist es okay, sobald irgendwelche Probleme auftauchen, stehe ich ziemlich hilflos davor, während eben diese jüngeren Leute, die damit aufgewachsen sind, die gehen damit irgendwie völlig anders um. Dann probieren sie was anderes aus oder wissen irgendwie, auf welche Befehle eigentlich das und das kommt."

Dass mit dem Generationenvergleich auch eine wichtige Möglichkeit der Selbst- und Fremdpositionierung gegeben ist, mit der der eigene Technikumgang legitimiert und das beobachtete Verhalten anderer kritisiert werden kann, wird im nächsten Beispiel sichtbar. Für den 56-jährigen Tiefbau-Ingenieur Herrn Marquardt ist mit dem Vorsprung der Jüngeren auch die Gefahr verbunden, dass die Computer distanz- und vor allem

„kritiklos“ verwendet werden. Die bereits auf S. 56 zitierte Interviewpassage über die Erzählung der „Bildschirmkrankheit“ zeigte dies bereits. Die jüngeren Kollegen lassen sich in seiner Darstellung vom Computer zu sehr den Arbeitsvorgang „Text schreiben“ strukturieren und verlieren dabei den Überblick im Arbeitsprozess. Die eigene Erfahrung führt zu einem distanzierteren, aber letztlich effektiveren Umgang. Hier wird die positive Einschätzung des Alters und die größere Distanz gegenüber der Computertechnik dadurch möglich, dass er in seinem Berufsleben viele Jahre „vor-digitaler“ Arbeit erlebt hat. Vermutlich ist dies für den älteren Arbeitnehmer aber auch die argumentative Möglichkeit, negative Erfahrungen, die sich durch den Computerumgang der jüngeren Kollegen ergeben haben, zu kompensieren. Etwas später im Gespräch wird dieser Aspekt nochmals betont, wenn von ihm kritisch bewertete Ergebnisse der jüngeren Kollegen in direktem Zusammenhang mit deren Computerumgang stehen. Das blinde Vertrauen in die Computerergebnisse und die zu starke Technikgläuigkeit ist so Folge der Zugehörigkeit zur jüngeren Generation.

> „Die jüngeren Kollegen, wie die also mit diesen Dingen umgehen und wie ich damit umgehe oder wir Ältere damit umgehen. Das ist ein ganz, ganz deutlicher Unterschied. Die nehmen also viele von diesen neuen Errungenschaften also erst mal an und arbeiten auch damit. Und ich habe also oft schon die Erfahrung gemacht, dass sie also mit den Dingen kritiklos umgehen und dass dabei Produkte rauskommen, die also nicht, einfach so nicht stehenbleiben können. Also ein, eins dieser Probleme ist, dass also man sich auf die Ergebnisse, die da so rauskommen, einfach verlässt, bloß weil der Computer sie errechnet hat. Und dass man da nicht durch Kreuz-und-Quer-Prüfungen rauskriegt, ob die Zahl überhaupt plausibel ist, ob sie stimmen kann oder nicht. Das wird dann einfach nicht mehr gemacht.“

Der Arzt Herr Preusler (vgl. ausführlich 4.1.1.7) spricht geradezu von einem „Computer-Gefühl“, das seine Kinder im Unterschied zu ihm haben. Verbunden ist dies – ähnlich wie bei Herrn Marquardt – allerdings auch mit einer Kritik, da seiner Einschätzung nach, die Kinder bzw. die Jüngeren im allgemeinen die Technik ebenfalls nicht verstehen würden.

> „Und jetzt ist es so, die Technik, die ich jetzt erlebe, die ist einfach, habe ich mir mal so überlegt, die kann ich nicht mehr verstehen. So zum Beispiel alles, was mit der Computertechnik zusammenhängt, kann ich nicht verstehen. Ich gehe einfach irgendwie damit um und verlasse mich auf mein frühkindlich erworbenes technisches Gefühl. Ich weiß nicht, ob sie das verstehen können. Man hat ja so eine, wenn jetzt zum Beispiel dieser Kassettenrekorder kaputt wäre. Der ist ja nun ganz anders als früher, der hat Transistoren drin. Ich verstehe das nicht mehr und ich würde doch... irgendwie würde ich da rangehen. (HS: An so ein Ding würden sie rangehen?) Ich würde rangehen, aber wenn es total kaputt wäre, würde ich rangehen, irgendwas aufschrauben und mal gucken, obwohl ich dann natürlich das dann nach den ursprünglichen Mustern machen würde. Ich würde die Schrauben begucken, würde irgendwelchen losen Drähte mir angucken, ohne das Ding zu verstehen. Also so ein Gefühl (...). Oder wenn zum Beispiel, wir haben so ein ISDN-Telefon. Wenn da was zu programmieren ist, das mache ich, obwohl ich es eigentlich nicht richtig verstehe, aber ich mache es offenbar doch geschickter als

meine Frau, weil ich so ein Urverständnis, also so ein Gefühl habe. (HS: Also, ich kann mir vorstellen, dass ich damit gar nicht mehr zurechtkäme.) Also, ich kann solche Telefone programmieren, ohne dass ich es verstehe. Und ich beobachte das bei meinen Kindern auch so, aber die können ja selber. Die haben ja ein ganz anderes, ich sehe so an jungen Leuten, die haben ein ganz anderes Feeling für solche Sachen. Ohne, die verstehen es auch nicht. Aber wenn die zum Beispiel am Computer rangehen, wo ich mir immer versuche, Betriebsanleitung und so. Da machen die das mit dem Gefühl. Die haben ein Computer-Gefühl, schwupp, haben sie das alles drauf und zeigen mir das, obwohl sie das gar nicht verstehen."

Gerade im Bildungsbereich können die Kompetenzen der Jüngeren eine große Herausforderung darstellen. Für den 47-jährigen Mathematik-, Physik-, und Informatiklehrer Herrn Jablonski gehört die Konkurrenz mit den Schülern um den Wissensvorsprung zum schulischen Alltag. Bei der Selbsteinschätzung seiner Computerfähigkeiten kommt er umgehend darauf zu sprechen, dass der im schulischen Rahmen angenommene Wissensvorsprung der Lehrer vor den Schülern brüchig wird und zumindest einige der Schüler kompetenter sind. Letztlich wird so – zumindest auf dem Gebiet des Technikumgangs – auch das Selbstverständnis der Rollenverteilung zwischen Lehrern und Schülern fraglich.

„Ja, also inzwischen kann ich da wohl, sagen wir mal, für den Gebrauch, den ich habe, relativ gut mit umgehen, was nicht heißt, dass es in der Schule im Informatikunterricht Schüler gibt, die noch detailliertere Informationen haben oder besser oder mehr oder anderes noch wissen. Gerade in dem Bereich Informatik ist ja Detailwissen, um ein Betriebssystem oder eine Programmiersprache zu kennen, natürlich ungemein wichtig, neben der Tatsache, Strukturen einer Programmiersprache zu kennen. Also wenn man eine Programmiersprache mal richtig gelernt hat, ist das Erlernen weiterer Programmiersprachen vergleichsweise, ein vergleichsweise geringerer Aufwand, als es wieder neu zu lernen, weil Strukturen doch gleich da sind."

Mit Blick auf seine Kollegen kommt er darauf zu sprechen, dass es schwierig ist, den Anschluss zu halten, dass ihn letztlich auch seine Verantwortung als Physik- und Mathematiklehrer dazu führt, sein Wissen permanent zu aktualisieren. Die meisten seiner Kollegen – so seine Einschätzung mit Blick auf das Generationenthema – haben diesen Kampf allerdings verloren. Betont wird auch von ihm die Selbstverständlichkeit und das Unausweichliche der Entwicklung, die hinter dem Wissensvorsprung der Schülergeneration steht.

„(HS: Sie versuchen tatsächlich auch so den Anschluss zu halten immer an die neuen Entwicklungen?) Ja, Internet jetzt auch, mache ich jetzt auch seit einem Dreivierteljahr, das muss man einfach. (HS: Also sie, das heißt, man muss man vor allen Dingen in Hinblick auf die Schüler und auf die Ausbildung?) Ja, natürlich, klar und wenn man Physik und Mathematik unterrichtet, hat man eine gewisse Verantwortung dafür. Klar, die Schüler erzählen einem schon, wie man das machen muss, 80 Prozent unserer Kollegen, da wird, erzählen die Schüler den Kollegen, wie das geht. Wie sonst. Kann man ja auch anders auch nicht erwarten, es sei denn,

man interessiert sich da selbst auch für, aber wer das nicht will und nicht mag, an dem fährt der Zug vorbei, ganz einfach. So einfach ist das."

Für die 68-jährige pensionierte Geschichts- und Französischlehrerin Frau Dorendorf (die wohl zu den von Herrn Bukowsk beschriebenen 80 % gehört) machen die Computererfahrungen die grundsätzliche Differenz zwischen ihrer Generation und der Schülergeneration aus. Im Interview bringt sie dies plastisch zur Sprache, indem sie mit dem etwas jüngeren Interviewer Hans Joachim Schröder einen ähnlichen Erfahrungszusammenhang ausmacht, während die der Schülergenerationen zugeordnete jüngere Interviewerin Sandra Ruschmann zum Gegenpol wird.

„Ich denke, dass sie die, die Computer, also Quatsch, die Computer, die Generationen doch heute ganz stark unterscheiden sozusagen in ihrer Wahrnehmung der Welt und Auseinandersetzung der Welt. Und das, da sind Sie [zu Hans Jochaim Schröder] ja nun inzwischen auch schon fast ein älterer Jahrgang, aber wenn man die, die Kleinen nimmt, die jetzt zehnjährigen nimmt, wie die also in die Welt, in die Möglichkeiten, sich innerhalb der Welt zu bewegen, wie die da hineingehen, das ist so völlig anders und darum haben wir vermutlich noch mehr Gemeinsamkeiten, weil wir sozusagen in die, ja in den alten Stremel noch reingehören. (HS: Ja, ja, also) Oder vertrauter sind miteinander in den Gemeinsamkeiten, mit denen wir also an Welt rangehen, ob man nun die eine Technik, ob sie die beherrschen oder ich die nicht beherrsche, das macht wahrscheinlich keinen so großen (HS: Da haben sie Recht) Unterschied, nicht, während und auch zwischen uns vermutlich noch nicht so sehr, aber ich denke, mit Ihnen fängt das an [zu Sandra Ruschmann], dass einfach ja, dass man mit der Welt anders umgeht, auch mit sich und seinem Verhältnis dazu."

Bei dem etwa gleichalten Hochschullehrer Udo Tschersig wird diese Generationendeutung in ähnlicher Weise wahrgenommen. Bezugspunkt der generationellen Erfahrung ist der von ihm beschriebene kritische Umgang mit Computern, zu dem die jüngeren Generationen offenbar nicht mehr fähig ist. Mit dem Sprachbild „Entwertung des eigenen Großvaters" werden die dramatischen sozialen Folgen des technischen Wandels und auch der Verlust sozialer Werte beschrieben.

„Das ist ja so eine merkwürdige Geschichte. Diese junge Generation, dieses, dieses Hinnehmen der Dinge, die denen da so aufgezwungen werden, also dieses, nicht. Die Technik zwingt sie bestimmt oder Microsoft setzt denen was vor und da regt sich kein Protest und da, das ist eben so, das ist unangenehm und das ist Mist und dass einem die Dinger laufend abstürzen, weil das also nicht richtig, eben doch nicht durchkonstruiert ist, zu schnell auf den Markt kommt. Aber da regt sich kein Protest, kein Widerstand, sondern das wird so als fatalistisch hingekommen, das ist so, so ist Technik eben, heißt das dann. Oder so ist Kapitalismus eben, Schluss aus, Feierabend, wo wir uns noch erregt haben und gesagt haben, und wenn ich mich errege, dann erregt sich meine Frau und sagt: »Warum regst du dich, du kannst ja doch nichts ändern« und so, nicht. Also das sind dann diese Mechanismen, die dann auch so ablaufen, wo ich immer dann aus der Haut fahren könnte, nicht, oder mit Politikern diskutiere, nicht, da im Fernsehen [lachend]. Also,

> also das ist so etwas, was mich und wo ich dann einen inneren Widerwillen habe und dann immer sage, das ist doch hier, hier wirst du doch veralbert, hier wirst du doch hochgenommen. Hier wirst du, das ist doch reine Schikane, die da, nicht. (...) Das ist ja die Entwertung des Großvaters (HS: Ganz genau) Nicht? Das heißt, der Großvater, der früher dem Enkel etwas beibrachte, was der fürs Leben später brauchte und was er heut nicht mehr kann, ihm etwas beibringen, was eben unveränderbar war, fast kaum verändert war, also Handfertigkeiten auf dem Bauernhof oder so etwas. Und nun ist die Generation, ist das vorbei, der Enkel weiß mehr auf dem Gebiet als der Großvater und der Großvater muss eine neue Funktion suchen, nicht (TH: Ja). Ist er nun der Unterhalter oder ein paar Dinge kann er vielleicht beibringen, aber ja, das ist – wie Sie auch sagen – das ist also so wirklich ein Strukturwandel, ein gewaltiger."

Im Gespräch mit dem 37-jährigen Programmierer Werner Ihme werden weitere Aspekte in Zusammenhang mit dem Generationenmotiv deutlich. Vor dem Hintergrund der Erfahrungen am Arbeitsplatz zeigt sich bei ihm, dass als positive Folge des technischen Wandels die schnellere Akzeptanz der Technikinnovationen bei den Jüngeren dazu gehört. Im Interviewausschnitt wird allerdings auch deutlich, dass die eigene Zuordnung als Computernutzer zur jüngeren Generation erst vor diesem Hintergrund funktioniert. Frau Kramer ist beispielsweise nur vier Jahre älter, ihre Positionierung im Sinne der Generation sieht aber ganz anders aus. Der erklärende Stil, mit dem die positiven Effekte des digitalen Terminkalenders, um den es als Beispiel geht, hervorgehoben werden, lässt den Eindruck entstehen, dass das Loben neuer Technik möglicherweise auch nicht nur im Interview sondern auch gegenüber (älteren) Kollegen im Betrieb gewählt wird bzw. gewählt werden muss, um die erfolgreiche Techniknutzung suggerierende Nähe zur Technik sprachlich herzustellen.

> „Mit denen muss man arbeiten [also mit den neuen Kommunikationstechniken], ist wieder, gut, ich sage mal, ich bin noch, sagen wir noch eine jüngere Generation, für mich ist das eine Erleichterung, andere haben (HS: Welcher Jahrgang sind sie?) 63 (HS: 63) Andere haben vielleicht, sagen, bevor ich den Computer nehme, rufe ich doch lieber mal an, rufe ich noch mal an und rufe ich noch mal an, also ich sage mal, das Management ist dadurch länger, mehr, als wenn ich doch mal das neue Medium nehme und dann geht das von alleine. Meine Termine werden da vereinbart über dieses System, das heißt, ich will jetzt, brauche einen Termin mit meinem Vorgesetzten mit noch jemand von einer anderen Fachabteilung oder vielleicht noch einem Außenstehenden, gut Außenstehende nicht, aber alles Interne hier (...) dann gucke, schlage ich den Kalender auf von den drei Kollegen und gucke, welcher Termin ist denn frei oder lasse den suchen (HS: Aha) und dann habe ich genau, weiß ich genau, den Termin haben alle frei, wenn nicht, dann haben sie es vergessen, sich selber zu planen"

Auch im Gespräch mit Herrn Leitgeb, dessen weit reichende Einschätzungen, bereits mehrfach zitiert wurden, nimmt die Generationendeutung eine wichtige Stellung ein. Seine kultur- und zvilisationspessimistische Sicht vom Ende der Menschheit ausbreitend, kommt er auch auf die zunehmende Virtualisierung und die

Veränderungen der jüngeren Generation zu sprechen. Die relativierende Bemerkung des Interviewers Hans Joachim Schröder wird bestimmt gekontert, in dem er dies einer Bevölkerungsmehrheit zuschreibt.

> „Das ist nicht aufzuhalten. Und ich glaube, dass es eine unhumane Entwicklung ist. Und ich kann mir vorstellen, dass es unser Ende ist. Also, wenn man das mal weiterspinnt, warum irgendwelche anderen Zivilisationen ausgestorben sind, dann werden wir wahrscheinlich an unserem Autismus sterben. Aussterben, weil wir gar nicht mehr zueinander finden. Weil die Art der Vernetzung ist einfach eine andere. Sex können sie auch im Cyberspace irgendwo machen, das kann ich nicht mehr real nachvollziehen. Also ich denke, dass einfach das Lustempfinden sich modifizieren wird und Lustbefriedigung. Und ich glaube, dass das in kleinen Schritten jetzt schon vor sich geht. Dass eben die junge Generation schon eine andere ist, dass sie Lustbefriedigung einfach auf anderem Wege schon empfindet. Also, ich bin früher nach Ibiza geflogen, erst mal, weil da was los war, weil da auch lustige Natur war. Heute fliegen die Leute dahin, machen drei Tage Party in irgendeiner Großraumdisco und wissen gar nicht, wo sie waren. Das ist im Grunde ganz egal. (HS: Ja, sicher, das gibt es alles.) Das gibt es nicht nur, das ist die Mehrheit. Das nehmen ältere Leute wie Sie und ich gar nicht mehr wahr, dass um uns herum sich eine ganz neue Welt aufbaut, dass man unsere alte Form eigentlich nur toleriert, weil diese Leute, die eigentlich die Welt jetzt bestimmen, bestimmen werden, dabei sind sie zu übernehmen, haben einfach noch nicht die materiellen Möglichkeiten, die Welt nach ihren Vorstellungen zu gestalten. Also ein bisschen Tradition ist noch geblieben, weil jetzt so diese ganzen 68er noch das Sagen haben. Und die haben halt ein bisschen andere Werte noch, aber das wird sich ändern.“

Die Formulierung der Wahrnehmung von generationellen Unterschieden im Computerumgang erwies sich als besonders wichtig, um Differenzen zwischen Computernutzern zu formulieren. Mit der Argumentation, dass die Jüngeren einen natürlicheren und somit leichteren Umgang mit Computern haben würden, dabei als gleichzeitig die kritische Distanz gegenüber der Technik verlieren, finden sowohl Selbst- als auch Fremdpositionierungen statt. Dies kann etwa auch eine entlastende Funktion haben, wenn mögliche eigene Defizite so eine quasi logsiche und natürliche Erklärung erhalten. Insgesamt lassen sich die wiederkehrenden Generationenvorstellungen als wichtiger Bestandteil eines Orientierungs- und Kommunikationswissens in Bezug auf Computer verstehen.

4.4.2. Computerfreaks – die soziale Ambivalenz des Expertenwissens

Die Verhandlung von Expertentum und Expertenwissen erwies sich als weiteres wichtiges Feld des Orientierungs- und Kommunikationswissens. In den Interviews gab es verschiedene Erzählpassagen, in denen über Dritte als Computerexperten gesprochen wurde. Diesen wurden darin bestimmte soziale Eigenschaften zugeschrieben, die mehr oder minder deutlich die stereotypen Merkmale aufwiesen,

die den Bildern vom „Nerd“ oder vom „Computer-Freak“ entsprechen.[458] Mit dieser Erzählfigur werden bestimmte Deutungen des digitalisierten Alltags erzeugt, die über den Ein- oder Ausschluss sozialer Merkmale Computernutzung verhandeln. Auch hier ist es wiederum die Selbst- und Fremdpositionierung, die mit den verdichteten Bildern funktioniert. Die implizit vorhandene Kritik an der sozialen Isolation, die mit dem vollständigen Eintauchen in die Welt der Comuter verbunden wird, dient auch dazu, den eigenen Umgang evtl. auch wahrgenommene Defizite zu begründen: wird doch das weitgehende Verstehen des Computers in dieser Deutung mit einem hohen sozialen Preis bezahlt. Gleichzeitig lassen sich diese Erzählungen auch als Kritik an einer zu intensiven Computernutzung einsetzen.

Im Interview mit den beiden Schwestern Olga und Katja Flemming wird in einer längeren Erzählpassage diese kommunikative Funktion des Computerfreaks besonders deutlich. Die jüngere Schwester Katja schildert zunächst, wie sie bei der Internetnutzung Opfer eines so genannten „Trojaners“ wurde, wobei diese Erzählpassage dramatisch ausgeschmückt wird, in dem sie etwa detaillierend das Eindringen des Trojaners nacherzählt und sie auch die virtuellen und nicht-virtuellen Dialoge nacherzählt. Die Erfahrung von Computerviren gehört inzwischen wohl grundsätzlich zu den mythisch aufladbaren und somit besonders erzählenswerten Erfahrungen vor dem Computerbildschrim. Retter in dieser schwierigen Situation wird nun der 19-jährige Nachbar, auf den alle Attribute des Computer-Freaks zutreffen und der gewissermaßen in einen regelrechten Kampf mit dem virtuellen Trojaner tritt und diesen schließlich erfolgreich mit einer List bezwingt. So werden Ihm nahezu unbegrenzte Fähigkeiten in Bezug auf Computer attestiert: „Der könnt alles machen“, „Das ist ein absoluter Hacker“, „Genie“ und „Wunderkind“ lauten die übertreibenden Formulierungen, mit denen er charakterisiert wird. In den weiteren Ausführungen zum Nachbarn werden die typischen Eigenschaften des Computer-Freaks weiter spezifiziert. So wird deutlich, dass seine Tätigkeiten am Computer für seine Umwelt eigentlich nicht nachzuvollziehen sind und somit gewissermaßen auch in einem mythischen Bereich passieren. Verbunden ist dies mit der vollständigen zeitlichen Inanspruchnahme durch den Computer. Hier wird wiederum das bereits aus dem Abschnitt 4.3.1.3. Sucht und Verführung bekannte Sprachbild „Der sitzt aber auch (...) Tag und Nacht am Computer“ benutzt, um dies zu pointieren. Ebenfalls typisch ist,

[458] Verdichtet findet sich dieses Bild in einem literarischen Beispiel. Joachim Lottmann, Mitbegründer der deutschen Pop-Literatur, trifft in seinem (als ethnographischen Roman verstandenen) Versuch, die deutsche Jugend des Jahres 2004 zu beschreiben, auch auf eine Gruppe Nerds. In der ihm eigenen Art der Übetreibung und Ironisierung wird dieses Bild bei einem der vielen Party-Besuche mit seinem Neffen Elias gezeichnet: „Elias war da und viele unbekannte Jungen aus Lukas´ Computer-Hochschule, sogenannte Nerds. Das waren alles Leute, die seit fünf oder zehn Semestern die höhere Mathematik der Computertechnik studieren und entsprechend aussahen. Sie trugen Brillen und hatten noch niemals eine Frau umarmt. Tagsüber saßen sie zehn Stunden vor dem Screen und abends ebenfalls, diesmal vor den Pornosites aus dem Internet. Es war unmöglich, sich mit ihnen zu unterhalten. Aber es war klar: Auch sie waren die Jugend von heute, und zwar jener Teil, der eines Tages erwerbstätig sein würde.“ Lottmann, Joachim: Die Jugend von heute. Köln 2004. S. 78.

auch um das Mythische des Computerwissens zu betonen, dass er dieses Wissen sich autodidaktisch angeeignet hat („alles selber beigebracht, nie einen Kurs gemacht.)“. Weitere wichtige Motive für das alltagsplausible Bild „Computer-Freak“ sind, dass er bereits ausgesprochen früh sich mit Computern beschäftigt hat und dass es sich, auch wenn dies nicht explizit herausgestellt wird, um einen jungen Mann handelt. Zudem hat sich sein Sozialleben weitgehend in den virtuellen Raum verlagert („weil er ist immer online“). Um dies zu belegen, weist Katja darauf hin, dass sie, obwohl es sich um einen Nachbarn handelt, mit ihm nur per E-Mail kommuniziert.

„KF: Ich hatte das ICQ mal, aber da, da hab ich einen Trojaner reingesetzt gekriegt, und seitdem geh ich da nicht mehr rein
SR: Bitte, was hast du gemacht?
KF: Ein Trojaner, das ist ein Virus, ein trojanisches Pferd, habe ich rein gesetzt bekommen, und der konnte bei mir alles sehen, der konnte, der wusste wie ich heiß, der wusste in welcher Straße ich wohne, der hat meinen Lebenslauf gesehen, der hat mir alles gesagt, der hat mir alles gesagt, der hat so ein Fenster aufgemacht, und hat es mir, hat, hat mir halt irgendwelche blöden obszönen, äh, Fragen hingestellt, und ich wollte ihn loswerden. Ich sag: »komm, hau ab, hau ab, ich will mit dir nicht reden!« und auf einmal macht sich ein Fenster auf: »Wenn du jetzt das und das nicht sagst, oder so, Katja, geboren an dem und dem Tag, äh, da und da in die Schule gegangen, dann lösch ich dir folgende Dateien, und ich so: Aaahhh, Hilfe, erst völlig Panik gekriegt, weil ich dachte, ich dachte...
GH: Das ist ja heftig!
KF: Der weiß alles von mir.
SR: Der schleicht sich doch nicht so ein?
KF: Und der steht gleich vor der Tür, aber, ich hab einen ganz, ganz schlauen Nachbarn.
OF: Das stimmt, das ist ein, ein Wunderkind.
KF: Genie, Genie.
OF: Das ist ein technisches Genie.
KF: 19, absolutes Genie, der hat raus gefunden, normalerweise siehst du ja nicht, von wem du so einen Virus geschickt kriegst, und er hat raus bekommen, von wem ich den geschickt bekommen hab und es war einer vom ICQ, so einer von Bremen war der, glaub ich, her, und, und mein Nachbar, der hat ja auch ziemlich viele Bekannte durchs Internet, der hat an seine, der hat gesagt: »Ach ja, das werden so knapp 1000 gewesen sein!« und seine 1000 Bekannte, die er im Internet hat, hat er so, [räuspert sich], Entschuldigung [Lachen], so eine Sammelmail rausgeschickt, äh, sie sollen doch mal so ne Drohmail an den schicken, da hat er dann am nächsten Tag, ähm, ich weiß nicht, wenn man in das Programm reingeht, und man kommt, bekommt eine Nachricht, das nicht direkt wie ein Chat, sondern das wie hin und her schreiben, du kannst nicht, du musst was schreiben, musst es abschicken, er kriegt sofort in dem Moment, wo er halt, es leuchtet bei ihm auf dem Bildschirm auf, er schreibt zurück, und muss es aber wieder abschicken, also ist nicht wie im Chat, das man sieht wie jemand schreibt oder so.
SR: Das war jetzt ICQ?
KF: Ja, ICQ, und äh, wenn du nicht drin bist, und dir schreibt jemand, bekommst du trotzdem, sobald du in das Programm reingehst, so eine Nachricht und dann macht es: aha, und dann hast du die Nachricht, und da haben halt so cirka 1.000 Leute haben ihm dann halt so Drohnachrichten geschrieben, und dann, ähm, hat er halt, äh, den Computer eingeschaltet, und dann hat es tausendmal so aha, aha, aha, aha

gemacht, und dann bekam er halt 1.000 Nachrichten, hat er wahrscheinlich die Schnauze voll gehabt, weil mein Nachbar kann, der, der könnt, der könnte ihm alles löschen, der könnt alles machen.
OF: Also ist ein richtiger Computerfreak-As.
KF: Absolut.
OF: Das ist ein absoluter Hacker.
KF: Der hat... sein Vater hat eine computerbetriebene Schreinerei, und da ist die Anlage mal ausgefallen, und da haben sie Spezialisten geholt, die das eingebaut haben, die von der Firma sind, von dem Computer und vor allem von der Anlage, keiner hat es hingekriegt, keiner...
OF: ...keiner konnte den Fehler lösen, diesen computertechnischen....
KF: ...stundenlang dagesessen, der 19-jährige Bengel setzt sich hin, hat es in zehn Minuten, war das okay.
OF: Der hat das sofort gelöst [GH: lacht], ja, das ist ein absolutes Genie.
KF: Der ist der Hammer.
OF: Der Typ, der ist unglaublich.
KF: Und der hat sich alles selber beigebracht, alles selber beigebracht, nie einen Kurs gemacht oder irgendwas.
OF: Der sitzt aber auch seit er sechs ist oder so, Tag und Nacht am Computer.
KF: Sein, sein ICQ kannst du ja auch festlegen, also kannst du so eine Seite, da kann jeder drauf gehen, und kann sehen, trägst halt ein, wie alt du bist, also das sind keine muss-Felder, du kannst nur eintragen, wenn du, wenn du willst, dass jemand das wissen sollte, mit wem man sich unterhält oder so, kannst eintragen wie du heißt, ähm, das Alter und so weiter, und das haben wir, das hab ich bei ihm mal in die Seite reingeguckt, und da stand da, Alter zwölf, dabei war er 19 [Lachen], also er hat es schon so lange laufen.
SR: Ach so.
KF: Ja, quatsch.
OF: Der ist unglaublich der Typ, da kannt ich noch nicht mal einen Computer, da hab ich noch nicht mal eine Taste drücken können.
SR: Ach, das ist spannend, wie hat der das rausgekriegt, welcher Typ da dich da belästigt hat?
KF: Ach du, ich weiß nicht, wie der das gemacht hat, ich kenn mich da ja auch nicht so gut aus, aber der weiß halt, wie er das machen muss, ich weiß nicht.
OF: Der hat an diesen Code geknackt, irgendwas hat er...
KF: Der hat einfach, nee, keinen Code, er hat an dem System einfach...
OF: irgendwas gesehen...
KF: gesehen, was alles rein gekommen ist, irgendwie und hat den dann rausgefischt, ich hab dem halt auch, nee, das kann nicht sein oder der, das und das, nee und, weiß net, und, er hat dann auch gesehen, was ist sein kann oder nicht sein kann, wie er das sieht, das weiß ich jetzt auch nicht genau, dazu ist der mir einfach zu freakig, in der Hinsicht.
SR: Du bist einfach rüber gelaufen, hast ihn geholt oder wie?
KF: Mh, ich hab dem per, per Internet eine Mail geschickt.
GH: Das ist echt super!
KF: Weil er ist immer online [Gelächter]
OF: 24 Stunden online, ja, ja.
KF: Der ist dauernd online.
OF: Das ist echt unglaublich, weißt du zwei Nachbarn, sie sieht den nie, das ist doch unglaublich.
KF: Ich seh den nie, nie [betont], aber ich chat mit dem.

OF: Die wohnen direkt nebeneinander, aber sie sendet ihm, und sie sagt: »Hi Sven, kommst du mal kurz rüber, hilfst mir mal beim Computer, ich hab 'n Problem.«
KF: Ja, genau.
OF: Und dann kommt er, in fünf Minuten [Gelächter] steht er vor der Tür.
KF: Ja.
OF: Du siehst den nie, das ganze Jahr nicht.
KF: Nee.
OF: Und dann einen Chat und einmal anru-, äh, einmal nicht anrufen sondern einmal kurzen Computer geschrieben und dann steht er vor der Tür."

Im Gespräch mit dem Abiturienten Javier Lopez geht es um eine defekte Festplatte. Auch hier wird das Problem, nachdem sich verschiedene Nutzer daran versucht haben, gelöst, in dem ein so genannter „Computerprofi" zun Einsatz kommt. Der detaillierend nacherzählte Dialog mit dem Mitarbeiter der Computerfirma soll im Gespräch die Schwere des Schadens betonen. Wichtig ist meines Erachtens auch hier, dass es kein verstehendes Nachvollziehen der Problembehebung gibt, sondern diese eher in einem quasi-mythischen Raum – wie auch im vorherigen Beispiel – passiert. Deutlich wird so, dass mit dem Rückgriff auf das Bild des Computerfreaks auch eine Entlastungsfunktion im alltäglichen Technikumgang verbunden ist.

„Ja, die Festplatte ist kaputtgegangen, physikalischer Fehler, also irgendwas mit der Oberfläche der Festplatte muss wohl nicht in Ordnung gewesen sein, jedenfalls (HS: Wie kriegt man das denn überhaupt raus?) Ja, [lachend] das hm, da haben wir auch einige Zeit zu gebraucht, um das dann rauszufinden, dass es wirklich so was war, also wir hatten uns erst von der Firma, die, weil es von der Festplatte, das ist C-Gate und dort gibt es erst mal Unterstützung im Internet, also ja erst mal Fehlerdiagnose und solche Sachen, nicht, also man hat dieses Problem und dann sagen die einem, woran es liegen kann. Dann haben wir, das konnte uns aber auch nicht weiterhelfen, dann haben wir uns so ein Diagnoseprogramm runtergeladen und das hat die Festplatte durchgescannt und meinte: »Ja, kaufen Sie sich eine neue Festplatte so, ihre Daten sind weg und sie können damit nichts mehr anfangen, ja, kaufen sie sich eine neue Festplatte. Oder wenn sie eben noch, wenn sie noch Garantie haben.« Ich hatte zum Glück noch Garantie bis 2003, also vier Jahre Garantie, das war glücklicherweise... »Ja oder schicken sie das, schicken sie die Festplatte ein und dann schicken wir ihnen eine neue oder überprüfen sie erst und versuchen sie zu reparieren und wenn das nicht möglich ist, dann schicken wir ihnen eine neue.« Aber das Diagnoseprogramm sagte uns schon, dass die Festplatte kaputt sei und dass damit nichts mehr anzufangen sei. Aber meine, ja was ich da eben dachte, die ganzen Daten, die ich da drauf habe, nicht dass die da plötzlich weg sind, also, hm, aber das komischerweise funktionierte die Festplatte dann, wir sind zu einem anderen Freund gefahren, der auch Computerprofi ist, der auch schon, der ist jetzt auch 18, 19 Jahre und der arbeitet schon in einer Versicherung für ja Problembehebung bei Computern, also der ist da richtig angestellt und das ist also wirklich einer, der sehr gut mit Computern, Computern Bescheid weiß und hm ja wir haben die Festplatte zu ihm gebracht, der hatte Windows 2000, das neue Windowsprogramm, da ja und irgendwie konnte er auf die Festplatte zugreifen, also wir wissen auch nicht warum, aber es funktionierte."

Neben diesen Bildern, in denen ein bewundernd-verwunderter Blick auf die Computer-Freaks geworfen wird, ist in den Interviews auffällig, dass das Sprechen über Experten und ihr Wissen auch in einem kritischen Sinne geschieht. Dies ist gewissermaßen die andere Seite des mythischen Computerwissens, wenn auf Beispiele verwiesen wird, in denen Mitmenschen ihren Wissensvorsprung ausgenutzt haben, in dem sie ihr Wissen nicht weitergeben wollten oder ihre Kenntnisse unangemessen aufgebauscht haben.

Im Interview mit dem Bankangestellten Harald Möller wird dies am Beispiel des Einsatzes von Fachterminologie deutlich gemacht. Er verweist darauf, dass mit Kenntnissen unangemessen „geprahlt“ wurde und dies auch sehr bewusst eingesetzt wurde und durch die allgemeine Erwartungshaltung sich keiner nachzufragen traute. Im Sinne der Selbstpositionierung halte ich diese Passage für besonders aufschlussreich, da Herr Möller es einerseits vermeidet, von sich selbst zu sprechen, andererseits allerdings der Eindruck entsteht, dass dies sehr wohl seinen eigenen Erfahrungen entspricht.

> „Und man beobachtet auch immer so, das ist mir aufgefallen, dass die Leute, die dann ihr Wissen weitergeben, dass sie das auch ein bisschen mit Stolz erfüllt. Und das ist also mir aufgefallen, gerade so bei Leuten, die von Anfang an sich mit diesem Thema Computer auseinandergesetzt haben. Also, sie haben dann am Anfang mit ihren Fachwörtern rumgeworfen. Sie wussten ganz genau, dass 95% der Leute, die ihnen zuhörten, davon nichts verstehen. Das fanden sie unheimlich schick und toll, mit solchen Dingen dann noch zu prahlen. Und keiner traute sich, weil keiner wollte sich die Blöße geben und fragen: »Was ist denn eigentlich ein Motherboard?« oder »Was ist die Zentraleinheit?«. Da hat dann niemand nachgefragt, weil einfach keiner sich da bloßstellen wollte.“

Mit der Thematisierung von Computerfreaks und Computerexperten in alltagssnahen Schilderungen ist ein weiterer Bereich des Orientierungswissens zum Computer angesprochen. Hierbei wurden von den Interviewten gemachte Beobachtungen mit Bezug auf bestehende und allgemein akzeptierte Bilder vom Computerfreak dargestellt. Deutlich wurde dabei, dass diese Bilder sowohl der Selbst- als auch der Fremdpositionierung dienen, dass etwa die Abgrenzung zu den sozialen Folgen der zu intensiven Computertätigkeit mit diesem Sprachbild möglich wird. Gleichzeitig findet auch, in dem weitreichende Computerkenntnisse mythisch aufgeladen werden, eine Entlastung statt.

4.4.3. Computer vs. Kinder – Medienwirkung im Alltag

Ein weiterer Themenkomplex, in dem der Bedarf nach und die Aushandlung von Orientierungs- und Kommunikationswissen besonders deutlich wurde, betrifft das Feld der Wirkung von Computerspielen auf Kinder bzw. Jugendliche. Bereits in den Abschnitten zum Computer in der Familie und zur Deutungsfigur „Sucht und Verführung“ wurde dies angesprochen. Vor allem für Eltern, die Kinder in einem Alter

haben, in dem Computerspiele gespielt werden oder wo sich die Eltern mit der intensiven Computernutzung durch die eigenen Kinder konfrontiert sehen, stellt dies eine Herausforderung dar.

Dabei darf die komplexe Frage der Medienwirkung als typisches Feld diskursiver Aushandlungen verstanden werden, das nicht zuletzt auch im wissenschaftlichen Bereich von gegensätzlichen Positionen gekennzeichnet ist.[459] Gerade wenn es um schutzbedürftige Kinder und Jugendliche und potentiell gewalthaltige Medieninhalte geht, wird dies zur zutiefst moralischen Frage, die starke emotionale Reaktionen herausfordert und deren verantwortungsvolle Beantwortung zur Herausforderung für Eltern wird. [460] Verbunden ist dies jeweils mit den grundlegenden Wertorientierungen und mit der Verhandlung und Darstellung von Erziehungsidealen, bei denen häufig die den Medien zugerechneten Computerspiele einen wesentlich schlechteren Stellenwert haben als andere Freizeitbeschäftigungen. Dies wurde etwa schon im Interviewbeispiel mit Werner Ihme (Vgl. S. 182) deutlich und dessen Kritik an den Computerspielgewohnheiten seines Sohnes und der Gegenüberstellung mit anderen, als sinnvoller erachteten Freizeitbeschäftigungen. Besonders ausführlich wurde der Gegensatz im Interview mit Paula Weichhold thematisiert. Mit Blick auf die Erfahrungen und Beobachtungen im anthroposophischen Kindergarten wurde die argumentative Gegenüberstellung von medial und von nicht-medial geprägten Sozialverhalten besonders deutlich.[461]

Als weiteres Beispiel für diesen Konflikt kann die Darstellung im Interview mit der Zahnärztin Frau Beck-Haller gesehen werden. Im Gesprächsverlauf kommt sie von der Frage nach dem Fernsehverhalten der beiden Söhne, über die Thematisierung der Sucht und Suchtgefahr auf die Computerspiele zu sprechen. Hier betont sie, dass sie das Spielen für den jüngeren Sohn gerade eingeschränkt hat. Im weiteren Gesprächsverlauf kommt sie nochmals auf den jüngeren Sohn und dessen Suchtpotential zu sprechen. Sie stellt dabei einen Zusammenhang zwischen der Computerspielsucht und anderen möglichen Süchten („Alkohol“) her, greift also, in dem sie weitreichende Schlüsse über die Medienwirkung trifft, diesen Strang des Computerdiskurses auf. Insgesamt lässt sich feststellen, dass sie immer wieder Gründe für das Computerspielen der Söhne sucht, so etwa die Zugehörigkeit zur Gleichaltrigengruppe. Betont wird ebenfalls der Vergleich mit anderen Kindern, die noch viel mehr Zeit in die Computerspiele investieren würden. Auf diese Weise setzt

---

[459] Das zumeist kurzfristige aber heftige Aufflammen der medial geführten Diskussion nach Ereignissen, die in Zusammenhang mit den Folgen von Computerspielkonsum stehen, mag als Beleg hierfür ausreichen.

[460] Der ausgesprochen breite Markt an Ratgeberliteratur für Eltern zur Gestaltung des Medienverhaltens der Kinder ließe sich als weiter Beleg für den Orientierungsbedarf in diesem Bereich anführen.

[461] Es geht hier selbstredend nicht darum, den wissenschaftlichen Diskurs um die Medienwirkungsforschung mit den entsprechenden Streitpunkten aufzuarbeiten. Vordergründig ist vielmehr die Frage nach der Thematisierung und der kommunikativen Aufbereitung des Bereiches.

sie das Verhalten der eigenen Kinder in Bezug zu dem der anderen Kinder und relativiert so Ausmaß und Problematik der Computerspiele in der eigenen Familie.

Ebenfalls aufschlussreich ist, wie positive Medieninhalte („Naturgeschichten“) dem gegenüber gestellt werden. Wichtig in dieser Art des Sprechens über Medien ist allerdings auch, dass die Medienzeit („gucken abends so gut wie nichts“) ebenfalls im Sinne eines kontrolliert-vernünftigen Umgangs thematisiert wird.

Insgesamt darf die ausführliche Thematisierung im Interview wohl als Beleg dafür genommen werden, dass dies einerseits ein sie stark beschäftigendes Thema ist, sie andererseits aber auch Aushandlungs- und Orientierungsbedarf in diesem potenziell konfliktträchtigen Bereich hat. Mit den expliziten und impliziten Positionierungen wird die moralische Dimension der Frage der Mediennutzung und der geschlussfolgerten Medienwirkung deutlich. Grundsätzlich lässt sich feststellen, dass Medienkonsum im Vergleich zu anderen möglichen Beschäftigungen negativ gesehen wird.

> „(HS: Wie ist denn das mit Johannes und Julian mit dem Fernsehen? Wie, wie läuft das so?) Also sicherlich süchtig, wenn ich nicht da bin [lachend] (HS: Ja, ist das schwierig, das so ein bisschen zu dirigieren?) Ja. Ich glaube schon, nun bin ich natürlich auch viel nicht da, insofern nutzen sie das weidlich, also ich glaube, Johannes hat sicherlich die Tage, an denen ich montags zum Beispiel, als Julian nicht alleine war, habe ich auch abends, nachmittags noch gefunden, da hat er vor dem Fernseher natürlich gegessen und alles direkt alles, muss auch sein, finde ich, gehört auch irgendwie mal dazu. Das geht dann dienstags, mittwochs, die anderen Tage sowieso nicht, da bin ich da und da kontrolliert ihn keiner, also das ist schon so. Und bei Julian spüre ich so eine gewisse Sucht (HS: Ach ja) Auf diese Knöpfe, also das ist für ihn (GH: Wie alt ist...?) Das ist der Jüngere, 13 jetzt, also da habe ich auch drum jetzt sehr rigoros das Computerspielen eingeschränkt, weil ich gemerkt habe, das wird ein bisschen suchtmäßig, dass er da kaum widerstehen kann, dass er da sitzt und immer diesen Computer anguckt und kaum Hausaufgaben machen kann vor Nervosität, er müsste jetzt eigentlich spielen. (HS: Na ja, das ist ja Computerspiele, und das Fernsehen ist ja an sich noch eine Extra-Geschichte, nicht?) Ja, aber eben, da ist er dann auch hin- und hergerissen, wenn er die Chance hat – was macht er zuerst? – am liebsten beides gleichzeitig. Also da wird sofort angedrückt, glaube ich, wenn ich rausgehe [lachend]. Also (HS: Ja, ja.) denke ich doch, doch also ich höre es dann immer mal, wenn sie irgendwas erzählen und sich verplaudern oder irgendwie oder ach ja irgendwas [GH lacht]. Und dann sagt er mir, das ist die und die, und da sage ich, wieso kennst du diese, diese Frau. Ja, das ist irgend so eine Talkshow am Nachmittag, die mittags um vier kommt [lachend]. (HS: Ja, ja.) Ich kenne die ja nun alle nicht und ja, neulich hat er sich auch irgendwann..., da sagt er: »Mami, du hast keine Ahnung, was man in den Talkshows alles breittreten kann!« Da hat er wohl irgendein Thema gehört, wo er das nur furchtbar fand. (HS: Ja, ja.) Was die Menschen da alles sagen und tun und so, aber sie gucken auch abends so gut wie nichts. Gestern abend haben wir irgendwas geguckt, das haben wir mal zusammen angeguckt über den Himalaja über so die Wolkenmenschen, das war was ganz schöne Sache. Von acht bis neun gibt es manchmal was an Naturgeschichten, die wir dann mal zusammen direkt nach den Nachrichten, Julian, beide sind sie eigentlich Nachrichtenfans. Also das gucken sie gerne, immer schon, (HS: Na ja) Aber sonst ist Fernsehen, also so, dass sie auch so einen zwingenden Wunsch, auch abends ewig und wie nicht und Julian,

Johannes hat eine Zeitlang Fußball gerne geguckt, das hat Julian nie gemacht (HS: Aha.) Das hat ihn nie interessiert, also Gott, da ewig draufzugucken, nur wie der Ball hin- und hergeht [lachend), das hätte ihn nie interessiert, aber der spielt eben gerne am Computer. Also da merke ich richtig ein gewisses... wo ich mir denken kann, das ist schon, denke ich auch ein Kind, das durchaus zu Süchten neigen kann, der wird sicher rauchen und irgendwie Alkohol trinken, alles eher exzessiver probieren, während Johannes das alles kontrollierter auch macht, rauchen vielleicht nicht, aber Alkohol und solche Sachen auch probieren, aber nicht so dieses (HS: So) Und ich glaube auch, dass so was, also ich finde, dass bei ihm das richtig süchtig wurde (HS: Was macht er denn für Spiele so besonders gern, Julian?) Unterschiedlich (HS: Was ist denn das so?) Also so, weiß ich nicht, Kleiner Siedler, dann natürlich auch solche kriegerischen Geschichten und Autorennen fahren, so was. (...) Je nachdem, was für ein Programm das hergibt, da gibt es eben halt mal auch so Fußballspiele, was sie machen können, so Winterspiele hatten sie mal bei uns auch drauf, das wechselt so ein bisschen, aber sie machen halt auch so... nun hat er lauter Freunde, die alle ihre neuesten Spiele immer haben, die man sich dann mal ausleihen kann (HS: Ach so) Und da muss man natürlich auch, um nur mitreden zu können, das ist also, ich finde, das ist auch in der Schule auch so sehr verbreitet, dass die doch viel Energien darauf verwenden, glaube ich, sich darüber zu unterhalten, wer das neueste Spiel wie spielen kann und die Codes, um dann von einem Teil in den nächsten zu kommen (HS: Ja) Also ich kann mir das auch schon nicht mehr ansehen [lachend], aber bei ihm ist so eine Sucht, deswegen haben wir es jetzt einfach so eingegrenzt, genau zeitlich wird das jetzt fixiert und mehr gibt es nicht. Und unter der Woche muss er sich das richtig verdienen, ja, bis alle Hausaufgaben und alles richtig fertig ist, sonst, es gibt eben Kinder, die gehen nach Hause und machen den Computer an und sitzen dann erst mal zwei Stunden vor dem Computer. Die essen noch nicht mal richtig. Und das glaube ich auch, wenn er das erzählt das von den Kindern. Und die dann abends um neun anrufen: »Was haben wir noch an Hausaufgaben?« Ja, (HS: Ja) [lachend) Ja, das geht da wohl zu Hause auch. (HS: Tja, ja) Und also da impliziert man sicher schon, das wird nicht einfach werden für die, glaube ich. Und wenn dann in der Schule auch die Abstürze da sind und zwangsläufig die Lücken kommen und dann wird es auch schwierig. Aber ich finde, ich habe schon empfunden, dass es eine gewisse Sucht macht."

Der Verwaltungsangestellte Dirk Engelhard hat ebenfalls zwei etwa gleich alte Kinder. Zunächst geht es im Interview um seine private Computernutzung, die im Gesprächsverlauf aber dazu führt, dass er umgehend auf das Verhalten der eigenen Kinder schwenkt und darauf zu sprechen kommt, dass ein leistungsstarker Computer vor allem wegen der technischen Anforderungen der Computerspiele angeschafft wurde. Der von ihm geschilderte „Kampf" um die Computernutzung mit den beiden 10- und 12-jährigen Kindern ist dabei, wie auch im Interview mit Frau Beck-Haller, ein Spiegel der gängigen diskursiv verhandelten Argumente.[462] Bei Herrn Engelhard findet die Reflexion der Medien- und Techniknutzung über Argumente aus der früher vorherrschenden und von ihm auch so benannten Technologiedebatte statt. Gleichzeitig wirkt es wie eine Rechtfertigungsstrategie, wenn er die positiven Effekte

[462] Bonfadelli, Heinz: Medienwirkungsforschung 1. Grundlagen und theoretische Perspektiven. Konstanz 2004.

des Computerumgangs hervorhebt, wie gegenseitiges Helfen, soziales Lernen und Anforderungen in der Schule, die er bei seinen Kindern beobachtet.[463] Der Hinweis auf die Vereinsamungsgefahr ist als Rezeption der gängigen Mediendiskurse zu den Folgen des Computerumgangs zu verstehen.[464]

Ebenfalls benannt wird von ihm der soziale Druck, dem sich viele Eltern ausgesetzt sehen, und der von den Kindern verstärkt wird, in dem sie auf andere Kinder verweisen, die länger vor dem Computer sitzen dürfen. Dies führt für die Eltern zu der letztlich schwierigen Situation, zwischen einem schlechten Gewissen beim Nachgeben gegenüber den Kinderwünschen und der Durchsetzung eigener Ansprüche immer wieder neu entscheiden zu müssen. Die Ausführlichkeit der Schilderung darf, wie auch im vorangegangenen Beispiel, ebenfalls als typischer Beleg für die Relevanz der Problematik innerhalb der Familie gelten. Die Entwicklung des Gesprächsverlaufs, in dem er selbst auf die Kinder zu sprechen kommt, unterstreicht dies zusätzlich.

> „(GvW: Hm, die, du bist ja nun hauptsächlich, also das technische Gerät, mit dem du hauptsächlich zu tun hast, ist eben der Rechner. Und hast du denn in deiner Freizeit, benutzt du den auch, also wenn du nach Hause kommst oder ist das für dich so ein Bürogerät?) Ach, zu Hause benutze ich ihn eigentlich selten, also ich habe ihn mit angeschafft und habe gesagt: »So, wir brauchen einen Rechner.« Aber meistens die Kinder, also es ist, es muss nur deshalb heutzutage solche starken Rechner haben, weil die Spiele immer mächtiger werden, es ist weniger, dass du irgendwie, ich meine, wenn du so nach der Textverarbeitung gehst, dann kannst du auch mit dem 386er im Prinzip noch ganz vernünftig arbeiten, ne, aber nee, aber zu Hause, also klar, als ich, als ich in der Firma noch keine, in der Kulturbehörde noch keinen hatte, da hatte ich zu Hause schon einen und da hat man dann mehr zu Hause eigentlich auch damit gearbeitet und dann teilweise Sachen für die Arbeit damit gemacht, aber eigentlich wenig zu Hause, wobei er ist immer präsent und man macht ab und an irgendwas da drauf, aber meistens schreiben, also ich schreibe da drauf eigentlich. (GvW: Aber wenn du jetzt gerade sagst, Kinder, wie alt sind die denn?) Zehn und zwölf. (GvW: Und da hast du auch ganz bewusst denen, die an den Rechner rangeführt oder wollten die irgendwann selber Spiele spielen oder es gibt ja da auch Erziehungs-...) Ja. (GvW: Oder es ja auch sehr pädagogische Kinderprogramme?) Ja, na ja, das ist, wie das war, das bedingt sich so sicherlich gegenseitig, also wir hatten dann die Kiste irgendwann und dann hat man denen das mal gezeigt und jetzt ist es irgendwie, jetzt gehen sie ganz selbstverständlich damit um eigentlich. (GvW: Dürfen auch jederzeit immer?) Na, das ist natürlich immer der Kampf, ne, also man, hm aus guter alter Tradition ist man erst mal natürlich drauf bedacht oder es macht ja auch Sinn, dass sie eben nicht die ganze Zeit davor hocken. Und das wird schon, nee, sie fragen und es wird auch geregelt, wie, dass wir dann irgendwann sagen: »Jetzt Schluss!«, wobei ein Argument so aus dieser früheren Technologiedebatte war ja immer, dass die Leute also vereinsamen vor den Computern und das ist, also wenn du das bei den Kindern siehst, ist das eigentlich überhaupt nicht so, sondern sie sitzen zu zweit da und kommunizieren eigentlich auch viel über diese Sachen oder geben sich Tipps

---

[463] Lehmann, Rechtfertigungsgeschichten, wie Anm. 416.

[464] Vgl hierzu auch Deutungsmotive in der Computergeschichte, S. 36, bzw. Döring, Einsam am Computer?, wie Anm. 144.

und so, also es ist auch eher jetzt was Gemeinsames, also nicht so was Individualisierendes, was es natürlich auch gibt, wo die Kinder den ganzen Tag davorhängen und nichts Anderes machen, aber das, das hat dann auch andere Gründe, also es ist, es ist auch nicht unbedingt die Maschine, sondern es ist einfach so die, wie die damit umgehen, ne. Also die Kenntnis, wie man damit vernünftig umgeht. (GvW: Und das versuchst du ihnen zu vermitteln, oder) Ach, eigentlich nicht, also eigentlich nicht richtig, nee, weil weil, ja, weil was immer schwierig ist, weil es ist ein Argument von denen ist natürlich immer: »Mensch, die anderen dürfen das alles viel länger und die haben einen eigenen Computer« und und und... Damit wird man ja immer konfrontiert. Und in der Schule wird es ja auch immer mehr eingesetzt. Aber das ist nicht so, ja, man versucht schon so drauf zu achten, aber gut, mit welchem Erfolg, das ist die Frage."

Mit den beiden Beispielen von Elternteilen, die jeweils zwei Kinder zwischen 10 und 12 bzw. 13 und 15 Jahre haben, wurde deutlich, dass der Bereich Medienwirkung ebenfalls wichtiger Bestandteil des Orientierungswissens über Computer ist. Eine grundlegend vorhandene Skepsis gegenüber zuviel Medien- und Technikonsum wird von den Kindern, mit ihrem Wunsch nach Computer(spielen) herausgefordert und führt zu einem Reflektieren von Argumenten, aber auch zu Sanktionen gegenüber der vermeintlichen Spielsucht der Kinder. Deutlich wird dabei auch, dass zum Veralltäglichungsprozess des Computers bei der mittleren Generation eine Auseinandersetzung mit lange vorherrschenden Bildern der Technik- und Medienkritik gehört, die sich in ihrer Grundsätzlichkeit verändert und aufgeweicht haben.

4.4.4. Orientierungen und Bewertungen in Bezug auf den (computer-)technischen Wandel

Mit den im Folgenden diskutierten Beispielen rückt die alltägliche Reflexion über den technischen Wandel in den Vordergrund. In den geäußerten Einschätzungen spiegelt sich vor allem die alltägliche Auseinandersetzung mit den großen technisch bedingten Entwicklungen. Dies schließt an an Abschnitt 4.2.5., in dem die Erfahrungen des (computer)technisch bedingten Wandels und deren Interpretation Thema waren. Es steht also die Wahrnehmung der „Technik im Fernbereich" im Mittelpunkt.[465] Hier verdichtet sich, vor allem wenn es um kritische Sichtweisen geht, vieles in der Leitbildtechnologie Computer. Formliert wurde bei den Auseinandersetzungen mit dem technischen Wandel oft, dass es schwe fällt, sich der Dynamik der Entwicklungen zu entziehen. In einigen der Interviews entstand etwa der Eindruck, sofern die Interviewten sich bereits vorher Gedanken gemacht hatten, dass die Gespräche eine willkommene öffentliche Darstellungsplattform für die Formulierung der eigenen kritischen Meinung geboten haben.

---

[465] Schröder, Hans Joachim: „Wohin entwickelt sich die Technik?" Denk- und Gefühlsbilder im Kontext biographischer Erfahrung. In: Vokus. Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Schriften (1/2003). S. 5-29. [http://www.uni-hamburg.de/Wiss/FB/09/VolkskuI/Texte/Vokus/2003-1/schroeder.html.]

Der Zusammenhang zwischen Technik und allgemeinen Wertvorstellungen und den damit zusammenhängenden Entwürfen von Biographie und Lebensstil ist hier besonders deutlich. Die kritische Reflexion der Technikentwicklungen, die im Sinne dieser Arbeit auch eine Form des Orientierungswissens über Technik darstellt, gehört zu bestimmten Lebenseinstellungen dazu. Die dabei auftretenden typischen argumentativen Muster für die technikkritischen Positionenen beziehen sich dabei auf die Kritik an der zu schnellen technischen Entwicklung, auf das Gefühl von der Technik „überrollt“ zu werden und den Neuerungen ausgeliefert zu sein sowie auf die nicht mehr kontrollierbare Verselbständigung der Technik und technischer Lösungen im Alltag.

Der älteste Interviewte im Sample, der 69-jährige frühere Dokumentarfilmer Herr Derksen, spricht am Ende des Interviews in einer längeren Passage allgemein über technische Veränderungen. Deutlich wird dabei seine pessimistische Grundfärbung des Blicks auf die großen Veränderungen. Auffällig ist dabei zunächst eine ironische Bemerkung über die Versprechen der „wundervollen Technik“, deren Folge aus Sicht des kritischen Beobachters, aber vielmehr der Verlust von Arbeitsplätzen durch Rationalisierung ist. Wichtig scheint mir auch, dass sich der Pessimismus darin äußert, dass es keine Reaktionsmöglichkeiten auf die technischen Entwicklungen mehr gibt („Das kann mir doch keiner erzählen, dass das also irgendwie in den Griff zu kriegen ist“). Mit der Verselbständgung der Technik geht der Verlust des Menschlichen einher. Ein weiteres Argument ist, dass sich die Entwicklungen zunehmend dynamisieren und beschleunigen. Auch dies ist ein wichtiges Element in der grundlegend technikkritisch-pessimistischen Argumentation.

> „ Aber die aktuelle, wenn man das so aktuell sehen will und das ist ja auch eine Technikfrage, daß diese wundervolle Technik, die die Computer uns bringen (HS: Ja), nicht, auf die wir so stolz sind und die toll ist und die auch jeder benutzt und die auch, also Wachstumsindustrie ist, dass die, die Arbeitslosigkeit geradezu erzeugt und damit wollen sie sie wegschaffen, nicht, das ist ja, das ist ja (HS: Nee, das ist, das ist ein fauler Zauber) Oder so was sehen, in einem Jahr, die Abstände werden immer kürzer, also es wird ja immer schneller, das ist ja nicht ein Jahr soviel und im nächsten Jahr wieder soviel, sondern im nächsten Jahr doppelt soviel und immer schneller und immer (HS: Ja), also das kann mir doch keiner erzählen, dass das also irgendwie in den Griff zu kriegen ist, (...) Ich schätze das so ein, dass man es wahrscheinlich allein an der Geschwindigkeit festmachen kann, wenn alles immer schneller, immer schneller, immer hektischer wird, dann wird das für Menschen auch wahrscheinlich alles, was an Problemen so landläufig schon da ist, immer weniger eh wirklich beherrschbar. Er findet das so, dass er das alles kann und wie schnell geht alles, was wir heute mit der Computertechnik ja wissen, das ist ungeheuerlich, es ist ja, man kommt ja aus dem Staunen eigentlich gar nicht raus, aber alles ist immer von, von der Zeit oder mit dem Maß Zeit zu sehen, dass das alles schneller wird, hektischer wird, also auch, weil Menschen nun mal Menschen sind, auch nicht unendlich beherrschbar bleiben kann. Und beherrschbar bleiben kann und nur das, also jetzt ich sage jetzt nur schnell, auf Schnelligkeit ist ja eigentlich zu kurz gegriffen, weil die Geschwindigkeit treibt ja viele andere Sachen auch voraus, voran, also Informationen, die gehen schneller, die werden gar nicht

mehr verarbeitet, wenn sie so schnell gehen (HS: Ja) es wird ja nicht verarbeitet werden, man kann das ja gar nicht mehr packen."

Bei der Zahnarzthelferin Frau Fiebig lässt sich ebenfalls eine technikkritische Grundeinstellung feststellen, die sich biographisch an der Orientierung an der Ökologiebewegung zeigt. Die daraus resultierenden grundsätzlichen Bewertungen der Technik zeigen sich im folgenden Interviewausschnitt. Sie greift darin das Problem der fehlenden Nachhaltigkeit und des zunehmenden Elektronikmülls auf, der exemplarisch für das „Zuviel" an Technik steht. Belegt wird ihre Argumentation mit dem Verweis auf ein kritisches Fernsehmagazin („eine der sehbaren Sendungen"), dessen kritischer Bewertung sie sich anschließt. Die Müllproblematik darf sicherlich als eines der typsichen Felder dieses an der Ökologiebewegung orientierten Blicks angesehen werden. Im Gespräch entwickelt sich dieser Aspekt aus der Darstellung eines naturorientierten Kulturpessimismus. Als Argumente werden auch hier das Motiv der unkontrollierten Dynamisierung und der Verselbständigung der technischen Entwicklung angeführt. In dieser Sichtweise werden die negativen Seiten der Technik und der Verlust an Natur argumentativ in einen Gesamtzusammenhang gestellt.

„Nee, ich denke, was sich da entwickelt, das entwickelt sich sowieso, also es ist für mich vieles möglich, was da draußen passieren kann. Ich glaube, dass die Natur das alleine regelt, selbst wenn alle Menschen oder fast alle Viecher oder so ausgestorben wären, es würden Einzeller überleben. Und das reicht. Also ich habe keine Angst davor, das, was passieren soll, das wird passieren. Das werden wir nicht beeinflussen können, ob jetzt die von Menschen gemachte Erderwärmung, ja. Ich denke mal, diese Winter, die sprechen für sich, da braucht man nicht zu diskutieren, ob es wärmer wird durch die Autos oder die Industrie oder nicht. Diese Winter sprechen einfach schon für sich, ne. Das wäre was, was weiß ich, im Januar kommen die Frühblüher raus, die Hyazinthen sind da. Das ist kein Winter. Und diese Stürme, die jetzt immer häufiger sind, die deuten vielleicht auch schon auf etwas hin, was vielleicht passieren kann. Ich kann, ich bin auch kein Wissenschaftler, ich könnte nicht sagen, ja, Schleswig-Holstein wird im Wasser versinken, Holland wird im Wasser versinken, aber mich ist so was theoretisch vorstellbar. Für mich ist auch vorstellbar, dass irgendwann, daß es einen heftigen Kometeneinschlag gibt, der vielleicht die Menschen, mal angenommen, die Dinos sind so ausgestorben, könnte ich mir vorstellen, daß auch die Menschen so aussterben. Das finde ich nicht schlimm, wenn das passiert, dann passiert das. (...) Genau. Die erste Scheiße, die jetzt ist, also einmal die Autoscheiße natürlich irgendwo, auf der anderen Seite hier unser Lieblingsthema, die Computer, ich weiß nicht, was es, gestern gab es irgendwie eine Sendung, gerade zu diesem Thema war das Plus Minus oder war das Panorama, ich weiß es nicht, irgendeine dieser sehbaren Sendungen, die wenigen, die wir haben. Und die hatten was zu diesem Thema Computerschrott (HS: Schrott?) Ja, Elektronik (HS: Schrott?) Die ganzen Abfälle, die jetzt entstehen und die sind im Prinzip im Moment überhaupt nicht in der Lage, damit umzugehen. Es gibt zwar Firmen, die das trennen, das sammeln und trennen und das wird erst mal alles deponiert. Und da fällt ja so viel an, oh, [lachend] Also diese ganzen elektronischen Sachen, ob das jetzt ein altes Radio, also noch schon mit Elektronik, ob das ein kleiner Computer ist, es fängt bei den Kindern doch schon an mit ihrem Tamagotchi oder mit ihrem Gameboy oder was

weiß ich. (HS: Ja, ja, das ist alles schon Elektronik.) Und da ist ja schon so viel Müll entstanden innerhalb kürzester Zeit, wirklich kürzester Zeit, weil auch diese Entwicklung unglaublich rapide geht, gerade im Computerbereich, was man heute kauft, ist in drei oder fünf Jahren schon wieder völlig veraltet. (HS: Ja, ja.) Da sind, da sind Giftstoffe drin, da träumen wir von. (HS: Ja, ja.) Schwermetalle en masse und und wohin damit?“

Wenn auch vor einem anderen biographischen Hintergrund findet die Kontextualisierung der negativen Folgen der Digitalisierung argumentativ ebenfalls im folgenden Interviewausschnitt statt. Der 39-jährige Theodor Pierow, der als ausgebildeter Steuerfachgehilfe aufgrund einer Behinderung zum Interviewzeitpunkt arbeitslos ist, äußert sich ebenfalls zu den Folgen der Rationalisierung. Auch hier findet ein Bezug auf einen allgemeiner vorhandenen Diskurs statt, aus dem sich die Technikkritik speist. Die Kritik an der Rationalisierung und der herrschenden Technikeuphorie („Aktienwahn“) als Hauptmotive speist sich stark aus den eigenen negativen Erfahrungen. Dies lässt sich auch als Versuch interpretieren, sein persönliches Schicksal in einem allgemeineren Sinne zu erklären und zu verarbeiten.

„Was vielleicht gefährlich ist, also wirklich gefährlich ist, diese Computervernetzung, das ist wahrscheinlich wirklich die Gefahr, aber das ist schon so weit gediehen jetzt. (HS: Und was meinen sie ist da gefährlich?) Ja, alleine schon vom Sozialen her, weil sie gucken sie sich doch an diese ganze Technik, wie viele Stellen in den Banken und so abgebaut wurden (HS: Ach sie meinen...) Die ganzen Arbeitslosen irgendwann und das wird dann irgendwann sozialer Sprengstoff, gerade in Berufen, die damit nicht gerechnet haben. Ich meine jemand, der im Hafen gearbeitet hat oder im Bergwerk, der hat sich immer mal sagen können, irgendwann ist finito, aber die Banken haben doch damit nicht gerechnet vor zehn, fünfzehn Jahren (HS: Ja), da war es ja noch nicht in dem Maße absehbar oder Autoindustrie ist das gleiche, überhaupt die ganzen Dienstleistungen, was nützt es mir, wenn ich Dienstleistungsbereiche schaffe, die aber kaum Personal, ich weiß zum Beispiel, wo war das gewesen, ach, da komme ich jetzt nicht drauf, da ist dann auch irgendwie so was, das haben sie alles erneuert, da brauchen sie aber jetzt nur noch als Beispiel fünfzig Arbeiter, wo sie früher hundert hatten (HS: Ja), weil es technisch so ist, da sitzt nur noch einer am Computer, der macht das alles Pipapo und das ist sozialer Sprengstoff und das wollen die Regierungen so, die Firmen werden ja massiv unterstützt, die das machen (HS: Ja) und nachdem sie alle dem Aktienwahn verfallen sind, die Deutschen, sowieso, ja, (HS: Ja) dem sie alle wie beknackt hinterher rennen, weil sie meinen, die große Mark zu scheffeln.“

Im Gespräch mit dem Verwaltungsfachangestellten Herrn Engelhard ist es mit Blick auf den Computer der allgemeine technische Wandel, der thematisiert wird. Er refleketiert dabei seinen eigenen Einstellungswandel, der zunächst auch mit der technikkritischen Sicht begann, die sich aus dem allgemeinen Zeitgeist speiste.

„ Ja. Gut, aber das ist ja diese, die schon irgendwie seit zwanzig Jahren gibt, diese Höher oder Minderqualifizierungsdebatte, also was machen neue Technologien, das ist sozusagen positiv kann man ja sagen, die Leute müssen sich eben weiter weiterqualifizieren oder die, die müssen dann diese, diese ja mitten drin Arbeiten

sozusagen nicht mehr machen, sondern können höherqualifizierte Arbeiten machen. Das ist natürlich nicht ganz so, weil andererseits, dadurch dass die Computerprogramme immer besser werden, kann es ja im Grunde genommen jeder, jeden Idioten an den Computer setzen, also was weiß ich, bei Callcentern oder so ist es ja nichts anderes, die einerseits verkaufen sie Kühlschränke und andererseits im nächsten Moment wieder Autos oder irgendwas Anderes und das können sie ja nur, weil sie, weil das in der Kiste drin ist und sie wissen, wie sie da hinkommen, aber ich denke, das ist, das ist diese, das hat es ja so Ende der siebziger und achtziger Jahre, da hat es ja diese, diese ganze Technologiebewegung gegeben, also was weiß ich, Anti-AKW-Bewegung, die Volkszählungsbewegung und das und da gab es ja noch ganz andere Einstellungen zu den neuen Technologien, also das war ja auch eher diese, wie es immer so schön hieß, diese Technologiefeindlichkeit oder eine sehr große Kritik gegenüber diesen neuen Technologien, das ist ja heute also überhaupt nicht mehr da. Also weil damals waren gerade die eher jüngeren Leute hatten diese negative Technologieeinschätzung und das ist ja heute komplett umgekehrt, also wenn du dir die Jungen anguckt, die haben ja gar keine Probleme mehr mit.Tja. Ich weiß gar nicht, also im Moment weiß ich gar nicht mehr, wer da nun, also ich hatte früher auch eine sehr kritische Einstellung zu diesen Technologien und das hat sich irgendwie völlig, völlig erledigt, also da, mir fehlen da immer mehr eigentlich die Argumente, dass da hm also diese ablehnenden Argumente, die sehe ich immer weniger. Ich glaube, es ist teilweise die Unkenntnis der Leute, dass die so eine ablehnende Haltung haben, weil wenn sie da einfach damit arbeiten würden, was die Kinder eben auch machen, die eben damit viel spielerischer damit umgehen, mit diesen ganzen Sachen und andererseits ist es eben auch so, dass man natürlich auch häufiger so diese Argumente hört, wieso, ich bin doch keine Schreibkraft und das ist irgendwie völlig am Thema vorbei, weil also die Leute haben wirklich eine längere Zeit nichts mitgekriegt, weil wenn du danach gehst, dass die Leute, die einen Computer haben, nur Schreibkraft sind, ja dann ist, dann sind also irgendwelche hochbezahlten Manager Schreibkräfte, weil natürlich rennen die die ganze Zeit mit ihrem Notebook rum oder mit ihrem Handy, was sie eben auch immer mehr als Computer benutzen, also das ist, das ist auch eher so eine, so für mich eine krasse Fehleinschätzung sozusagen als Wissenschaftler immer zu sagen, keine Schreibkraft, das ist Quatsch.“

Die Einordnung des Computers in technische Großentwicklungen und die Positionierung diesem gegenüber lässt sich als weiteres wichtiges Feld des Orientierungswissens fassen. Der Computer fungiert dabei gegenwärtig als Schlüsselymbol für technische Innovationen, vor dessen Hintergrund eigene Wertvorstellungen deutlich werden. Die technikkritischen Argumente, wie etwa die Beschleungigung der technischen Entwicklungen, die Verselbständigung der Technik oder der Verlust des Menschlichen haben dabei eine lange Diskurstradition (Ökologiebewegung, Technik- und Zivilisationskritik), auf die Bezug genommen werden kann. Gleichzeitig lässt sich feststellen, dass auch die biographische Verortung dieser Einstellungen ein wichtiger Bestandteil der in den Interviews getroffenen Aussagen ist.

4.4.5. Geschlechterbilder

Anders als die anderen Themenbereiche erwies sich die Frage nach Unterschieden zwischen den Geschlechtern im Umgang mit Computern als weniger thematisierungsbedüftig. Dies führt zu einem weiteren wichtigen Aspekt der mit den alltagsnahen Interviewmaterialien verbunden ist, nämlich welche Deutungen in der alltagsweltlichen Orientierung legitim und welche stärker tabuisiert sind.[466] Zumindest in einigen Interviews wurde die Frage nach geschlechtsspezifischen Unterschieden und deren Wahrnehmung explizit – und auch vor der Annahme der erwarteten Differenzierungen – von den Interviewenden gestellt. Auffällig war dabei, dass es in Bezug auf Computer selten im Sinne der dahinter stehenden Annahme, dass diese Unterschiede wahrgenommen werden, beantwortet wurde. Dies lässt sich auch als Ausdruck des Veralltäglichungsprozesses des Computers verstehen, in dem sich vorherrschende Bilder und deren Wirkmächtigkeit verändern. So durfte die Soziologin Ute Brandes 1990 in einem techniksoziologischen Sammelband zum Computer im Alltag noch feststellen: „Diese Phänomene beziehen sich auf eine eindeutig männlich geprägte Kultur, z.T. (vgl Hacker) eine extreme Macho-Kultur, aus der die Angst vor menschlichen Beziehungen und besonders die Angst vor Beziehungen zum anderen Geschlecht spricht."[467] Dieses Zitat verdeutlicht die Verschiebung der symbolischen Zuschreibungen in Bezug auf geschlechtsbezogene Nutzungsunterschiede, die auch Bestandteil des Veralltäglichungsprozesses ist.

Als beispielhaft für die Art der Thematisierung in den im Projektverlauf geführten Interviews kann das Gespräch mit dem Bankangestellten Harald Möller angesehen werden. Der Interviewer Hans Joachim Schröder versucht mit einer langen Anmoderation einerseits die Frage der Geschlechtsspezifik ins Gespräch zu bringen, andererseits mit relativierenden Einschüben den Fragekomplex offen zu halten. Bei Herrn Möller führt dies dazu, diesen Aspekt für sich bzw. die Wahrnehmung eines Unterschiedes abzuwehren und gleichzeitig allgemeiner auf Fragen des Wissensmanagements zu schwenken und diesbezüglich die Unterschiede in der Aneignung von Computerwissen anzusprechen. Bemerkenswert ist dabei, dass mit

---

[466] Es geht in diesem kurzen Abschnitt selbstredend nicht um die wie auch immer zu analysierenden Unterschiede im Computerumgang zwischen Männern und Frauen, die aufgearbeitet sind, sondern um sprachliche Muster des Umgangs im Forschungsprojekt „Technik als biographische Erfahrung". Vgl. Löchel, Elfriede: „Der hat mit mir gemacht, was er wollte" - Aspekte einer Sozialpsychologie frauenspezifischer Ambivalenz gegenüber dem Computer. In: Leithäuser, Thomas u.a. (Hg.): Lust und Unbehagen an der Technik, Frankfurt 1991, S. 197-215; Löchel, Elfriede: Inszenierungen einer Technik. Psychodynamik und Geschlechterdifferent in der Beziehung zum Computer. Frankfurt a.M. / New York 1997; Collmer, Sabine: Frauen und Männer am Computer. Aspekte geschlechtsspezifischer Technikaneignung. Wiesbaden 1998; Haussmann, Margot / Hettich, Cormelia: Geschlechterunterschiede beim Zugang zu Neuen Technologien : eine empirische Studie zur Gestaltung von Schulungsmaßnahmen am Personalcomputer. Tübingen 1995.

[467] Brandes, Uta: Beziehungskiste und Geschlechterdifferenz. In: Rammert, Werner: Computerwelten – Alltagswelten. Wie verändert der Computer die soziale Wirklichkeit? Opladen 1990. S. 162-171, hier S. 164.

dieser Reaktion auf die Fragen des Interviewers ein grundsätzliches Zulassen dieses Gedanken abgewehrt wird. Die Legitimität der öffentlichen Thematisierung ist nicht vorhanden, was sich meiner Einschätzung nach als Ausdruck eines Gleichberechtigungsdiskurses lesen lässt. Eine Rolle spielt dabei sicherlich auch, dass das Gespräch mit dem Interviewer einen quasi öffentlichen Charakter hat (die Kontaktaufnahme fand über die Bank statt, in der Herr Möller arbeitet), und gemäß dem Interviewthema zwar ein erfahrungs- und biographiebezogenes Sprechen vorhanden war, gleichzeitig die über den Beruf defiinierte Ebene der Selbstdarstellung ebenfalls vorhanden ist.

> „(HS: Aber mich würde auch mal interessieren, sind eigentlich so die Kollegen, wenn sie das so beobachten, gibt es da so Unterschiede, mit den Computern zurechtzukommen oder wie ist denn das so? Was beobachten sie da so? Oder gibt es zum Beispiel auch Unterschiede, dass Frauen damit anders umgehen als Männer oder so was? Haben sie da mal so irgendwelche, sind ihnen da mal Sachen aufgefallen? Oder überhaupt so) Also die Unterscheidung, ob jetzt eine Frau anders damit umgeht als ein Mann, ist mir so bewusst nicht aufgefallen. Also, was auffällt ist, dass also, es gibt Leute, für die ist es ganz einfach wie Fahrrad fahren, also wenn sie damit umgehen können, können sie es immer. Und für andere Leute ist es einfach so, sie trauen sich da eben nicht so richtig ran und haben wahrscheinlich mehr Angst, irgendwas kaputtzumachen als dass sie jetzt einfach mal ausprobieren, mit dem Gerät auch umzugehen. Und für die ist es natürlich sehr schwierig, wenn dann mal ein neues Betriebssystem eingeführt wird oder wenn sich gewisse Dinge ändern im Arbeitsablauf mit der Technik, das dann umzusetzen. Das beobachtet man schon und was man aber eben auch beobachtet, ist, dass die Leute, denen es leicht fällt, mit diesen Geräten umzugehen, auch bereitwillig dann ihr Wissen weitergeben an Mitarbeiter, die eben nicht das Knowhow dann haben, das entsprechend umzusetzen.“

Ein zweites Beispiel für die nicht auf den Unterschied zielende Thematisierung ist dem Interview mit der 36-jährigen Organisationsprogrammierin Brigitte Tessner entnommen. Auch sie tritt dem erwarteten Bild entgegen, nachdem die Geschlechterthematik explizit vom Interviewer Hans Joachim Schröder ins Gespräch gebracht worden ist. Sie benennt Beispiele, mit denen sie bestehende Bilder revidieren will, in dem sie etwa darauf verweist, dass mehr weibliche Kommilitoninnen das Studium beendet haben und sie hierfür das Beispiel einer erfolgreichen Freundin („Sony“) benennt. Dies könnte sich auch daraus erklären, dass sie sich in einem männerdominierten Arbeitsfeld als Frau durchgesetzt hat. So betont sie, dass sie es als Vorteil empfunden hat, mit der Generation älterer männlicher Vorgesetzter zusammenzuarbeiten („ein Leichtes, wunderbar“). Im Gesprächsverlauf äußert sie dann als spontanen und das vorherige etwas relativierenden Einfall, Versuche von männlichen Kollegen oder Geschäftspartnern sie zu übervorteilen. Wichtig im Sinne der Selbstpositionierung und der Selbstdarstellung im Interview ist hier allerdings, dass sie erfolgreiche Strategien entwickelt hat, mit diesen Situationen umzugehen und diese erfolgreich zu bestehen. Ebenfalls als Spiegel eines gängigen Diskurses ist das abschließende Resumee zu

sehen, indem sie betont, dass sie gerne eine geschlechtsunabhängige Beurteilung anderer Menschen hätte.

(HS: Wie das nun eigentlich ist, wenn man da so als Frau sich behauptet?) Ich habe da nie ein Problem gehabt, im Gegenteil, ich habe das immer als Vorteil empfunden, also im Studium war es halt so. Das wollte ich noch erzählen, unser Semester ist mit hundert Studenten angefangen. Und ich habe sechs Jahre studiert, kein Ruhmesblatt, von uns sind 25 fertiggeworden. Also am Anfang war es ein Drittel Frauen und der Rest waren Männer. Zum Schluss war es fifty fifty. Also da würde ich einfach sagen, die Frauen sind hartnäckiger. (HS: Ja, dann haben die sich ja im Grunde, wenn man so will, gesteigert. Ja, ja, von den Prozenten her. Und kennst du irgendwie auch so in vergleichbaren Positionen eben öfter Frauen, die das machen?) Ja, ja. Eine Freundin von mir ist gerade zu Sony gegangen und zwar Produktmanagerin für Bildschirme geworden. Und die war vorher bei Linotype Hell, das sagt dir bestimmt auch was, Schriften, so mit Druckmaschinen und Belichtung. Da ist sie auch Produktmanagerin gewesen. Eine andere Freundin von mir ist, die sind alle Produktmanager. (...) Und dann, wenn du dann so über die fünfziger das hochrechnest, da ging das ja so richtig und das ist ja die Nachkriegsgeneration und die übergeben ja jetzt peu a peu. Aber so entweder habe ich mit diesen alten Knochen zu tun gehabt, das ist ja ein Leichtes, wunderbar. Und von denen hat man immer wunderbare Lektionen bekommen, also die hat man gefragt und da hat man auch eine wunderbare Antwort und auch sonst, ich habe das immer als Vorteil empfunden. (HS: Ja, ja. Ja, ich...) Es gibt, Entschuldigung, es war ab und zu mal gab es dann doch Kandidaten, die versucht haben, mir einen vom Pferd zu erzählen und da habe ich (HS: Vom was?) Vom Pferd zu erzählen, was weiß ich nicht, mir technisch da irgendwas so (HS: Ach so) Auch Verkäufer von irgendwelchen Druckdienstleistungen oder sonst was (HS: Die dir weismachen wollten, daß du nicht Bescheid weißt) Nein oder so nach dem Motto: »Ich sage dir jetzt, wo es langgeht und so und so und so«. Und da habe ich natürlich auf der anderen Seite auch gelernt durch die Erfahrung, du hältst die Klappe und hörst zu und hier stellst du eine Frage und an der Frage wird er eben halt sehen, dass er sich gerade entblödet hat. (HS: Ach so) So und ne. Und das kann ich eben halt mittlerweile richtig abwarten und ganz ruhig, ein Satz, und das ist so und dann sage ich: »Jetzt fangen wir noch mal an« Ich habe ja auch nichts davon, jemandem einen Stuhl vor die Tür zu stellen oder so was. Ich will nur vollgenommen werden und nicht für blöd verkauft werden. (HS: Ja) Auf der anderen Seite will ich auch nicht als kleines Tutu-Mädchen oder sonst was (HS: Ja, ja.) Denke ich, ist mein Auftreten auch nicht, ne. (HS: Nee, nee, klar. Ja, ja) Aber das passiert immer mal wieder (HS: Ja ich weiß) Also über Frauen bin ich ziemlich selten gestolpert (HS: Nee, das kann ja auch sein, also eh, ich weiß eben nicht, also da gibt es ja Untersuchungen drüber, ich habe die nicht gelesen, aber an der Uni ist es ja auffällig. Zum Beispiel in manchen Fächern studieren einfach viele Frauen und wenn du dir die Professorenschaft anguckst, sind da die Frauen ganz dünn gesät. Deswegen gibt es ja auch diese Quotenregelung, um, um) Hm, hm, hm, was ich nicht gerade witzig finde (HS: Wie?) Also, wenn es nur darum geht, die Quote erfüllt zu werden (HS: Ja, das ist dann auch...) Also ich finde Frauen untereinander sind nicht immer unbedingt solidarisch oder so was. (HS: Nee, das stimmt alles) Die Männer testen Netzwerke vor und funktionieren viel besser und nicht nur, weil sie einfach älter sind oder was. Nicht nur deswegen funktionieren sie besser, sondern auch, weil die Frauen untereinander auch nicht gerade (HS: Nee, das ist, das also, nach allem, was ich da mitkriege, sind sie eben oft sehr unsolidarisch, das stimmt schon, also) Also, was

zum Beispiel für mich eine neue Situation sein wird, also ich habe das ja nun den Sprung da unter diese Top-200 von 30.000 geschafft oder so. Und in der Business-Unit sind mehr als die Hälfte der Führungskräfte Frauen (HS: Aha) Und ich habe auch zum ersten Mal einen weiblichen Boss. Die war echt klasse (HS: Aha) Und das ist irgendwie so eine Sache, das ist was Neues, weil es das hier so nicht gibt, ne. (HS: Ja) Aber die reden schon ganz anders, die reden so, wie wir beide uns hier unterhalten und so während hier habe ich dann häufig das Gefühl so, na, der mußt du erst mal zeigen, wo es langgeht oder so. Warum kann man sich nicht einfach sachlich unterhalten (HS: Ach so, ja so ein Rollenverhalten irgendwie) Ja, ja so völlig bescheuert. Warum kann man sich nicht einfach sachlich unterhalten. Und und dass es Menschen gibt, mit denen man besser kann und nicht so gut kann. Das ist es ja immer und das ist eigentlich auch unabhängig davon, ob das Männlein oder Weiblein ist, sondern das gibt es einfach."

Auffällig war zudem, dass Interviews, bei denen auf Wahrnehmungen unterschiedlicher geschlechtsspezifischer Techniknutzungen eingegangen wurde, diese wenn in anderen Bereichen verortet wurden. Auto fahren und das Verhalten im Straßenverkehr war ein Themenkomplex, wo geschlechtsspezifische Unterschiede offensiver und deutlicher ausgemacht wurden bzw. ausgemacht werden dürfen. Dies ist offensichtlich ein Erfahrungsbereich und diskursives Feld, in dem diese Art der Thematisierung legitimer ist als beim Computer.[468] Wichtig in diesem Zusammenhang scheint mir zu sein, dass das Ausmachen von Unterschieden nicht (mehr) zum legitimen Bestand des sozialen und kulturellen Wissens über Computer im Alltag gehört.

[468] Die Abiturientin Corinna Thorbeck formulierte etwa: (HS: Haben sie den Eindruck, daß es zum Beispiel eine Art wie gefahren wird so Unterschiede zwischen Männern und Frauen gibt?) Also in unserer Altersstufe glaube ich bestimmt. Also ich kenne viele Jungs, die fahren eindeutig zu schnell. Die wollen sich damit dann, glaube ich, auch irgendwas beweisen, ich weiß es nicht. Also ich glaube, Mädchen fahren umsichtiger, glaube ich. Also merke ich so im Alltag, daß sie aufpassen, also mehr aufpassen als Jungs, glaube ich schon." Beim Pharma-Vertreter Herrn Napp wird deutlich, dass er als sich kompetent einschätzender Vielfahrer auf die Frage Schröders bereitwillig auf die Stereotypen von männlichen und weiblichen Fahrstilen einsteigt: „(HS: „Sagen sie, gibt es für sie auch Unterschiede im Fahrverhalten zwischen Männern und Frauen?) Ach. Frau am Steuer, Ungeheuer. (HS: Ja, das ist ja auch doppeldeutig.) Ja, ich finde sie manchmal so unberechenbar. Aber wenn man soviel fährt wie ich, das spüren sie schon, das, das spüren sie, ob das nun Mann oder Frau ist, da ist jemand unsicher. Da geht man sofort dann in die Eisen und fährt vorsichtig dran vorbei. Und es gibt ja auch viele, die Situation kennen sie auch, die fahren rechts, aber der Blinker geht, weil sie es einfach nicht hören. Das Motorgeräusch ist zu laut oder so, ob das ein Laster oder ein Pkw ist. Da bin ich etwas vorsichtig, weil die können ja mit einmal ausscheren. Und Frauen sind Meister im plötzlichen Ausscheren. Muss ich sagen, habe ich heute morgen auch wieder erlebt, also die sichern auch nicht richtig ab nach hinten. Ich sehe das auch bei meiner Frau. Sie nimmt sich nicht die Zeit, die Spiegel richtig einzustellen."

4.4.6 Computer als Bestandteil des Technikverständnisses

Wichtiger Bestandteil in den meisten Interviews war die Frage nach dem jeweiligen Technikverständnis bzw. der Technikdefinition. Die Interviewpassagen, in denen diese vor allem in engem Zusammenhang mit Computern gedacht wurden, sollen im Folgenden diskutiert werden. In ihrem Reflexionsgrad folgten die Antworten der Techniknähe bzw. Technikferne der Interviewten. So erwiesen sich die spontanen Antworten der technikferneren Interviewten zumeist als artefaktorientiert. Technik wurde hier über konkrete Geräte assoziert und es wurden zumeist erst auf Nachfrage des Interviewenden weitergehende Überlegungen angestellt. Bei den techniknäheren Interviewten wurde Technik zumeist weiter gefasst verstanden und stärker im Sinne eines zweckrationalen Handelns, wie es von Max Weber formuliert wurde, dargestellt.[469]

Zunächst stehen die Beispiele im Vordergrund, in denen die artefaktbezogenen Technikverständnisse geäußert wurden. Besonders prägnant wurde dies im Gespräch mit der 44-jährigen Verwaltungsangestellten Karen Eggers, die Museumsbereich arbeitet, formuliert. Auf die Frage nach dem Technikverständnis wählt sie zunächst eine Art Exkurs über die im Museum befindlichen technik- und industriegeschichtlichen Objekte, über die sie sich Kenntnisse aneignen musste. Wichtig für den Technikbegriff ist, dass sich dieser in den anschließenden Ausführungen auf aktuelle und gegenwärtige Technik bezieht und sie die historische Maschinentechnik aus ihrer Definition ausklammert. Anschließend folgt die Gleichsetzung von Computer und Technik, die sie bestärkend wiederholt („Technik bedeutet für mich Computer“).

> „(GW: Du arbeitest ja eigentlich nun in einem eigentlich ziemlich technischen Umfeld, also mit diesem Museum und den ganzen Maschinen und so. Was, was, hat das was verändert an Deiner Einstellung zu Technik? Oder was bedeutet eigentlich so Technik, wenn Du von Technik redest, was bedeutest das für Dich?) Ja, ich sage mal so, vorher, bevor ich da angefangen bin, weil man da ja nun auch wirklich mit allen Arten, sage ich mal, von Maschinen konfrontiert wird. Du hörst hier, Du hörst da, dann werden die Maschinen angeboten, aus irgendwelchen Firmen, die aufgelöst werden und dann musst du Dich damit, oh Gott, was ist jetzt eine Adrema-Maschine oder was ist jetzt eine Abkant-Maschine oder wie auch immer, du *befasst* Dich mehr damit, ich sage aber mal, das sind so, ja im Grunde alte Gestände, die aus früheren Zeiten kommen und das ist dann wiederum, sage ich mal, schon wieder interessant. Das verbinde ich eigentlich nicht so mit der heutigen Technik. Ich sage mal, das sind so Geräte, ja, die werden so teilweise belächelt. Wenn Du die Maschinen siehst, was damit früher für ein Aufwand betrieben werden musste, um diese Geräte überhaupt in Gang zu setzen oder um, um, von der Zeit her, was man für (...) Zeit in Anspruch genommen hat, für diese Geräte, um damit zu arbeiten, das ist für mich keine Technik irgendwie. Das ist so, das fängt jetzt erst so, bin ich der Meinung, Technik bedeutet für mich Computer. Das verbinde ich immer so, das verbinde ich, ja, wenn mir jetzt jemand das Wort Technik sagen würde, würde ich Computer antworten, also, das wars dann auch schon, da hört für mich irgendwo die Technik auf, bin ich der Meinung so. Ja, das

[469] Hengartner / Rolshoven, wie Anm. 52, S. 42f.

sage ich mal so einfach, das ist so. Das hört für mich da auf, das andere ist für mich nicht so der Technikbegriff, ich weiß auch nicht warum, kann ich Dir nicht beschreiben. Also, Technik sind Computer."

Im Interview mit der nahezu gleichalten und sich ebenfalls als wenig versiert im Technik- und Computerumgang begreifenden Frau Ottenberg wird dies nahezu wortgleich formuliert: „Technik ist Computer" heißt es im Gespräch. Technik wird auch hier vor allem mit technischen Artefakten gleichgesetzt, deren Funktionieren unverständlich und unzugänglich ist. Das Magisch-unverständliche der Technik findet sich dann anhand der Unterscheidung, ob das Gerät selbst repariert werden kann oder ob ein „Fachmann" hinzugezogen werden muss.[470]

(HS: Und was ist Technik?) Technik ist Computer (HS: Und Fernsehen?) Das ist auch nicht unbedingt... ja das ist Technik, die, die wir geschenkt gekriegt haben (HS: Ja.), aber, äh, (HS: Also Sie meinen, Technik, womit man umgeht, das ist der Computer, wenn, man, wenn man damit umgeht, aber so mit ner Zange umgehen, das wäre dann nicht Technik?) Nee, das ist nicht Technik, das ist handwerkliches Geschick, da mach ich was mit den Händen. (...) Also alles, was, was ich mal denke, so selber in Griff kriegen würde wie ein Fahrrad (HS: Ja.), wenn ich da einen Platten habe, wäre ich da in der Lage, das zu reparieren und wär nicht aufgeschmissen, könnte ich weiterkommen (HS: hm), so wenn ein Computer kaputt geht, muss ich einen Fachmann holen, der mir das repariert, wenn der Fernseher kaputt geht, muss ich einen Fachmann holen, der das repariert, das ist Technik für mich"

Im Interview mit dem Abiturienten Javier Lopez wird vor allem die Leitbildfunktion des Computers deutlich, da dieser das erste Artefakt ist, das auf die Interviewerfrage nach aktuell wichtiger Technik genannt wird. Anschließend folgt eine Aufzählung wichtiger Aktivitäten aus den aktuellen Erfahrungsfeldern. Technik ist in der Wahrnehmung also vor allem das, was auch in einem weiteren Sinne als Technik diskutiert und diskursiv verhandelt wird.

(HS: Also, ich, ich frag einmal mal, gibt es denn, was fällt ihnen denn so spontan ein, als was wäre für sie jetzt so zum jetzigen Zeitpunkt so besonders wichtig so im Blick auf Technik?) Ja, auf jeden Fall die Computer, nicht, denn also wenn ich jetzt an die Schule auch denke, wenn wir Hausaufgaben machen, eine Hausaufgabe, ja längere Hausaufgabe, Referat vorbereiten, solche Dinge, dann benötigen wir schon

[470] Auch die Gewerbeschul-Studentin Sabine Strecker formuliert dies ähnlich, in dem sie auf das Unverständliche als wichtiges Kriterium für Technik verweist. Der Hintergrund ist vergleichbar, da auch sie Probleme im Umgang mit Computern bzw. komplexerer Technik im Interview thematisiert. „Ich hab schon ein bisschen Probleme mit der Definition von dem Begriff Technik, also wo Technik anfängt und wo das aufhört, weil wir so viel Technik haben in unserer Gesellschaft, dass ich... weiß ich nicht, also für manche Leute ist das ja schon Technik, wenn sie, wenn sie über das Fahrrad sprechen, für andere fängt Technik erst beim Computer an oder bei bestimmten Maschinen, deswegen (HS: Mh. Was würden Sie denn sagen, wo fängt Technik bei Ihnen an? Also einfach versuchen Sie mal von sich selber auszugehen, wie würden sie denn das so beschreiben?) Technik für mich ist, fängt da an, wo ich aufhöre, das zu verstehen, so das heißt [lachend] alles, was ja, wenn es Maschinen sind oder Zusammenhänge, die ich nicht mehr begreif, da fängt für mich eigentlich Technik an."

den Computer, um das vorzubereiten zu Hause und dass die Texte dann auf dem Computer zu schreiben, hm, das nachher dann auch auszudrucken, es in eine ordentliche Form zu bringe, hm, auch wenn man dann ja Grafiken mit reinbringt (HS: Ja) und solche Dinge, hm, dazu benötigt man dann schon den Computer, natürlich dann das Internet, über das Internet erhält man sehr, sehr viele Informationen, das wissen sie ja sicherlich auch (HS: Ja) also alle Bereiche, die man eigentlich sucht. Das Problem ist dann, das Richtige zu finden im Internet (HS: Ja), also man hat ein Riesenangebot an Informationen, dann muss man eben sich das raus, sich rauspicken, was man wirklich benötigt (HS: Ja), also das eben speziell in Bezug auf die Schule, Informationen, die dann dementsprechend ja zusammenstellen, um sie dann für die Schule zu verwenden, beispielsweise Referate."

Ähnlich wird dies auch im Interview mit dem Bankangestellten Harald Möller deutlich, wenn er bei der Frage nach der Bedeutung von Technik auf den Arbeitsplatz zu sprechen kommt und hier das bewusst werden der Technik über zeitweilige Ausfälle deutlich macht.

(HS: Woran denken sie denn so, wenn sie überhaupt so an die Bedeutung von Technik für ihr Leben denken, was ist denn da so für sie das Wichtigste oder woran würden sie zuerst denken? Gibt es da irgendwas? Oder was ist das Liebste für sie? Oder das Schlimmste?) Also, wenn ich die Bedeutung sehe, sehe ich die Bedeutung, die die Technik jetzt für mich hat. Und da hat sie natürlich eine enorme Bedeutung aufgrund der Bedeutung am Arbeitsplatz eben, weil das natürlich an sich heutzutage undenkbar geworden ist, ohne Technik auszukommen. Also man merkt das immer besonders dann, ja, wenn mal ein Telefonkabel gekappt wird oder wenn mal die Verbindung zum PC ausfällt, was öfter eigentlich mal ist. Und wie unnütz einem die Zeit vorkommt, den man dann an seinem Arbeitsplatz verbringt, wenn die Technik da nicht funktioniert, weil das ganze Leben an sich, die ganze Arbeit darauf abgestellt ist, daß die Technik zur Verfügung steht. (HS: Und ist denn das am Arbeitsplatz im einzelnen. Sie sagten sich Telefon, Computer) Es fängt an mit dem Telefon, geht dann über den Taschenrechner bis hin zum Computer. Und das ist so die Bedeutung der Technik jetzt in der jetzigen Situation für mich. Wenn ich das mal die Vergangenheit reflektiere, die Technik damals. Ich weiß, daß wir zu dem Zeitpunkt, wo ich in die Schule kam, so ziemlich der letzte Haushalt war im Verhältnis zu meinen Schulkollegen, die Telefon bekommen haben.(HS: Und wie kam das, daß sie das so spät gekriegt haben?) Ich weiß es nicht, weil meine Eltern irgendwie nie die Notwendigkeit zu dem Zeitpunkt so groß gefunden haben, sich ein Telefon anzuschaffen."

Gegenüber diesen artefaktbezogenen Technikverständnissen war auffällig, dass vor allem bei denjenigen, die technische oder techniknahe Berufe ausüben, weitere Technikverständnisse vorhanden waren, hier Technik stärker im Sinne des Prozessualen und als Bestandteil von gegenwärtigen Technikentwicklungen gedacht wurde.

Der 47-jährige Geologe Heiko Bolmohs sieht sich und seine Lebenswirklichkeit als Bestandteil des technischen Fortschritts. Zwar werden negative Seiten eingeräumt

(„Daddelspiele“), trotzdem überwiegt ein Bild von der Technik als einer positiven Entwicklungsgeschichte. Argumentativ wird dies mit historischen Vergleichen (Blinddarm, Cholera) belegt, mit denen die positiven Seiten des technischen Fortschritts betont werden sollen. Antizipiert wird dabei im Gesprächsverlauf eine beim Interviewer angenommene technikkritische Haltung, die aus der Nachfrage nach der „positiven Grundeinstellung“ abgeleitet wird.

> „Also ich, ich, wenn ich Rückblick, -schau halte in die Geschichte und den da im eigenen Saft da den mittelalterlichen Mensch betrachte, der, wenn er Glück hat, im Durchschnitt 35 geworden ist oder so was und da im Elend gelebt hat, der an Blinddarm gestorben ist und all solche Sachen. Das sehe ich erst mal zuerst. Und dann sehe ich doch auf der anderen Seite das, dass doch hier irgendwie durch den Fortschritt, natürlich hat das auch Abstriche gebracht, ja, aber eine gewisse Entwicklung ist ja nun da irgendwie. Man kann ja nicht sagen, dass es uns in keinster Weise schlechter geht in dem Sinne, das kann man wohl, das kann man beim besten Willen nicht sagen. Dass vielleicht gewisse Sachen auf der Strecke geblieben sind, wie gesagt, Mensch-ärgere-dich-nicht-Spielen zu Hause, da kam der Fernseher, da wurde natürlich das Spiel auch in die Ecke gepackt. Das ist die andere Seite (HS: Ja) oder jetzt hier die Kids hier vor ihren Daddelspielen am PC, das ist ah (HS: Also das sind sie Veränderungen, also sie meinen schon, man kann einfach doch gewisse objektive Fortschritte sehen. (...) ich habe doch so den Eindruck, sie haben so eine positive Grundeinstellung, denke ich mal, so zur Technik. Es gibt ja Leute, die das alles viel düsterer sehen.) Nein, das sehe ich in keinster Weise. Also düster war es, ich meine, das kann man nun wirklich, da braucht man nur, das war Ende des letzten Jahrhunderts, hundert Jahre zurück war es schon noch sehr, sehr düster. (HS: Ja, ja) Also Cholera in Hamburg, ich meine, war das nicht düster? Das, also das, das sehe ich ein bisschen anders.“

Ähnlich wird Technik als Gesamtentwicklung auch vom Geologen Erich Behnke verstanden. Passend zur Zweckrationalität der Technik wird von ihm das Zweckrationale des eigenen Technikumgangs betont und ein medienbezogener Technikbegriff benutzt.[471] Er versucht dabei herauszustellen, dass er den eigenen Technikumgang kontrolliert und beherrscht und sich nicht von der Technik beherrschen lässt.

> „Ja, Technik für mich als Mitteleuropäer in einem Land, in dem ein Großteil von technischen Erfindungen gemacht wurde, die sich letztendlich weltweit verbreitet und durchgesetzt haben, ist ein Hauptmedium, dem man sich gar nicht mehr entziehen kann. Ich persönlich habe nun Technik als einfache Mechanik kennengelernt. Heutzutage kommen andere Techniken, Computertechniken dazu, die ich nicht mehr so weit durchschaue wie basale, grundlegende Technik. Ich nutze sie bewusst dort, wo sie mir weiterhilft, im Beruf, auch in der Freizeit bediene ich mich der Technik. Ich bin durchaus technik-aufgeschlossen, aber ich versuche mich nicht von der Technik ausbeuten zu lassen, indem ich oder von den wirtschaftlichen Interessen, die dahinter stehen, indem ich immer neue Produkte kaufe. Ich denke allgemein kann ich mit, sage ich mal, mit der Technik soweit

[471] Fohler, Susanne: Technikтheorien. Der Platz der Dinge in der Welt des Menschen. München 2003.

umgehen, dass sie mir im Leben weiterhilft. Und mir das Leben nicht schwieriger macht. Sie soll mir bestimmte Arbeiten abnehmen. Sie soll verfügbar sein zu dem Zeitpunkt, wo ich sie benötige. Und ansonsten mich nicht oder die Familie, ich will das nicht nur auf mich beziehen, aber ich bin ja derjenige, der derzeit vorträgt und mich belästigen und letztendlich wird die Technik immer schwieriger und immer komplexer zu verstehen und zu benutzen, denke ich jedenfalls, wobei allerdings für den Privatmann nur ein Teil der Technik wirklich durchschaubar sein muss. Vieler Technik bedient man sich nur, ohne all die komplexen Vorgänge selber zu verstehen."

Für die erfragten Technikverständnisse der Interviewpartner erwies sich der Computer als wichtige Orientierungsgröße. Dabei ließen sich artefaktbezogene Technikverständnisse feststellen, in denen vor allem die gegenwärtige Leitbildfunktion des Computers deutlich wurde und die vor allem von sich als weniger elaboriert verstehenden Computernutzern formuliert wurden. Auffällig war, dass die hinzutretende Komplexität der Computertechnik, dass dieser als Technik sich dem Verstehen zunehmend entzieht, häufig betont wurde.

4.4. Zusammenfassung

Mit der Frage der Wahrnehmung von Unterschieden in der Computernutzung ist eine weitere wichtige Seite des Veralltäglichungspozesses des Computers angesprochen. Zuschreibungen, wer wie mit der neuen Technik umgeht, geben Aufschluss über die symbolischen Bedeutungszuschreibungen zum Computer. Auch hier sind es bestimmte Bilder und sprachlich-topische Figuren, die sich in der Alltagsdeutung als besonders plausibel erweisen und für die sinnhafte Einordnung der neuen Technik in den Alltag stehen. Als besonders wichtig erwies sich die Vorstellung von generationell abhängigen Nutzungsformen des Computers. Dabei kommt den auftretenden sprachlichen Mustern, besonders der Argumentation, dass die Jüngeren per se einen besseren und leichteren Zugang zu den neuen Technologien haben, sowohl eine entlastende als auch eine erklärende Funktion zu, um mit der Dynamik der technischen Entwicklungen umzugehen. Die Beschreibung von Computerexperten und Expertenwissen erwies sich als weiterer Bereich, in dem Differenzen in der Nutzung ausgemacht wurden. Die typischen Bilder, auf die dabei zurückgegegriffen wurden, haben auch hier eine entlastende und erklärende Funktion in der Deutung von Technik, da so negative soziale Folgen eines zu intensiven Computerumgangs alltagswirksam konstatiert werden können. Deutlich wurde die Seite des Computers als soziale und kulturelle Difference Engine auch an den Zuschreibungen zur Medienwirkung des Computers bei Kindern und Jugendlichen. Die Sorge um negative Folgen der zu intensiven Computerspielnutzung führt zu einem Konflikt, bei dem Eltern zwischen positiven (Fortschritt, Kinder für die Zukunft „fit" machen) und negativen (Vereinsamung) Effekten abwägen müssen und sich dabei mit den diskursiven Verhandlungen auseinandersetzen müssen. Als ebenfalls aufschlussreich erwiesen

sich die Sichtweisen auf den technischen Wandel und die Rolle des Computers dabei, die vor allem alltagsweltliche Möglichkeiten der Technikkritik offenbarten. Die in den Interviews gestellte Frage nach den geschlechterabhängigen Umgangsweisen mit dem Computer erwies sich hingegen als kaum thematisiert bzw. als tabuisierter Bereich. Gleichberechtigungsdiskurse, zumindest im Zusammenhang mit der Arbeitswelt, sind vermutlich so dominant, dass das Bennenen von Unterschieden – vor allem nicht im Zusammenhang des kulturwissenschaftlichen Interviews – nicht erlaubt ist.

Abschließend soll nochmals die Frage nach dem Verhältnis von Thematisierung des Computerumgangs und der für die kulturwissenschaftliche Interpretation wichtigen Parameter gestellt werden. Dies ist vor allem mit Blick auf die im Sample vorhandene gleichmäßige Streuung von Alters- und Gechlechterverteilung bedeutsam, vor allem auch in Bezug auf die Erfahrungsinseln, denen die Interviewten zugeordnet wurden. Die enge Verbindung zwischen Einstellungen zur Technik, die wiederum häufig in den Sichtweisen auf den Computer besonders verdichtet zum Ausdruck kam, und den biographisch wichtigen Grundhaltungen und Wertvorstellungen erweist sich hier als besonders bedeutsam. Bilder und Vorstellungen von der Technik müssen in das Selbstbild integriert werden und unterliegen dabei bestimmten Vorstellungen, die sozial und kulturell sinnhaft in ein stimmiges Verhältnis gebracht werden müssen. Zumindest an einzelnden Beispielen können typische Momente im Verhältnis zwischen Technikdeutung, Selbstbild und Lebensstil herausgearbeitet werden.

Vor allem die berufliche Orientierung als biographisch wichtigem Moment steht zumeist in engem Zusammenhang mit der deutlich werdenden Techniknähe bzw. -affinität oder Technikferne. Dabei ist das mit dem jeweiligen beruflichen Ideal verbundene Technikbild konstitutiv. Bei den im medizinischen Bereich tätigen Interviewten – ein Tätigkeitsfeld, bei dem eine relativ große Identifikation mit dem Beruf angenommen werden kann – wurde jeweils eine Ambivalenz gegenüber der Computertechnik thematisiert, bei der zwar einerseits das Anerkennen der großen Fortschritte in der Medizintechnik betont wurde, anderseits aber die Übertechnisierung der medizinischen Berufe auch als Gefahr angesehen wurde.[472] Größere Technikakzeptanz und Techniknähe wird etwa in den Ingenieursberufen deutlich. Wobei eben auch die Frage nach den weiteren Binnendifferenzierungen von Interesse ist: Zumindest als Hypothese lässt sich etwa äußern, dass die mit der Fächerkombination verbundene Orientierung (also mathematisch-naturwissenschaftlich oder geisteswissenschaftlich) für die (Technik-)orientierung bei den interviewten Lehrern wichtiger zu sein scheint als der Lehrerberuf an sich. Die Orientierung an techniknäheren oder technikferneren Berufsgruppen wird ebenfalls in den Berufswünschen und Zukunftsorientierungen der befragten Abiturienten deutlich. Technikkritische bzw. technikbejahende Einstellungen

[472] Bemerkenswert hier war, dass alle drei Ärzte den Aspekt der Computer im Behandlungszimmer angesprochen haben. Wenn auch unterschiedlich in den Bewertungen ist dies doch als besonders erfahrungsnaher Bereich aufschlussreich.

sind auch hier schon an die beruflichen Vorstellungen gekoppelt, etwa in dem von Herrn Adamczyk geäußerten Wunsch etwas in Richtung Informatik machen zu wollen.

Das im Alltag vorhandene kommunikative Wissen über Technikbilder ist hier allerdings auch zu berrücksichtigen. In den Interviews lässt sich mitunter eine Art der Grenzüberschreitung feststellen, wenn bewusst mit Selbst- und Fremdbildern gebrochen wird, wie etwa das „gegen den Strich“ lesen der Geschlechterrollen bei Frau Tessner. Zu nennen sind hier auch einige der älteren Interviewten, die bewusst mit dem Bild der technikferneren Senioren brechen wollen und dies über das Signalisieren von Kompetenz und Erfahrung im Bezug auf den Computer zu erreichen suchen.

5. Schlussfolgerungen

Die im Forschungsprojekt „Kultur, Alltag und Wandel der Technik im Spiegel biographischer Erfahrungen der Gegenwart“ erhobenen Interviews waren Grundlage für eine volkskundlich-kulturwissenschaftliche Annäherung an den Veralltäglichungsprozess von Technik. Der mit diesem Zugang mögliche erfahrungs- und deutungsnahe Blick auf den alltäglichen Umgang mit Technik wurde in der Analyse auf den besonders erzähl- und reflexionsintensiven Beispielkomplex Computer gerichtet. Dabei standen vier Bereiche im Mittepunkt, anhand derer die Interviewpassagen ausgewertet wurden. Dies sind im einzelnen die Biographie und die Verortung von Technik innerhalb der Deutung der eigenen Lebensgeschichte, die Verarbeitung von konkreten Erfahrungen und die Durchdringung von Computertechnik der jeweiligen Lebenswirklichkeit, die sprachlichen Figuren der Deutungen der Mensch-Maschine-Interaktion sowie die Zuschreibungen zum Computer als soziale und kulturelle „Difference Engine“.

Abschließend und zusammenfassend soll die Auswertung der Interviews in fünf Perspektiven zusammengefasst und im Hinblick auf weiterführende Forschungsfragen für die Alltagskulturwissenschaft Volkskunde erörtert werden. Forschungsdesign, -prozess und Auswertungen reflektierend sollen erstens methodisch-methodologische Grundfragen einer subjektorientierten Forschung, aber auch Fragerichtungen im letztlich unendlich komplexen Forschungsfeld Alltagskultur problematisiert werden. Diese betreffen Aspekte von auf qualitiativen interviews basierenden Forschungszugängen und deren Ausweitung auf und Ergänzung mit anderen im Alltag wirksamen kommunikativen und narrativen Formen. Zweitens handelt es sich um Fragen der Biographisierung von Technikerfahrungen. Auch dieser Aspekt betrifft sowohl die methodische als auch eine erkenntnistheoretische Seite, wenn sowohl die Zugänglichkeit biographischer Erfahrungen als auch die Reichweite daraus getroffener Aussagen befragt werden muss. Hieraus folgt drittens die Frage nach den Erzählstrategien, die in der vorliegenden Arbeit anhand der sogenannten rhetorischen Figuren der Technikdeutung systematisiert wurden. Auf einer vierten Ebene stellt sich die Frage, wie das Differenzieren, Orientieren und Bewerten als Aufgabe der Alltagsakteure im Technikumgang kulturwissenschaftlich zu begreifen ist. Dies zeigt sich in den Interviews als Umgang mit (Technik-)Wissen und in der Reflexion vorhandener Angebote und Neuerungen in Bezug auf den eigenen Alltag, aber auch in der Wahrnehmung der den Alltag verändernden technisch bedingten Strukturen. Abschließend steht nochmals die Veralltäglichung einer Technik im Zentrum, die Frage wie sich aus Sicht eines biographischen Ansatzes eine historisch-zeitliche Perspektive des Eindringens neuer Technik im Alltag darstellt.

5.1. Über Technik sprechen – Technikumgang im Alltag als kommunikative Leistung

Die ausführliche Thematisierung und Reflexion von Erfahrungen im Umgang mit Computern in den Interviews zeigte zunächst den sozial-kommunikativen Charakter der Technik. Die Techniknutzer als Experten ihres Alltags müssen immer wieder neu Orientierungs- und Ordnungsleistungen erbringen, Technisches und Soziales muss aus Sicht der Akteure in Einklang bzw. in ein akzeptables Verhältnis gebracht werden. Dies kann allerdings auch Formen der Technikablehnung mit einschließen. Diese Auseinandersetzungen müssen vor allem auch als kommunikative Leistungen und Prozesse verstanden werden. Die Intensität, mit der über alltägliche Computererfahrungen in den Interviewsituationen gesprochen wurde, ist ein Indikator für diese kommunikative Verarbeitung und für die kommunikative Dimension des Computerumgangs überhaupt. Bewerten, Verstehen, Lernen oder sich selbst in Beziehung zur Technik setzen, sind kommunikative Abläufe, mit denen das Verhältnis zwischen Techniknutzer und Technik ausgehandelt, beschrieben und verortet wird. Dass die erhobenen Interviewgespräche in ihrer Ausgestaltung um eine Nähe zu alltäglichen Gesprächen bemüht waren, ist als weiterer Beleg hierfür zu verstehen.

Als wichtig für die Analyse der erhobenen Materialien erwies sich die Frage nach den verbalen Strategien, um jeweils „angemessen“ über Technik zu sprechen. Mit Blick auf die Interviews konnten typische Modi des Sprechens über Technik herausgearbeitet werden. In Anlehnung an konversationsanalytische Verfahren der Soziologie und der Linguistik wurde deutlich, dass abhängig von der beschriebenen Erfahrung oder Situation unterschiedliche sprachliche Muster zum Einsatz gelangen. So ließ sich feststellen, dass Erklärungen und Argumentationen dem Sprechen über Technik im Alltag angemessene Formen sind, wenn der Sprechende sich als auf der der Technik zugeschriebenen rationalen Ebene befindlich präsentieren möchte, um beim Gesprächspartner den Eindruck des Verstehens der Technik hervorzurufen und um zu suggerieren, dass auf der Ebene der Technik deren Umgang gedeutet wird. Erzählungen über Technik erwiesen sich hingegen oft als sprachlich angemessene Form, um Unwägbarkeiten und Schwierigkeiten im Umgang mit Technik zu thematisieren und um insgesamt den Menschen im Verhältnis zur Technik zu betonen und aufzuwerten. Für dieses Verständnis erwies es sich als wichtig, die Interaktionssituationen im Interview in die Analyse mit einzubeziehen. Große Altersunterschiede zwischen den Gesprächspartnern, ähnliche Erfahrungshintergründe, vergleichbare oder stark variierende Wertvorstellungen haben unmittelbaren Einfluss auf die Gesprächssituation, auf die Auswahl der Themen und die sprachlichen Mittel, die jeweils zum Einsatz gelangen. Gerade die kommunikative Überbrückung unterschiedlicher Wissensbestände, die Vermittlung eigenener Kenntnisse und Umgansgweisen ist dabei eine alltägliche Erfahrung, die weit über die Interviewsituation hinausgeht.

In einem weiteren Sinne heißt dies für die volkskundliche Kulturwissenschaft perspektivisch die Alltagskommunikation für die Erforschung der Alltagskultur stärker

einzubeziehen. Methodisch ist dabei auch die Frage zu stellen, inwieweit dem Primat der Intervieworientierung andere Verfahren zur Seite gestellt werden müssen, mit denen alltägliches Sprechen in den Blick genommen werden kann. Konkret, ob etwa auch das forschungsethisch begründete Tabu des unbeeinflussten Mitschnitts von Gesprächssituationen aufzuweichen wäre. Dies heißt allerdings etwa auch, verstärkt Methoden der linguistischen Gesprächsforschung einzubeziehen, mit denen strukturelle Merkmale der Alltagssprache analysiert werden können, bzw. Interviewsituationen stärker am Alltagsgespräch zu orientieren und diesen Aspekt auch in die Analyse der erhobenen Materialien einzubeziehen.

Wichtig in diesem Zusammenhang ist auch die Reflexion dessen, was überhaupt in der Situation des kulturwissenschaftlichen Interviews zur Sprache gebracht und thematisiert wird und werden kann. Anhand eher selten bzw. nur auf Nachfrage angesprochener Bereiche zeigt sich auch, wo legitime Thematisierungsfelder liegen und wo nicht. Dass im Forschergepräch etwa selten über geschlechtsspezifische Nutzungsweisen, dafür aber umso stärker über generationelle Unterschiede gesprochen wurde, ist in diesem Sinne zu verstehen bzw. verweist darauf, was in einem quasi öffentlichen Rahmen im Sprechen über Technikerfahrungen gesagt werden *darf*. Die Grenzen der Versprachlichung und Thematisierung zeigten sich etwa mit Blick auf die Geschlechterverhältnisse daran, dass zwar bestimmte Deutungen des Technikumgangs nur von Frauen gemacht werden, dies aber als sozialer Umstand nicht thematisiert und reflektiert wird.

5.2. Technik-Biographien - Der Computer als biographische Herausforderung

Der Veralltäglichungsprozess des Computers ist so weit fortgeschritten, dass es zunehmend schwieriger wird, keine Computererfahrungen zu haben. Dies spiegelt sich in den in den Interviews thematisierten Erfahrungen und Reflexionen vor allem auf der Ebene der biographischen Deutungen. Die eigene Auseinandersetzung mit der neuen und sich immer wieder rasch verändernden Technologie wird mehr und mehr notwendig. Mit dem für die vorliegende Untersuchung verwandten ausgesprochen heterogenen Sample ließ sich zum einen zeigen, dass die Aufforderung zur Auseinandersetzung sehr weitreichend ist – so wurde der Computer in lediglich fünf der Gespräche überhaupt nicht thematisiert – zum anderen wurde aber auch deutlich, dass vor dem Hintergrund der biographischen Thematisierung Technik und vor allem der Computer mit bestimmten Bildern behaftet ist, die sich vor den deutlich werdenden Orientierungen, Erfahrungen und Lebensentwürfe der Befragten verstehen lassen. Technikkritik und Technikaffinität korrellieren mit grundlegenden Vorstellungen und Werten, die mehr oder minder explizit in den Interviews zur Sprache kamen. Dabei lassen sich die Einordnungen der Computererfahrungen entlang der Pole einer positiven Inanspruchnahme für den biographischen Entwurf und einer als Belastung empfundenen Herausforderung beschreiben.

Besonders die Erfahrungsinseln, die als Vergleichsbasis in die Samplebildung eingeflossen sind, geben hier bei einer nachgeordneten Betrachtung wichtige Aufschlüsse. Der latent gedachte Gegensatz zwischen Mensch und Technik, der sich vor allem in der kritischen Auseinandersetzung mit dem computertechnisch bedingten Wandel zeigt, wird besonders deutlich in dem Schwerpunkt der medizinischen Berufe. Eine positive und weitreichende Identitfikation mit Technik lässt sich vorwiegend in den techniknahen Berufen feststellen, wobei die Eindeutigkeit jeweils in der Darstellung auch gebrochen wird, wenn etwa die Technikfaszination auf Ärzteseite und Formen der Abwehr etwa bei den technikaffinen Ingenieuren zu beobachten ist. Es zeigte sich ebenfalls, dass mit fortschreitendem Veralltäglichungsprozess eine weitgehende Ablehnung von (Computer-)Technik im Alltag zunehmend schwieriger zu begründen ist, bzw. eine akzeptable Begründung zunehmend eines „großen“ ideologischen Apparates bedarf.

Die berufliche Orientierung erwies sich für die biographische Darstellung als besonders wichtig. Sowohl in der Verarbeitung gemachter Erfahrungen als auch im Hinblick auf die Zukunft der eigenen Berufsbiographie gehört die Positionierung gegenüber bzw. die Einordnung von Computerkenntnissen und – erfahrungen zu den wichtigen Aspekten. Anschließend an das, was in der Erforschung gegenwärtiger Arbeitskulturen als Subjektivierung diskutiert wird, lässt sich zeigen, dass vor allem der Wunsch nach zu erwerbenden Computerkenntnissen im Alltag mit beruflichem Erfolg verknüpft wird. Gleichzeitig bewirkt die zunehmende Ausdifferenzierung und Dynamisierung von möglichen Wissensbeständen, dass auch Auseinandersetzung und Positionierung kompexer und schwieriger werden.

5.3. Erzählstrategien – rhetorische Figuren des Technikumgangs

Als analytische Zugriffsmöglichkeit, um vergleichbare Muster aus dem heterogenem Interviewmaterial herauszufiltern, erwies sich das Modell der rhetorischen Figuren als gangbarer Weg. Vor allem die Deutungsfiguren der Mensch-Maschine-Interaktion, also die Versprachlichung der alltäglichen Erfahrungen im Umgang mit dem Computer zeigte, wie diese als Orientierungs- und Reduktionsmöglichkeiten dabei funktionieren, mit der je eigenen Herausforderung umzugehen, Technik und technischen Wandel in das Bild der eigenen Biographie zu integrieren. Diese alltäglichen Deutungsmuster lassen sich jenseits der biographischen Ebene als kulturelle Absicherungen begreifen, mit denen die präsente Erfahrung ständiger technischer Neuerungen bewältigt und verarbeitet werden kann. Anhand einzelner Deutungsmuster konnte gezeigt werden, wie diese in alltäglichen Zusammenhängen funktionieren und wie das Umgehen mit Technik sinnhaft interpretiert wird. Sichtbar werden so die Aushandlungsprozesse und Deutungsspielräume von Technik im Alltag. Die rhetorischen Figuren liefern den Alltagsakteuren auf der sprachlichen Ebene die Möglichkeit, Technikkritik im Alltag zu äußern, etwa indem Nachweise geführt werden, dass der Technikeinsatz nicht immer sinnvoll ist oder Lösungen versprochen werden, die nicht eingehalten werden können.

Die geäußerte Kritik etwa an der scheinbaren Rationalität technischer Lösungen oder die Einsichten in die Wesenhaftigkeit des Computers sind in diesem Sinne zu verstehen. Diese immer wiederkehrenden Argumentationen stellen der Logik der Technik eine *andere* Logik der Techniknutzer zur Seite bzw. gegenüber. Anschließend an Michel de Certeaus Trennung von Handlungen in Strategien und Taktiken lassen sich so vor allem diese kritischen Auseinandersetzungen im Sinne der Taktiken verstehen. Dabei entsteht der Eindruck, dass angesichts des schnellen technischen Wandels die rhetorischen Figuren relativ stabil bleiben, gewissermaßen Bestandteil eines Technikbewusstseins sind, auf das Bezug genommen werden darf.[473]

Die Auswertung nach rhetorischen Figuren zeigt zudem, dass sich objektivierbare äußere Faktoren, wie etwa die Einordnung nach bestimmten Technik-Generationen, relativieren, wenn etwa bei den älteren Interviewten der Wunsch erkennbar ist, Computerkenntnisse erwerben zu wollen oder es einen spielerischen Umgang mit Vorstellungen des sozial jeweils angemessenen Technikumgangs gibt. Diese Zwischentöne im Technikumgang und bei der Bewertung von Technik werden tatsächlich über biographische Erhebungsverfahren zugänglich und sichtbar.

Auf einer weiteren Ebene lässt sich die Frage anschließen, inwieweit sich über die am Nutzer orientierte Alltagsperspektive Rückschlüsse und Ergänzungen über die kulturwissenschaftliche Bestimmung eines technischen Artefakts ziehen lassen. Über den an der Akteur-Netzwerk-Theorie geschulten Blick, mit dem die Prozesse der Aushandlung zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren analysiert werden können, wurde die soziale Seite des Computer als Möglichkeitstechnik- und medium, dessen tatsächliche Nutzung über Sinnzuweisungen und Sinnabwehr im Alltag funktioniert, thematisiert. Auch hier gibt die Perspektive der rhetorischen Figuren Aufschluss über die Herausbildung von sozialen Eigenschaften die dem Computer zugeschrieben werden. Diese Verhandlung der sozialen Eigenschaften wurde etwa in einigen Deutungsfiguren der Mensch-Maschine-Interaktion besonders deutlich. Anthropomorphisierungen oder Sucht- und Verführungsqualitäten sind Zuschreibungen, die vor allem etwas über die sozialen und kulturellen Eigenschaften der Technik Computer aussagen und die als soziale Übereinkünfte verstanden werden können. Diese Deutungen auf der Wesensebene des Computers haben vor allem auch eine entlastende und einpassende Funktion für den Technikumgang, wenn Technik so aus Nutzersicht nicht vollständig rational agiert oder nicht in Gänze zu verstehen ist.

[473] Auch wenn die Beweisführung für diese These schwierig erscheint, lassen sich doch Indizien finden. Die Deutungen des technischen Wandels in den Interviews etwa basieren auf der Vorstellung wiederkehrender Entwicklungsstadien im Technisierungsprozess.

5.4. Alltagswissen über Technik: Differenzieren, Orientieren, Bewerten

Vor allem mit der Frage nach dem Computer als soziale und kulturelle „Difference Engine“ wurde deutlich, welche Bedeutung ein alltägliches Orientierungswissen über den Computer im Alltag hat. Hier erwiesen sich vor allem die in vielen Interviews benutzten Generationenvergleiche als wichtig, um Differenzen in der Computernutzung alltagsweltlich zu erklären. Diese weitreichende offenbar allgemein vorhandene Ansicht wird vor dem Hintergrund des offenen und breiten Samples besonders relevant und zeigt, dass die sozialen und kulturellen Bilder der Techniknutzung wichtige Bestandteile eines alltäglichen Technikumgangs sind. So zeigten etwa die wiederkehrenden Bilder des Computerfreaks, wie die vereinfachende Zuschreibung von Kompetenzen des Technikumgangs an bestimmte – hier eher problematische – soziale Eigenschaften gekoppelt wird.

Trotzdem ist auch der Blick auf den Zusammenhang zwischen allgemeineren Deutungen und soziokulturellen Hintergrund mit Hilfe eines biographischen Ansatzes wichtig. Hier zeigt sich, dass sich diese vorwiegend über Milieus und damit verbundene berufliche Orientierungen definieren und weniger etwa über die Objektivierung des Geschlechts oder generationellen Einordnungen. Der enge Zusammenhang zwischen Lebensentwurf, Technikbildern und Berufsvorstellungen zeigte sich etwa bei den sechs interviewten Abiturienten. Die relativ genauen Vorstellungen eines künftigen Berufes und damit verbundener Werte entlief durchaus entlang einer Trennlinie, die sich als Einstellung zur Technik beschreiben lässt. Auch die im Sample berücksichtigten Berufscluster bestätigen tendenziell diese Einschätzung.

Das Orientierungswissen ist als wichtige Möglichkeit zu verstehen, mit Technik in einem alltäglichen Sinne zurecht zu kommen, Komplexitäten zu verarbeiten und Komplexität zu reduzieren. Mit diesen Strategien der Vereinfachung können kommunikativ parallel vorhandene Wissensbestände mehr oder minder deutlich ausgeblendet werden.

Mit Blick auf den allgemeinen Diskurs über die Wissensgesellschaft zeigt sich anhand der erhobenen Interviewmaterialien, dass auf dem Weg in den Alltag technisches Wissen Transformationen, Ergänzungen und Veränderungen erfährt. Dieses gerät als praktisches Wissen in die „Mangel der Praxis“ und wird nicht nur auf der Ebene des Umgehens wichtig, sondern erhält auch auf der Ebene der Technikdeutung durch die „Experten des Alltags“ eine wichtige Bedeutung.[474]

[474] Hörning, Experten des Alltags, wie Anm. 42, S. 91.

5.5. Perspektiven der Veralltäglichung

Aus volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Sicht lässt sich die Frage nach der Veralltäglichung von Technik als weitere zentrale Perspektive verstehen. Mit Blick auf die biographische Erfahrung kann so aufgezeigt werden, wie die Einübung von kulturellen Praxen, die Akzeptanz bestimmter Nutzungsformen, aber auch die Herausbildung der Akzeptanz von Deutungen und Bedeutungszuschreibungen an technischen Artefakte sich deutend vollzieht. Wichtig für diese an einer Erfahrungsgeschichte der Technik angelehnte Perspektive ist, dass konkretes eigenens Erfahren und Erleben ebenso berücksichtigt wird wie allgemeinere Einschätzungen und Diskurse über Computer.

In einem weiteren Sinne geben die Zusammenhänge zwischen erzählter Biographie und Technikerlebnissen Aufschlüsse über den Veralltäglichungsprozess. Indem bestimmte technische Artefakte und Entwicklungsstände etwa als „veraltet“ eingeordnet werden, werden sie einer bestimmten zeitlichen Periode zugeschrieben und historisiert. Damit wird gleichzeitig deutlich gemacht, dass einerseits dieser Abschnitt biographisch abgeschlossen ist, andererseits aber auch Kenntnisse über diese Zeit „verarbeitet“ und abrufbar sind. Kenntnisse über Technikgeschichte gehören in diesem Sinne zum Bestand biographischen Wissens. In vielen der Interviews wurde dies als ein Bewusstsein von Zeitschnitten und Entwicklungen der Computertechnik deutlich. Gewählte Ausdrücke, um etwa ältere Computer zu beschreiben, betonen häufig die technische Entwicklung und verweisen so gleichzeitig auf den gegenwärtigen Stand der Technik als Bezugspunkt. Diese Periodisierungen durch die Interviewpartner reflektieren die Abfolge der technischen Innovationen und die Wahrnehmung technischer „Innovationssprünge“.

In diesem Sinne lässt sich auch beobachten, wie Zeitabschnitte mit dem jeweils technischen Stand gleichgesetzt werden und wie bestimmte Computertechniken symbolisch für bestimmte Zeiten stehen. Aussagen, in denen eigene Computer zeitlich kontextualisiert wurden („da hatte ich noch den 386er“) oder auf allgemeine Zustände Bezug nehmen („da war gerade das Amiga-Feuer am Laufen“) verdeutlichen dies. Dies lässt sich als Umgangsstrategie mit dem schnellen technischen Wandel, dem damit verbundenen Veränderungen aber auch dem Veralten vorhandener Artefakte und Medien begreifen.

Mit Blick auf die Erinnerungen an und die Erinnerbarkeit von Computern lassen sich einige markante Bereiche feststellen, die hierfür wichtig sind. Erste eigene Erfahrungen mit Computern standen häufig in Zusammenhang mit dem Heimcomputerboom in den frühen 1980er Jahren. Dieser steht in der Wahrnehmung für die großen Entwicklungssprünge, etwa indem betont wird, dass mit diesen Computern kaum sinnvoll erachtete Nutzungen möglich waren.

6. Literatur

Arns, Inke: Netzkulturen. Hamburg 2002.

Auer, Peter: Sprachliche Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern. Tübingen 1999.

Bachmann-Medick, Doris: „Writing Culture“ - ein Diskurs zwischen Ethnologie und Literaturwissenschaft. In: KEA - Zeitschrift für Kulturwissenschaft 4 (1992). S.1-20.

Bahl, Anke: Zwischen On- und Offline. Identität und Selbstdarstellung im Internet. Münster 1997.

Bahrdt, Hans Paul: Identität und biographisches Bewußtsein. Soziologische Überlegungen zur Funktion des Erzählens aus dem eigenen Leben für die Gewinnung und Reproduktion von Identität. in: Brednich, Rolf-Wilhelm u.a. (Hg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Freiburg 1982. S.18-44.

Bartels, Inken: Generation X. Zum inflationären Gebrauch des Begriffes »Generation« im aktuellen Mediendiskurs. In Vokus. Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Schriften. 11 (2/2001). S. 44-73.

Baßler, Moritz: Der Deutsche Pop-Roman. Die neuen Archivisten. München 2002.

Baudrillard, Jean: Das System der Dinge. Über unser Verhalten zu den alltäglichen Gegenständen. Frankfurt a.M. / New York 1991.

Bausinger, Hermann: Strukturen des alltäglichen Erzählens. In: Fabula 1 (1958). S. 239-254.

Bausinger, Hermann: Alltägliches Erzählen. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Bd. 1, Berlin / New York 1977. Sp. 323-330.

Bausinger, Hermann: Technik im Alltag. Etappen der Aneignung. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981). S. 227-242.

Bausinger, Hermann: Alltag, Medien, Technik. In: Pross, Harry / Rath, Claus-Dieter (Hg.): Rituale der Medienkommunikation. Gänge durch den Medienalltag. Berlin 1983. S.24-36.

Bausinger, Hermann: Volkskultur in der technischen Welt. 2. Aufl., Frankfurt a.M./ New York 1986.

Bausinger, Hermann: Vom Jagdrecht auf Moorhühner. Anmerkungen zur kulturwissenschaftlichen Medienforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 97 (2001). S.1-14.

Beck, Stefan: Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte. Berlin 1997 (= Zeithorizonte, Bd.4).

Beck, Stefan: Rekombinante Praxen. Wissensarbeit als Gegenstand der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 96 (2000). S. 218-246.

Beck, Stefan: Media.practices@culture. Perspektiven einer Kulturanthropologie der Mediennutzung. In: Ders. (Hg.): Technogene Nähe. Ethnographische Studien zur Mediennutzung im Alltag. Münster 2000. S. 9-17.

Bendix, Regina: Amerikanische Folkloristik. Eine Einführung. Berlin 1995.

Bendix, Regina: Zwischen Chaos und Kultur. Zur Ethnographie des Erzählens im ausgehenden 20. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Volkskunde 92 (1996). S. 169-184.

Berger, Peter L. / Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. 5. Aufl. Frankfurt a.M. 1996.

Berger, Peter: Computer und Weltbild. Habitualisierte Konzeptionen von der Welt der Computer. Wiesbaden 2001.
Bergmann, Jörg R.: Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion. Berlin / New York 1987.
Bergmann, Jörg R.: Haustiere als kommunikative Ressource. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Kultur und Alltag. Göttingen 1988. S. 299-312. (= Sonderband 6 der Zeitschrift „Soziale Welt")
Bergmann, Jörg R.: Authentisierung und Fiktionalisierung in Alltagsgesprächen. In: Willems, Herbert / Jurga, Martin (Hg.): Inszenierungsgesellschaft. Opladen 1998. S. 107-123.
Blank, Lucia: Technik im Alltag. Das Computerspiel unter praxistheoretischer Perspektive. Unveröffentlichte Seminararbeit, Universität Kiel, 2004.
Bleicher, Joan: Mediengeschichte des Fernsehens. In: Schanze, Helmut (Hg.): Handbuch der Mediengeschichte. Stuttgart 2001. S. 490-518.
Böhm, Wolfgang / Wehner, Josef: Der symbolische Gehalt einer Technologie. In: Rammert, Werner (Hg.): Computerwelten – Alltagswelten. Wie verändert der Computer die soziale Wirklichkeit? Opladen 1990. S. 105-129.
Bonfadelli, Heinz: Medienwirkungsforschung 1. Grundlagen und theoretische Perspektiven. Konstanz 2004.
Bourdieu. Pierre u.a.: Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie. Frankfurt a.M. 1981.
Bourdieu. Pierre: Die feinen Unterschiede. Zur Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M. 1987.
Brandes, Uta: Beziehungskiste und Geschlechterdifferenz. In: Rammert, Werner (Hg.): Computerwelten – Alltagswelten. Wie verändert der Computer die soziale Wirklichkeit? Opladen 1990. S. 162-171
Braun, Holger: Soziologie der Hybriden. Über die Handlungsfähigkeit technischer Agenten. Technical University Technology Studies. Berlin 2000.
Braun, Ingo: Technik-Spiralen. Vergleichende Studien zur Technik im Alltag. Berlin 1993.
Brednich, Rolf Wilhelm: Die Ratte am Strohhalm. Allerneueste sagenhafte Geschichten von heute. München 1996.
Brose, Hanns-Georg / Hildenbrand, Bruno: Biographisierung von Erleben und Handeln. In: Dies. (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen 1988. S. 11-30.
Buchner, Jutta: Technik und Erinnerung. Zur symbolischen Bedeutung von Technik in lebensgeschichtlichen Erinnerungsschilderungen. In: Brednich, Rolf Wilhelm/ Schmitt, Heinz (Hg.): Symbole - Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. Münster u.a. 1997. S.195-206.
Buchner-Fuhs, Jutta: Technik und Geschlecht. In: Hengartner, Thomas / Rolshoven, Johanna (Hg.): Technikkultur. Formen der Veralltäglichung von Technik - Technisches als Alltag. Zürich 1998. S.51-80.
Bude, Heinz: Lebenskonstruktionen als Gegenstand der Biographieforschung. In: Jüttemann, Gerd / Thomae, Hans (Hg.): Biographische Methoden in den Erfahrungswissenschaften. Weinheim 1998. S. 247-258.
Bühl, Achim: Die virtuelle Gesellschaft. Ökonomie, Politik und Kultur im Zeichen des Cyberspace. Opladen 1997.

Busch, Albert: Computerwortschatz im Gegenwartsdeutsch. In: Wengeler, Martin (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Hildesheim / Zürich / New York 2003. S. 180-196. (= Germanistische Linguistik 169/170).
Buschmann, Nikolaus / Carl, Horst: Zugänge zur Erfahrungsgeschichte des Krieges: Forschung, Theorie, Fragestellung. In: Dies. (Hg.): Die Erfahrung des Krieges: Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg. Paderborn u.a. 2001. S. 11-26.
Canning, Kathleen: Problematische Dichotomien. Erfahrung zwischen Narrativität und Materialität. In: Historische Anthropologie 10 (2002). S. 163-182.
Certeau, Michel de: Kunst des Handelns. Berlin 1988.
Chaos Computer Club Hamburg (Hrsg.): Die Hackerbibel Teil 1. Lörrach 1985.
Ching, Lisa: »Anarchy Online« Ein virtuelles Rollenspiel. In: Vokus. Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Schriften 14 (?/2004). S. 135-149.
Collmer, Sabine: Frauen und Männer am Computer. Aspekte geschlechtsspezifischer Technikaneignung. Wiesbaden 1998.
Collmer, Sabine: Computerkultur und Geschlecht: Die Aneignung des Computers bei Frauen und Männern. In: Schachtner, Christina (Hg.): Technik und Subjektivität. Das Wechselverhältnis zwischen Mensch und Computer aus interdisziplinärer Sicht. Frankfurt a.M. 1997. S. 149-168.
Coupland, Douglas: Microsklaven [Roman]. Hamburg 1996.
Daniel, Ute: Die Erfahungen der Geschlechtergeschichte. In: Bos, Marguérite / Vincenz / Wirz, Tanja (Hg.): Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte. Beiträge der 11. Schweizer HistorikerInnentagung. 2004. S. 59-69.
Daniel, Ute: Erfahren und verfahren. Überlegungen zu einer künftigen Erfahrungsgeschichte. In: Flemming, Jens / Puppel, Pauline / Troßbach, Christina / Vanja, Ortrud / Wörner-Heil (Hg.): Lesarten der Geschichte: Ländliche Ordnungen und Geschlechterverhältnisse Festschrift für Heide Wunder zum 65. Geburtstag. Kassel 2004. S. 9-33.
Dauskardt, Michael / Gerndt, Helge (Hg.): Der industrialisierte Mensch. Vorträge des 28. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Hagen vom 7. bis 11.Oktober 1991. Münster 1993.
Degele, Nina: Einführung in die Techniksoziologie. München 2002.
Deppermann, Arnulf: Desiderata einer gesprächsanalytischen Argumentationsforschung. In: Ders. / Hartung, Martin (Hg.): Argumentieren in Gesprächen. Gesprächsanalytische Studien. Tübingen 2003. S. 10-26.
Döring, Nicola: Einsam am Computer? Sozialpsychologische Aspekte der USENET Community. In: Schönleber, Claus (Hg.): 2. Kieler Netztage. Kiel 1994. S. 7-38.
Dorer, Johanna: Das Internet und die Genealogie des Kommunikationsdispositivs. Ein medientheoretischer Ansatz nach Foucault. In: Hepp, Andreas / Winter, Rainer (Hg.): Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse, 2. Aufl. Opladen 1999. S.295-306.
du Gay, Paul, u.a.: Doing Cultural Studies: the story of the Sony Walkman. London 1997.
Eckert, Roland: Auf digitalen Pfaden. Die Kulturen von Hackern, Programmierern, Crackern und Spielern. Opladen 1991.

Eco, Umberto: Ein neuer Heiliger Krieg: Mac gegen Dos. In: Ders.: Sämtliche Glossen und Parodien. München / Wien 2002. S. 487-488.
Egbringhoff, Julia / Kleemann, Frank / Matuschek, Ingo / Voß, Günter G.: Bildungspolitische und bildungspraktische Konsequenzen der Subjektivierung von Arbeit. Arbeitsbericht der Akademie für Technikfolgenabschätzung in Baden-Württemberg. Stuttgart 2003.
Endres, Bianca: Die analytische Maschine. In: Kurt Stadelmann / Rolf Wolfensberger / Museum für Kommunikation (Hg.): Wunschwelten. Geschichten und Bilder zur Kommunikation und Technik. Zürich 2000. S. 24.
Engelhardt, Michael von: Biographie und Identität. Die Rekonstruktion und Präsentation von Identität im mündlichen autobiographischen Erzählen. In: Sparn, Walter (Hg.): Wer schreibt meine Lebensgeschichte? Biographie, Autobiographie, Hagiographie und ihre Entstehungszusammenhänge. Gütersloh 1990. S.197-247.
Erikson, Erik H.: Identität und Lebenszyklus. 7.Aufl., Frankfurt a. M. 1981.
Faßler, Manfred: Mediale Interaktion: Speicher, Individualität, Öffentlichkeit. München 1996.
Faßler, Manfred: Was ist Kommunikation? München 1997.
Faßler, Manfred: Netzwerke. Einführung in die Netzstrukturen, Netzkulturen und verteilte Gesellschaftlichkeit. München. 2001.
Feibel, Thomas: Killerspiele im Kinderzimmer. Was wir über Computer und Gewalt wissen müssen. Düsseldorf 2004.
Fischer, Wolfram / Kohli, Martin: Biographieforschung. In: Voges, Wolfgang (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen 1987. S. 25-50.
Fischer-Rosenthal, Wolfram: Melancholie der Identität und dezentrierte biographische Selbstbeschreibung. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung 12 (1999). S. 143-168.
Fiske, John: Wie ein Publikum entsteht. Kulturelle Praxis und Cultural Studies. In: Hörning, Karl-Heinz. / Winter, Rainer (Hg.): Widerspenstige Kulturen: Cultural Studies als Herausforderung. Frankfurt a.M. 1999. S. 238-263.
Flessner, Bernd: Fernsprechen als Fernsehen. Die Entwicklung des Bildtelefons und der Bildtelefonprojekte der Deutschen Reichspost. In: Ders. / Bräunlein, Jürgen (Hg.): Der sprechende Knochen. Perspektiven von Telefonkulturen. Würzburg 2000. S. 29-46.
Flick, Uwe: Psychologie des technisierten Alltags. Soziale Konstruktion und Repräsentation des technischen Wandels. Opladen 1996.
Fohler, Susanne: Technikтheorien. Der Platz der Dinge in der Welt des Menschen. München 2003.
Franck, Georg: Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf. Wien 1998.
Friedewald, Michael: Der Computer als Werkzeug und Medium. Berlin/ Diepholz 1999. (= Aachener Beiträge zur Wissenschafts- und Technikgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bd.3).
Frisch, Max: Homo Faber. Ein Bericht. Frankfurt a.M. 1976. [Roman].
Fuchs-Heinritz, Werner: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, 2. Aufl., Wiesbaden 2000. (= Hagener Studientexte zur Soziologie).
Füßl, Wilhelm (Hg.): Biographie und Technikgeschichte. (= BIOS Sonderheft 1998).
Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kulturelle Systeme. Frankfurt am Main 1983.

Glaser, Barney / Strauss, Anselm S.: Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern u.a. 1998.
Goffman, Erving: Wir spielen alle Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München 1991.
Greverus, Ina-Maria: Alltag und Alltagswelt: Problemfeld oder Spekulation im Wissenschaftsbetrieb. In: Zeitschrift für Volkskunde 79 (1983). S. 1-14.
Greverus, Ina-Maria: Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie. Frankfurt a.M. 1987.
Gröndahl, Boris: Hacker. Hamburg 2000.
Grossberg, Larwence: Alltag. In: Hügel, Hans-Otto (Hg.): Handbuch populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen. Stuttgart / Weimar 2004. S. 103-109.
Gunzenhäuser, Randi: Computerspiele als Herausforderung an die Wissenschaften. In: Keitel, Evelyne / Süß. Gunter / Ders. / Hahn, Angela (Hg.): Computerspiele – Eine Provokation für die Kulturwissenschaften? Lengerich 2003. S. 107-113.
Gyr, Ueli: Kulturale Alltäglichkeit in gesellschaftlichen Mikrobereichen. Standpunkte und Elemente der Konsensdebatte. In: Burckhardt-Seebass, Christine (Hg.): Zwischen den Stühlen fest im Sattel. Eine Diskussion um Zentrum, Perspektiven und Verbindungen des Faches Volkskunde. Göttingen 1997. S.13-19.
Habscheid, Stephan / Holly, Werner: Sprechen vor dem Computer. In: Boehnke, Klaus / Döring, Nicola (Hg.): Neue Medien im Alltag. Die Vielfalt individueller Nutzungsweisen. Lengerich 2001. S. 176-195.
Hahn, Alois: Identität und Selbstthematisierung. in: Ders. / V.Kapp (Hg.): Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis. Frankfurt am Main. S.7-24.
Hajdu, Frank: Nerds - Mediale Figur, Stereotyp und sozialer Typus. Die Nerd-Konstruktion und ihre Rolle in der Gegenwartskultur. (unveröff. Magisterarbeit, Institut für Europäische Ethnologie), Berlin 2004.
Hall, Stuart: Kodieren/Dekodieren. In: Bromley, Roger / Götlich, Udo / Winter, Carsten (Hg.): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung. Lüneburg 1999. S. 92-110.
Hampel, Jürgen / Mollenkopf, Heidrun / Weber, Ursula / Zapf, Wolfgang: Alltagsmaschinen. Die Folgen der Technik in Haushalt und Familie. Berlin 1991.
Haraway, Donna: Ein Manifest für Cyborgs. Feminsmus im Streit mit den Technowissenschaften. In: Hammer, Carmen / Stiess, Immanuel (Hg.): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt a.M. / New York 1995, S.33-72.
Hashagen, Ulf: Vom Elektronengehirn zum PC und zurück. Eine kurze Geschichte des Computers. In: Christopher Österreich/ Vera Losse (Hg.): Immer wieder Neues. Wie verändern Erfindungen die Kommunikation. Heidelberg 2002. S. 91-102. (=Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation, Bd. 15).
Haussmann, Margot / Hettich, Cormelia: Geschlechterunterschiede beim Zugang zu neuen Technologien. Eine empirische Studie zur Gestaltung von Schulungsmaßnahmen am Personalcomputer. Tübingen 1995.
Heidrich, Hermann: Von der Ästhetik zur Kontextualität: Sachkulturforschung. In: Göttsch, Silke / Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin / Hamburg 2001. S. 33-55.

Hengartner, Thomas / Rolshoven, Johanna: Technik - Kultur - Alltag. In: Dies. (Hg.): Technikkultur. Formen der Veralltäglichung von Technik - Technisches als Alltag. Zürich 1998. S. 17-49.
Hengartner, Thomas: Telephon und Alltag. Strategien der Aneignung und des Umgangs mit der Telephonie. In: Ders. / Rolshoven, Johanna (Hg.): Technikkultur. Formen der Veralltäglichung von Technik - Technisches als Alltag. Zürich 1998. S. 245-262.
Hengartner, Thomas: Vom Erfahren, Erleben und Deuten einer technischen Welt. Dimensionen kulturwissenschaftlicher Technikforschung. Unveröffentlichtes Vortragsskript. 2000.
Hengartner, Thomas: Volkskundliches Forschen im, mit dem und über das Internet. In: Göttsch, Silke / Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001. S.187-211.
Hengartner, Thomas: Zur Ordnung von Raum und Zeit. Volkskundliche Anmerkungen. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 98 (2002). S. 27-39.
Hengartner, Thomas: Zur „Kultürlichkeit“ von Technik. Ansätze kulturwissenschaftlicher Technikforschung. In: Schweizerische Akademie der Geisteswissenschaften (Hg.): Technikforschung zwischen Reflexion und Dokumentation. Referate der Herbsttagung im November 2003. Bern 2005. S. 39-57.
Hepp, Andreas: Cultural Studies und Medienanalyse. Eine Einführung. Opladen 1999.
Herlyn, Gerrit: Technik-Utopien als Zeitspiegel. In: Vokus. Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Schriften 9 (1999/2). S.114-127. [http:// www.-uni-hamburg.de/Wiss/FB/09/VolkskuI/Texte/Vokus/1999-2/herlyn.html].
Herlyn, Gerrit: „Forest an Sternenstaub...“ Partnerfindung diesseits und jenseits virtueller Welten. In: Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur 15 (2/2000). S. 16-21.
Herlyn, Gerrit: Partnersuche im Internet – Mediale Mythenbildung und Aneignungserfahrungen einer alltäglichen Kommunikationstechnik. In: Kommunikation@Gesellschaft 2 (2001).
Herlyn, Gerrit: Computeraneignungen. Technischer Wandel als alltägliche Erfahrung. In: Österreich, Christopher / Losse, Vera (Hg.): Immer wieder Neues. Wie verändern Erfindungen die Kommunikation. Heidelberg 2002. S. 115-124. (=Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation, Bd. 15).
Herlyn, Gerrit: Stabilisierende und destabilisierende Wirkungen alltäglicher Technikerfahrungen im Spiegel biographischer Selbstdeutungen. In: Institut für Wissenschafts- und Technikforschung (Hg.): !!! Universität Bielefeld, 2002. S. 52-66. [http://archiv.ub.uni-bielefeld.de/kongresse/technikidentitaet/Herlyn.pdf].
Herlyn, Gerrit: Die erreichbaren Abwesenden. Mobile Telefonie in der Schweiz. In: Museum für Kommunikation / Stadelmann, Kurt / Hengartner, Thomas (Hg.): Telemagie. 150 Jahre Telekommunikation in der Schweiz. Zürich 2002. S. 170-198.
Herlyn, Gerrit / Overdick, Thomas: Kassettengeschichten. Von Menschen und ihren Mixtapes. In: Dies. (Hg.): Kassettengeschichten. Von Menschen und ihren Mixtapes. Münster u. a. 2003. S. 6-11. (= Studien zur Alltagskultur, Bd. 3).
Herlyn, Gerrit: Der Computer, das nicht-menschliche Wesen? Zur Veralltäglichung einer komplexen Technik. In: Göttsch, Silke / Köhle-Hezinger, Christel (Hg.): Komplexe Welt – Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung. Münster u.a. 2003. S. 133-141.

Herlyn, Gerrit: Die andere Seite der Informationsgesellschaft. Zur privaten Nutzung des Internet am Arbeitsplatz. In: Hirschfelder, Gunther / Huber, Birgit (Hg.): Die Virtualisierung der Arbeit. Zur Ethnographie neuer Arbeits- und Organisationsformen. Frankfurt a.M. / New York 2004. S. 273-288.
Herlyn, Gerrit: Rhetorische Figuren der Technikdeutung. In: Hengartner, Thomas / Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Berlin / Hamburg 2005. S. 409-428.
Herlyn, Gerrit: Zur biographischen Deutung beruflicher Krisenerfahrungen. In: Seifert, Manfred (Hg.): Arbeitsleben und biographische (Um-) Brüche in der späten Moderne. 2007. S. 167-182.
Hessler, Alexandra: Existenzgründer als Leitbild. Zum Umgang mit einem Erfolgsmodell der modernen Arbeitswelt. Münster u.a. 2004.
Hettlage, Robert: Identitätsmanagement. Soziale Konstruktionsvorgänge zwischen Rahmung und Brechung. In: WeltTrends 15 (1997). S. 7-23.
Hickethier, Knut: Apparat – Dispositiv – Programm. Skizzen einer Programmtheorie am Beispiel des Fernsehens. In: Hickethier, Knut / Zielinski, Siegfried (Hg.): Medien/Kultur. Schnittstellen zwischen Medienpraxis und gesellschaftlicher Kommunikation. Berlin 1991. S. 421-447.
Hickethier, Knut: Einführung in die Medienwissenschaft. Stuttgart / Weimar 2003.
Hitzler, Ronald: Verstehen: Altagspraxis und wissenschaftliches Programm. In: Jung, Thomas / Müller-Doohm, Stefan (Hg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M. 1993. S. 223-240.
Höflich, Joachim: Das Handy als „persönliches Medium“. Zur Aneignung des Short Message System (SMS) durch Jugendliche. In: Kommunikation@Gesellschaft 2 (2001). [http//www.kommunikation-gesellschaft.de].
Höflich, Joachim: Einleitung: Mediatisierung des Alltags und der Wandel der Vermittlungskulturen. In: Ders. (Hg.): Vermittlungskulturen im Wandel. Brief- E-Mail – SMS. Frankfurt a.M. 2003. S. 7-20.
Hörning, Karl Heinz: Technik und Symbol. In: Soziale Welt 36 (1985). S. 186-207.
Hörning, Karl-Heinz: Technik im Alltag und die Widersprüche des Alltäglichen. In: Joerges, Bernward (Hg.): Technik im Alltag. Frankfurt a.M. 1988. S. 51-94.
Hörning, Karl-Heinz: Vom Umgang mit den Dingen. Eine techniksoziologische Zuspitzung. In: Weingart, Peter (Hg.): Technik als sozialer Prozeß. Frankfurt a.M. 1989. S. 90-127.
Hörning, Karl-Heinz / Daniela Ahrens / Anette Gerhard: Zeitpraktiken. Experimentierfelder der Spätmoderne. Frankfurt a. M. 1997.
Hörning, Karl-Heinz: Kulturelle Kollisionen. Die Soziologie vor neuen Aufgaben. In: Ders. / Winter, Rainer (Hg.): Widerspenstige Kulturen: Cultural Studies als Herausforderung. Frankfurt a.M. 1999. S. 84-115.
Hörning, Karl-Heinz / Dollhausen, Karin: Metamorphosen der Technik. Der Gestaltwandel des Computers in der organisatorischen Kommunikation. Opladen 1997.
Hörning, Karl-Heinz: Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens. Weilerswist 2001.

Hörning, Karl-Heinz / Reuter, Julia (Hg.): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld 2004.
Huber, Birgit: Inselwelt und Genlabor. Naturbilder in Computerspielen. In: Brednich, Rolf-Wilhelm / Schneider, Annette / Werner, Ute (Hg.): Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. Münster u.a. 2001. S. 491-506.
Huber, Birgit: Kombinierte Lebenserwerbsstrategien: Eine multilokale Ethnographie zur Verbindung von Arbeits- und Lebensplätzen. In: Schönberger, Klaus / Springer, Stefanie (Hg.): Subjektivierte Arbeit. Mensch, Organisation und Technik in einer entgrenzten Arbeitswelt. Frankfurt a.M. / New York 2003. S. 143-163.
Jeggle, Utz (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse. Tübingen 1984.
Jeggle, Utz: Alltag. In: Bausinger, Hermann / Jeggle, Utz / Korff, Gottfried / Scharfe, Martin (Hg.): Grundzüge der Volkskunde. 4.Auflage. Darmstadt 1999. S. 81-126.
Kammer, Manfred. Geschichte der Digitalmedien. In: Schanze, Helmut (Hg.). Handbuch der Mediengeschichte. Stuttgart 2001. S. 519-553.
Keupp, Heiner. u.a.: Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek 1999.
Kaschuba, Wolfgang: Einführung in die Europäische Ethnologie. München 1999.
Keppler, Angela: Beispiele in Gesprächen. Zu Form und Funktion exemplarischer Geschichten. In: Zeitschrift für Volkskunde 84 (1988). S. 39-57.
Keppler, Angela: Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien. Frankfurt a.M. 1994.
Kittler, Friedrich: Aufschreibesysteme 1800 – 1900. München 2003.
Kleemann, Frank: Informatisierung der Arbeit: Folgen für Arbeitsverhältnisse und subjektive Leistungen der Arbeitenden. In: Kommunikation@Gesellschaft 1 (2000), [www.kommunikation-gesellschaft.de].
Klein, Josef: Erklären und Argumentieren als interaktive Gesprächsstrukturen. In: Antos, Gerd / Brinker, Klaus / Heinemann, Wolfgang / Sager Sven F. (Hg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin / New York 2001. S. 1309-1329.
Kleinberger Günther, Ulla / Thimm, Caja: Soziale Beziehungen und innerbetriebliche Kommunikation: Formen und Funktionen elektronischer Schriftlichkeit in Unternehmen. In: Thimm, Caja (Hg.): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet. Opladen 2000. S.262-277.
Klingelstein, Marek: Crashkurs. Kind und Computerspiele Medien-Fit in 90 Minuten. Stuttgart 2005.
Knoblauch, Hubert: Einleitung: kommunikative Lebenswelten und die Ethnographie einer „geschwätzigen Gesellschaft“. In: Ders. (Hg.): Kommunikative Lebenswelten. Zur Ethnographie einer geschwätzigen Gesellschaft. Konstanz 1996. S. 7-30.
Knoblauch, Hubert: Arbeit als Interaktion. Informationsgesellschaft, Postfordismus und Kommunikationsarbeit. In: Soziale Welt 47 (1996). S. 344-362.
Knoblauch, Hubert: Wissenssoziologie. Konstanz 2005.
König, Wolfgang: Technikgeschichte. In: Ropohl, Günter (Hg.): Erträge der interdisziplinären Technikforschung: eine Bilanz nach 20 Jahren. Berlin 2001. S. 231-243.

Köstlin, Konrad (Hg.): Umgang mit Sachen: zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs / 23. Deutscher Volkskunde-Kongress in Regensburg vom 6. - 11. Oktober 1981. Regensburg 1983.
Köstlin, Konrad: Der Alltag und das ethnographische Präsens. In: Ethnologia Europaea 21 (1991). S. 71-84.
Köstlin, Konrad: Lust auf`s Ganze. Die gedeutete Moderne oder die Moderne als Deutung. Volkskulturforschung in der Moderne. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 98 (1995). S. 255-275.
Köstlin, Konrad: Der Tod der Neugier, oder auch: Erbe – Last und Chance. In: Zeitschrift für Volkskunde 91 (1995). S. 47-64.
Kohli, Martin: Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie. In: Beck, Ulrich / Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt a.M. 1994. S. 307-315.
Kohli, Martin: Arbeit im Lebenslauf: Alte und neue Paradoxien. In: Kocka, Jürgen / Offe, Claus (Hg.): Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt a.M. 2000. S. 362-382.
Koller, Hans-Christoph: Biographie als rhetorisches Konstrukt. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 6 (1993). S. 33-45.
Kramer, Karl-Sigismund: Zum Verhältnis zwischen Ding und Mensch. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 58 (1962). S. 91-101.
Krotz, Friedrich: Die Mediatisierung kommunikativen Handelns: der Wandel von Alltag und sozialen Beziehungen, Kultur und Gesellschaft durch die Medien. Wiesbaden 2001.
Kuntz, Andreas: Erinnerungsgegenstände. Ein Diskussionsbeitrag zur volkskundlichen Erforschung rezenter Sachkultur. In: Ethnologia Europaea 29 (1990). S. 61-80.
Kurzweil, Ray: Homo S@piens. Leben im 21.Jahrhundert. Köln 1999.
Latour, Bruno: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Berlin 1995.
Latour, Bruno: Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften. Berlin 1996.
Latour, Bruno: Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökonomie. Frankfurt a.M. 2001.
Lehmann, Albrecht: Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag. In: Zeitschrift für Volkskunde 74 (1978). S. 198-216.
Lehmann, Albrecht: Familiengeschichten. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Bd. 4, Berlin / New York 1984. Sp. 323-330.
Lehmann, Albrecht: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt a. M. / New York 1983.
Lehmann, Albrecht (Hg.): Studien zur Arbeiterkultur. Münster 1984.
Lehmann, Albrecht: Rechtfertigungsgeschichten. Über eine Funktion des Erzählens eigener Erlebnisse im Alltag. In: Fabula 21/22 (1980/81). S. 56-69.
Lehmann, Albrecht: Der Schicksalsvergleich. Eine Gattung des Erzählens und eine Methode des Erinnerns. In: Bönisch-Brednich, Brigitte / Brednich, Rolf W. / Gerndt, Helge (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989. S. 197-207.

Lehmann, Albrecht: Zur Typsisierung alltäglichen Erzählens. In: Jung, Thomas / Müller-Doohm, Stefan (Hg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M. 1993. S. 430-437.
Lehmann, Albrecht: Bewußtseinsanalyse. In: Ders. / Göttsch, Silke (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001. S. 233-249.
Leithäuser, Thomas: Ordnendes Denken. Vom medialen Gebrauch des Personalcomputers. In: Schachtner, Christina (Hg.): Technik und Subjektivität. Das Wechselverhältnis zwischen Mensch und Computer aus interdisziplinärer Sicht. Frankfurt a.M. 1997. S. 69-85.
Lenk, Carsten: Die Erscheinung des Rundfunk. Einführung und Nutzung eines Mediums 1923-1932. Opladen 1997.
Lefèbvre, Henri: Kritik des Alltagslebens. München 1975.
Leu, Hans Rudolf: Computer in Familien – Schritte zur Einfügung des Computers in den Alltag. In: Rammert, Werner (Hg.): Computerwelten – Alltagswelten. Wie verändert der Computer die soziale Wirklichkeit? Opladen 1990. S. 130-143.
Lindner, Katharina / Wink, Stefan: Kids & Computerspiele. Eine pädagogische Herausforderung. Mainz 2002.
Lindner, Rolf: Zur kognitiven Identität der Volkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 90 (1987). S. 1-19.
Lindner, Rolf: Kulturtransfer. Zum Verhältnis von Alltags-, Medien und Wissenschaftskultur. In: Kaschuba, Wolfgang (Hg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie. Berlin 1995. S. 31-44.
Lindner, Rolf: „Lived Experience“ Über die kulturale Wende in den Kulturwissenschaften. In: Musner, Lutz / Wunberg, Gotthart / Lutter, Christina (Hg.): Cultural Turn. Zur Geschichte der Kulturwissenschaften. Wien 2001. S. 11-20.
Lindner, Rolf: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde 99 (2003). S. 177-188.
Lipp, Carola: Alltagskulturforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. Aufstieg und Niedergang eines interdisziplinären Forschungskonzepts. In: Zeitschrift für Volkskunde 89 (1993). S. 1-33.
Lischka, Konrad: Spielplatz Computer. Kultur, Geschichte und Ästhetik des Computerspiels. Heidelberg 2002.
Löchel, Elfriede: „Der hat mit mir gemacht, was er wollte“ - Aspekte einer Sozialpsychologie frauenspezifischer Ambivalenz gegenüber dem Computer. In: Leithäuser, Thomas u.a. (Hg.): Lust und Unbehagen an der Technik, Frankfurt 1991. S. 197-215.
Löchel, Elfriede: Inszenierungen einer Technik. Psychodynamik und Geschlechterdifferenz in der Beziehung zum Computer. Frankfurt a.M. / New York 1997.
Löffler, Klara: Zurechtgerückt. Der Zweite Weltkrieg als biographischer Stoff. Berlin 1999.
Lösch, Anja: Aneignung und Umgang Jugendlicher mit Internet und E-Mail. Hamburg 1998. (= unveröffentl. Magisterarbeit Universität Hamburg, Institut für Volkskunde).
Lucius-Hoene, Gabriele / Deppermann, Arnulf: Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Opladen 2002.

Lucius-Hoene, Gabriele / Deppermann, Arnulf: Narrative Identität und Positionierung. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 5 (2004). S. 166-183.
Luckmann, Thomas: Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. In: Neidhart, Friedhelm / Lepsius, Rainer M. / Weiss, Johannes (Hg.): Kultur und Gesellschaft 1986. S. 191-211. (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderband 27)
Luhmann, Niklas: Die Realität der Massenmedien. Opladen 1995.
Maase, Kaspar: Volkskundliches Sprechen als symbolische Praxis oder: Stimmen der Volkskundler in Tropen. In: Brednich, Rolf Wilhelm / Schmitt, Heinz (Hg.): Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. Münster u.a. 1997. S. 387-398.
Michel, Gabriele: Biographisches Erzählen – zwischen individuellem Erlebnis und kollektiver Geschichtentradition. Tübingen 1985.
Minois, Georges: Geschichte der Zukunft. Orakel Prophezeiungen Utopien Prognosen. Düsseldorf / Zürich 1998.
Morley, David: Bemerkungen zur Ethnographie des Fernsehpublikums. In: Bromley, Roger / Göttlich, Udo / Winter, Carsten (Hg.): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung. Lüneburg 1999. S.281-316.
Moser, Johannes: @fterming. Wirtschaftsanthropolgische Überlegungen zu Transformationsprozessen in einer Bergbaugemeinde in den Alpen. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 104 (2001). S. 137-162.
Nachez, Michel / Schmoll, Patrick: Gewalt und Geselligkeit in Online-Videospielen. In: Kommunikation@Gesellschaft 3 (2002).
Naumann, Hans: Grundzüge der deutschen Volkskunde. In: Lutz, Gerhard (Hg.): Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme. Berlin 1958. S. 102-107.
Noller, Peter / Paul, Gerd: Jugendliche Computerfans. Selbstbilder und Lebensentwürfe – eine empirische Untersuchung. Frankfurt a.M. / New York 1991.
Oldörp, Christine: Alltag mit verfließenden Rändern. In: Vokus. Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Schriften 13, Heft 2 (2001). S.74-101. [http://www.uni-hamburg.de/Wiss/FB/09/Volkskul/Texte/Vokus/2002-1/alltag.html.]
Ogburn, William F.: Kultur und sozialer Wandel. Ausgewählte Schriften. Neuwied 1969.
Plato, Alexander von: Erfahrungsgeschichte – Von der Etablierung der Oral History. In: Jüttemann, Gerd / Thomae, Hans (Hg.): Biographische Methoden in den Erfahrungswissenschaften. Weinheim 1998. S. 60-74.
Pongratz, Hans J.: Flexibilisierung der Arbeit und Patchwork-Biographien. In: DIE – Zeitschrift für Erwachsenenbildung. [http://www.diezeitschrift.de/12001/positionen3.htm.]
Postman, Neil: Das Verschwinden der Kindheit. Frankfurt a.M. 1987.
Postman, Neil: Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie. Frankfurt a.M. 1985.
Rammert, Werner: Computerwelten – Alltagswelten. Von der Kontrastierung zur Variation eines Themas. In: Ders. (Hg.): Computerwelten – Alltagswelten. Wie verändert der Computer die soziale Wirklichkeit? Opladen 1990, S. 13-26.
Rammert, Werner: Technik aus soziologischer Perspektive 2. Kultur – Innovation – Virtualität. Wiesbaden 2000.
Rammert, Werner u.a.: Vom Umgang mit Computern im Alltag: Fallstudien zur Kultivierung einer neuen Technik. Opladen 1991.

Rammert, Werner: Mit dem Computer zu Hause in den „digitalen“ Alltag. In: Meyer, Sibylle / Schulze, Eva (Hg.): Technisiertes Familienleben. Blick zurück und nach vorn. Berlin 1993. S.277-296.
Rammert, Werner / Schulz-Schaefer, Ingo: Technik und Handeln. Wenn soziales Handeln sich auf menschliches Verhalten und technische Abläufe verteilt. In: Dies. (Hg.): Können Maschinen handeln ? Soziologische Beiträge zum Verhältnis von Mensch und Technik. Frankfurt a. M. 2002. S. 11-64.
Reckwitz, Andreas: Zur Transformation der Kulturtheorien. Weilerswist 2000.
Reckwitz, Andreas: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie. 32 (2003). S. 282-301.
Rehbein, Jochen: Beschreiben, Berichten und Erzählen. In: Ehlich, Konrad (Hg.): Erzählen in der Schule. Tübingen 1984. S. 67-124.
Risi, Martin / Sommerau, Andri / Suter, Daniel / Tobler, Beatrice: Das Hirn in der Kiste. Zum Verhältnis von Technik und Subjekt in der virtuellen Welt der Computerspiele. In: Hengartner, Thomas / Rolshoven, Johanna (Hg.): Technikkultur. Formen der Veralltäglichung von Technik - Technisches als Alltag. Zürich 1998. S. 263-290.
Rötzer, Florian: Konturen der ludischen Gesellschaft im Computerzeitalter. Vom Homo ludens zum ludo globi. In: Ders. (Hg.): Schöne neue Welten? Auf dem Weg zu einer neue Spielkultur. München 1995. S. 171-215.
Rötzer, Florian: Digitale Weltentwürfe. Streifzüge durch die Netzkultur. München / Wien 1998.
Rosenfeld, Uta: »Auto, Leben und mehr«. Alltäglichkeit und Genuss von Automobilität. In: Hengartner, Thomas / Rolshoven Johanna (Hg.): Technik - Kultur. Formen der Veralltäglichung von Technik - Technisches als Alltag. Zürich 1998. S. 143-181.
Roth, Klaus: „Sie mögen überrascht sein, diesen Brief von mir zu erhalten“. Phantastische E-Mail-Geschichten mit krimineller Absicht. In: Hengartner Thomas / Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Berlin / Hamburg 2005. S. 391-408.
Roth, Wolff-Michael / Breuer, Franz / Mruck, Katja (Hg.): Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess II . Mai 2003. [http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs-d/inhalt2-03-d.htm].
Ruschmann, Sandra: Die Vision mit Verfallsdatum. In: Stadelmann, Kurt / Wolfensberger, Rolf /Museum für Kommunikation (Hg.): Wunschwelten. Geschichten und Bilder zur Kommunikation und Technik. Zürich 2000. S. 30.
Sackmann, Reinhold / Weymann, Ansgar: Die Technisierung des Alltags: Generationen und technische Innovationen. Frankfurt a.M. / New York 1994.
Schachtner, Christine: Geistmaschine. Faszination und Provokation am Computer. Frankfurt a.M. 1993.
Schachtner, Christina: Die Technik und das Soziale. Begründung einer subjektivitätsorientierten Technikforschung. In: Dies. (Hg.): Technik und Subjektivität. Das Wechselverhältnis zwischen Mensch und Computer aus interdisziplinärer Sicht. Frankfurt a.M. 1997. S. 7-25.
Scharfe, Martin: Utopie und Physik. Zum Lebensstil der Moderne. In: Michael Dauskardt / Helge Gerndt (Hg.): Der industrialisierte Mensch. Vorträge des 28. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Hagen vom 7.-11. Oktober 1991. Hagen 1993. S.73-90.

Schelhowe, Heide: Das Medium aus der Maschine: zur Metarmorphose des Computers. Frankfurt a. M. / New York 1997.
Scherer, Brigitte: Vom Müssen zum Wollen. Arbeiten mit dem Personalcomputer. In: Christina Schachtner (Hg.): Technik und Subjektivität. Das Wechselverhältnis zwischen Mensch und Computer aus interdisziplinärer Sicht. Frankfurt a. M. 1997, S. 47-68.
Schenk, Michael / Stark, Birgit / Wolf, Malthe: Die Ausbreitung von Computer und Internet in der Gesellschaft. In: Österreich, Christopher / Losse, Vera (Hg.): Immer wieder Neues. Wie verändern Erfindungen die Kommunikation. Heidelberg 2002. S. 125-134. (=Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation, Bd. 15).
Scharfe, Martin: Menschenwerk. Erkundungen über Kultur. Köln / Weimar / Wien 2002.
Schenda, Rudolf: Der Computer, das Volk und der neue Analphabetismus. In: Dauskardt, Michael / Gerndt, Helge (Hg.): Der industrialisierte Mensch. Vorträge des 28.Deutschen Volkskunde-Kongresses in Hagen vom 7.bis11.Oktober 1991. Münster 1993. S.441-457.
Schmid, Hans-Christian / Gutmann, Michael: 23 - Die Geschichte des Hackers Karl Koch. München 1999.
Schmidt-Lauber, Brigitta: Das qualitative Interview oder die Kunst des Reden-Lassens. In: Göttsch, Silke / Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin / Hamburg 2001. S. 165-186.
Schmidt-Lauber, Brigitta: Gemütlichkeit. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Frankfurt a.M. / New York 2003.
Schmidt-Lauber, Brigitta: Grenzen der Narratologie. Alltagskultur(forschung) jenseits des Erzählens. In: Hengartner, Thomas / Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Berlin / Hamburg 2005. S. 145-164.
Schneider, Ingo: Erzählen im Internet. Aspekte kommunikativer Kultur im Zeitalter des Computers. In: Fabula 37 (1996). S. 8-27.
Schönberger, Klaus: Neue Online-KommunikationspartnerInnen? Qualitative und quantitative Zugänge. In: Reips, Ulf-Dietrich (Hg.): Current Internet Science. Trends, Techniques, Results. Aktuelle Online-Forschung. Trends, Techniken, Ergebnisse. November 1999. [http://www.dgof.de/tband/99/inhalt.html.]
Schönberger, Klaus: Internet und Netzkommunikation im sozialen Nahbereich. Anmerkungen zum langen Arm des „real life“. In: forum medienethik 2/2000: Netzwelten, Menschenwelten, Lebenswelten. Kommunikationskultur im Zeichen von Multimedia, S. 33-42.
Schönberger, Klaus: Arbeit und Freizeit – Integration oder Entgrenzung. Wandel der Erwerbsarbeit: Überlegungen für eine subjektorientierte empirische Kulturwissenschaft / Europäische Ethnologie. In: . In: Hess, Sabine / Moser, Johannes (Hg.): Kultur der Arbeit - Kultur der neuen Ökonomie (= Kuckuck. Notizen zu Alltagskultur. Sonderband 4). Graz 2003, S. 141-166.
Schönberger, Klaus: » ... dass jemand mal vorbei schreibt.« E-Mail im Alltag - zur Kulturanalyse eines neuen Mediendispositivs. In: Höflich, Joachim / Gebhardt, Julian (Hg.): Brief - E-Mail - SMS. Vermittlungskulturen im Wandel. Frankfurt a.M. / Berlin u. a. 2003, S. 111-146.

Schönberger, Klaus: „Ab Montag wird nicht mehr gearbeitet!“ Selbstverwertung und Selbstkontrolle im Prozess der Subjektivierung von Arbeit. In: Hirschfelder, Gunther / Huber, Birgit (Hg.): Die Virtualisierung der Arbeit. Zur Ethnographie neuer Arbeits- und Organisationsformen. Frankfurt a. M. / New York 2004. S. 239-265.
Schröder, Hans Joachim: Archiv für "Alltägliches Erzählen" im Hamburger Institut für Volkskunde. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 1 (1988). S. 113-119.
Schröder, Hans Joachim: Die gestohlenen Jahre: Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten. Tübingen 1992.
Schröder, Hans Joachim: Technikerfahrung im biographischen Erzählen. Projektbericht. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung 13 (2000). S. 262-284.
Schröder, Hans Joachim: Technik als biographische Erfahrung. In: Vokus. Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Schriften 1/2000, S. 41-77. [http://www.uni-hamburg.de/volkskunde/Texte/Vokus/2000-1/technik.html].
Schröder, Hans Joachim: Interviewliteratur zum Leben in der DDR. Zur literarischen, biographischen, und sozialdokumentarischen Bedeutung einer dokumentarischen Gattung. Tübingen 2001.
Schröder, Hans Joachim: „Wohin entwickelt sich die Technik?“ Denk- und Gefühlsbilder im Kontext biographischer Erfahrung. In: Vokus. Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Schriften (1/2003). S. 5-29. [http://www.uni-hamburg.de/Wiss/FB/09/Volkskul/Texte/Vokus/2003-1/schroeder.html.]
Schröder, Hans Joachim: Topoi des autobiographischen Erzählens. In: Hengartner, Thomas / Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Berlin / Hamburg 2005. S. 17-42.
Schröder, Hans Joachim: Technik als biographische Erfahrung 1930 – 2000. Dokumentation und Analyse lebensgeschichtlicher Interviews. Zürich 2007.
Schützeichel, Rainer: Soziologische Kommunikationstheorien. Konstanz 2004.
Schulz-Schaeffer, Ingo: Akteur-Netzwerk-Theorie. Zur Koevolution von Gesellschaft, Natur und Technik. In: Weyer, Johannes (Hg.): Soziale Netzwerke. Konzepte und Methoden der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung, München u.a. 2000. S. 187-209.
Schütte, Wilfried: Alltagsgespräche. In: Antos, Gerd / Brinker, Klaus / Heinemann, Wolfgang / Sager, Sven F. (Hg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin / New York 2001. S. 1485-1492.
Schuettpelz, Erhard: Figuren der Rede: zur Theorie der rhetorischen Figur. Berlin 1996.
Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a. M. / New York 1993.
Schulze, Gerhard: Das Medienspiel. In: Müller-Doohm, Stefan / Neumann-Braun, Klaus (Hg.): Kulturinszenierungen. Frankfurt a. M. 1995. S.363-378.
Schulze, Gerhard: Inszenierte Individualität – ein modernes Theater. In: van, Dülmen, Richard (Hg.): Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln 2001. S. 557-580.
Schwibbe, Gudrun / Spieker, Ira: Virtuelle Friedhöfe. In: Zeitschrift für Volkskunde 95 (1999). S. 220-245.

Segeberg, Harro: Literatur im Medienzeitalter. Literatur, Technik und Medien seit 1914. Darmstadt 2003.
Sennett, Richard: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. München 2000.
Siebers, Ruth: Zwischen Normalbiographie und Individualisierungssuche. Empirische Grundlagen für eine Theorie der Biographisierung. Münster u.a. 1996.
Sieferle, Rolf Peter: Fortschrittsfeinde? Opposition gegen Technik und Industrie von der Romantik bis zur Gegenwart. München 1984.
Siffert, Hans-Peter: My Terminal is my Castle. Computerschmuck im Großraumbüro. In: Der Alltag. 1 (1985). S. 62-79.
Soeffner, Hans-Georg: Die Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur einer wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Frankfurt a.M. 1988.
Stoll, Clifford: Die Wüste Internet. Geisterfahrten auf der Datenautobahn. Frankfurt a.M. 1996.
Tedlock, Dennis: Fragen zur dialogischen Anthropologie. In: Berg, Eberhard / Fuchs, Martin (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a. M. 1993. S. 269-287.
Tietel, Erhard: Das Zwischending: die Anthropomorphisierung und Personifizierung des Computers. Regensburg 1995.
Tobler, Beatrice: „Männer schreiben manchmal so einen Quatsch!“ – Zur geschlechtsspezifischen Kommunikation in Computernetzen. In: Köhle-Hezinger, Christel / Scharfe, Martin / Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur. Münster u.a. 1999. S. 456-467.
Tobler, Beatrice: Die DNA Im Puppenhaus. Bilder des Lebens im Computerspiel. In: Brednich, Rolf-Wilhelm / Schneider, Annette / Werner, Ute (Hg.): Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. Münster u.a. 2001. S. 481-490.
Tobler, Beatrice: Sammlungsgeschichten: Wege zu einer Computersammlung. In: Kommunikation und Kultur- Mitteilungen aus dem Museum für Kommunikation in Bern 1 (2001): Loading History – Computergeschichte(n) aus der Schweiz. S. 98-109.
Todtenhaupt, Anja: Die Cyberspace-Kultur. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung NF 32 (1997). S. 105-122.
Trautmann, Caroline: Argumentieren – Versuch einer Begriffsbestimmung aus diskursanalytischer Sicht. In: Obst, Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 49 (1994). S. 150-171.
Tully, Claus J.: Mensch – Maschine – Megabyte. Technik in der Alltagskultur. Eine sozialwissenschaftliche Hinführung. Opladen 2003.
Turkle, Sherry: Die Wunschmaschine. Vom Entstehen der Computerkultur. Reinbek bei Hamburg 1986.
Turkle, Sherry: Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet. Reinbek bei Hamburg 1999.
Wajcman, Judy: Technik und Geschlecht. Die feministische Technikdebatte. Frankfurt a.M. / New York 1994.

Warneken, Bernd-Jürgen (Hg.): Fehlalarm. Y2K und andere Apokalypsen. Begleitband zur Ausstellung im Tübinger Schloss vom 8. Dezember 2000 bis 14. Januar 2001. Tübingen 2000.
Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Tübingen 1980 [1921].
Weizenbaum, Joseph: Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft. Frankfurt a.M. 1978.
Welz, Gisela: Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck. In: Zeitschrift für Volkskunde 94 (1998). S. 177-194.
Welzer, Harald: Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. München 2002.
Werlen, Iwar: „Mit denen reden wir nicht“. Schweigen und Reden im Quartier. Basel/ Frankfurt am Main / Basel 1992. (=Kulturelle Vielfalt und nationale Identität. Nationales Forschungsprogramm 21).
Wesener, Stefan: Spielen in virtuellen Welten Eine Untersuchung von Transferprozessen in Bildschirmspielen. Wiesbaden 2004.
Wiebel-Fanderl, Oliva: Herztransplantation als erzählte Erfahrung. Der Mensch zwischen kulturellen Traditionen und medizinisch-technischem Fortschritt, Münster / Hamburg / London 2003. (= Ethik in der Praxis/Practical Ethics, Studien, Bd. 14)
Winter, Rainer: Die Kunst des Eigensinns. Cultural Studies als Kritik der Macht. Weilerswist 2001.
Wolf, Anneke: Diaristen im Internet. Vom schriftlichen Umgang mit Teilöffentlichkeiten. In: Kommunikation@Gesellschaft 3 (2002). [www.kommunikation-gesellschaft.de].
Wurster, Christian: Der Computer. Eine illustrierte Geschichte. Köln 2002.
Wyatt, Sally: Understanding (Information and Communication) Technologies: Lessons from Science and Technology Studies. In: Schweizerische Akademie der Geisteswissenschaften (Hg.): Technikforschung zwischen Reflexion und Dokumentation. Referate der Herbsttagung im November 2003. Bern 2005. S. 27-37.